Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/globusillustrier3518unse

Globus.

XXXV. Band.

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Deutsche Kolonialgesellschaft BERLIN

Fünfunddreißigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1879.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Continent von Australien.

Kleinere Inseln des Stillen Oceans.

Nordamerika.

Südamerika.

Arktisches Gebiet.

Vermischte Aufsätze und Mittheilungen.

Ethnographisches, Anthropologisches &c.

Vom Büchertische.

Biographisches. Personalia.

Mitarbeiter an Bd. XXXV (soweit sie sich genannt haben):

Illustrationen.

Europa.

Griechenland.

(Belle's Reise.)

Amsterdam.

Asien.

China.

Russisch-Turkestan.

Afrika.

Stanley's Reise.

Westafrika.

Der Süden.

Nordamerika.

Mexico.

Canada.

de Lamothe's Reise.

Südamerika.

Columbien.

André's Reise.

Karten.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

I. [1]

Abfahrt von Nauplia. Schwammfischer. Myli und der lernäische Sumpf. Das Pyramidendenkmal auf dem Berge Chaon. Ankunft in Argos. Griechische Taufe. Die Burg Larisa. Von Argos über Hysiai und Paläo-Muchli nach Tripolitza und Tegea.

Um von Nauplia nach Argos, dessen Häuser man vom Burgfelsen Palamidi aus im Nordwesten unterscheiden kann, zu gelangen, giebt es drei Wege: auf der Königsstraße zu Wagen, am Meeresstrande entlang zu Pferde oder auf dem Meere nach Myli und von dort mit den vorausgeschickten Pferden hinauf nach Argos. Die Höcker und die Eintönigkeit der ersteren waren Belle von seinem Ausfluge nach Tiryns her schon bekannt, eben so wenig zog ihn der Ritt im Sande längs eines pesthauchenden Sumpfes an, und so wählte er den dritten und längsten, vielleicht gerade seiner Länge wegen und weil er mehr Wechsel und Zerstreuung verhieß. Um 5 Uhr Morgens verließ sein Boot, eine offene Barke, den Hafen, und lustig blähte die Landbrise das große viereckige Segel an der schrägstehenden Stange, welche für die griechische Marine ein charakteristisches Zeichen ist. Die Fahrt geht zwischen dem äußersten Vorsprunge der Stadt und dem Fort Burtzi hindurch und dann geradewegs nach Westen. Die Morgenluft war so frisch, daß Belle den Mantelkragen hochschlug, die Matrosen ihre dicken wollenen Westen anzogen und der Schiffsherr sich in ein riesiges englisches Halstuch wickelte, dessen schreiendes Roth häßlich gegen die Folge von entzückend zarten und gebrochenen Farben in der Natur ringsum abstach. Die Sonne stand noch hinter den Bergen und beschien nur die Spitzen des Berges Malevò im Westen, und ein bläulicher Ton mit einzelnen unbestimmten feinen Lichtern ruhte auf dem Wasser. Diese griechischen Berge sind wahrhaft wundervoll, und stundenlang kann man ihre Gestalten, ihre Umrisse und die schöne Harmonie ihrer Linien und Farben betrachten. Nur aus diesen Meeren, schimmernd im Azur des Himmels und den Strahlen der aufgehenden Sonne, konnte die Göttin der Schönheit auftauchen, nur auf diesen edlen, harmonischen Bergen die Phantasie der Griechen sich die Wohnstätte der Götter und Heroen ausmalen!

Nach einer halbstündigen Fahrt erschien die Sonne über dem Kamme des Gebirges und zertheilte sofort den leichten Nebel, der auf dem Meerbusen lag. Nun erblickte Belle ganz in der Nähe mehrere große Barken, die unbeweglich dalagen: wie der Patron sagte, waren es Schwammfischer. Das Gewerbe dieser Leute ist zwar seit lange in Griechenland heimisch, hat sich aber in den letzten Jahren bedeutend entwickelt, sowohl was die wachsende Zahl der dabei verwendeten Boote, als was die Apparate anlangt. Früher gab es nur wenige Männer, welche sich für dieses anstrengende Geschäft eigneten, und selbst die geschicktesten konnten nicht länger als zwei Minuten unter Wasser bleiben, wo sie in aller Hast und, wie es der Zufall fügte, gute und schlechte Schwämme durch ein-

[1] Vergl. Bd. XXXI, S. 33, 49, 65, 81 und 97; Bd. XXXII, S. 1, 17, 33, 49, 65 und 81; Bd. XXXIII, S. 241, 257, 273, 288 und 305.

ander um sich herum abrissen. Oft auch verließ sie die Kraft, an der Signalleine zu ziehen, und sie blieben todt auf dem Meeresgrunde liegen. Damals galten die Taucher von Kalymnos und Symi an der kleinasiatischen Küste als die ersten Schwammfischer der Welt. Heutigen Tages aber bedienen sich die Leute der Taucherapparate, von denen sich auf Aegina allein 24 in England gekaufte Exemplare finden. Ganz Griechenland besitzt etwa 40, welche ein Capital von über 170 000 Mark darstellen, wozu noch der Werth der eigens für die Schwammfischerei erbauten Fahrzeuge kommt. Jetzt arbeitet ein Taucher täglich sechs Stunden und kann lange genug unter Wasser bleiben, um unter den Schwämmen nach Größe und Feinheit die Auswahl zu treffen. Unfälle kommen nur selten vor, und das Einzige, worunter die Leute zu leiden haben, ist, daß sie in Folge des starken atmosphärischen Druckes, unter welchem sie arbeiten, etwas schwerhörig werden. Noch vor einigen Jahren belief sich das ganze Erträgniß dieser Fischerei auf nicht mehr als 16 000 Mark im Jahre; heute aber wirft sie Dank jener Neuerung über das Hundertfache, mehr als 1 600 000 Mark, ab, und die Zahl der Barken nimmt noch immer zu. Es giebt ihrer in Hellas jetzt 160. Diejenigen, welche Taucheranzüge besitzen, führen eine Bemannung von 12 bis 15 Matrosen, die anderen nur 5 oder 6, welche der Reihe nach tauchen. Patron und Mannschaft theilen sich in dem Ertrag nach Verhältniß. Letzterer beläuft sich auf mehr als 240 000 Kilogramm Schwämme von verschiedener Güte: von der besten Sorte kostet das Kilogramm an Ort und Stelle 28 bis 32 Mark,

Schwammfischer.

von der zweiten etwa 11 Mark. Die Fischer zahlen eine Abgabe von 10 Proc. des Bruttoertrages. Aegina z. B. verdient damit jährlich über 560 000 Mark und jeder Taucher von 1200 bis 1600 Mark.

Die griechischen Fischer selbst unterziehen die Schwämme nur einer ersten Reinigung durch Entfernung des gallertartigen Ueberzuges, dessen Zersetzung der Qualität des Schwammes schaden würde, und verkaufen sie dann den Händlern, welche sie nach Frankreich oder England verschicken und dabei zum Theil auf unredliche Weise ihren Verdienst vergrößern. Das weitere chemische und mechanische Verfahren, um dem Meeresproducte Ansehen und Weichheit zu geben, können wir hier füglich übergehen.

Die Fahrt über den Golf hatte kaum eine Stunde gedauert, und die Sonne hatte den Reisenden bereits dazu gebracht, seinen Mantel abzulegen und den Schirm aufzuspannen, als das Boot schon auf dem sandigen Strande von Myli (die Mühlen) sanft auflief. Es ist das ein Weiler von etwa 30 ziemlich regelmäßig gebauten Häusern am Fuße des im Alterthume Pontinos genannten Berges; eine Reihe von sechs Mühlen auf dem Gipfel eines kleinen Hügels rechtfertigt seinen Namen. Darüber erheben sich auf einem nackten Kalkberge die Reste eines fränkischen oder venetianischen Schlosses. Am Fuße des Pontinos treten drei Quellen zu Tage, deren größte einen mit Wasserpflanzen bedeckten Teich, die Alkyonia Limne des Alterthums, bildet. Unweit südlich davon fließt die Quelle Lerna, wie ursprünglich die ganze Gegend hieß, einige hundert Schritt nördlich der Bach

Pontinos direct zum Meere. Hier war das Lager der von Herakles erschlagenen Hydra: in dem Ungethüm erblickt der deutende Mythologe „die schädlichen Wirkungen des ungeregelten Wassers" und in seinen immer nachwachsenden Köpfen die stets von Neuem wieder hervorbrechenden Quellen, die Herakles nur durch des Feuerbrandes Hülfe zu bewältigen vermochte, d. h. durch Niederbrennen der üppigen Vegetation.

Der Boden rings um den Teich ist torfig und mit hohem dichten Kraut, aus welchem Schwertlilien in Menge hervorleuchten, bedeckt, und wagt man sich zu weit vor, so kann man im Schlamme versinken, wie es zuweilen dem Vieh passirt, wenn es durch die Stiche der hier zahlreichen Insecten scheu und toll gemacht wird. Möven und Königsfischer tummeln sich an dem Teiche, der 150 bis 200 Meter im Durchmesser haben mag und im Alterthume, wo Nero seine Tiefe vergeblich zu messen versuchte, wie noch heute für unergründlich und darum für einen der Eingänge zur Unterwelt galt. Zwar ist das Wasser hier, das ohne das Eingreifen der Menschenhände die ganze Küstenstrecke in einen Sumpf verwandeln würde, wie Bursian (Geographie von Griechenland, II, S. 67) berichtet, durch Eindämmung der Ufer des Teiches und durch Ableitung vermittels eines Kanals geregelt und nutzbar gemacht worden; aber trotzdem sieht man an der gelben Gesichtsfarbe, den matten Augen, dem gedunsenen, fahlen Fleische und dem langsamen Gange der Bewohner von Myli, daß die Nähe des Sumpfes und das Trinken seines ungesunden Wassers seine unheilvolle Wirkung ausübt.

Von Myli führte der Weg nach Argos nordwärts zwischen Feldern hin, deren Halme damals zu Anfang Mai schon sich gelb färbten. Ein von Erdmauern umgebener Baumgarten bezeichnete die Stelle, wo der letzte türkische Aga von Myli dicht am Meere sich einen Park mit seltenen Bäumen angelegt hatte. Sein Jali (Landhaus) ist noch zum Theile vorhanden und dient jetzt einer griechischen Familie als Wohnhaus und Scheuer. Argos zeigt sich schon; aber hinter dem Dorfe Skaphidaki bog Belle erst zur Linken ab, um antike Reste auf einer Vorhöhe des Berges Chaon zu besuchen. Dort liegt oberhalb der Ruinen einer antiken Ortschaft ein pyramidenförmiges Bauwerk aus großen viereckigen mit Mörtel verbundenen Werkstücken von viereckiger Grundform und mit pyramidal abgeschrägten Mauerflächen. An der einen Ecke ist eine Vertiefung mit einer nach oben zu dreieckig zulaufenden Thür, durch welche man in einen Gang und dann in ein centrales Gemach gelangt. Doch steht bis jetzt weder über den Zweck, noch die Erbauungszeit dieses Denkmales, dessen Form sich in ganz Griechenland nur noch in Ligurio bei Epidauros einmal wiederholt, etwas fest.

Pyramidenförmiges Denkmal bei Argos.

In zwanzig Minuten war die Straße beim Uebergange über den Erasinos wieder erreicht, der nach dem Glauben der Alten aus dem Stymphalischen See entspringt und einen unterirdischen Lauf von 38 Kilometern zurücklegt, eine Annahme, welche bei der geologischen Bildung der Peloponnes nichts Unwahrscheinliches hat, da ihr Kalkboden in großen Tiefen von einem Netz von Spalten durchsetzt ist, welche das Wasser der Flüsse und Seen aufnehmen und in großen Entfernungen wieder zum Vorschein kommen lassen.

Belle war schon kurze Zeit zwischen kleinen von Gärten umgebenen Häuschen, die er für eine Vorstadt von Argos hielt, hingeritten, als sein Führer anhielt und ihm erklärte, daß sie im Mittelpunkte des Ortes angelangt seien. Argos ist in der That nur ein großes Dorf von niedrigen, schlecht gebauten Häusern, zwischen welchen Gärten und Bäume stehen, und erinnert sehr an ungarische und siebenbürgische Dörfer. Seine 9000 Einwohner nehmen einen Raum für sich in Anspruch, der in einem civilisirten Lande für das Fünffache ausreichte. Freilich erzengt solche Unregelmäßigkeit ein malerischeres Bild als die einförmigen Häuserzeilen unserer Städte, und an Licht und Luft leidet in Argos niemand Mangel. In den Gärten blühen Orangen- und Citronenbäume, und Rosen, Oleander und Jasmin erfüllen die Luft mit ihren Wohlgerüchen. An einer Stelle machen die lebendigen Hecken Lehmmauern Platz und die Häuser rücken einander näher, stehen in derselben Flucht und bilden ein paar breite belebtere Straßen: das ist der übrigens wenig interessante Bazar. In einigen der größten Läden lagen Ballen von Tabacksblättern, die in der Ebene von Argos gut gedeihen und die sämmtlichen Bewohner derselben, wenn sie nicht so faul und sorglos wären, reich machen könnten.

Ansicht von Argos mit dem fränkischen Schlosse auf Larisa.

Da naht sich raschen Schrittes ein Priester, an den die Leute herantreten, um seine Stola zu küssen. Zwei Chorknaben, die ihm folgen, tragen an einer Stange einen großen mit dem byzantinischen Kreuze gezierten kupfernen Kessel voll Wasser. Es ist ein Pappas auf seinem Taufgange. Meist bringt man die Kinder in die nächste Kirche, um dort

Pappas auf dem Taufgange.

Ein Pallikare, der seinen Gürtel anlegt.

die Ceremonie des Eintauchens an ihnen vollziehen zu lassen; mitunter aber, bei Krankheit, aus Gefälligkeit oder gegen gute Bezahlung kommt der Pappas in das Haus, murmelt, während Verwandte und Freunde auf den Knien liegen, einige Gebete, ergreift dann den Täufling bei den Armen und taucht ihn dreimal unter. Zwar hat diese heilige Hand-

lung häufig Lungenentzündung zur Folge, die das arme Kind direct in den Himmel bringt; aber bis dato hat nichts die griechische Geistlichkeit von diesem Verfahren abbringen können.

Verläßt man die Stadt nach Nordwesten, so kommt man an den Fuß des Burgberges Larisa, in dessen Abhang das Theater eingegraben ist. Von dem Bühnengebäude hat sich nichts erhalten, wohl aber sind noch 67 der in den Felsen selbst eingeschnittenen Sitzreihen sichtbar. Um den Gipfel des Berges zu erreichen, muß man eine Stunde lang über schroffe felsige Halden bergan steigen. Halbwegs bei dem kleinen Kloster Katekumeni finden sich Reste einer Zinnenmauer, welche die erste Umfassung der fränkischen Festung auf dem Bergesgipfel bildete. Ab und zu trifft man auch auf Ruinen griechischer Mauern aus Hausteinen und ohne Mörtel. Nach mancher Anstrengung erreicht man endlich das Schloß, welches vermöge seiner guten Erhaltung einen großartigen Eindruck macht. Die theils runden, theils viereckigen Thürme der Ringmauer sind noch vollständig erhalten; vielfach sieht man antike Säulen und andere Reste eingemauert und Friesstücke als Thürstürzen oder Fensterpfosten verwendet. Ueberall ruhen die mittelalterlichen Mauern auf altgriechischen oder kyklopischen Fundamenten, und im Innern der Burg haben sich noch vier schöne alte Cisternen erhalten. Hier und da sieht man zwischen dem Unkraute verrostete Kanonenkugeln liegen, und in einem kleinen unterirdischen Raume Knochen und Schädel von Türken und Griechen bleichen und zerfallen. 1822 war dieses Schloß die Zufluchtsstätte der griechischen Insurgenten, welche dort die Belagerung durch Dramali Pascha's Heer muthvoll aushielten.

Am Abend dieses Tages beschloß Belle mit seinen Reisegenossen, um einen Tag zu gewinnen, auf der geradesten Straße nach Tripolitza zu gehen und den Besuch der weder landschaftlich noch archäologisch lohnenden Ruinen von Mantineia zu unterlassen. Folgenden Morgens kehrten sie also wieder nach Myli zurück, bogen dann rechts ab und stiegen in Schlangenwindungen über kahle, verbrannte Abhänge, zwischen Felsen und magerm Gestrüppe bergauf. Diese Straße wird zwar in den officiellen Statistiken und namentlich im Budget als fahrbar bezeichnet; aber an vielen Stellen könnte man kaum mit einem Karren vorwärts kommen. Nach einem dreistündigen Ritte über dürre Hochebenen war das kleine Plateau von Achladokampos erreicht, welches dem antiken Hysiai, wo die Spartaner von den Argeiern besiegt wurden, entspricht. Ansehnliche Trümmer seiner Akropolis haben sich erhalten. Weiter führt der Weg beim Kani von Dusa vorbei in eine Engschlucht zwischen den Bergen Ktenia und Parthenion (im Süden). Auf einem vorspringenden Felsen des letztern liegen die ansehnlichen Trümmer von Paläo-Muchli, einer der größten Städte Moreas zur byzantinischen Zeit. Zahlreich sind die Kirchenruinen; von der einen sind noch die Säulenhallen, Bögen, die große Kuppel in der Mitte und zwei kleinere zur Seite erhalten. Dieselbe ist aus Ziegeln und nach demselben Plane wie die byzantinischen Kirchen in Konstantinopel erbaut, während man zu den übrigen Gebäuden und den Mauern der Stadt einen schwärzlichen, in der Nähe anstehenden Stein genommen hat. Hoch auf dem Felsen liegt eine stattliche Burg, welche mit der Stadt durch Werke, die auf dem Bergabhange errichtet waren, in Verbindung stand. Ueberall kann man Spuren von Straßen, Häusern und Cisternen unterscheiden, deren viele der Zeit der fränkischen Herrschaft angehören; denn Paläo-Muchli war ein strategisch wichtiger Punkt, weil es den Engpaß beherrschte, der von der Küste nach dem Innern von Lakonien und Arkadien hinauf führt. Einst zählte sie 25 000 Einwohner; aber nachdem sie Mathäus Asan, der byzantinische Befehlshaber, an Mohammed II. übergeben, sank sie unaufhaltsam zu dem Ruinenhaufen von heute herab, in welchem Tausende von Raben nisten.

Fenster eines ehemaligen Türkenhauses bei Tripolitza.

Aus der Schlucht des Parthenion-Gebirges tritt man in eine weite, bebaute, rings von Bergen umgebene Ebene, an deren Westrande Tripolitza liegt. Diese erst in neuerer Zeit erbaute Stadt, zu deren Errichtung die Trümmer von Tegea, vielleicht auch von Pallantion und Mantineia, dienten — so daß manche in ihrem Namen eine Erinnerung an diese drei Orte sehen wollen —, war im vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts eine der blühendsten in der Peloponnes und Residenz des Paschas, der Morea verwaltete. Aber von seinem Serail, von den Mauern, deren Hauptthor vergoldet war, von den Häusern der reichen Türken, ihren Moscheen und Brunnen sind heute nur noch unförmliche Trümmer erhalten: ihre zweimalige Eroberung, am 17. October 1821 durch die aufständischen Griechen und am 21. Juni 1825 durch Ibrahim Pascha, ließ kaum einen Stein auf dem andern. Jetzt erheben sich dort in den breiten regelmäßigen Straßen durchweg neue Gebäude. An einem mit Bäumen bepflanzten Platze liegen mehrere von Leuten dicht angefüllte Kaffeehäuser und der Bazar mit seinen zahlreichen Klempnern und Kurzwaarenhändlern ist voller Leben. Die 7000 Einwohner der kleinen Stadt gelten für rührig, fleißig

und sparsam; sie wandern nach den größten Städten Griechenlands, nach Athen, dem Piräus, Nauplia und Patras aus, erarbeiten sich dort eine kleine Barschaft und lassen sich damit in ihrer Heimath nieder. Das Volk hier ist kleiner und stämmiger als an der Küste und im nördlichen Griechenland. Das Klima ist so, wie man es von einer Meereshöhe von 1000 Meter auf einem Plateau zwischen entholzten Bergen, wo nichts das Wüthen des Nordwindes hemmt, erwarten kann. Der Winter ist regnerisch und kalt und nicht selten bleibt der Schnee mehrere Tage lang in Stadt und Umgegend liegen.

Am folgenden Morgen wohnte Belle dem Ankleiden seines Wirthes bei; derselbe war Deputirter zum Parlament, ein echter Typus des alten hellenischen Stammes, auch in seiner Tracht, die mit Litzen, Borten und goldenen Schnüren reich besetzt war. Um seinen langen rothseidenen Gürtel anzulegen, läßt er dessen eines Ende von seinem Bedienten halten, der es mit aller Kraft anzieht, und dreht sich dann wie ein Ballettänzer um sich herum, so daß sich der Gürtel fest um seine schlanke Taille legt. Mit letzterer zieren sich die Griechen, und es giebt ihrer viele, welche darin die schlanksten Frauen übertreffen.

Von Tripolitza brachte ein einstündiger Galopp über eine angebaute, aber einförmige Ebene unsere Reisenden nach Tegea, auf dessen Ruinen die in der griechischen Chronik der Eroberung von Morea oft erwähnte Stadt Nikli lag. Ihre mit Thürmen besetzten Mauern sind noch in einer Höhe von 3 Meter und einer Dicke von 2 Meter erhalten. In Folge dieser nochmaligen Besiedelung der Stätte hat sich von Tegea wenig anderes erhalten als Triglyphen, Basreliefs und Säulentrommeln, die hier und da in die gleichfalls schon wieder zerstörten byzantinischen Kirchen verbaut worden sind.

In einem benachbarten Gehöfte, wo ihnen ihr Diener Alexandros Kaffee bereitete, und das früher ein Lusthaus eines Paschas oder reichen Türken gewesen sein muß, verriethen die in geometrischen Figuren geschnitzten hölzernen Fensterläden ihren türkischen Ursprung; in der Mauer des ersten Zimmers war eine kleine spitzbogige Nische ausgespart, welche als Schrank diente.

Von dort setzte Belle seine Reise nach Sparta fort.

Nachrichten von der schwedischen Expedition aus dem Sibirischen Eismeere.

Ende November sind die ersten brieflichen Nachrichten von Nordenskiöld's Expedition, welche bis zur Mündung der Lena reichen, eingetroffen und durch schwedische und dänische Zeitungen veröffentlicht worden. Dieselben wurden vom Dampfer „Lena" bis nach Jakutsk und von da durch die sibirische Post befördert. Sie schildern die Reise bis Cap Tscheljuskin ausführlich und von da bis zur Lenamündung, da die Zeit drängte, nur kurz. Es muß jetzt wohl angenommen werden, daß die Expedition die Beringstraße nicht erreicht hat, sondern irgendwo vor der Küste von Nordostsibirien, vielleicht bei den Neusibirischen Inseln, oder bei Wrangel's- (Kellett's-) Land überwintert. Immerhin kann im Spätwinter von der Expedition über das Eis nach dem sibirischen Festlande eine Nachricht gelangen. — Zunächst schreibt Prof. Nordenskiöld am 20. August, östlich vom Cap Tscheljuskin, daß die Dampfer „Vega" und „Lena" am 10. Morgens ihre Fahrt östlich von der Mündung des Jenisei fortsetzten und ihren Kurs zunächst auf die westlichste der Kameni-Inseln, welche vor der Mündungsbucht der Pjasina belegen sind, fortsetzten. Bei wolkigem Himmel war die Luft + 10,4° C., die Temperatur des Meeres anfänglich + 10°, später + 8°, der Salzgehalt unbedeutend. Kein Eis wurde im Laufe des Tages gesehen. Begünstigt durch eine frische Brise aus S.-O. konnte „Vega" daher mit vollen Segeln ihre Reise antreten. Später am Tage bedeckte sich die See mit Nebel. Die Schiffe gingen daher mit großer Vorsicht vorwärts, zumal sie eine Reihe auf der Seekarte nicht verzeichneter Inseln passirten. Auch am folgenden Tage war schönes Wetter und die See eisfrei. Allein der Nebel wurde so dicht, daß die Schiffe am Morgen bei einer der zahlreichen kleinen Inseln, welche auf der Fahrt angetroffen wurden, liegen bleiben mußten. Die Insel bestand aus einem Gneißlager, nur sparsam mit Schutt bedeckt, theilweise überkleidet mit einer dürftigen Moosvegetation. Das feuchte Wetter hatte während dieser Sommermonate an den Steinen und Berghalden eine reichliche Flechtenvegetation erzeugt. Das Meerwasser war wenig salzig, wenigstens an der Oberfläche, und die Meeralgen fehlten deshalb beinahe vollständig, während das Schleppnetz dem Zoologen eine nicht geringe Ausbeute an reinen Meeresformen lieferte. Am Nachmittage des 11. August hatte sich das Wetter aufgeklärt, so daß man weiter segeln konnte. Einzelne Stücke Eis erschienen und gegen Nacht nahm das Eis in bedenklicher Weise zu, doch waren die Schollen noch nicht so zahlreich, daß die Segelung dadurch benachtheiligt worden wäre. Bei der durch diese Verhältnisse bedingten langsamen Fahrt konnte die Untersuchung der Meerestemperatur und die Arbeit mit dem Schleppnetze um so eifriger betrieben werden. Das Eis erwies sich meist als Bayeis, so durchfressen, daß es viel mehr ein zusammenhängender Eisbrei wie wirkliches festes Eis war. Es war klar, daß dieses Eis in wenigen Tagen völlig verschwunden sein würde. Obwohl ein so dichter Nebel sich zu Zeiten über die See lagerte, daß die Fahrzeuge sich gegenseitig ihre Position mit Hülfe der Dampfpfeife anzeigen mußten, wurde die Fahrt gegen Nordosten auf einer unbekannten Bahn fortgesetzt, welche mit Holmen (Inseln) durchsetzt war, ein Schärengürtel, der sich von Dicksonshafen längs der Küste bis Cap Tscheljuskin hinzieht. Daß das Schiff während dieser ganzen Segelfahrt kein einziges Mal auf Grund kam, war ein Beweis für die ausgezeichnete Art, mit welcher es durch Lieutenant Palander, unterstützt von seinen beiden Offizieren, Brusewitz und Hovgaard, navigirt wurde. Der Salzgehalt des Meeres nahm etwas zu, während die Temperatur sich verminderte. Zugleich wurde das organische Leben am Grunde des Meeres reicher. So förderte Dr. Stuxberg in der Nacht vom 13. zum 14. August, während das Fahrzeug an einem Stücke Treibeis vertäut lag, eine Menge Meeresthierformen aus der See, z. B. ein großes Exemplar von Alecto Eschrichtii und viele Seesterne (Asterias Linckii und panopla), Pycnogoniden und andere. Mit-

tels des Schleppnetzes wurden nahe an Land von Dr. Kjellman mehrere große Meeresalgen erbeutet. Dagegen war das höhere Pflanzen- und Thierleben am Lande so dürftig, daß die Küste im Vergleiche mit dem Felsenstrande von Spitzbergen und West-Nowaja-Semlja eine vollständige Einöde bildet. Alke, Lummen, Teisten und Seeschwalben, welche bei Spitzbergen zu Tausenden und aber Tausenden erscheinen, fehlen hier vollständig. Möven, welche mit ihrem beständigen Geschrei die Luft dort erfüllen, kommen hier nur sparsam vor. Schneeammern trifft man in sechs oder sieben Arten, einige Gänsearten in großer Menge am Lande. Außerdem wird von der Vogelwelt noch eine Eulenart (Strix nyctea) und eine Falkenart erwähnt. Von warmblütigen Thieren traf die Expedition nur zwei Walrosse und einige Robben (Phoca barbata und Phoca hispida). Fische kommen hier wahrscheinlich in reichlicher Menge vor.

Während das Fahrzeug an einer der Schollen vertäut lag, von denen einzelne groß und mächtig genug waren, um zehn Menschen tragen zu können, begab sich Prof. Nordenskiöld mit Lieutenant Nordquist auf das Eis, um zu sehen, ob er nicht einige Spuren von jenem merkwürdigen Staube kosmischen Ursprungs antreffen könne, welchen er im Jahre 1872 auf dem Eise an der Nordküste Spitzbergens gefunden hatte. Lieutenant Nordquist entdeckte auf dem Schnee einige gelbe Flecke, die sich bei näherer Untersuchung an Bord nicht als eine organische Materie, sondern als ein grobkörniger Sand, als sehr wohl ausgebildete Krystalle von 1 bis 2 Millimeter Durchmesser, herausstellten. Vom 14. bis 18. August lagen die Fahrzeuge, auf klares Wetter wartend, in einem trefflichen Hafen zwischen der Taimyr-Insel und dem Festlande vor Anker. Nordenskiöld taufte diesen Hafen Actiniahafen, wegen der großen Menge von Actinien, welche hier zu Tage gefördert wurden. Das Land war schneefrei und bedeckt mit einer graugrünen Vegetation, die aus Grasarten, Moosen und Flechten bestand. Die Zahl der Arten phanerogamischer Gewächse war äußerst gering, die Entwickelung der Moose und Flechten dagegen sehr reich. Das Ufer bot eine Renthierweide, die weit besser war als in den an Renthieren reichen Thälern am Belsund, Isfjord und Storfjord auf Spitzbergen. Gewiß haben russische Jäger diese Ufer lange nicht besucht, doch zeigten sich nur wenig Renthiere. Capitän Johannesen meinte, daß die Ursache der Spärlichkeit der Renthiere in dem Vorkommen von Wölfen zu finden sei, von welchen Spuren vorgefunden wurden. Der Sund, welcher die Taimyr-Insel vom Festlande trennt, wurde mittels der Dampfbarkasse untersucht. Prof. Nordenskiöld bezeichnet den Actiniahafen als geeigneten Punkt für eine der Beobachtungsstationen, welche nach dem Vorschlage Weyprecht's um den Pol herum errichtet werden sollen. Der Hafen besteht in einer nach allen Seiten geschützten Bucht mit einem guten Ankerplatz. Ungeachtet des noch immer herrschenden Nebels lichteten die beiden Schiffe, „Vega“ und „Lena“, am 18. die Anker, um die Fahrt gegen Cap Tscheljuskin fortzusetzen. Die Schiffe dampften längs dem Weststrande der Taimyr-Insel, vor welcher eine Menge auf der Karte nicht angegebene Inseln liegen. Die Nordspitze der Taimyr-Insel scheint nicht so weit nach Norden sich zu erstrecken, als die Karten angeben. Eis wurde nur in geringer Menge und zwar nur Bayeis, das sich sehr zerfressen zeigte, angetroffen. Alles dieses Eis mußte bald wegschmelzen. Auch die Taimyrbucht war nahezu eisfrei. Bei der Fahrt wurde ein schwacher Seegang bemerkt. Am 19. August wurde längs der Küste der Tscheljuskin-Halbinsel, und zwar in einem äußerst dichten Nebel, der sich nur für Stunden soweit zerstreute, daß man die Umrisse des Landes sehen konnte, weitergesegelt oder gedampft. Auf der Fahrt traf man ein weitgestrecktes Feld zusammenhängenden Eises, welches vor einer Bucht an der Westseite der Taimyr-Halbinsel lagerte. Unter der Einwirkung der Strahlenbrechung schien das Eisfeld stark und hoch, aber bei Annäherung an die Kante des Eises zeigte sich, daß auch dieses feste Eis ebenso wie die Eisstreifen, welche hier und da angetroffen wurden, durchfressen war. Der Nebel hinderte weit zu sehen, und Prof. Nordenskiöld befürchtete schon, daß Asiens nördlichste Spitze so von Nebel verhüllt sein werde, daß eine Landung nicht möglich sei. Aber bald erschien eine eisfreie Landspitze im Nordosten. Ein wenig nach Norden öffnete sich eine kleine eisfreie Bucht des Landes. In dieser warf die „Vega“ am 19. August, 6 Uhr Nachmittags, den Anker. Es wurde die schwedische Flagge aufgehißt und eine der wenigen Kanonen, welche die „Vega“ führte, gab Salutschüsse. Das erste Ziel der Expedition, die nördliche Spitze der Alten Welt, war erreicht. „Die Luft hatte sich geklärt und die Landspitze lag vor uns im Sonnenschein und schneefrei.“ Wie bei der ersten Landung am Jenisei traf man auch hier einen mächtigen Eisbären, der indeß, nachdem die Salutschüsse abgegeben, vor den Kugeln der Jäger entfloh. Die „Vega“ verweilte beim Cap Tscheljuskin bis zum Mittag des folgenden Tages, um eine genaue astronomische Ortsbestimmung dieses wichtigen Punktes vorzunehmen und den Zoologen und Botanikern Gelegenheit zu Excursionen am Lande zu gewähren. Cap Tscheljuskin bildet eine niedrige Landspitze, welche durch die Bucht, in welcher das Fahrzeug lag, in zwei Theile getheilt wird. Eine Berghöhe läuft, sich allmälig absenkend, von dem östlichen Strande mit der Küste parallel nach Süden. Nach ungefährer Berechnung auf Grund der astronomischen Beobachtungen und der vorgenommenen Triangelmessungen liegt die westliche Spitze auf 77° 36′ 37″ nördl. Br. und 103° 25′ 5″ östl. L. v. Gr., die östliche Spitze noch etwas nördlicher, nämlich auf 77° 41′ nördl. Br. und 104° 1′ östl. L. [1]). Landeinwärts scheint sich der Berg bis zu 1000 Fuß zu erhöhen. Sowohl die Berghöhe wie das Flachland waren nahezu schneefrei. An den meisten Stellen des Strandes war aber ein Eisfuß zurückgeblieben.

Der Boden des Flachlandes bestand nach den Untersuchungen des Prof. Nordenskiöld aus Lehm, die Bergart war aufrechte Schieferlagerung ohne Versteinerung, reich an Krystallen von Schwefelkies, an der Oberfläche waren die Schieferlager von mächtigen Quarzadern durchsetzt. — Von Phanerogamen konnte Dr. Kjelman hier nur 24 Arten auffinden, die meisten ausgezeichnet durch ihre Neigung, wulstartige dichte Rasenflecke zu bilden. Es sah beinahe so aus, als ob die Pflanzen der Tscheljuskin-Halbinsel versucht hätten, von hier aus weiter nach Norden zu wandern, und an dem äußersten Hügel gegen das Meer zu Halt gemacht hätten. Hier nämlich, auf einem verhältnißmäßig weiten Umkreise, fand man beinahe alle Pflanzen, Phanerogamen wie Kryptogamen, des Landes zusammen, während man weiter ins Land hinein manche derselben vergebens suchte. Das Thierleben am Lande wetteiferte mit dem höhern Pflanzenleben an Dürftigkeit. Von Vögeln waren namentlich einige Tringa-Arten, ferner eine Lumme, Anser bernicla, die Eidergans und eine Bergeule vertreten. Auf dem Meere vor der Landspitze, welches bis auf einige herumtreibende Eisstücke eisfrei war, erblickte man ein Walroß, zwei Weißwale und einige Seehunde (Phoca hispida). Mittels des Schleppnetzes wurden vom Grunde des Meeres verschiedene große Algen (unter anderen Laminaria Agardhi) und eine

[1]) Was mit der bisherigen Ansetzung gut genug stimmt, da der Unterschied in der Länge nur etwa $3\frac{1}{2}$ deutsche Meilen beträgt.

große Menge niederer Thiere heraufgeholt, worunter viele große Exemplare von Idothea entomon, eine Isopodenart &c.

Ein zweiter Brief des Prof. Nordenskiöld ist auf der Fahrt zwischen Cap Tscheljuskin und der Mündung des Olenek geschrieben und datirt vom 21. bis 26. August. Wir geben auch aus diesem einen Auszug. Nachdem die „Vega" um Mittag des 20. August den Anker gelichtet, war das Meer in der nächsten Umgebung der Nordspitze Asiens so eisfrei geworden, daß Prof. Nordenskiöld hoffte, er würde nicht nur längs der Küste, welche eine Strecke auf der andern Seite von Cap Tscheljuskin südlich läuft, sondern auch gerade in östlicher Richtung bis zu den Neusibirischen Inseln eine offene See finden. Gemäß dem Programme der Expedition nahm dieselbe daher den Kurs rechtweisend O. z. S. mit der Hoffnung, in dieser Richtung eine westliche Fortsetzung der Neusibirischen Inselgruppen zu treffen. Am 20. und 21. August dampfte die Expedition in der genannten Richtung zwischen dem Treibeise hin, das andauernd sehr zerstreut lag, aber aus größeren und stärkeren Feldern bestand, als sie bisher angetroffen worden waren. Leider erschwerte ein so dichter Nebel die Schifffahrt, daß man die Eisfelder und Eisstücke nur in unmittelbarer Nähe des Schiffes sehen konnte, und es war daher unmöglich, einen Ueberblick über die Ausdehnung und Lage des Eises zu erhalten. Nachdem man in der Nacht zum 22. ziemlich dichte Treibeisfelder durchsegelt hatte, konnte die Expedition im Laufe des Tages in östlicher Richtung nicht weiter kommen. Sie setzte daher den Kurs mehr südlich, allein auch in dieser Richtung stieß man bald auf Eishindernisse, wenigstens so weit man in dem dichten Nebel erkennen konnte. Um klareres Wetter abzuwarten, hielt die „Vega" gegen Mittag an einem der großen Eisfelder. Aus der Ferne sah dieses groß und stark aus, als dasselbe betreten wurde, fand man es aber so zerfressen, daß es klar war, es würde binnen Kurzem wegschmelzen. Als das Wetter aufklarte, dampfte man weiter. Eine kurze Stunde wurde das Fahrzeug genöthigt, mittels Eisankers sich an einem andern Eisfelde zu vertäuen. Zeitig am Morgen des 23. klarte die Luft etwas auf. Die Expedition dampfte weiter, gerieth in Treibeis und kam am selben Tage Abends halb sieben erst wieder in offenes Wasser. Die Tiefe der See hatte während dieser Irrfahrt im Eise zwischen 33 und 35 Faden betragen, begann nun aber sich zu verringern, ein Zeichen der Nähe von Land. Letzteres wurde um 8 Uhr 45 Minuten Abends gesichtet. Die nordöstlichste Spitze der östlichen Taimyr-Halbinsel, als welche sich das Land auswies, lag ungefähr auf 76° 30' nördl. Br. und 118° östl. L. Gr. Die See war auf eine Entfernung von 15 bis 16 Fuß vom Lande vollständig eisfrei. Sechs Minuten vom Lande schwankte die Tiefe der See zwischen 6 und 12 Faden. Die Luft hatte sich geklärt. Eine nordwestliche Brise führte das Fahrzeug schnell ohne Hülfe des Dampfes über eine vollständig schlichte See. Die Höhen am Strande zeigten jene eigenthümlichen conischen Formen, welche den östlichen Strand des Jenisei zwischen Mesenkin und Jakowjewa kennzeichnen. Berge von wenigstens 2000 bis 3000 Fuß Höhe zeigten sich ein Stück landeinwärts vom Strande und — kleine Ansammlungen von Eis in den Klüften abgerechnet — waren die Spitzen und Kronen der Berge schneefrei. Auch einige kleine Gletscher scheinen vorzukommen, die nach Schätzung über 800 bis 1000 Fuß über Meereshöhe abschlossen. Das Thierleben in der See wurde nun reicher. Dr. Stuxberg förderte aus einer Tiefe von 35 Faden eine Menge prachtvoller mariner Thierformen mittels des Schleppnetzes herauf, ferner Seesterne und andere. In geringerer Tiefe zeigte sich ein großer Reichthum an niederen Thieren. Die hier vorkommenden Thiere sind reine Eismeerformen und insofern von hohem wissenschaftlichen Interesse. Oft konnte man vom Fahrzeuge aus keine Spur von Eis sehen, und wie die mit eingesandte Kurskarte ergiebt, segelte das Schiff da, wo die bisherigen Karten Land angaben. Um 11 Uhr Vormittags des 24. August wurde „Land voraus auf Backbordseite" ausgerufen. Es war offenbar die Insel, welche unter dem Namen Preobraschenski-Insel im Beginn der Mündungsbucht der Chatanga auf den Karten angegeben ist. Sie liegt vier Längengrade östlicher, als die Seekarten angeben. Die Insel bestand aus einem steilen Absturz, der horizontale Schichten begrenzte, in denen man Versteinerungen zu finden hoffte. Theils in Rücksicht hierauf, theils um dem Dr. Kjelman und Almquist Gelegenheit zu einer Landexcursion in dieser noch niemals von einem Manne der Wissenschaft besuchten Gegend zu geben, ließ Prof. Nordenskiöld das Fahrzeug einige Stunden hier ankern. Der nordöstliche Abhang der Insel, welche sich nach den Messungen des Lieutenants Nordquist auf 300 Fuß vom Strande erhebt, wimmelte von zahllosen Alken und Möven (Larus tridactylus). Am Strande wurden zwei Bären geschossen. Die grasbewachsene Südseite zeigte eine üppige Vegetation und lieferte den Botanikern reiche Ausbeute. Hier wurden auch verschiedene Bergeulen, Alke, Möven und Teisten getroffen. Von Insecten wurde eine Staphilinus-Art gefunden, ferner drei Exemplare einer Chrysomela-Art, verschiedene Dipteren und Arachniden. In den Kalklagern fanden sich die erwarteten Versteinerungen nicht, nur ein Belemnit wurde angetroffen, ein Zeichen dafür, daß die Insel aus jenen in der Secundärperiode gebildeten Lagern besteht, welche weitgestreckte Theile von Nordsibiriens Tiefland einnehmen. Abends 10 Uhr wurden die Anker gelichtet. Die Expedition befand sich nun auf 73 bis 74° nördl. Br. und die Nächte begannen dunkel zu werden. Lieutenant Palander mußte mit großer Vorsicht navigiren, besonders da die Küste unsicher auf den Karten ausgelegt und das Meer, welches er vor sich hatte, so flach war, daß an den meisten Stellen bis zur Lenamündung nur 5 bis 8 Faden Tiefe waren. Seit dem 23. Abends war die Expedition vom herrlichsten Wetter begünstigt und das Meer vollkommen eisfrei. Nach der Erfahrung, welche die Expedition in diesen Tagen gemacht hat, wird die sibirische Nordküste im Spätsommer nicht mehr von Eis beschwert sein als das Weiße Meer im Hochsommer. Die Ursache davon ist, wie Prof. Nordenskiöld im Programm für seine Expedition bereits andeutete, in der Masse warmen Wassers zu suchen, welches die großen sibirischen Ströme im Sommer in das Meer führen. Dies werden die während der Expedition vorgenommenen hydrographischen Untersuchungen noch näher ergeben. Täglich wurde sechs Mal die Temperatur der Oberfläche des Meeres ermittelt und meteorologische Beobachtungen angestellt. Ferner wurde zwei bis drei Mal täglich die Temperatur und der Salzgehalt des Meeres in verschiedenen Tiefen festgestellt. Diese Arbeiten wurden von den Lieutenants Palander und Bove ausgeführt. Die Temperatur der See am Grunde wechselte je nach der Tiefe, welche bis zu 30 Meter betrug, zwischen — 1° und — $1^4/_{10}$° C. Die Schwere des Meerwassers beträgt von 1,026 bis zu 1,027, entsprechend einem Salzgehalt, der wenig geringer ist als derjenige des Wassers im Atlantischen Ocean. An der Oberfläche des Meeres ist die Temperatur außerordentlich verschieden; so z. B. bei Dicksonshafen + 10°, etwas südlich vom Taimyrsund + 5,4°, im Treibeise vor diesem Sund + 0,8°, außen vor der Taimyrbucht + 3°, bei Cap Tscheljuskin — 0,1°, vor der Chatangabay + 4° und zwischen der Chatanga und der Lena + 1,2 zu + 5,8°. Die Schwere des Oberflächenwassers

des Meeres hatte in dieser Zeit in einer breiten Rinne an der Küste niemals 1,023 überstiegen und betrug mitunter nur 1,01 und weniger. Nach der Ansicht und den Beobachtungen Nordenskiöld's geht ein schmaler warmer Salzwasseroberflächenstrom von den Mündungen des Ob und Jenisei zunächst längs der Küste nordöstlich und dann unter dem Einfluß der Erdrotation weiter östlich. Andere gleichartige Ströme werden bewirkt durch die Chatanga, Anabara, Olenek, Lena, Jana, Indigirka und Kolyma, welche Flüsse sämmtlich ihr unter dem heißen Sommer Sibiriens mehr oder weniger erwärmtes Wasser in das Eismeer ergießen, und auf diese Weise das letztere während einer kurzen Zeit des Jahres nahezu eisfrei längs der Küste machen. Prof. Nordenskiöld hat demnach in seinem Plane diese Verhältnisse sehr richtig beurtheilt.

Lieutenant Hovgaard von der dänischen Kriegsmarine schreibt „vor der Lenamündung, den 27. August," in einem von dem Kopenhagener „Dagblad" veröffentlichten Briefe wie folgt:

„Meinen letzten Brief sandte ich aus Dicksonshafen, den 9. August. Am nächsten Tage segelten wir weiter und machten sofort die Entdeckung, daß die Karten falsch waren, da die Küste weit westlicher lag, als man glaubte. Als wir Dicksonshafen verließen, war herrliches klares Wetter, aber schon am nächsten Morgen hatten wir Nebel, welcher uns fast ununterbrochen folgte. Trotz des Nebels ging es jedoch rasch vorwärts, und schon am nächsten Tage, den 11., passirten wir Cap Sterlegoff, den äußersten Punkt, bis zu welchem bis jetzt ein Schiff gekommen war. Auf unserm Wege passirten wir täglich Inseln, welche nicht auf den Karten verzeichnet waren. Schon am Montag Vormittag, 12. August, hatten wir Eis, aber es war so unbedeutend, daß wir es nicht beachteten, Nachmittags begegneten wir indeß dichteren Eisgürteln, welche wir vergebens zu durchbrechen versuchten. Es war eine ganz eigenthümliche Fahrt, mit voller Kraft rannten wir gegen die fadendicken Eisflächen, um Platz sowohl für uns selbst wie für die kleine „Lena" zu schaffen, die von Eisen ist und also nicht so viel verträgt als „Vega's" 23zöllige Eichenseiten. Nach einiger Zeit mußten wir umkehren, es war unmöglich an dieser Stelle durchzukommen; erst gegen Abend fanden wir eine Passage, und weiter steuerten wir jetzt gen Osten.

Es war eine unvergleichliche Fahrt. Im Süden stand das Taimyrland feuerroth in der Mitternachtssonne, welche von der Refraction hoch über den nördlichen Horizont gehoben wurde, während das Eis sich in den Lüften spiegelte und die phantastischsten Formen annahm; ein Bär war unvorsichtig genug, zu nahe an „Lena" heranzuschwimmen, und mußte diese Unvorsichtigkeit mit seinem Leben büßen. Ueber die spiegelblanke Fläche des Meeres glitten die Schiffe weiter, mehrere kleine Holme passirend, an deren Küsten noch Eis lag. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange, schon am nächsten Tage mußten wir wieder wie gewöhnlich zwischen dichtem Treibeise manövriren, und plötzlich bekamen wir gerade vor uns in kaum 1000 Ellen Entfernung Land in Sicht. Selbstverständlich ankerten wir sofort und warteten eine Klärung ab, welche auch Nachmittags um 3 Uhr erfolgte, aber schon nach zwei Stunden stellten sich wieder Nebel und Eis ein. Mit diesem trieben wir ostwärts, bis wir mit der ersten sich darbietenden günstigen Gelegenheit eine kleine Bucht in dem Sunde zwischen der Taimyrinsel und dem Festlande aufsuchten. Nach einer Polypenart, die sich in großen Massen vorfand, nannten wir die Bucht „Actinia-Hafen". Von hier aus machten wir mehrere Ausflüge mit der Dampfbarkasse.

Am 18. August wurden wir endlich aus unserm Zwangsaufenthalt im Actinia-Hafen befreit, indem der Wind sich änderte und das Eis forttrieb. Wie gewöhnlich im Nebel, steuerten wir nach Tscheljuskin hinüber, welches wir am nächsten Tage in Sicht bekamen. Ohne das Land selbst zu sehen, sondern dem Eisrande desselben folgend, erreichten wir gegen Abend die von Tscheljuskin angegebene kleine Bucht westlich von der Nordspitze Asiens. Mit welchen freudigen Gefühlen segelten wir diesem vorläufigen Ziele unserer Bestrebungen entgegen! Von allen Masten mit wehender Flagge und die ehrwürdige Nordspitze der Alten Welt mit fünf Schüssen salutirend, fuhr „Vega" stolz in die kleine Bucht hinein. Um das Fest zu einem vollständig glücklichen zu machen, brach die Sonne durch den Nebel und zeigte uns ein hohes schneebedecktes Gebirge im Hintergrunde. Von der Spitze eines großen Eishaufens stierte ein Bär erstaunt auf diese unerwarteten Gäste und trollte alsdann, nachdem er einige Schrammschüsse bekommen, in die Berge zurück. Am nächsten Morgen, als unsere Observationen beendet waren, errichteten wir einen Steinberg, in welchen wir ein Document, enthaltend Aufklärungen über den Fortgang unserer Expedition und unsern Plan für die Zukunft, legten. Um 1 Uhr Nachmittags am 20. August lichteten wir die Anker und steuerten ostwärts. Wir hatten wieder mehrere Tage mit Nebel und Eis zu kämpfen, bis wir die Küste der östlichen Taimyr-Halbinsel erreichten, wo wir ein fast offenes Fahrwasser fanden. Die Küste lag circa 50 engl. Meilen westlicher, als die Karte [1]) angab. Am 25. August ankerten wir bei einer Vogelinsel in der Mündung der Chatangabucht. Nachdem alle Observationen beendet waren, segelten wir weiter und sind jetzt in der Mündung der Lena, wo wir „Lena" verlassen, die nach ihrem künftigen Heimathsort, Jakutsk, geht, wohin sie zugleich unsere Post befördert. Nach wenigen Monaten hoffen wir in Japan zu sein und die Nordostpassage ist dann von einem Schiffe befahren."

(Mittheilung der Geographischen Gesellschaft in Bremen.)

[1]) Lieutenant Palander, Befehlshaber des Expeditionsschiffes „Vega", von welchem die Stockholmer „Post-och Inr. Tid." einen Brief veröffentlicht, führt an, daß das Land östlich vom Cap Tscheljuskin 5° westlicher liegt als auf den Karten angegeben.

Die Zukunft der Indianer Nordamerikas.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

I.

Die Frage nach dem Aussterben der Naturvölker ist und bleibt für unsere gesammte Culturwelt eine höchst wichtige, in rein theoretischer sowohl als auch, und zwar von Jahr zu Jahr mehr, in praktischer Hinsicht. Ist sie doch

nichts anderes, als die schärfste, letzte Zuspitzung der Frage nach dem Verhältniß der Natur- und Culturvölker überhaupt: und gerade heute, wo sich nun auch Afrika erschließt, wo also die Culturwelt mit dem gesammten Kreis der Naturvölker in Berührung tritt, wo diese Berührung durch den gesteigerten Handel und Verkehr immer enger und bedeutungsvoller wird, wo durch die Eisenbahnen, Telegraphen und Kabel das Gesammtleben der Völker sich stets mehr zu wirklicher Einheit in leichterer Ueberschaulichkeit zusammenschließt, gerade heute gewinnt die Frage nach dem gemeinschaftlichen Verhältniß aller dieser so verschieden gestellter und gearteter Theile der Menschheit eine ganz außerordentliche Wichtigkeit. Ist es wirklich wahr, daß ganze Völkerstämme, oder, wie auch oft gesagt ist, ganze Racen „von der Natur selbst dem Untergange geweiht" sind, und daß dieser Untergang unerbittlich da eintritt, wo solche Racen mit den höher begabten Lieblingssöhnen der Natur, mit den Culturvölkern, welche zum Leben und zur Herrschaft bestimmt sind, in nähere Berührung treten? Wenn unsere Untersuchung der Thatsachen ein Ja auf diese Fragen ergiebt, nun, so kann zunächst kein Zweifel sein, daß leiblich und geistig die menschlichen Racen durchaus verschieden sind, und daß diejenigen Gelehrten, welche geradezu eine Eintheilung des Menschengeschlechts auf diese grundlegenden Eigenthümlichkeiten der Racen, auf ihre größere oder geringere Lebensfähigkeit, begründen wollen, gutes Recht haben, so zu thun, denn welches Racenmerkmal ist denn merkwürdiger, durchgreifender und mehr den Ausschlag gebend, als diese Fähigkeit zu leben und diese Nothwendigkeit zu schwinden? „Denn die Natur, sie ist ewig gerecht," sagt der Dichter, trotzdem er oder eben weil er die „ewigen, ehernen, großen" Gesetze, die harte Unerbittlichkeit der Natur sehr wohl kannte. Macht nun die Natur von ihrem Grundgesetz, der (freilich nicht weichlichen) Gerechtigkeit, eine solche Ausnahme, wie sie doch vorläge, wenn ein Theil der Menschheit nicht nur der Güter der Civilisation nie theilhaftig werden, ja diesen gegenüber nicht einmal seine Existenz behalten könnte, so ist es für den Philosophen sowohl wie für den Naturforscher und den Historiker gleich wichtig, diese Abweichung in ihrer doch ebenfalls wieder gesetzlichen Nothwendigkeit kennen zu lernen. Denn etwas, was nicht gesetzlich nothwendig ist, kommt in der Natur nicht vor. Ganz speciell ist bei diesen Untersuchungen der Anthropolog, der Ethnolog betheiligt, zugleich aber auch der Geograph: es leuchtet ja ein, daß die Wechselbeziehungen des tellurischen und des organischen Lebens, welche genau zu ergründen eine Hauptaufgabe des Geographen ist, daß diese Wechselbeziehungen ganz andere sind, wenn es Racen giebt, welche von der Natur dem Untergang geweiht sind, eben wegen ihrer bestimmten organischen Eigenthümlichkeiten, als wenn dies nicht der Fall ist. Und nun die praktische Bedeutung dieser theoretischen Untersuchungen! „Die Lösung des Problems der Indianercivilisation," sagt ein Vertreter der amerikanischen Regierung, „hängt wesentlich von der Ansicht ab, welche man über die Indianer selbst gewinnt. Sind sie, wie man gewöhnlich glaubt, eine aussterbende Race, bestimmt in einer nicht entfernten Zeit ganz zu verschwinden, in Folge ihrer Berührung mit der Civilisation oder aus anderen Gründen, so werden die Bemühungen, sie selber zu civilisiren, den Meisten als Sentimentalität und keineswegs in dem Werth erscheinen, welche ihre praktische Bedeutung hat. Läßt sich dagegen aber beweisen, daß die Indianer, anstatt durch die Verhältnisse einem baldigen Untergang geweiht zu sein, in der Regel nicht an Zahl abnehmen und aller Wahrscheinlichkeit nach bestimmt sind einen ständigen Factor, ein bleibendes Element unserer Bevölkerung zu bilden, dann wird man die Nothwendigkeit ihrer Civilisirung auf einmal einsehen und die Bemühungen nach dieser Seite hin so behandeln, als ihre Wichtigkeit es erheischt." Sehr richtig; und was hier bloß in Beziehung auf die amerikanischen Zustände gesagt wird, ist ohne Zweifel auch verallgemeinert, angewendet auf die Verhältnisse der Cultur- und Naturvölker überhaupt, von gleicher Richtigkeit. Wozu die letzteren noch lange hinhalten, wenn sie doch schwinden müssen? Sollte es nicht besser, ja menschenfreundlicher und pflichtgemäßer sein, ihnen den unbehaglichen Zustand des Hinschwindens abzukürzen, sie kurzer Hand auszurotten? Man denke nicht, daß es an solchen Stimmen gefehlt habe. „Die Natur, sagt der französische Arzt Bodichon im Jahre 1847, schreitet stets fort und um fortzuschreiten zerstört sie, und so giebt es auch unter den menschlichen Racen einige, welche dem Untergang geweiht sind, trotz allen eigenen Gegenbemühungen, trotz allen rettenden Bemühungen des Christenthums. So, außer anderen, die Guanchen, die Urbewohner der Canarischen Inseln, ferner viele Völkerstämme Amerikas und des Stillen Oceans, trotz vieler physischer Vorzüge, trotz ihrer Künste, ihrer zum Theil nicht geringen Entwickelung. Warum das? Weil ihr socialer Zustand ein fortwährendes Attentat gegen die Humanität ist. Mord, Raub, ewiger nutzloser Krieg ist ihr gewöhnlicher Zustand; sie opfern, sie verstümmeln Menschen, sie halten an der Polygamie, an der Sklaverei fest, sie belasten die Weiber über die Kräfte ihrer Natur mit Arbeit. In den Augen der Theologie sind sie verlorene Menschen, der Moral lasterhafte, der Oekonomie der Menschheit Nichtproducenten; von ihrem Ursprung an haben sie sich Gottes höchstem Gesetz, der Verpflichtung zur Arbeit, nicht gefügt. Eine wahre Philanthropie darf die Existenz solcher Racen nicht dulden; ihre Ausrottung ist eine Wohlthat, eine höhere Pflicht [1])." Ich würde diese Worte nicht erwähnen, denn Bodichon's wunderliches Buch ist, obwohl nicht ohne Geist geschrieben, jetzt mit Recht vergessen, wenn nicht einer der bekanntesten Anthropologen Amerikas, J. C. Nott, diese Ansichten zu den seinigen gemacht und sie mit einigen weiteren Zusätzen in sein großes Werk aufgenommen hätte [2]); wenn nicht die neunte Auflage dieses Werkes, von 1868, die gleichen Ansichten unverändert wiederholte. Nott spricht aus, daß das Todesgeschick der ganzen amerikanischen Urbevölkerung sich dem letzten Ende nahe, gleich dem Sand einer auslaufenden Sanduhr. Diese Ansichten sind also, wie schon die Verbreitung des Werkes beweist, welches sie vertritt, in Amerika bis dahin allgemein gebilligt. Daß man auch im Interesse der Sklavenhalter vielfach ähnliche Ideen in Betreff der inferioren Racen ausgesprochen hat, ist ja bekannt genug.

So lassen sich Theorie und Praxis in der Behandlung dieser Frage durchaus nicht trennen; und gerade wegen ihrer Wichtigkeit hat man dieselbe vielfach zu lösen versucht, meist freilich nicht allgemein umfassend, sondern nur für einzelne Fälle und Gegenden. In England, in Amerika überwiegt natürlich das praktische, bei uns in Deutschland das theoretische, rein wissenschaftliche Interesse. Von diesem ausgehend hat Waitz seine Abhandlung „über die angebliche Lebensunfähigkeit der Amerikaner, Polynesier und Australier" im ersten Band seiner Anthropologie der Naturvölker geschrieben; vom gleichen Interesse aus schrieb ich vor zehn Jahren meinen Essay „über das Aussterben der Naturvölker" (Leipzig, Fleischer 1868).

Die Resultate, zu welchen ich damals kam, sind die folgenden: Die Naturvölker sterben nicht deshalb aus, weil

[1]) Bodichon, Études sur l'Algérie et l'Afrique. Alger 1847, p. 148, 150 seq.

[2]) Nott and Gliddon, Types of Mankind. Philadelphia 1868.

ihre Lebenskraft, ihre Entwickelungsfähigkeit eine geringere sei als die der Culturvölker; sie sterben keineswegs alle hin, wenn sich freilich auch der Umfang des Aussterbens als ein sehr weiter zeigt. Gar nicht selten ist indeß dies Aussterben nur Schein, der auf übertriebenen Angaben der Quellen, namentlich älterer Quellen, auf Namenverwechselung und Namentausch, auf Verschmelzung verschiedener Völkerstämme u. s. w. beruht. Die Gründe für das Aussterben, wo es wirklich eintritt, liegen 1. in Natur und Leben der Naturvölker selber; 2. in bestimmten Einflüssen der sie umgebenden Welt; 3. in den Anforderungen, welche die Cultur heutzutage an sie stellt; 4. in der Behandlung, welche sie durch die Weißen erfahren haben. Zum ersten Punkt gehört die außerordentliche Empfänglichkeit der Naturvölker für neue Miasmen, worin sie sich freilich nicht im Wesen der Sache von den Culturvölkern unterscheiden, ferner ihre oft ganz unsinnigen Lebenseinrichtungen, ihre geringe Sorgfalt für ihr eigenes Wohl, ihr Unbekümmertsein um die Zukunft, ihre Verschwendung, Zerstörung von Nahrungsmitteln, ihre Kriege, Ausschweifungen, Menschenopfer, Behandlung der Weiber, die Tödtung der Kinder, der Cannibalismus u. s. w. Zugleich aber ist die Macht der Vererbung sehr zu betonen, welche manche einzelne schädliche Gewöhnungen (Ausschweifungen, Wandertrieb, Blutdurst und dergleichen) durch die Folge der Generationen hindurch als immer stärkeres Joch den späteren Geschlechtern auferlegt. Hier greifen die äußeren Einflüsse ein, indem viele Länder so höchst ungünstig für menschliche Entwickelung sind, daß eine dichte, blühende Bevölkerung sich durchaus nicht in ihnen entwickeln kann; indem ferner die Nahrung im Urwald oder in den Jagdgründen eine meist sehr zerstreute ist, ihr Aufsuchen und Gewinnen also die ganze Kraft der Völker beansprucht und doch sehr leicht Hungersnoth und Massenvernichtung der Hungernden eintritt. Die heutige Cultur nun tritt ganz plötzlich an die uncivilisirten Stämme heran, welche durch lange Jahrtausende an ihre unvollkommenen Zustände völlig fest gewöhnt sind; sie muthet ihnen das Ungeheure zu, in plötzlichem Wechsel ihr ganzes bisheriges Dasein aufzugeben und sich Dinge anzueignen, welche weit über die psychische Fähigkeit der lebenden Generation dieser Völker — nicht über die Fähigkeit dieser Völker im Allgemeinen — hinausgeht. Sie muthet Kindern zu, auf einmal Erwachsene zu sein: dadurch eben erliegen sie zunächst physisch, indem sie die Lebenseinrichtungen, welchen sie und welche ihnen angepaßt waren, aufgeben müssen, um sich neue anzueignen, denen sie nicht angepaßt sind, deren Eigenthümlichkeiten sie häufig nicht einmal verstehen, welche sie ungeschickt anwenden. Zugleich aber erliegen sie psychisch, wegen der allzuhohen Anforderungen, die man an sie stellt; Anforderungen, welchen plötzlich zu genügen auch kein Culturvolk die Fähigkeit hätte. Und ferner, wie lieblos hat man sie behandelt! wie häufig sie geradezu ausgerottet! Dennoch zeigt sich, daß nie ein Grund allein das Aussterben eines Volkes verursacht hat, daß vielmehr stets mehrere zusammenwirken müssen, um ein wirkliches Hinschwinden zu veranlassen; daß namentlich Inselbevölkerungen in Folge ihres beschränkten Raumes leicht erliegen; daß eben wegen der geringern Individuenzahl der einzelnen schwindenden Völker ihr Aussterben um so leichter eintreten, aber auch um so minder schwer in der Beurtheilung wiegen muß. Zugleich wird der Werth, den auch diese unentwickelten Völker für die Menschheit haben, nach einigen Seiten hin betrachtet und keineswegs als unerheblich gefunden.

Das sind die Resultate meiner Untersuchung und durch dieselben ist namentlich der geheimnißvolle Nimbus, welcher dies Aussterben so vielfach zu umgeben scheint — welchen Darwin freilich auch jetzt noch betont, wie er ihn vor 30 Jahren betonte [1]) — gründlich zerstört und dasselbe als Ergebniß verschiedener sehr klarer, sehr natürlicher Gründe aufgedeckt, deren Zusammenwirken, weit entfernt, das Aussterben ganzer Völkerstämme nicht genügend zu erklären, es eher wunderbar erscheinen lassen, daß von so manchen Völkerschaften überhaupt noch etwas übrig ist, daß nicht ganze Racen ausgestorben sind. Dies letztere aber, was sehr zu beachten, ist niemals geschehen; es beruht stets auf subjectiver Willkür oder Unkenntniß oder auch nur sorglosem Gebrauch des Wortes Race, wo man ein Aussterben ganzer Racen behauptet hat. — Auch die weitere Forschung der letzten zehn Jahre hat den Stand der Frage und ihrer Beantwortung im Wesentlichen nicht geändert. Doch ist, da gerade diese letzten Jahre so ganz besonders thätig auf ethnologisch-anthropologischem Gebiet waren, eine große Menge neuer Thatsachen beigebracht, welche die oben ausgesprochenen Ergebnisse der Forschung über das Hinschwinden so mancher Naturvölker noch eingehender und umfassender erhärten, und so würde eine genaue Wiederaufnahme der ganzen Untersuchung durchaus an der Zeit sein, auch wenn sie keine wesentlich neuen Gesichtspunkte ergeben wird. Um so mehr an der Zeit, als auch in Amerika, wo man ja bisher immer noch ganz allgemein an der „blight and withering theory" festhielt, sich jetzt Stimmen erheben von ganz anderm Inhalt, Stimmen, welche diese Theorie wenigstens für die Eingeborenen Amerikas als absolut falsch und im Gegentheil behaupten: die Indianer sterben nicht aus, sie sind durchaus als Factor der Bevölkerung auch für die Zukunft in Rechnung zu bringen. Diese Stimmen schallen laut herüber sowohl aus den Vereinigten Staaten von der Regierung selbst ausgehend, wie ebenso auch aus dem englischen Nordamerika. Um so lieber gehen wir auf die Besprechung dieser neuen Ansichten ein, als dieselben unsere oben angegebenen Resultate auf das Vollständigste und Klarste bestätigen, wenn auch nur für einen Theil der Menschheit.

So wurde zu Washington Ende November 1877 ein Heft ausgegeben, welches zugleich den Schluß des Annual Report of the Commissioner of Indian affairs to the Secretary of the Interior for the year 1877 bildet und unter dem Titel „Are the Indians dying out"? eine officielle Correspondenz des Commissioner of Education mit dem Commissioner of Indian Affairs und anderen sachkundigen Personen veröffentlicht. Dieselbe enthält zunächst genaue Angaben über eine Reihe officieller Zählungen, besser gesagt, Zahlangaben, Schätzungen der Indianer der Vereinigten Staaten von 1789 an bis jetzt. Die erste dieser Angaben, welche auf einer wirklichen Zählung, nicht bloß Abschätzung beruht, die erste also, welche reellen Werth hat, ist die von 1870, in welchem Jahre eine allgemeine Volkszählung in den Vereinigten Staaten stattfand; allein auch hier ist die bei weitem größere Hälfte der 383 712 Indianer immer noch abgeschätzt, nicht gezählt, und aus sehr guten Gründen muß die Zahl sofort bis auf 313 712 herabgesetzt werden, welche in naher Uebereinstimmung (313 371) auch von den officiellen Berichterstattern über die Indianer angegeben wurde. Beide Angaben beruhen auf verschiedenen Zählungen. Der Bericht der Commissioner of Indian Affairs von 1875 giebt 279 337 Indianer der einzelnen Stämme an, zu welcher Zahl noch 25 731 Individuen, welche in keinem Stammverbande stehen, hinzugefügt werden müssen, also Gesammtsumme 305 068. Indianer in Stammverbänden für 1876 sind nur 266 151 angegeben, weil in Folge

[1]) Darwin, Abstammung des Menschen, übers. von Carus 1, 55. Darwin, naturwissenschaftliche Reise, übers. von Dieffenbach 1844, 2, 213.

des Dakotakrieges die 13 186 Dakota nicht mitgezählt wurden; hierzu gleichfalls jene 25 731, giebt genau dieselbe Zahl 305 068, welche indeß eben wegen ihrer allzugroßen Genauigkeit der Uebereinstimmung, keinen allzugroßen selbständigen Werth beanspruchen kann. Die nun folgenden Memoranda enthalten zunächst kritisch sehr richtige Bemerkungen über ältere Schätzungen der indianischen Bevölkerung: von den ersten spanischen Abenteurern, die noch dazu durch mexicanische Verhältnisse verwöhnt waren, kann man keine irgend zuverlässige Angaben erwarten, ebensowenig von den ersten französischen Entdeckern, meist Missionären, welche sich die Mengen, die sie dem Christenthum gewinnen wollten, gar nicht groß genug denken konnten. Dazu war es natürlich, daß die Spanier durch ihre kriegerischen, die französischen Missionäre durch ihre friedlichen Unternehmungen eine große Volkszahl in ihre Nähe lockten, welche die Gesammtmenge des Volkes viel größer erscheinen ließ, als sie in Wirklichkeit war. In den gleichen Fehler verfielen die ersten englischen Ansiedler, die ihre kleinen Städte natürlich an den Wasserläufen gründeten, an den Hauptverkehrsstraßen der Indianer und auch in ihren Kriegen durch die Ubiquität der Feinde verleitet, ihre Zahl vielfach überschätzten". Dazu kam — und die folgenden Gründe sind sehr richtig auseinandergesetzt —, daß man an Handelsplätzen immer die Bevölkerung weiter Gegenden zusammenfließen sah, daß die Indianer ihre eigene Zahl möglichst vergrößerten; daß die ungeheure Ausdehnung des Gebietes, welches die Naturvölker bewohnten, die Europäer, die sich dasselbe nach europäischer Weise bevölkert dachten, wieder stark über die Einwohnerzahl täuschte. Dann folgt eine genaue Besprechung der Angaben über einzelne Völker, über die Cherokees, die Seminolen, die Alaska-Indianer (nach Dall), der Californier, über die Völker des Irokesenbundes (von 1660 an) und die Sioux, und es zeigt sich nicht nur, daß man in früheren Zeiten vielfach die Zahlen übertrieben hat, sondern auch daß heute ein merklicher Fortschritt in Civilisation sowie in Kopfzahl bei diesen Völkern sich nachweisen läßt, und der Schluß ist durchaus gerechtfertigt, daß die Indianer keineswegs von „Natur dem Untergange geweiht seien" im Zusammenstoß mit der modernen Cultur, daß man vielmehr diese withering theory mindestens sehr modificiren, wahrscheinlich ganz aufgeben müsse. Diese Stimme klingt anders als die Nott's, welche wir oben vernahmen, und, was besonders merkwürdig ist, nicht bloß aus den Vereinigten Staaten des mittlern Nordamerika hören wir derartiges, das Gleiche ergiebt sich widerspruchslos durch Dall's Untersuchungen im äußersten Nordwesten und aus englischen Berichten über Britisch-Nordamerika. Letztere entnehmen wir einem sehr interessanten Artikel der „Times", welcher über Wilson's und Mallery's Forschungen berichtet [1]). Professor Daniel Wilson aus Toronto sprach in der anthropologischen Section der British Association über die canadischen Indianer sich dahin aus, daß von einem „Hinschmelzen" der „Rothhäute" gar nicht mehr die Rede sein könne, daß sie vielmehr sich immer mehr und mehr mit der weißen Bevölkerung amalgamirten und aller Wahrscheinlichkeit nach in Bälde mit ihr ein Volk ausmachen würden. Schon jetzt fließe ihr Blut in den Adern jeder Schicht der canadischen Gesellschaft, von der höchsten bis zu der untersten; manche, welche noch als Indianer gelten, sind so weiß als ihre heutigen Landsleute, die „Blaßgesichter". — Nur eine genauere Ausführung jener schon erwähnten Mittheilungen der Vereinigten Staaten, auf welche sich auch Wilson bezieht, giebt Oberst Mallery, Mitglied des United States Survey [2]); ja wenn Major S. N. Clark in jener officiellen Veröffentlichung eine ausführlichere Abhandlung über die Gründe des Anwachsens oder Hinschwindens der Indianer verheißt, so kann man dies Versprechen durch Mallery's Arbeit als gelöst betrachten. Zunächst weist ihr Autor auch seinerseits nach, daß die älteren Angaben in Betreff der Volkszahl der Indianer auch nur annähernd weder genau waren noch sein konnten; er zeigt, daß die Indianer in alter Zeit nie anders als an den Ufern der Ströme und Seen und am Meeresgestade, nie aber in den Prairien gewohnt haben — die sie ja ohne Pferde durchaus nicht bewältigen konnten —, daß die Stämme, welche man heute als Prairie-Indianer kennt, ursprünglich auch Fluß- und Seeanwohner gewesen sind; daß zur Zeit der Entdeckung weit der größte Theil Nordamerikas unbewohnt war. Da nun die neuen Ankömmlinge nur auf den Verkehrsstraßen der Indianer sich bewegten, da diese letzteren überall her und überall hin zusammenströmten, wo jene auftraten, so wurde die Zahl der Eingeborenen überschätzt. Diese selbst übertrieben, aus Stammeseitelkeit, ihre Macht und Menge in ihren eigenen Angaben sehr, wofür Mallery noch aus neuerer Zeit interessante Beispiele vorbringt. Dieselben Stämme hatten oft sehr verschiedene Namen, wodurch natürlich auch wieder die Zahl der Eingeborenen übertrieben wurde, indem man denselben Stamm mehrmals zählte.

Gründe nun für das Hinschwinden der Indianer findet Oberst Mallery ganz richtig in ihren ewigen Kriegen sowie in den eingeschleppten Krankheiten, von denen namentlich die Blattern furchtbar wirkten, wenngleich nicht furchtbarer als auch unter anderen Racen. Ja man hat ihre Wirkungen auch bisweilen übertrieben, wofür Mallery ein interessantes Beispiel allerdings aus neuester Zeit mittheilt: 1868 sollten die Vancouver-Insulaner von den Blattern fast ausgerottet sein; allein der Report des Canadian Minister ergab, daß nur 88 gestorben waren. Heutzutage sind die Blattern überhaupt ohne besondere Gefahr für die culturlosen Völker Amerikas.

Im Kriege waren die Indianer nach Mallery gegeneinander rücksichtsloser, als die Europäer gegen sie waren; und durch den Krieg war ihr Hinschwinden schon im Gang vor der Ankunft der Weißen. So zeigen denn heute die Indianer durchaus kein Hinschwinden, wohl aber ein Anwachsen, wie Mallery an verschiedenen Beispielen nachweist; die officiellen Reports der letzten vier Jahre zeigen, daß die Zahl der Geburten zu denen der Sterbefälle sich wie 6 bis 10 Proc. zu 2,32 Proc. verhalten. Können doch jetzt auch schwächliche Kinder am Leben bleiben, was früher nicht möglich war; werden doch jetzt keine Alten mehr getödtet, keine Zwillinge mehr umgebracht.

Mallery glaubt, daß zur Zeit des Columbus in Amerika nördlich von Mexico nur etwa 500 000 Indianer gelebt hätten, daß jetzt in den Vereinigten Staaten und Alaska etwa 300 000 gezählt würden, daß also, nach Hinzufügung der canadischen Indianer, sich das Hinschwinden der Eingeborenen Amerikas beinahe gleich null erweise! So spricht er und Wilson hoffnungsvoll von der Zukunft der Amerikaner: daß die Einführung einer so übermächtigen Cultur nicht plötzlich, nicht ohne tiefste Erschütterung des bisher uncultivirten Volkes geschehen könne, verstehe sich von selbst; schon jetzt sei der Indianer vielfach ebenso gebildet und so gut situirt als der englische Bauer; das Endergebniß würde in Amerika eine völlig gemischte Race sein, mit vorwiegend englischem Typus, in welche dann die Indianer aufgegangen sein würden. So stimmt Mallery mit Wilson überein.

[1]) Mail 3. Sep. 1878, p. 6, The North American Indians.

[2]) Col. Garrick Mallery, The former and present number of our Indians in Proceedings of American Association for Advanc. of Science Vol. XXVI, 1877, p. 340 — 366.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Im September 1878 hat sich zu Berlin ein „Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ constituirt, der es sich zur Aufgabe macht, einen regen Verkehr zwischen den im Auslande lebenden Deutschen und dem Mutterlande anzubahnen und zu unterhalten, sowie über die Natur- und die gesellschaftlichen Verhältnisse der Länder, wo Deutsche angesiedelt sind, Aufklärung zu gewinnen und zu verbreiten. Auf Grund der gewonnenen Kenntnisse des Auslandes ist der Verein bestrebt, die Auswanderung nach den Ländern zu fördern, welche der Ansiedelung Deutscher günstig sind und in welchen das deutsche Volksbewußtsein sich lebendig zu erhalten vermag. Mit Hülfe derartiger Niederlassungen hofft der Verein die Errichtung von Handels- und Schifffahrtsstationen sowie die Begründung deutscher Colonien bewirken zu können. In der Förderung der Handelsgeographie erkennt er eine seiner hauptsächlichsten Aufgaben und unterhält zu diesem Zwecke mit deutschen und ausländischen handelsgeographischen Vereinen einen freundschaftlichen Verkehr. Zur Erleichterung der Geschäftsführung wird er, sobald seine Mittel dies gestatten, ein ständiges Bureau errichten, welchem unter Leitung und Mitwirkung des Vorstandes die Aufgabe zufällt, über deutsche Ansiedelungen im Auslande Auskunft zu ertheilen, über dieselben fortlaufende Berichte zu veröffentlichen, Auswanderern und im Auslande befindlichen Deutschen wirksamen Rechtsschutz zu verschaffen, Auswanderungslustige mit den Schwierigkeiten und Gefahren, welche ihrer harren, bekannt zu machen, Stellengesuche von im Auslande befindlichen Deutschen sowie von Inländern, welche auszuwandern beabsichtigen, zu vermitteln, Verbindungen für wissenschaftliche wie Handelszwecke anzubahnen und zu unterhalten, eine Bibliothek anzulegen und zu verwalten, Vorträge zu veranstalten, das Studium der Colonialpolitik anderer Staaten zu veranlassen, wie denn überhaupt in jeder Weise die Bestrebungen des Vereins zu bethätigen. (Die Adresse des Vereines ist: Berlin S. O. Planufer 93; die Mitgliedschaft wird durch Entrichtung eines Jahresbeitrages von mindestens 6 Mark und schriftliche Beitrittserklärung erworben.)

— Eine interessante, durchaus neue und der weitern Nachforschung zu empfehlende Mittheilung macht James Baker in seinem Buche „Die Türken in Europa“ (S. 297 der deutschen Uebersetzung): „In den Bergen der Rhodope, durch welche mich mein Weg führte (Baker, der das Strymon-Thal hinab reitet, meint den Perim-Dagh, den antiken Orbelos), wohnt noch heute ein Volksstamm, „Erghné“, der, ich zweifle nicht, identisch ist mit den von Herodot erwähnten Agrianern. Dieses Volk wurde vor ungefähr hundert Jahren zum Mohammedanismus bekehrt, hält jedoch trotzdem an einigen seiner ursprünglichen Gebräuche fest, von denen einer in den gemeinsamen Zusammenkünften beider Geschlechter an bestimmten Tagen des Jahres und in der Weibergemeinschaft besteht. Herodot und Strabo aber erwähnen eines Stammes der Thrakier, der Agrianer nördlich von den Krestoniern, welche Polygamie in sehr ausgedehntem Maßstabe trieben. Dies stimmt mit Wohnort und der Sitte der Erghné.“ Wie gesagt, dieser Stamm verdient eingehendere Untersuchung, wie ja überhaupt jene Bergländer eben erst anfangen, aus dem sie bisher bedeckenden Dunkel hervorzutreten. Es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß sich in ihnen Reste der alten thrakischen Bevölkerung bis heute ziemlich unvermischt erhalten haben, welche jetzt unter dem Gesammtnamen Bulgaren gehen, und wenn wir auch nicht hoffen können, dort noch sprachliche Reste des Thrakischen zu finden, so mag bei genauerm Zusehen doch manches Ueberbleibsel in Sitte, Brauch und Sage aus Urzeiten entdeckt werden. Freilich müssen erst ruhigere Zeiten eintreten, ehe Gelehrte und Reisende ihre Schritte dorthin richten können, wo in jeder Beziehung fast noch unbetretener Boden ihrer harrt. [Obwohl James Baker's Buch, mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von Karl Emil Franzos und einer Einleitung von Hermann Vambéry versehen (Stuttgart 1878, Levy und Müller), schon vor fast zwei Jahren geschrieben und in deutscher Uebersetzung schon vor Jahresfrist erschienen ist, so lohnt es sich doch, augenblicklich die Aufmerksamkeit wieder darauf zu lenken. Wir kennen wenigstens kein anderes neueres Werk, welches den südöstlichen Theil der europäischen Türkei, also Ost-Rumelien und die Wilajets Adrianopel und Saloniki, und die verschiedenen Volksstämme der Balkanhalbinsel in populärer Weise so eingehend behandelt. Baker, von Beruf Militär, dann Gutsherr in Macedonien, ist der erste, welcher ausführlich die landwirthschaftlichen Verhältnisse behandelt (Cap. 22 und 23). Diese Abschnitte sowie die über türkische Verwaltung, Heer und Flotte der Türkei, die Türkei als Militärmacht, Steuern und Abgaben und die Anhänge über Bevölkerungsstatistik, Staatsverwaltung, Unterrichtswesen und Finanzen sind die lehrreichsten des Buches, unterhaltend dagegen diejenigen über die Reiseerlebnisse (Cap. 1, 3, 5, 6, 11, 12, 16, 18, 19, 20). Von großem Interesse ist auch in Cap. 2 die Darstellung des Aufschwungs, welchen Schule und Kirche in neuerer Zeit bei den Bulgaren genommen hat. Mit der Turkophilie des Verfassers dagegen vermögen wir uns eben so wenig zu befreunden wie mit den historischen Abschnitten, so sehr sich auch Franzos bemühte, durch Streichen und Ergänzen nachzuhelfen. — Die Ausstattung des Buches ist gut.]

Asien.

— Nach fünfundeinhalbjähriger Unterbrechung hat Heinrich Schliemann am 30. September 1878 seine Ausgrabungen auf Hissarlik, welches er für die Stätte des homerischen Troja hält, wieder aufgenommen und sie zunächst bis zum Anfang December fortgeführt. Der Firman, welcher ihm die Erlaubniß dazu ertheilte, und den er Layard's, des englischen Gesandten, Vermittelung verdankt, verpflichtet ihn, zwei Drittel der Fundstücke an das Kaiserliche Museum in Konstantinopel abzuliefern und sämmtliche Kosten, welche sich auf etwa 10 000 Mark monatlich belaufen, zu tragen. Da ist zunächst ein türkischer Delegat von Regierungswegen bestellt, der monatlich 300 Mark Gehalt bekommt, ferner 10 Polizeisoldaten à 47 Mark, die in der Beschützung Schliemann's und der Aufsicht über die Arbeiter gute Dienste leisten, und 125 Arbeiter. Bis jetzt sind die merkwürdigsten Funde ein zweischneidiger sehr gut erhaltener Dolch von Eisen, das erste derartige Object aus Troja, ein kleiner Schatz goldener und silberner Schmuckgegenstände und Millionen von Muscheln, wie sie jetzt an der Küste des Hellespont und des Aegäischen Meeres nicht mehr vorkommen. Schliemann sucht ihr massenhaftes Vorkommen dadurch zu erklären, daß er meint, die Bewohner der vier vorhistorischen Ortschaften auf Hissarlik — so viel glaubt er annehmen zu dürfen — hätten die Muschelthiere gegessen und mit den Schalen in Ermangelung von Farben ihre Wohnungen verziert. Gegen Mitte November sollte eine Theilung der Ausbeute stattfinden, von

welcher zwei Drittel in Stambul vor der gebildeten Welt versteckt werden sollen, wenn ihnen nicht noch Schlimmeres bevorsteht, während Schliemann das auf ihn entfallende Drittel in South Kensington ausstellen will.

— Aus Cypern meldet der Times-Correspondent vom 12. November 1878, daß für die trigonometrische Aufnahme der Insel bereits eine Basis gemessen und daß die Katasteraufnahme in Angriff genommen worden ist. Letztere hat wegen des eigenthümlichen Charakters der Verpachtung und der Besitzart ihre besonderen Schwierigkeiten. Vielfach bilden nur kleine und leicht verrückbare Steine die einzigen Grenzmarken. Die Griechen können oft ihre eigenen Besitztitel, falls sie solche überhaupt haben, nicht lesen; und es wird eingehende und mühsame Prüfung kosten, um das Privateigenthum an Gehölzen und selbst an einzelnen Bäumen, welches wieder von dem Besitze des Landes selbst getrennt ist, festzustellen.

— Graf Bela Szechenyi's Expedition nach Innerasien (s. „Globus" XXXIV, S. 46) ist gleich an der Schwelle von China auf Schwierigkeiten gestoßen, welche zur Abänderung des ganzen Planes zwingen werden. G. Balint, auf dessen Sprachkenntnisse bei der projectirten Reise in der Mongolei wesentlich mit gerechnet wurde, erkrankte in Shanghai so schwer, daß er nach Europa zurückkehren mußte; außerdem macht die in Schansi, Schensi und Kansu herrschende Hungersnoth gegenwärtig den Durchzug durch diese Provinzen nach der Mongolei hin zur Unmöglichkeit. Die Expedition befand sich im August 1878 zum Theil in Japan, wo die Mitglieder verschiedene Reisen ausführten. Oberlieutenant G. Kreitner wollte am 10. August eine sechswöchentliche Excursion in das Innere von Jezo antreten, Loczy bereiste die Gebirge im Süden von Nanking und der Graf die Insel Nippon. Spätestens Mitte October wollten sie ihre große Reise durch China, die Mongolei u. s. w. antreten.

— Aus Hong-kong wird berichtet, daß die chinesische Regierung an die Erbauung einer Eisenbahn von Taku (an der Mündung des Pei-ho) nach Tientsin denke, um den Verkehr zwischen Peking und dem Meere zu erleichtern und die schwierige Schifffahrt auf dem viel gewundenen Pei-ho zu umgehen. So berichtet der North China Herald, allerdings „unter aller Reserve", da die Nachricht zu willkommen ist, um sofort geglaubt zu werden, und jedermann die Abneigung der Chinesen gegen Neuerungen und namentlich gegen Eisenbahnen kennt.

— Auf den Philippinen hat andauernde Trockenheit einerseits Hungersnoth, andererseits Heuschreckenplage erzeugt. Stellenweise sind Bäche und Flüsse ausgetrocknet und die Noth ist allgemein.

— Einer Besprechung des Buchs „Geographisch-medicinische Studien nach den Erlebnissen einer Reise um die Erde. Von Dr. A. Wernich" (Berlin 1878) in der Beilage zur (Augsburger) Allgemeinen Zeitung Nro. 302 (vom 29. October 1878) entnehmen wir folgenden in culturhistorischer Beziehung höchst interessanten Passus über die körperlichen Verhältnisse der Japaner. „Im Allgemeinen kommt den Japanern nicht die robuste Körperconstitution der Chinesen zu, eher zeigen sie eine physische Schwäche, die sich schon in ihrem dürftigen Wuchse (das Mittelmaß der Körperhöhe mit 154 Centimeter für Elite-Truppen bleibt hinter dem unserigen beträchtlich zurück), dem geringen Umfang ihrer Brust und der spärlichen Entwickelung ihrer Musculatur kundgiebt. Schon im Anfang der dreißiger Jahre prägt sich das frühe Altern auf den Gesichtszügen derselben aus. Die schrumpfende, vielgefurchte Haut der Stirn- und Augenmuskel, die hängenden Falten der Wangen contrastiren oft in eigenthümlicher Weise mit einem noch jugendlich glänzenden Augenpaar und einem frischen, das volle Gebiß weisenden Munde. Dieses frühe Altern entspricht der Frühreife der Kinder, die, besonders wenn sie schwächlich sind, bis ins vierte Jahr an der Brust der Mutter genährt werden. Der vierjährige Säugling führt mit seiner Mutter schon ein ganz vernünftiges Gespräch und nimmt, kaum entwöhnt, an allen Lebensäußerungen und Vergnügungen der Erwachsenen wie an ihrer Nahrung Theil. Letztere besteht in allen Lebensaltern und unter allen Classen der Bevölkerung aus Reis, der, rein mit Wasser ausgequollen, selbst ohne Salz, nur von Zeit zu Zeit mit einem Bissen Fischfleisches und in Salz präservirten Gemüses gewürzt, genossen wird. Die große täglich dreimal eingestopfte Reismenge, die bei Leuten aus dem Mittelstande für jede Mahlzeit etwa 470 Gramm beträgt, führt zu der bei diesem Volke habituellen Magenerweiterung und den dort so häufigen Verdauungsstörungen.

Die einseitige Nahrungsweise, zusammen mit dem feucht-heißen Klima der japanischen Inseln, hält Wernich für die Ursache der physischen Schwäche ihrer Bewohner. Dieselbe äußert sich auch in der für den Japaner im Vergleich zu anderen Nationen schwierigern Acclimatisation in anderen Ländern, wie man bei den im letzten Decennium nach Europa zu ihrer Ausbildung gesendeten jungen Leuten erfahren hat. Der Versuch, durch dieselben die einzelnen Culturwege aufspüren zu lassen und durch dieselben die Früchte europäischer Cultur nach ihrer Heimath zu leiten, ist mißlungen, nicht weil es die einzelnen dieser jungen Leute an Fleiß fehlen ließen. Es war die physische Schwäche ihrer Körperanlage, welche den meisten die Erfüllung ihrer Aufgabe unmöglich machte. Verbrauchten sie ihre geringen Kräfte schon zum größten Theil bei der Acclimatisation, bei welcher sie durch sehr gern angenommene zweckmäßige Nahrung noch einigermaßen unterstützt waren, so nutzten sie sich völlig ab, wenn sie, zurückgekehrt und von unabweislichen Verhältnissen zur Reisschüssel zurückgetrieben, die Aufgabe der Wiederangewöhnung erfüllen wollten. Statt mit Frische und Lebhaftigkeit ihr reformatorisches Werk beginnen zu können, schleichen sie unbefriedigt und kränklich in den ihnen fremd gewordenen heimischen Verhältnissen dahin, oder legen sich aufs Krankenbett und sterben an erschöpfenden Krankheiten.

Das Culturproblem der Japaner, das sie plötzlich vor gewaltig höhere geistige Anforderungen gestellt hat, gipfelt nach Wernich in der Frage nach ihrer physischen Leistungsfähigkeit. Sie haben in jüngster Zeit den Anspruch gemacht, sich geistig aus dem Niveau der reisessenden Nationen emporzuheben. Wie weit ihnen dies bei dem Festhalten an der althergebrachten Reisnahrung und ihrer damit zusammenhängenden schwächlichen Körperbeschaffenheit gelingen wird, wird die Zukunft lehren. Eine Hoffnung, welche diese Inselbewohner noch im Jahre 1871 überall siegesfroh aussprachen, ist bereits getäuscht worden: sie glaubten in drei Jahren, also 1874, mit der Erlernung und Aneignung der europäischen Cultur fertig zu sein. Bestürzt sehen sie, wie weit sich das begonnene Werk ausdehnt, Gewicht sich an Gewicht hängt. Welchen dauernden Erfolg die Bemühungen der nach Japan berufenen Europäer auch haben mögen, in drei Beziehungen ist durch sie wohl Bleibendes angebahnt worden. Die Vortheile eines sichern und schnellen Verkehrs durch Post, Telegraph und Eisenbahn wird ein so bewegliches Volk nie mehr aufgeben. Eben so wenig läßt sich denken, daß es die mit größtem Enthusiasmus aufgenommenen Schätze der Naturwissenschaft gegen das schnöde Blech ostasiatischer Zauberei umwechseln, oder, nachdem es die Segnungen einer milden Gesetzgebung sich zu eigen gemacht hat, auf die Gräuel der alten japanischen und chinesischen Justiz zurückgreifen sollte."

Afrika.

— Auf der kleinen zu Tunesien gehörigen Insel Galita südlich von Sardinien wird demnächst auf Kosten der französischen Regierung ein Leuchtthurm erbaut werden. Wieder ein Zeichen, daß Frankreich dort zusehends größern Einfluß gewinnt und denselben zum Vortheil des unglücklichen, von seinen Beherrschern schwer geplagten Landes verwenden wird.

— Von der Schütt'schen Expedition nach Innerafrika (s. „Globus" XXXIV, S. 361) sind Ende November mehrere Briefe eingelaufen, welche von einem Ueberfalle durch die Schwarzen berichten. Der Reisende hatte versucht, direct nordwärts (von Malange oder von der großen Straße nach Kimbundu aus?) durch das Gebiet der Hollo über den Quango vorzudringen, war aber von denselben zurückgewiesen und (südwärts) in das Land der Bangelas gedrängt worden. Wie Oberlieutenant Lux, der 1875 ihr Land ungefähr-det durchzogen hat, berichtet, gelten dieselben als sehr räuberisch und namentlich den Portugiesen feindlich gesinnt, wie sie denn auch im Jahre 1860 dieselben aus dem Quango-Thale verjagten und deren Machtbereich um 1½ Längengrade nach Westen zurückschoben. Lux fand, daß die Bangelas zwar mißtrauisch und argwöhnisch seien, das Gerede über sie aber übertrieben würde. Wie jedoch Schütt am 12. August vom Rio Luhy (linker Zufluß des Quango) schreibt, ist er mit den Bangelas feindlich zusammengestoßen: „Wir hatten eine Prügelei am Camicucu, die damit endete, daß uns fast alles, was diesen Herren gefiel, abgenommen worden ist. Wenn mein Kopf mir nicht abgeschnitten wurde, dürfen die Bangela sich das wahrlich nicht als Enthaltsamkeit anrechnen; sie hatten redlich die Absicht es zu thun." Ebenso haben sie den wohlbekannten Händler Saturnino, Dr. Pogge's Freund, überfallen, verwundet und an seiner Weiterreise nach Kimbundu gehindert. Am 1. September meldete dann Schütt aus Cafuxi im Lande der Songo halbwegs zwischen Sanza (dem östlichsten portugiesischen Orte) und dem Quango, daß er und Saturnino, welcher sich ihm (leider!) angeschlossen, gewillt seien, trotz der Drohungen der Bangelas über den Quango zu gehen und so den directen Weg nach Norden zu eröffnen. „Wir wollen jetzt versuchen, zwischen den Hollo und den Bangela durchzukommen, ohne die einen oder die anderen groß zu berühren. Das Schlimmste ist, daß wir Verrath in jedem Kleide von unseren eigenen Trägern zu gewärtigen haben. — Einen Vortheil hat mein Umherirren gehabt; ich habe eine wirklich genaue Karte von dem ganzen Plateau zwischen 8 und 10° südl. Br., allen zahlreichen Wasserläufen, die ihm entspringen, dem Laufe des Quango und Luhy sowie des Luhanda (wahrscheinlich der Wnanga von Oberlient. Lux) anfertigen können, habe eine bedeutende und, glaube ich, ausgesuchte Vogelcollection und habe viele Beobachtungen aus allen Gebieten der Naturwissenschaften niedergeschrieben. Nur meine Pflanzensammlung, die nicht groß sein konnte — denn bis jetzt war Winter —, ist bei einem Brande meiner Hütte in Ndalla Maquita (richtiger wohl Sansala Maquita) verbrannt; aber der Rückweg wird sie mir reichlich ersetzen. Die Regenzeit ist eingetroffen; aber das schadet nichts, wir brechen morgen auf . . ."

Einer der beiden Europäer, welche allein die hier in Rede stehenden Gebiete kennen, der österreichische Oberlieutenant Anton Lux — daß die Deutsche Afrikanische Gesellschaft ihn zwar nach Afrika gesendet, nicht aber dafür Sorge getragen hat, seine Beobachtungen daselbst rasch zu veröffentlichen, ist eine Unterlassung, welche sich soeben an Lux' Nachfolger Schütt leider schwer gerächt hat — schreibt uns anläßlich dieses Unfalls d. d. Güns 8. December 1878, wie folgt: „Mein Weg führte mich von N'Bungu abseits nach der „Feira" (Markt), unter welchem Namen der schon von Livingstone her bekannte Ort Cassandsche zu verstehen ist. In diesem Orte war es auch ganz besonders, wo sich seinerzeit die angesiedelten portugiesischen Kaufleute durch allzu hartes Benehmen gegenüber den Schwarzen verhaßt machten, so daß im Jahre 1860 die Bangelas sich erhoben und die Weißen in der Feira ermordeten. Seit dieser Zeit datiren sich der Haß und die Abneigung dieses Volkes gegen die Portugiesen. So erzählte es mir selbst der Soba von Lucalla am Luhi-Flusse (linker Zufluß des Quango im Lande der Bangelas), wo ich am 2. October 1875 mein Lager bezog. Saturnino, der durch seine Ortskenntniß und durch seine geschäftlichen Verbindungen seinerzeit unserer Expedition viel nützte und künftigen Reisenden noch nützen wird, wenn ihm nicht ein Pfeil der Bangelas früher den Garaus macht, war im Jahre 1860 in Cassandsche (Feira) ansässig und entkam der allgemeinen Metzelei nur durch eilige Flucht. Er zog hierbei ostwärts über den Quango zu den Quiocos (Kiokos) nach Kimbundu und gelangte in großem (südlichem) Bogen nach Bihé. Hiervon erzählte er mir selbst. Seit dieser Zeit datirt wohl auch seine Abneigung gegen das Cassandsche-Thal, welcher er wiederholt sowohl gegen mich als gegen Dr. Pogge Ausdruck gab, wenn wir in Malange den Wunsch aussprachen, durch das Land der Bangelas zu ziehen. — Wenn ich die Rückreise von Kimbundu dennoch durch dieses Land unternahm und dabei so glücklich war, wohlbehalten durchzukommen, so liefert dies nur umsomehr den Beweis, daß meine Vermuthung, der Zorn und Haß der Eingeborenen kehre sich bloß gegen die Portugiesen, gegründet war. Diese Ansicht theilte seinerzeit auch mein Begleiter Dr. Pogge. Ich komme daher zu der gegründeten Vermuthung, daß die Begleitung Saturninos bei den Bangelas einem Reisenden weit eher schaden als nützen kann, wie sich dies theilweise schon bei Herrn Schütt bestätigt hat." Ueber seinen eigenen Aufenthalt im Bangela-Lande schreibt uns Herr Oberlieutenant Lux: „Das Land zieht sich von Bansa Cassandsche (Sitz des bedeutendsten Soba der Bangelas, östlich vom Quango und von Livingstone's Cassandsche wohl zu unterscheiden) nach Westen bis zum Catenia-Gebirge, einem Theile der Talamongonga (Wasserscheide zwischen Quanza und Quango), wo mein Uebergang erfolgte. Im Süden ist es durch das Songo-Gebiet und durch jenes der Minungo begrenzt; über die Nordgrenze weiß ich leider nichts näheres anzugeben. Ich durchreiste dieses Gebiet in der Zeit vom 24. September bis 7. October mit anstrengenden Märschen. Die Pfade waren natürlich der beginnenden Regenzeit halber durchgehends sehr schlecht; die Märsche dauerten stets circa 4 bis 5 Stunden. — Mit dem Soba von Bansa Cassandsche, insbesondere aber mit jenem von Lucalla am Luhy befreundete ich mich sehr schnell und stark. Ist es doch schon als Beweis dafür anzusehen, daß mir diese Herren Eßwaaren zum Geschenke machten, was sonst nirgends bei den Bangelas Sitte ist. Die Frauen des Soba von Lucalla brachten mir Eier und Hühner zum Geschenke, und ich regalirte sie hierfür mit einigen Perlenschnüren, worüber sie auffallend viel Freude bezeugten. Natürlich durfte ich auch mit Geschenken an die Soba's nicht sparen; denn jener von Lucalla schenkte mir in einer Anwandelung von Großmuth seine — sehr defecte Pfeife, die ich mit großem Danke annahm. Diesen Soba muß ich überhaupt in Schutz nehmen; er war ein prächtiger Geselle; sein Redefluß war betäubend. Es gefiel ihm bei mir sehr gut, und er blieb bis spät des Abends; früh am Morgen, als ich weiterzog, kam er, sich von mir zu verabschieden. Da war der Soba von Wnanga (zwei Tagereisen östlich von Lucalla) ganz anders. Erbost darüber, daß ich nicht in der Nähe seiner Sansala campirte, fing er mir zwei meiner „muleques" ab und begehrte für sie ein Lösegeld von 2 Flaschen Gin und 6 große Peças do Fazenda (48 Yards). Bei meiner geringen Ausrüstung an Tauschwaaren war es mir dringend geboten, sehr zu sparen; ich konnte mich daher unter keiner Bedingung auf Zahlung der 48 Yards einlassen und bot nur ein Drittel, was mir ohnehin schon sehr schwer ankam. Er ging auf mein Angebot ein."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

II.

Von Tegea nach Sparta. Blick auf das Eurotas-Thal. Sparta, das heutige und die Reste des alten. Der Ackerbau. Ausflug nach Marathonisi. Die Purpurschnecken. Nach Mistra.

Von den Ruinen Tegeas führt der von der Natur selbst vorgezeichnete Weg nach Sparta in genau südlicher Richtung aufwärts in dem stillen und traurigen Thale des Saranta Potamos, der, wenn er Wasser führt, dasselbe in den obern Alpheios ergießt. Der Weg ist heute nur noch ein Saumpfad, wenn er auch den stolzen Namen einer „Demosía" (Heerstraße) trägt; daß er einst besser im Stande war, beweisen die vielfach noch sichtbaren alten Wagengeleise im Felsboden. Bald hinter dem Kani von Krya Brisis überschreitet er die Grenze zwischen Arkadien und Lakonien, alsdann die Wasserscheide und tritt in den wilden Engpaß Klisura. Dort begegnete unseren Reisenden ein Zug beladener Pferde, der von einer starken militärischen Abtheilung begleitet wurde: in den Kästen war Geld, Steuereingänge, die nach Tripolitza geschafft wurden.

Jenseit der Wasserscheide ändert sich das Aussehen der Gegend: an den Bergeshängen treten Azaleen, Erdbeerbäume, in denen die Grillen aus allen Kräften zirpen, Lentiscus, weißes und rothes Heidekraut auf und unten im Thale wechseln Pflanzungen von Maulbeerbäumen mit schattigen Platanengruppen. Dann aber beginnen die felsigen Flächen, die grauen steinigen Hügel und jähen Abstiege von Neuem und das Land ist wie zuvor trocken und öde. Plötzlich aber erweitert sich der Horizont nach Süden und das Auge erblickt über dem von Oelbäumen umgebenen Dorfe Vurlia hinweg das grüne Thal des Eurotas, überragt von dem bis 2409 Meter ansteigenden Taygetos, dessen sieben scharfe schneebedeckte Spitzen mit ihren dunkelblauen Schluchten und schwarzen Tannenwäldern sich so prächtig vom klaren Himmel abheben. Unten im tiefen Thale schlängelt sich der glitzernde Eurotas durch die grüne Landschaft; an seinen Ufern liegen Dörfer mit rothen Dächern, Felder und Haine von Maulbeerbäumen und Pappeln, und dort, schon vom Taygetos beschattet, Sparta selbst. Stundenlang verweilte Belle, das großartige Schauspiel, eines der herrlichsten in der Peloponnes, zu betrachten, bis die Nacht kam und der Mond hinter dem Parnon heraufstieg und mit seinem bleichen Lichte das ganze Thal beschien, während der Taygetos wie eine mächtige schwarze Zinnenmauer dastand und von unten her die kühle, mit dem Dufte des Thales geschwängerte Luft herüberwehte.

Am nächsten Morgen stiegen die Reisenden steil in das Thal hinab und überschritten den Eurotas auf einer hohen, kühnen, einbogigen Brücke byzantinischen Ursprungs. Der schnelle klare Fluß strömt wie zwischen zwei Hecken von Oleander, Narcissen und blauen Lilien durch eine Gegend von seltener Ueppigkeit; in Ueberfluß gedeihen da Feigen, Maulbeeren, Citronen, Orangen und Oliven. An Baumpflanzungen und wohlbewässerten Gärten vorbei und vorüber bei den Ruinen des antiken Theaters ritten die Reisenden ein in das heutige Sparta.

Neu-Sparta wurde erst im Jahre 1834 auf der Stelle

der alten Stadt, welche seit der Gründung von Mistra (1250) verödet war, gegründet und hat sich gut entwickelt, wenn es auch bei dem letzten Census (1870) erst 2700 Einwohner zählte. Ihre Straßen sind breit und regelmäßig, ihre Häuser plump und alle nach einer Schablone gebaut, aber fest und von Gärten umgeben. Sie sind viereckig und haben außen eine Freitreppe, welche in das Erdgeschoß führt. Nebenräume und Küche liegen darunter oder in besonderen Gebäuden. Man tritt geradeswegs in den Salon, dessen Wände mit Kalk geweißt und dessen Decke bunt gemalt ist; Fenster und Thüren bestehen aus schlecht polirtem weißen Fichtenholz. Im Garten hinter dem Hause stehen Weinlauben und allerlei Obstbäume, wie Orangen-, Granaten- und Feigenbäume. Manche Theile gleichen einem deutschen Badeorte; die Häuser, deren Erbauung Mr. Belle — wir wissen nicht, mit welchem Rechte — irgend welchen baierischen Architekten zuschreibt, erfüllen die Anforderungen des Klimas durchaus nicht: wenn im Winter der Sturm vom Taygetos herabweht, frieren die Insassen und müssen sich in Pelze hüllen, während zur Sommerszeit bei Tage und Nacht eine wahre Brütofenhitze darin herrscht.

In den äußeren Stadttheilen wächst Gras auf den schlecht gehaltenen Straßen, die Häuser stehen weit von einander und zwischen ihnen liegen wüste Strecken und Obstgärten, deren Bewässerungsgräben oft genug ihren Inhalt über die Straße fließen lassen. Im Bazar dagegen steht ein Haus

Byzantinische Brücke über den Eurotas. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

neben dem andern; die Läden haben hölzerne Vordächer, die auf gußeisernen Säulen ruhen und alle gleiches Aussehen haben. Gegen die Sonne Griechenlands reichen dieselben aber nicht aus, namentlich bei einer so breiten, staubigen Straße, welche zu den schmalen, kühlen Bazars mohammedanischer Städte in starkem Gegensatze steht.

Auch die Lage selbst der Stadt läßt zu wünschen übrig; die Ausdünstungen der durch die Ueberschwemmungen des Eurotas erzeugten Sümpfe und die warme Feuchtigkeit, welche von den Gärten und Pflanzungen ausströmt, machen sie zu einer ungesunden. Im Sommer fehlt es an Luftzug, und die Tageswärme, welche im Mittel 36° beträgt, erfährt in der Nacht kaum eine Verminderung. Im Winter dagegen brennt die Sonne einige Stunden lang heiß auf den Boden herab, verschwindet aber bald hinter dem Taygetos, worauf eine kühle Nässe die Ebene überzieht; solche raschen Wechsel verursachen aber schwere Krankheiten.

Die Reste des alten Sparta sind unbedeutend genug: zuerst im Südwesten des heutigen Ortes und von dessen Begründern anfangs als Steinbruch benutzt, das sogenannte Grab des Leonidas, drei bis vier Lagen schön behauener viereckiger Steine, die wahrscheinlich einst zu einem Heroon gehörten. Von dort gelangt man nordwärts zu einigen ziemlich niedrigen Hügeln, welche im Alterthume die Haupttempel Spartas trugen und deshalb — nicht etwa wegen einer Befestigung, welche erst in der Zeit des Verfalls durch den Tyrannen Nabis (um 200 v. Chr.) errichtet wurde — als Akropolis bezeichnet werden. An den Südabhang des westlichsten dieser Hügel lehnt sich das Theater an; der mittlere Theil des Zuschauerraumes, jetzt ganz mit Erde bedeckt, ist

in denselben eingegraben, während die beiden Flügel durch mächtige Stützmauern aus Tuffquadern gebildet wurden. Reste des Scenengebäudes, welches wahrscheinlich erst in römischer Zeit hinzugefügt wurde, glaubt man in nahen Backsteinbauten zu erkennen. Anfänglich besaß das Theater ein solches nicht und brauchte es auch nicht; denn dramatische Aufführungen waren verboten, weil sie der altspartanischen Zucht und Sitte widerstrebten, und das Theater diente mehr zu poetischen und musischen Aufführungen, zu den Wettkämpfen der Chöre an den Festen der Gymnopädien und Hyakinthien, ja selbst, wie in Korinth, zu Heerschauen. Unmittelbar neben und über dem Theater, ja selbst innerhalb desselben, findet man zahlreiche Ruinen mittelalterlicher Gebäude, namentlich von Kirchen, Reste der byzantinischen Stadt Lakedämonia, welche auf diesen Hügel und den Raum östlich davon beschränkt gewesen zu sein scheint. Derselben gehört auch zum größten Theile die Mauer an, welche sich mit wenigen Unterbrechungen rings um den Hügel verfolgen läßt; nur einige Stücke derselben rühren aus dem Alterthume, d. h. wohl von der Befestigung des Nabis, her. Von den Tempeln aber, die der Athena Chalkioikos, den Musen, dem Zeus Kosmetas und der Aphrodite Areia geweiht waren, hat sich nichts erhalten, und wo sich am östlichen Fuße der Akropolis die Agora mit den hauptsächlichsten öffentlichen Gebäuden, der aus der Beute der Perserkriege erbauten persischen Halle, dem Rathhause, dem Gebäude der Ephoren und mehreren Tempeln, lag, dehnt sich heute ebenes Ackerland, von einigen Gräben durchzogen, an denen riesiges Rohr emporwächst. Von dort aus nach Südosten dem Eurotas sich zuwendend, überschreitet man einen Canal, der mit jenem Flusse und dessen rechten Zuflusse Magula eine Art dreieckiger Insel bildet, die mit Baumgruppen, besonders hohen Pappeln, und bunten Blumen bedeckt ist. Dieselbe entspricht dem alten Platanistas, einem von Platanen umgebenen

Das Thal von Sparta. (Nach Belle's Skizze.)

Platze, wo einst die jungen Spartiaten, in zwei Parteien getheilt, Mann gegen Mann mit einander rangen, sich mit Händen, Füßen und Zähnen einander bearbeiteten und sich gegenseitig in den Fluß zu stoßen suchten. Heutigen Tages aber geht man nur noch nach dem Platanistas, um eine Tasse Kaffee zu trinken, frische Luft zu schöpfen und dem Gurren der Turteltauben in den Pappeln zu lauschen.

Auf schattigen und von blühenden Hecken eingeschlossenen Pfaden kehrten die Reisenden am Bache Magula aufwärts in die Stadt zurück. Die Felder ringsum scheinen gut gepflegt zu werden; aber hier, wie in ganz Griechenland, fehlt es an Armen. Ein Arbeiter erhält hier täglich drei Drachmen (Franken), d. h. fast eben so viel wie in der Umgegend von Athen, obwohl es hier viel mehr Lebensmittel giebt. Aber der Mangel an Concurrenz macht sich geltend, ebenso das Fehlen guter Wege und damit des Absatzes nach auswärts. Die Besitzungen sind im Durchschnitt klein und werden von dem Eigenthümer selbst bewirthschaftet; große Landgüter giebt es nicht, und wissenschaftliche Agricultur wird wenig getrieben. Nur zu bewässern verstehen die Leute mit Geschick und Sparsamkeit, während ihre Geräthschaften wie immer mangelhaft und primitiv sind. Die Häuser der Bauern sind gut gebaut, bequem und machen einen behäbigen, freundlichen Eindruck; die Männer, welche auf dem Felde arbeiten und Maulbeerblätter pflücken, tragen die albanesische Tracht, d. h. Fustanella und Fez, die Frauen Tunika und ärmellosen Mantel, welche sie selbst spinnen, weben und besticken. Das Aussehen der Landschaft ist höchst erfreulich und vielversprechend für die Zukunft; unwillkürlich stellt man Vergleichungen an mit der so öden und melancholischen Umgebung von Athen, welche in landwirthschaftlicher Hinsicht so weit zurückgeblieben ist.

Von Sparta unternahm Belle mit einem seiner Genossen, einem Archäologen, einen kurzen Ausflug südwärts nach Marathonisi (Gytheion), wohin eine angeblich fahrbare Straße führt. Damals (1869) freilich war sie es keineswegs, was auch insofern nichts schadete, als es in Sparta auch nicht einen einzigen Wagen gab. Ob ihr überaus unfertiger und verfallener Zustand sich seit 1875, wo die Regierung einen Anlauf zur Verbesserung des Wegenetzes nahm, geändert hat, vermögen wir nicht zu sagen. Zwischen Maisfeldern und prächtigen Maulbeer- und Oelbaumpflanzungen,

Sparta und der Taygetos. (Nach einer Photographie.)

welche die oft wiederholte Beschuldigung, als hätten die Türken alle Bäume des Landes umgehauen, Lügen strafen, führt die Straße südwärts, bei der Stelle des alten Amyklai vorbei und durch Sklavochori, und überschreitet dann die öde Hügellandschaft Nyko Vuni, Vorberge des Taygetos, welche die Ebene von Sparta im Süden begrenzen. Da giebt es kein Wasser, keine Wohnungen, keine Felder, nicht einmal Ruinen aus dem Alterthume; die Gegend muß damals ebenso unbewohnt gewesen sein wie heute. Der einzige Ort zwischen der spartanischen Ebene und dem Meere war damals Krokeai, an dessen Stelle Levetzowa getreten ist, berühmt durch seine heute nicht mehr ausgebeuteten Brüche dunkelgrünen Porphyrs, „dessen Schichten nur leider jetzt so zerklüftet sind, daß es schwer hält ganze Stücke von einem Fuß Breite und einigen Zollen Dicke zu gewinnen, wie er auch schon im Alterthum nicht in größeren Blöcken, sondern in einzelnen, an Form den Flußkieseln ähnlichen Stücken zu Tage gefördert wurde“ (Bursian). Von dort ritten die Reisenden noch $2^1/_2$ Stunden durch ein Gewirr kleiner Hügel und Thäler bis zu den Ruinen von Gytheion, welche eine Viertelstunde nördlich von der kleinen Stadt und Station der griechischen Dampfschiffe Marathonisi liegen. Diesen letztern Namen, zu deutsch „Fenchelinsel“, trug ursprünglich ein vor dem heutigen, erst zu Beginn dieses Jahrhunderts erbauten Städtchen liegendes flaches Eiland, das im Alterthum Kranaë hieß und als der Ort berühmt war, wo Paris sein Beilager mit der entführten Helena gefeiert haben soll. Heute bietet sie nichts von Interesse als einige antike Fundamente und ein befestigtes Haus, das der Manioten-Häuptling Gligorakis vor 70 Jahren aufführen ließ.

Der Taygetos, von Sparta aus gesehen. (Nach einer Skizze Belle's.)

Während Alexander Unterkunft für die Reisenden und deren Pferde suchte, gingen dieselben zwischen den Weinbergen und dem Gestrüpp den alten Resten nach, umgeben von einer Schar Eingeborener jeden Alters, die ihre Ciceroni spielen wollten und ihnen durch ihr Geschwätz und ihre Prahlerei nur lästig fielen. Ein Kilometer westlich des Ortes besuchten sie zuerst die Ruinen eines großen römischen Gebäudes aus Ziegelsteinen, wohl eines Bades, und ein daneben befindliches Grab. Von da aus reichen die Trümmer 2 Kilometer weit nach Westen und Nordwesten, sind aber zwischen den Hecken, Feldern und Sträuchern schwer zu finden. Von dem Theater, das nach dem Meere zu schaut, sind noch einige marmorne Sitzstufen erhalten, und am Strande und noch unterhalb des Meeresspiegels, was auf ein Sinken der Küste deutet, ziehen sich die Substructionen weit hin. Denn Gytheion war in der Blüthezeit des lakedämonischen Staates dessen einziger Kriegshafen und so oft auch seine Arsenale und Befestigungen zerstört wurden, so blühte es doch noch in römischer Zeit als Hauptstapelplatz des lakedämonischen Handels. Heute bietet der Ort Marathonisi, welcher officiell den Namen der alten Phönikiergründung Gytheion trägt, ein Bild des Verfalles dar, eine Folge der Erdbeben, welche diesen Theil der Peloponnes immer wieder heimsuchen. Man könnte sich in eine türkische Stadt versetzt glauben, wenn man nicht überall auf frische, fröhliche Gesichter stieße. Marathonisi ist Hauptstadt einer Eparchie, also Sitz eines

Mistra. (Nach einer Skizze Belle's.)

Eparchen, eines Friedensrichters und mehrerer Schulen, zählte aber 1870 noch keine 2000 Einwohner. Sein Haupthandel besteht in Valloneen, jenem Färbemittel, das die Knoppereiche liefert, und etwas Seide und Oel. Kommt einmal der Tag, wo die Lässigkeit der Regierung aufhört, jeden Fortschritt zu hemmen, so wird auch dieser Hafen bessere Tage sehen, und daß die Einwohner es nicht an sich fehlen lassen werden, beweist ihre Rührigkeit: Jahr für Jahr vergrößert sich der mit Wein bepflanzte Raum, die Maulbeerbäume werden gut unter der Scheere gehalten und die Felder sind mit Hecken umgeben und drainirt wie nur irgendwo in Belgien.

Am Abend wohnten die Reisenden auf dem Platze einem in Griechenland sehr gebräuchlichen Spiele bei, das sich aus alter Zeit erhalten hat, dem Diskoswerfen. Man bedient sich dazu einer großen hölzernen Scheibe von 25 Centimeter Durchmesser, und noch heute kann man dieselben schwebenden, eleganten Bewegungen an den Spielern bewundern, wie sie Agasias von Ephesos in dem Borghesischen Fechter festzuhalten gewußt hat.

Rings um die Insel Kranaë und an dem gegenüberliegenden Ufer des Festlandes findet sich noch heute die Trompetenschnecke, Murex brandaris, deren Schleimdrüse jenen bei den Alten so hoch geschätzten violetten Saft des Purpurs enthält und schon frühzeitig die gewandten Phönizier zur Niederlassung auf Kranaë verlockte. Von dort mögen, als noch achäische Fürsten im Eurotas-Thale geboten, welche feineren Lebensgenüssen nicht so abhold waren als ihre dorischen Ueberwinder, jene feinen Vorhänge und goldgestickten Gewänder und Schleier, wie sie Helena trug, elfenbeinerne Schemel, Tische mit goldenen Füßen, bunte Teppiche und orientalische Kleinodien ihren Weg nach Sparta gefunden haben, bis Lykurg seinen Dorern Armuth vorschrieb, ausländischem Tand den Eingang in Sparta verwehrte, die semitischen Kaufleute abzogen und Gytheion zum Kriegshafen wurde. Nur in römischer Zeit erlebte die Purpurfabrikation hier einen neuen Aufschwung.

Am Nachmittage des zweiten Tages waren sie in Sparta zurück, und es blieb ihnen nun noch übrig, das dritte Sparta, das fränkische Mistra, kennen zu lernen. Der Weg dorthin führt zwischen blühenden Hecken, unter Maulbeerbäumen und uralten Oelbäumen, Platanen und großblätterigen Feigenbäumen hin. Klare, raschfließende Bäche murmeln zur Seite und von Zeit zu Zeit begegnet man einer sprudelnden Quelle, deren spitzbogige Fassung aus türkischer Zeit zerfällt. Unter den begegnenden Landleuten, die ihre Produkte nach der Stadt bringen, sieht man auffallend viel blondhaarige und blauäugige. Hochgewachsen und schlank sind beide Geschlechter; elastisch ist ihr Gang; die Männer haben energische Gesichter und einen kühnen, fast wilden Blick. Sie sind muthig bis zur Tollkühnheit, aber rachsüchtig und zum Raube geneigt.

Nichts reizenderes als das Dorf H. Joannes, durch welches unsere Reisenden reiten, mit seinen bemalten Holzhäusern, den großen türkischen Balkonen und dem üppigen Grün, wo die Orangenblüthen duften, die rothen Granatblüthen aus dem glänzenden Laube hervorschimmern, die Pappeln sich im Winde schaukeln, Schwärme von Tauben sich im Frühlingssonnenscheine tummeln und ringsum in Brunnen und Gräben das belebende Element des Wassers rauscht und plätschert. Von dort führt ein noch von den Türken gepflasterter Weg nach Nordwesten am Fuße des Taygetos hin nach dem malerisch gelegenen Parori, einem Dorfe neuern Datums mit einem schönen, aus antiken Bruchstücken erbauten Brunnen. Jenseit des Dorfes ist das Gebirge in seiner ganzen Höhe wie durch ein Erdbeben gespalten: eine finstere, tiefe Schlucht, welche hier „Langada" heißt, öffnet sich nach der Ebene hin; mächtiges Geröll bedeckt ihren Boden und hervor rauscht schäumend ein Bach. Dort hat sich an kühler Stelle im Schatten dreier Platanen und rings von der üppigsten Vegetation umgeben, ein kleines Kaffeehaus aufgethan. Köstlich ist die Luft, die aus der Schlucht hervorströmt; Eichen und Platanen, Oel-, Feigen-, Orangen- und Granatenbäume ringsum, überragt von Cypressen und italienischen Pappeln, und längs des Baches Oleander, Cyclamen und Narcissen. Noch eine zweite solche Schlucht hat man zu passiren und man steht am Fuße des Felsens von Mistra, der Stadt, welche 1247 Wilhelm von Villehardouin gründete.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

I.

Im Osten vom Festland Australien zwischen 15° 47′ und 19° 57′ südl. Br. und zwischen 177° und 182° östl. L. v. Gr. liegt eine der wichtigsten Inselgruppen des Stillen Oceans, die jüngste der Colonien Englands, die Gruppe der Fidschi- oder Viti-Inseln.

Tasman sah sie zuerst 1643 und nannte sie Prinz-Williams-Inseln; später kam Cook zu einer der östlichen Inseln, die er Turtle Island nach der großen Anzahl von Schildkröten nannte, welche er dort bemerkte, die aber jetzt Vatoa heißt. Im Jahre 1789 fuhr Capitän Bligh in der Schaluppe der Bounty vorüber und sieben Jahre später litt Capitän Wilson mit seinem Missionsschiff Duff nahezu Schiffbruch an den Korallenriffen von Taviuni, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Missionäre aus Land zu setzen; die Eingeborenen zeigten sich so feindselig, daß er von seinem Vorhaben abstand.

Im Jahr 1804 gelang es 27 Sträflingen aus Neu-Süd-Wales zu entkommen. Sie landeten auf Viti Levu und ließen sich meist in Reva und Mbau nieder. Ihre Feuerwaffen leisteten den Häuptlingen, welchen sie sich angeschlossen hatten, gute Dienste, für die sie fordern konnten, was sie wollten. Sie waren eine Zeit lang unbedingte Herren der Situation. Ihre Freundschaft wurde ebenso sehr gesucht, als ihre Feindschaft gefürchtet. Die Erinnerungen, welche unter den Eingeborenen an diese entlaufenen Verbrecher noch fortleben, bezeichnen sie als Scheusale von schwärzester Farbe. Nach 30 Jahren war nur noch einer von jenen 27 übrig; die anderen waren entweder in den häufig wiederkehrenden

blutigen Streitigkeiten unter einander gefallen oder von den Eingeborenen aufgefressen worden.

Im Jahre 1838 begründeten die Wesleyaner ihre erste Mission auf den Inseln, und nach langen Bemühungen gelang es ihnen, den Bruder des Königs zum Christenthum zu bekehren; aber der Erfolg war nur zeitweilig. Bald wurde die Feindseligkeit der Fidschi-Insulaner so gefährlich, daß die Missionäre 1847 das Feld räumten. Aber im Jahre 1857 trat Thakombau zum Christenthum über. Damals nur König von Mbau, breitete er seine Herrschaft über die ganze Gruppe aus und wurde der Mission und somit europäischer Einwanderung und Civilisation eine mächtige Stütze.

Zwei Jahre später bot er sein Reich der britischen Krone an, doch wies man sein Anerbieten zurück. Noch einmal, am 21. März 1874, wurde dasselbe Angebot mit demselben ungünstigen Erfolge gemacht, aber im October desselben Jahres kam man zu einer Verständigung, die Cessionsurkunde wurde unterzeichnet und von Sir Hercules Robinson, dem Gouverneur von Neu-Süd-Wales, angenommen, der auch zugleich die Zustimmung zu Thakombau's Bedingungen gab. Am 19. August 1875 übernahm als erster Gouverneur der Colonie, Sir Arthur Gordon, Sohn des Grafen von Aberdeen und ehemaliger Gouverneur von Trinidad und Mauritius, die Leitung der Regierung. Die Viti-Inseln traten in eine neue Epoche ihres politischen Lebens.

Die Viti-Inseln danken ihre Existenz der Thätigkeit submariner Vulcane und den unermüdlichen Baumeistern der südlichen Meere, den Korallen. Während Viti Levu, Vanna Levu, Kandavu, Taviuna und andere mehr ohne Zweifel die Spuren von der hebenden Kraft unter ihnen verschlossener Feuerherde zeigen, verrathen die kleineren Inselgruppen der Exploring-Inseln, der Lakemba-Inseln, Ringold-Inseln, der Yasaua-Gruppe und andere deutlich in ihren Riffen und Atolls die Entstehung durch Korallen. Aber auch die größeren Inseln sind alle von Korallenriffen umzogen, zwischen denen das Meer sich nur hier und dort Oeffnungen zum Strande bewahrt hat.

Die größte Insel Viti Levu steigt in geringer Entfernung von der Küste zu einem hohen Plateau auf, das nur im Nordwesten sowie im Südosten von breiten und schiffbaren Flüssen eingeschnitten ist. Auf der Höhe des Plateaus, nahe der Mitte der Insel, erheben sich die Ulunikoro-Berge und südwestlich von ihnen der Pickering Pik, nach Nordosten der Rich Pik. Die Küsten sind dicht von Mangelbäumen umsäumt, und die Berge bedeckt eine üppige tropische Vegetation. Man schätzt die höchsten Erhebungen auf über 1500 m. Viti Levu ist abgerundet und schwerfällig in seinen Contouren; ganz anders erscheint das langgestreckte Vanna Levu mit der tiefen Nateva-Bay (die Eingeborenen nennen sie Na Waitui, Todtes Meer), der Savu-Savu-, Solevu-, Sandalwood- oder Bua- und Naloa-Bay. Auch hier tritt die vulcanische Formation auf, auch hier erhebt sich das Land schnell zum felsigen Plateau, aus dem von Westen nach Osten der Dana Pik, Sugar Loaf (Zuckerhut), Needle (Nadel) Pik, Drayton Pik und Hale Pik aufsteigen.

Heiße Quellen sind keine Seltenheit in Fidschi. Die bedeutendsten sind aber die an der Savu-Savu-Bay auf der kleinen Insel Namea Levu. Das aus ihnen hervorsprudelnde Wasser hat Siedehitze, und die Eingeborenen benutzen es oft, um ihr Schweinefleisch, Yams und dergleichen darin zu kochen. Ganz in der Nähe einer der Gruppen entspringt eine kalte Quelle, und heißer und kalter Strom laufen dicht neben einander her, bis sie sich vermischen und so zum Meere fließen.

Vanna Levu zählt gegen 30 000 Einwohner, während das größere Viti Levu nahe an 50 000 hat. Viti Levu, das große Viti, ist 100 englische Meilen lang und 40 englische Meilen breit; Vanna Levu, das große Land, ist 95 englische Meilen lang und 25 bis 30 englische Meilen breit; es mißt 11 601 qkm, während Viti Levu 6439 qkm Flächeninhalt hat. Südöstlich von Vanna liegt das reizende Taviuni oder Vuna, etwa 553 qkm groß. Das Centrum der Insel hebt sich zu einer Höhe von 2500 Fuß über den Meeresspiegel. Dort auf der höchsten Erhebung breitet sich ein klarer blauer See aus, augenscheinlich der ausgefüllte Krater eines erloschenen Vulcans. Vielleicht keine der Inseln in der ganzen Gruppe ist so reich an Naturschönheiten und zugleich an productiver Kraft des Bodens, die dem fleißigen Bebauer kaum irgend etwas versagen dürfte. Kandavu, langgestreckt und durch die Nathaba-Bay im Süden und die Malatta-Bay im Norden fast in zwei Theile getheilt, 535 qkm groß, ist ziemlich gebirgig, aber mit werthvollem Holze bedeckt. Die Insel zählt etwa 10 000 Einwohner und ist, seitdem die Pacific Mail Steamship Company ihre Dampfer auf dem Wege zwischen Australien und San Francisco hier anlegen läßt, von Wichtigkeit geworden. Zugleich besteht von hier aus eine Dampferlinie nach Levuka, um die Hauptstadt mit der Weltpostlinie zu verbinden. Andere Inseln sind Ovalau 125 qkm, Ngau 149, Muala 72, Ono 76 qkm, ferner das felsige Vulanga mit sicherm Hafen in stürmischem Wetter, die fruchtbaren Yathala und Vatuvara, Lakemba mit nahe 2000 Einwohnern, das fruchtbare, wenig bewaldete Mothe mit 400 Einwohnern.

Das Klima ist im Allgemeinen angenehm; besonders in der Nähe des Meeres, wo sich die Extreme mehr nähern, als im Innern der größeren Inseln. Hier hat man 122 Grad Fahrenheit als Maximum und 60 Grad als Minimum gemessen. Eine etwas den Comfort beeinträchtigende Erscheinung sind die zuweilen auftretenden Orkane. So berichtet ein Ansiedler, daß in einer stürmischen Nacht ihm das Haus über dem Kopf weggerissen sei, während er und seine Familie sich kaum in ihren Betten haben halten können. Das Haus war eben aus Rohr gebaut, wie so viele Häuser der ersten Ansiedler, und es kostet gerade nicht viel Zeit und Mühe, ein anderes zu errichten. Aber solche Stürme richten weit erheblichern Schaden in den Zuckerrohr- und Maisfeldern an. Glücklicherweise kommen sie selten.

Die nachstehende Tabelle zeigt, wie ausnehmend gleichmäßig die Temperatur der verschiedenen Monate ist, nur 3 Grad Unterschied zwischen Sommer und Winter. Ebenso ist auch der Unterschied zwischen den Maximalgraden der einzelnen Monate nicht bedeutend, während sich in Bezug auf die Minimalgrade eine größere Differenz geltend macht. Jedenfalls ist diese gleichmäßige tropische Hitze den Europäern ein wenig empfindlich und das Wohlgefallen sehr erklärlich, mit dem die „Fiji Times“ vom 18. October 1878 die Ankunft einer von Baaß und Littmann angefertigten und durch die Firma Hörder und Lienhardt importirten Eismaschine begrüßte, welche sofort einen 5 Pfund schweren Block Eis zur Kühlung des die Feierlichkeit begleitenden Clarets liefern mußte. März ist der Hauptregenmonat, gerade wie auf dem Festland Australien, der Regenfall aber weit ansehnlicher, denn während dort in Queensland 1875 an 161 Tagen 67,03 Zoll fielen, registrirte man in Bua an 146 Tagen 126,64 Zoll.

Die Mannichfaltigkeit des Bodens bedingt eine Mannichfaltigkeit der Producte. Reis kann im Sumpflande gebaut werden; in dem üppig fruchtbaren Boden gedeihen in vorzüglicher Güte Zuckerrohr, Kaffee, Baumwolle, Bataten, Yams, Arrowroot, Quai oder Masawe, Yagona, Taback, während an anderen Plätzen Erbsen, Bohnen, Kohl, Salat und dergleichen reichlich lohnen. Die Kokospalme ist hier

Meteorologische Beobachtungen, angestellt zu Delanasau, Bay of Islands, Bua, Fiji, durch R. L. Holmes, Mitglied der Meteorologischen Gesellschaft von England.

1875	Aneroid-Barometer			Selbstregistrirendes Thermometer						Regenfall				Hygrometer				
	Durchschnittl. Druck	Größter Druck	Gering. Druck	Durchschnittl. Temperatur im Schatten	Maximum	Minimum	Durchschnittl. tägliche Schwankung	Maximum in der Sonne	Minimum auf Gras	Summe	Größter tägl. Fall	Zahl der Tage	Zahl d. Stunden	Durchschnittl. Temperatur im Schatten	Durchschnittl. Temperatur der Verdunst.	Durchschnittl. Temperatur des Thaupunktes	Durchschnittl. Druck der Dämpfe	Durchschnittl. Feuchtigkeit (0—100)
Januar . .	30,24	30,37	29,69	80,4	95,5	70,0	14,4	135,3	67,2	22,23	4,83	16	100	86,5	79,5	75,0	0,868	69
Februar . .	30,27	30,34	30,07	80,9	93,4	69,8	14,2	132,8	68,1	17,89	4,20	19	81	85,4	78,9	74,7	0,859	70
März . . .	30,33	30,44	30,06	78,1	90,4	70,3	11,0	129,6	69,4	49,88	7,65	27	204	82,6	78,5	75,8	0,891	80
April . . .	30,38	30,48	30,15	78,9	92,4	67,5	14,4	135,8	65,8	9,42	3,41	14	41	84,9	78,1	73,7	0,823	69
Mai	30,44	30,53	30,38	79,4	92,5	64,7	16,1	130,2	61,2	3,63	1,58	8	12	86,1	78,3	73,2	0,817	65
Juni	30,44	30,49	30,37	78,7	90,4	60,8	16,6	131,2	55,3	3,49	1,45	10	14	84,9	76,9	71,7	0,777	65
Juli	30,51	30,62	30,44	77,3	90,5	62,5	16,8	128,0	56,5	1,63	1,53	2	2	84,7	74,6	68,0	0,685	57
August . . .	30,49	30,55	30,43	77,1	90,4	58,5	18,9	134,0	51,8	1,08	0,50	5	7	84,7	74,4	67,7	0,678	56
September .	30,48	30,55	30,41	77,9	90,0	61,7	15,8	135,1	58,0	2,61	0,48	13	25	84,3	75,9	70,4	0,743	63
October . .	30,45	30,54	30,33	79,8	92,3	65,1	17,0	138,6	63,0	5,32	1,25	12	30	86,2	74,0	66,1	0,642	51
November .	30,33	30,47	30,15	79,8	94,6	65,6	17,1	144,4	60,3	3,22	1,60	9	17	87,1	76,9	70,4	0,743	58
December . .	30,36	30,48	30,29	80,8	94,4	68,5	17,0	143,8	64,9	6,24	2,90	11	20	87,7	77,8	71,5	0,772	59
Jahr 1875 .	30,39	30,62	29,69	79,1	95,5	58,5	15,8	144,4	59,8	126,64	7,65	146	553	85,4	77,0	71,5	0,775	63
„ 1874 .	30,37	30,54	30,03	79,3	94,1	61,3	15,6	—	—	103,48	4,85	165	405	—	—	—	—	—
„ 1873 .	30,35	30,52	29,91	78,9	94,5	60,3	15,8	—	—	104,10	2,82	181	470	—	—	—	—	—
„ 1872 .	30,29	30,50	30,05	78,9	97,5	59,3	15,7	—	—	127,03	5,05	180	502	—	—	—	—	—
„ 1871 .	30,22	30,42	29,20	79,4	97,7	63,2	15,0	—	—	159,51	14,95	180	—	—	—	—	—	—
Die 5 Jahre	30,32	30,62	29,20	79,1	97,7	58,5	15,6	—	—	124,15	14,95	170	—	—	—	—	—	—

einheimisch und trägt ebenso volle Ernten als irgendwo, und nirgends findet man größere und saftigere Melonen, süßere Orangen und Ananas, bessere Limonen, Citronen, Tomatos, Gurken und dergleichen als auf Ovalau. Aber an Landthieren war und ist noch heute das Land außerordentlich arm. Die Ratte, welche in den Sagen der Ureinwohner eine hervorragende Rolle spielt, war wohl das einzige Säugethier, das die Europäer vorfanden. Doch haben sich die von den Europäern eingeführten Schweine sehr schnell vermehrt und schweifen in großen Trupps durch die Wälder, während der Reichthum an Rindern auf etwa 7000 Haupt geschätzt wird. Dagegen sagt dem Schafe Klima und Nahrung weniger zu. Aber Hühner, Gänse, Enten und Puter sind überall zu sehen. Eidechsen- und Schlangenarten sind sehr zahlreich vertreten; die letzteren erreichen zuweilen eine Länge von sechs Fuß, doch scheinen sie alle zu den unschädlichen zu gehören; wenigstens ist von Tod durch Schlangenbiß nichts bekannt geworden.

Die Ansiedler haben besonders die Cultur von Mais, Baumwolle und Zucker gepflegt; in neuerer Zeit hat man aber den Kokospalmen besondere Aufmerksamkeit zugewandt, da sie einen vorzüglichen Gewinn abwerfen. Kokosnußöl, Kopra (getrocknete Kokosnuß) und Kokosfaser sind leicht verwerthbare Artikel. Hauptproduct aber ist Kopra, von dem auch ansehnliche Mengen ausgeführt werden. Zucker verdrängt die Baumwolle einigermaßen (man zählt jetzt sieben Zuckermühlen), und es wird versichert, daß das Product in Fidschi dem von Mauritius nicht nachsteht. Doch klagt man über Mangel an Arbeitern. Die Eingeborenen sind nicht so leicht zu bewegen, ihre Freiheit gegen den Dienst des weißen Mannes zu vertauschen, und man hat daher Polynesier von anderen Inselgruppen, den Hebriden, Banks-Inseln und anderen mehr eingeführt. Die Behandlung dieser Leute war früher wohl nicht immer die beste. Es ist gar kein Zweifel, daß sie oft gegen ihren Willen aus ihrer Heimath entführt und fern gehalten, schlecht beköstigt, untergebracht und noch schlechter bezahlt wurden. Seitdem aber die englische Regierung das Ruder des Staatsschiffes ergriffen hat, scheint die Sache anders geworden zu sein. Wenn auch die Anzeigen in den colonialen Blättern, wie 400 bis 500 Kanakas, die früher auf Capitän Duncan's Plantage arbeiteten, in ihre Heimath zurückkehren und very favorably von der Behandlung sprechen, welche ihnen zu Theil wurde, oder wie Capitän Hill (es scheinen dort ausnehmend viel Hauptleute zu sein) den wärmsten Dank seiner farbigen Untergebenen empfing, ehe sie sich zu ihren Inseln zurückwandten, mit einiger Vorsicht aufgenommen werden müssen, eine Aufsicht über die Herren dieser Diener scheint denn doch zu existiren. Die „Fiji Agricultural Society" fühlt sich sogar etwas bedrückt. Man hat sich in den Meetings der Pflanzer darüber ganz klar ausgesprochen. Man giebt den Polynesiern zu viel. Zucker und Salz sind ganz unnöthige Luxusartikel für solche Menschen, drei Pence ist eine vollkommen zureichende Bezahlung für ein Tagewerk (die Weißen erhalten in Australien mindestens 2 Sch. 6 P. mit Beköstigung), die halbe Stunde Freizeit zwischen 6 und 8 Uhr Vormittags ist vollkommen überflüssig, fünfundzwanzig Quadratfuß sind ein ganz genügender Raum zum Wohnen für einen Arbeiter, ein Polynesier ist erst mit dem funfzehnten

Jahre als Erwachsener zu rechnen, d. h. als solcher zu bezahlen. Wie es scheint, waren schon die zehnjährigen Burschen für voll gerechnet und die Arbeitgeber verpflichtet, ihnen die splendide Summe von 3 Pence pro Tag auszuhändigen. Es scheint auch, daß die Regierung eine Erneuerung des abgelaufenen Contractes nicht gestatten wollte, sondern auf der Rücksendung der Arbeiter nach vollendeter Zeit bestand. Auch das bemerkten die Pflanzer sehr mißfällig. Aber man hat in früherer Zeit sehr unangenehme Erfahrungen gemacht, und die englische Regierung wünscht nicht, durch ihre Colonien in den Ruf zu kommen, als begünstige sie in den australischen Gewässern den Handel, welchen sie in den afrikanischen bekämpft. Gouverneur und Auswanderungscommissar sind daher bei den Pflanzern keine personae gratae.

Jagdaberglauben.

Unsere Jäger stecken bekanntlich noch voll allerhand Aberglauben. Sie wissen von unfehlbaren Schüssen und Freikugeln, vom Verderben der Waffe, von bösen Vorzeichen beim Ausgange zur Jagd, vom Bannen des Wildes und wie man eine Jagd glücklich machen kann, zu erzählen [1]), und selbst der aufgeklärteste nimmt es übel, wenn man ihm eine glückliche Jagd wünscht, denn dann trifft er nichts. Dieselben Vorstellungen treffen wir nun weit verbreitet unter den Naturvölkern oft in sehr überraschender Weise, wie sich aus den nachfolgenden Vergleichen ergiebt.

Flinten können behext sein, so daß man mit ihnen schlecht oder gar nicht trifft, wogegen denn allerlei Mittel angewandt werden. So verdirbt auch das Blasrohr und das Pfeilgift der Indianer am Huallaga, wenn sie auf einen gewissen kleinen gelb und schwarzen Vogel schießen; auf eine Schlange schießen sie nicht, weil hierdurch ihr Blasrohr so krumm wie dieses Reptil wird; auch wird das Blasrohr ganz unbrauchbar, wenn damit einmal auf einen Alligator geschossen würde [2]).

Von der größten Wichtigkeit sind die Omina beim Ausgange zur Jagd. Einem ausziehenden Jäger soll man niemals Glück wünschen, weil er sonst nichts trifft; man wünscht ihm vielmehr (im Oldenburgischen) das Gegentheil und sagt etwa: „Ich wollte, daß du Arme und Beine brächest." So sprechen die an der Ostspitze Neu-Guineas wohnenden Motu nie ein Wort, wenn sie auf dem Wege zur Jagd sind, und betrachten es als ein schlechtes Zeichen, wenn sie dabei von Jemandem angeredet werden [3]). Begegnet der abchasische Jäger im Kaukasus Jemandem auf dem Jagdpfade, so ist ihm das Glück nicht hold und daran die Behexung des Begegnenden schuld. Um diese Wirkung zu paralysiren, muß er einen kräftigen Gegenzauber herstellen; er verschafft sich Haare oder Stückchen von den Kleidern des Betreffenden, wirft sie ins Feuer und springt dreimal über dasselbe. Opfer vor der Jagd bringt er stets dar; ein Ziegenbock wird dem Gotte geschlachtet und Weihrauch ins Feuer geworfen [4]). Der Kamtschadale darf, soll die Jagd gut ausfallen, kein Kreuz vorher schlagen oder sich waschen. Dagegen ist Anrufung des altheidnischen Götzen Kutka günstig, dem auch der erste gefangene Zobel geopfert wird [5])

Unsere Jäger vermögen das Wild zu bannen, so daß es ihnen (nach bayrischem Aberglauben) thränend in die Hände läuft. Tschechische Jäger beschwören das Wild, daß es bis zum dritten Schusse stehen bleibt mit den Worten: fac ut, fac ut, fac ut und sagen beim dritten Male Amen. Darauf segnen sie das erbeutete Thier und sprechen: „Christus ward geboren, Christus wurde verrathen, Christus wurde gefunden, Christus wurde ans Kreuz geschlagen und gebunden. Das rechne ich dir zur Sühne, wozu mir helfe" [1]). Der Jäger, der eine Hostie aus der Flinte geschossen hat, kann befehlen: Hase komm', und der Hase stellt sich in die Schußlinie. Die Australier von Port Lincoln vermögen Aehnliches zu thun; sie haben von ihren Vorfahren ein paar alte Reime ererbt, deren Bedeutung ihnen unbekannt ist, die sie aber auf der Jagd beim Verfolgen der Beute schnell hintereinander wiederholen. Das verfolgte Thier wird dadurch wie mit Blindheit geschlagen, und läßt sich leicht erlegen [2]).

Vor allem kommt es darauf an, dem Jäger Glück zu verschaffen, damit er gute Beute habe, und hierzu sind vielerlei Mittel gut. Unfehlbaren Schuß erlangen unsere Jäger durch Johannisblut, durch Johanniswürmchen, in Tirol durch einen aus dem Gewehr geschossenen Salamander. Oder man nimmt die Herzen von drei Raben und drei Maulwürfen, verbrennt sie zu Asche und mischt sie unter das Pulver; man zerreißt eine lebendige Fledermaus und taucht die Kugeln in das Blut. Bei Jungbunzlau glauben die Jäger, wenn man das Pulver mit Schnepfenkoth mische, so habe dasselbe eine zauberische Kraft.

Da sehen wir nun, wie die Walfischfänger von der Insel Kadjak bei Alaska sich auch durch ähnliche Mittelchen Jagdglück zu verschaffen wissen. Sie bewahrten nämlich die Leichen berühmter Männer in entlegenen Höhlen auf, wo sie sich vor der Jagd zu versammeln pflegten. Die Leichname wurden vor der Ausfahrt zum Walfischfang in einen nahen Bach gelegt und von diesem Wasser tranken nun die Jäger, wohl in der Absicht, daß dadurch von den Eigenschaften des Verstorbenen etwas auf sie übergehe. Wenn ein Walfischfänger starb, so schnitten ihn die anderen in Stücke, von denen jeder eines für sich nahm, um damit die Pfeilspitzen zu bestreichen, welche hierdurch besondere Kraft erhielten. Die getrockneten Fleischstückchen führten die Konjagen als Talismane während des Walfischfanges bei sich [3]). Um sich Jagdglück zu verschaffen, spannen die Beduinen Hadhramauts vom Felle eines jeden erlegten Jagdthieres ein Stück auf den Kolben ihres Gewehres [4]) Der Cholon-Indianer am obern Huallaga unterwirft sich mit dem Eintritt der Pubertät einer Operation, die ihn zum glücklichen Jäger macht, und wenn ein älterer einmal besonderes Jagdunglück hat, so läßt er sich wieder „kuriren". Der Candidat erhält heftige Purganzen, ist darauf gezwungen in seiner Hängematte den nächsten

[1]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube, 2. Aufl. 423.
[2]) Herndon, Explor. of the Valley of the Amazon. Washington 1854, 140.
[3]) Turner in Jour. Anthropol. Inst. VII, 487.
[4]) Bastian, Geogr. und Ethnogr. Bilder 54.
[5]) Lesseps, Reise durch Kamtschatka. Berlin 1791, 81.

[1]) Grohmann, Aberglauben aus Böhmen Nro. 1447.
[2]) Wilhelmi, Manners and Customs of the Australian Natives. Melbourne 1862, 16.
[3]) Holmberg, Völker des russ. Amerika. Helsingfors 1855, I, 111.
[4]) v. Wrede, Hadhramaut 81.

Mondwechsel abzuwarten und erleidet eine wahre Hungerkur. Auch auf das Besprechen der Waffen verstehen sich die Cholonen [1]).

Durch solche Handlungen kann man zum glücklichen Jäger werden. Andererseits muß man aber auch bei der Jagd gewisse Dinge unterlassen, wenn die Jagd gut ausfallen soll. So schießen die Ehsten am St. Katharinen- und am St. Marcustage kein Wild, weil sie sonst das ganze Jahr über kein Jagdglück haben, auch die Gewehre verderben [2]) Der Jakute schafft das erlegte Wild nicht von der Stelle fort, wo es verendete, richtet das Fleisch dort zu, giebt dem Hunde sein Theil — alles an derselben Stelle, weil sonst die Jagd verdorben wird [3]). Unglückliche Jagd würde sicher die Folge sein, wenn die Odschibwä-Indianer ihre Hunde

[1]) Pöppig, Reise in Chile u. s. w. II, 323.
[2]) Boecler-Kreuzwald, Der Ehsten abergläubische Gebräuche. St. Petersburg 1854, 91.
[3]) Erman, Reise um die Erde II, 351.

vom Fleische oder den Knochen eines erlegten Bären fressen ließen; sie verbrennen daher sorgfältig alle Ueberbleibsel [1]). So rösten und verzehren die Indianer am Columbia schleunigst das Herz des zuerst in der Saison gefangenen Lachses, damit es nicht von einem Hunde gefressen wird, was zur Folge haben würde, daß kein Lachs weiter gefangen wird [2]), und der Kamtschadale schneidet der ersten Seeotter, die er erlegt, den Kopf ab, weil er sonst keine andere wieder bekommt [3]); Australier zerbrechen dem auf der Jagd erlegten Thiere sofort die Hinterbeine, weil sonst ein böser Geist (Ingna) das Fleisch unverdaulich macht und der Jäger nach dem Genusse stirbt [4]).

Richard Andree.

[1]) Reid in Journ. Anthrop. Inst. III, 111.
[2]) Gibbs in Contribut. to North Americ. Ethnology. Washington 1877, I, 196.
[3]) Steller, Kamtschatka 275.
[4]) Oldfield in Transact. Ethnol. Soc. New Series III, 240.

Die Insel Pitcairn und ihre Bewohner.

Im Süden der Tuamotu-Gruppe, der „Inselwolke", erhebt sich im Großen Ocean ein einsames Felseneiland aus dem Meere. Kaum eine englische Meile breit und gegen 2¼ Meilen lang, von einzelnen Felsengruppen und Korallenriffen auf allen Seiten umgeben, steigen seine steilen, bewaldeten Abhänge ohne Hafen oder Strand unmittelbar aus dem Meere zu über 1000 Fuß Höhe empor; nur an der eingebuchteten Nordseite erlaubt die wüthende Brandung bei ruhigem Wetter eine Bootlandung. Am 2. Juli 1767 entdeckte Capitän Carteret den verlassenen Felsen, ohne landen zu können, und benannte ihn nach seinem schottischen Heimathsdorf Pitcairn; sechs Jahre später passirte sie der Weltumsegler Cook. Nur Vögel und Ratten bewohnten die Wälder von Kokospalmen und Brotfruchtbäumen, aber steinerne Götzenbilder, Beile, Lanzenspitzen und Menschenschädel waren als Denkmäler einer verschwundenen Bevölkerung zurückgeblieben. Jetzt lebt eine neue Bevölkerung auf der einsamen Insel, welche als Heimath eines verlassenen Zweiges unserer eigenen Race ein hohes Interesse für uns hat.

Im Jahre 1789 fand die bekannte Meuterei auf der „Bounty" statt; im Januar des folgenden Jahres landete der Rädelsführer Christian mit acht Gefährten, sechs Eingeborenen von Tahiti und zwölf tahitischen Weibern auf Pitcairn. In Folge mörderischer Zwiste war schon im Jahre 1800 John Adams der einzige Mann auf der Insel und Oberhaupt der Frauen und Kinder seiner verstorbenen Gefährten. Die gegen 20 Köpfe zählende zweite Generation zeichnete sich durch Schönheit und Stärke aus; ihre Hautfarbe, die nur wenig dunkler als die europäische war, verrieth ihre Abstammung von tahitischen Müttern. Erst im Jahre 1808 gelangte die erste Nachricht von der Colonie durch den Capitän eines amerikanischen Walfischfängers in die Außenwelt; sechs Jahre später überbrachten zwei englische Fregatten dem letzten Meuterer den Pardon für seine verjährte Schuld. Als Beechey im Jahre 1825 die Insel besuchte, bestand ihre Bevölkerung bereits aus 66 Seelen; vier Jahre später starb der Patriarch Adams nach 39jährigem Aufenthalt auf Pitcairn, von seiner ganzen Gemeinde tief betrauert. Als diese im Jahre 1831 zu 87 Köpfen angewachsen war, siedelte die ganze Colonie nach Tahiti über, kehrte aber bald aus Heimweh nach ihrer Felseninsel zurück. Im Jahre 1845 überfiel ein Orkan die Insel, zerstörte fast alle fruchttragenden Bäume und verursachte lange Hungersnoth. Als Admiral Scoresby im Jahre 1852 Pitcairn besuchte, fand er die Bevölkerung aus 22 Familien mit zusammen 170 Seelen bestehend, und vier Jahre später war sie bereits auf 200 Köpfe angewachsen, so daß die Insulaner sich zu einer zweiten Auswanderung, diesmal nach der zwischen Neuseeland und Neukaledonien gelegenen Norfolk-Insel, entschlossen, welche im Jahre 1850 auf einem englischen Kriegsschiffe stattfand. Aber wiederum konnten sie ihre wogenumbrandete Heimath nicht vergessen; schon drei Jahre später kehrte ein Theil nach Pitcairn zurück, dem im Jahre 1864 die Uebrigen folgten. Doch scheint bei diesem Wohnungswechsel ihre Kopfzahl bedeutend abgenommen zu haben [1]), denn als Capitän Cookson auf dem englischen Kriegsschiffe „Peterel" sie 1876 besuchte, betrug dieselbe nur 85 Personen, nämlich 38 männliche und 47 weibliche, darunter eine große Anzahl Kinder. Die letzten Nachrichten über diese interessante Colonie enthält der Bericht des englischen Admirals De Horsey, der sie am 8. September 1878 mit dem Flaggenschiff „Shah" besuchte.

Die heutige Bevölkerung von Pitcairn besteht aus 16 Männern, 19 Frauen, 25 Knaben und 30 Mädchen, zusammen 90 Seelen. Von der auf die Meuterer folgenden Generation ist nur noch die 88jährige Elisabeth Young am Leben; der älteste Mann der Insel ist der 59jährige Enkel des Rädelsführers Christian. Da keine ansteckenden Krankheiten vorkommen, beträgt die Gesammtzahl der Todesfälle seit der Rückkehr von Norfolk vor 19 Jahren nur zwölf; auch die Thiere auf der Insel sind keiner Krankheit unterworfen. Die Insulaner sind natürlich gänzlich auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen. Sie bauen süße Kartoffeln, Yams, Bananen, Bohnen, Rüben, Möhren, Kohl und etwas Mais; die früher sehr zahlreichen Brotfruchtbäume sind dem Aussterben nahe. Ferner wachsen auf der Insel Ananas, Feigen, Papayas sowie viele Orangen, Limonen

[1]) Nach anderen Nachrichten soll doch ein Theil der Pitcairner auf Norfolk zurückgeblieben sein.

und Kokosnüsse, doch fehlt gutes Bauholz. Von Thieren finden sich nur wenige Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner, Katzen und Hunde. Es giebt keine Quellen auf Pitcairn, aber der regelmäßige, monatliche Regen liefert das nöthige Wasser.

Alle Insulaner sind arbeitsam; die Männer bearbeiten die Felder, bauen Häuser und fischen, die Frauen kochen, nähen und flechten Hüte und Körbe. Ihre Kleider können sie sich nur von passirenden Schiffen durch Eintausch von Lebensmitteln verschaffen; die Zeit ist freilich vorbei, wo oft jährlich 50 Walfischfänger die Insel besuchten, doch zeigt sich noch durchschnittlich jeden Monat ein von oder nach San Francisco bestimmtes Segel. Aber Gegenwinde und hohe Brandung verhindern sehr oft die Landung. Der Admiral schenkte den Leuten eine Blocksäge, die sie sehr nöthig hatten, und eine englische Flagge zum Aufhissen bei der Ankunft eines Schiffes.

Das Oberhaupt der Insel Pitcairn ist eine Art Präsident „in Subordination zu der Königin von England", der jährlich am 1. Januar erwählt wird, wobei beide Geschlechter nach erreichtem 17. Jahre wahlberechtigt sind. Das jetzige Oberhaupt der Colonie ist James Mc Koy, dem zwei Räthe sowie bei wichtigen Gelegenheiten die Familienhäupter zur Seite stehen. Die Gesetze sind äußerst einfach und richten sich allein gegen Diebstahl, Unzucht und Fluchen; doch ist bisher noch Niemand dieser Vergehen schuldig befunden worden. Beechey schrieb vor 53 Jahren: „Diese vortrefflichen Leute leben in voller Zufriedenheit und Eintracht mit einander; sie sind tugendhaft, fromm, heiter und gastfreundlich sowie Muster von ehelicher und elterlicher Liebe," und diese Worte kann Admiral De Horsey mit Bezug auf ihre heutigen Nachkommen nur wiederholen. Jeden Sonntag findet Gottesdienst nach dem Ritus der englischen Staatskirche in dem schon von Adams erbauten Gebäude, einem 60 Fuß langen und 20 Fuß breiten Steinhaus, statt. Dasselbe wird auch als Bibliothek und Schule benutzt. Alle Kinder müssen letztere täglich sechs Stunden besuchen und erhalten von dem Geistlichen und zugleich Schulmeister Young, dem seine Tochter Rosalinde beisteht, Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie, biblischer Geschichte und Gesang. Die einzige auf Pitcairn gebräuchliche Sprache ist die englische; Geld und Münzen sind ganz unbekannt, ebenso geistige Getränke. Ein einziger Fremder, ein Amerikaner, hat sich auf der Insel niedergelassen. In den letzten zwei Jahren scheiterten zwei englische Schiffe bei Pitcairn; bei Rettung der Mannschaften ertrank einer der Insulaner und ging das einzige Boot derselben verloren; auch versorgten sie aus ihren eigenen spärlichen Vorräthen die Schiffbrüchigen längere Zeit mit Kleidern und Lebensmitteln, ohne je Zahlung oder Belohnung dafür zu erhalten. Der Admiral schlägt deshalb seinen Landsleuten die Sammlung eines Fonds zur Anschaffung von Kleidungsstücken, Werkzeugen und besonders eines starken Bootes für ihre verlassenen Brüder im Stille Meere vor, ein Appell, der jedenfalls bei dem bekannten Wohlthätigkeitssinn der Briten nicht erfolglos sein wird. Auch soll jährlich ein englisches Kriegsschiff diesem fernen Besitzthum der Königin einen Besuch abstatten.

F. Birgham.

Sympathie-Zauber.

Weit verbreitet durch Deutschland ist der Aberglauben, daß, wenn man ein Stück Rasen, auf welchem ein Mensch mit nackten Füßen gestanden, aussticht und hinter dem Herde oder Ofen vertrocknen läßt, auch der Mensch verdorrt und dahinsiecht. Von ihren Geliebten betrogene Mädchen haben in der Oberpfalz ein eigenthümliches Verfahren, um sich zu rächen. Zur Mitternachtszeit zünden sie nämlich unter allerlei Beschwörungen eine Kerze an und stechen nun mit Nadeln in dieselbe hinein, wobei sie sprechen: „Ich stech' das Licht, ich stech' das Licht, ich stech' das Herz, das ich liebe." Dann muß der Ungetreue sterben [1]).

Die Vorstellung, welche hierbei wirkt, ist, daß zwei verschiedene und von einander getrennte Personen oder Dinge in ein gemeinsames leidendes Verhalten gebracht werden können, so daß sie mit einander leiden und leben, daß das Verhalten des Einen auch im Andern wiederklingt. Ganz fremdartige und durchaus nicht zu einander gehörige Dinge werden durch die Sympathie des Aberglaubens in Wechselbeziehung gebracht, wobei die Wahnvorstellung des Volkes eine unerschöpfliche Quelle von Kraftmitteln zur Vollbringung des Zaubers ist. „Was mit einem von zwei mit einander in sympathischer Beziehung stehenden Personen oder Dingen geschieht, das geschieht ganz oder theilweise auch mit dem andern, oder auch, nach den Umständen, in gerade entgegengesetzter Weise" [2]).

Dieselbe Vorstellung nun über die Erde zu verfolgen, ist der Zweck der nachstehenden Zeilen. Die Japanesin ist nicht verschieden von ihrer betrogenen Schwester in der Oberpfalz. Glaubt sich eine solche von ihrem Gatten hintergangen, so erhebt sie sich Nachts, kleidet sich phantastisch an und heftet das Bild des Treulosen im Tempelgarten an einen Baum, wo sie es mit einem Nagel durchbohrt. An der Stelle, wo dieser eingeschlagen wird, empfindet der treulose Mann Schmerzen. Oder sie macht eine Puppe aus Stroh, die den Betreffenden vorstellen soll, durchbohrt sie mit Nägeln und vergräbt sie an dem Orte, wo der Mann schläft [1]). Nach Keating pflegten die Zauberer der Chippeway eine Krankheit dadurch zu übertragen, daß sie von dem Feinde ihres Patienten ein hölzernes Bild machten, diesem ins Herz stachen und Pulver in das Loch füllten [2]). Nach mecklenburgischem Aberglauben bewirken Sargnägel, in die Fußspur eines Diebes geschlagen, dessen Tod [3]).

Durch Sympathie vermag man auch seinen Feind allmälig verdorren und verschrumpfen zu lassen, genau so wie das Verfahren in Hessen noch gegen die Raupen angewandt wird. Leidet der Garten stark unter denselben, so zerdrückt man an drei Ecken desselben je eine Raupe; von der vierten Ecke aber nimmt man eine Raupe, die man in den Schornstein zum Räuchern hängt. Wie sie dort vertrocknet, so verdorren auch die anderen Raupen [4]). So macht es der Kamtschadale, wenn er einen Dieb bestrafen will. In all-

---

[1]) Schönwerth, Aus der Oberpfalz I, 127.
[2]) Wuttke, Deutscher Volksaberglauben. 2. Auflage, 173.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie 1877. 334.
[2]) Herb. Spencer, Principien der Sociologie I, 299.
[3]) Wuttke, a. a. O. S. 127.
[4]) Wuttke 391.

gemeiner Versammlung wird da die Spannader eines Steinbocks (?) unter großen Beschwörungen verbrannt; so wie die Sehne des Thieres im Feuer zusammenschrumpft, so wird auch der unbekannte Dieb an allen seinen Gliedern gelähmt [1]).

Um dem Feinde durch Sympathie zu schaden, ja ihm Krankheiten oder selbst den Tod zuzufügen, braucht man bloß einige Speiseabfälle oder Theile von seinem Körper, wie Haare und Nagelabschnitzel, zu erlangen und sympathetisch zu behandeln. Hat der Eingeborene der Insel Chiloë (Südwestamerika) einem Feinde eine Locke abgeschnitten oder sich sonst etwas Haar von ihm verschafft, so genügt das um jenem, und sei er noch so fern, zu schaden. Die Locke wird an ein Tangstück befestigt und so in die Brandung geworfen; so wie sie nun von dieser hin- und hergefluthet wird, so fühlt der Unglückliche, von dem sie stammt, die Stöße, welche sie erleidet. Aus diesem Grunde tragen die Eingeborenen oft das Haar ganz kurz, da dann kein Zauberer so leicht einen Büschel erlangen kann [2]). Das abscheulichste Verfahren haben in dieser Beziehung die Australier. Vom Narrinjeri-Stamme erzählt E. Jung, daß sie begierig nach Speiseabfällen ihrer Feinde suchen, zumal nach Gräten und Vogelknochen. Letztere werden zugespitzt, am Ende mit einem Klumpen von Ocker und Fett versehen und dazu ein Fischauge oder ein Stück Fleisch von einer Leiche gethan. Kann man diesen ekelhaften Klumpen dann noch für kurze Zeit in die Brust einer verwesenden Leiche tauchen, so erhält er tödtliche Kraft. Will nun der Besitzer dieses Zaubermittels sich an der Person rächen, die von dem Knochen gegessen, so steckt er den Talisman neben sein Feuer. Wie die fettige

[1]) Krascheninnikow, Kamtschatka. Lemgo 1766. 218.
[2]) Martin in Ztschft. f. Ethnolog. 1877. 177.

Masse schmilzt, tritt bei dem Feinde Krankheit ein, fällt sie vom Knochen ab, so erfolgt der Tod. Diese Zaubermittel werden Ngadhungi genannt und zuweilen hat ein australischer Schwarzer vier bis fünf solcher Ngadhungi für eben so viel verschiedene Personen. Auch treiben sie damit einen lohnenden Handel, da jeder, der irgend kann, ein auf ihn bezügliches Ngadhungi, welches er im Besitze eines andern weiß, gern erkauft [1]).

Die Zauberer der Neu-Hebriden-Insel Tanna, erzählt der Missionär George Turner, können Krankheit und Tod über andere Menschen verhängen, indem sie einen Nahak verbrennen. Dieses Wort bedeutet Schmutz, besonders aber Speiseabfälle. Damit durch solche Speiseabfälle kein Unheil angerichtet werden könne, vergraben die Eingeborenen dieselben oder werfen sie ins Meer. Der Zauberer sucht aber doch sich solche Reste zu verschaffen, und findet er z. B. eine Bananenschale, so wickelt er sie in ein Blatt nach Art einer Cigarre und bringt sie auf diese Weise in die Nähe eines Feuers, um sie langsam verkohlen zu lassen. So wie der Nahak verkohlt und verschrumpft, vergeht auch das Leben dessen, der die Bananenschale fortwarf und gegen den der Zauber gerichtet ist [2]). In dieses Gebiet des Sympathiezaubers gehört auch, was Hildebrandt von den ostafrikanischen Wanika berichtet: sie legen rohe Nachahmungen menschlicher Gliedmaßen aus Lehm in ihre Pflanzungen und bewirken dadurch die Furcht der Diebe vor Erkrankungen der entsprechenden Körpertheile [3]).

Richard Andree.

[1]) Mitth. d. Vereins für Erdkunde zu Halle 1877. 35.
[2]) G. Turner, Nineteen years in Polynesia. London 1861.
[3]) Ztschft. f. Ethnolog. 1878. 389.

Weitere Nachrichten von Oschanin's Expedition nach Karategin [1]).

V—y. Nach dem am 12. September erfolgten Aufbruch von Germ gelangte die Expedition nach dem von Klein-Karamuk (= schwarze Beere) [2]) 20 Werst entfernten Orte Dschailgan (= ausgebreitet). Herr Oschanin hatte nämlich die Ueberzeugung erlangt, daß der Weg entlang des Muk-su für Lastthiere unbrauchbar und nur von Fußgängern benutzt wird. Es wurden aus der Ferne die Engpässe des Muk-su, eines südlichen Zuflusses des Surchab, sichtbar, welcher Fluß zwischen zwei gigantischen schneebedeckten Bergketten hinfließt, von welchen die nördliche den westlichen Ausläufer des Trans-Alaï-Gebirges, die andere, südliche, eine Fortsetzung der am linken Ufer des Surchab sich hinziehenden Kette und zugleich die Wasserscheide zwischen dem Surchab und dem Chulljas bildet. Unter dem Meridian von Germ und etwas weiter westlich ist dieser Gebirgszug mit Schnee bedeckt, und seine höchsten Spitzen befinden sich nicht weit von der Mündung des Muk-su. Seine Mittelhöhe beläuft sich auf 18000 Fuß, und nur dort, wo an seinem Fuße das Sommerquartier Tuptschak (= fette Stute) liegt, mag er 22000 Fuß hoch sein.

Angesichts der Unwegsamkeit des Muk-su-Passes mußte die Route total verändert werden, und es wurde beschlossen über Groß-Karamuk und Daraut (im Alaï-Hochthale) durch den Paß Ters-agar (= er fließt verkehrt, Name eines Flusses) in das Quellgebiet des Muk-su zu gelangen, und von da über Tachta-korum (= Bretter-Umfriedung) Pamir zu erreichen. — Dieses war der Plan der Reisenden, um in einer bisher noch nicht versuchten Richtung auf das „Dach der Welt" zu gelangen; doch schade, daß es eben nur ein Plan bleiben mußte, denn Herr Oschanin war kaum 30 Werst in der Richtung auf den Paß Tachta-kurum vorgedrungen, als er seine Hoffnung, den Murgab (nördlichen Quellarm des Oxus) oder selbst den Victoria-See zu erreichen, aufgeben mußte. So groß waren die unüberwindlichen Schwierigkeiten, und mit Hinblick auf die schon erlangten Resultate wurde die Rückkehr beschlossen. Unter welchen Beschwerden und Mühen diese bewerkstelligt wurde, erhellt aus dem Umstande, daß die Expedition zu der Strecke von Klein-Karamuk bis zur Station Altin-Mazar (= Goldgrab) sieben Tage vom 15. bis zum 22. September brauchte. Der Muk-su wird hier durch Zusammenfluß von drei Flüssen,

[1]) Vergl. „Globus" XXXIV, S. 334 und 348.
[2]) Dieser Ort liegt unweit unterhalb der Stelle, wo der Kyzyl-Su, der Oberlauf des Surchab, aus dem zu Rußland gehörigen Thale Alaï tritt. Die neueste Uebersichtskarte der hier in Rede stehenden Gebiete ist die Mitte December erschienene von Heinrich Kiepert: „Iran. Oestliche Hälfte enthaltend Afghanistan, Balutschistan und die özbegischen Khanate am Oxus." (Berlin, D. Reimer.) Sie reicht von Taschkend und Chiwa im Norden bis zum Arabischen Meere im Süden, von Meschhed im Westen bis Kaschmir im Osten.

des Souk-saj (= kalter Bach), des Kaingdi (?) und des Sel-saj (= reißender Bach)) gebildet, und es gehen von hier zwei Wege aus, der eine am Bulend [1]) Kijk (= obere Hirsch), einem Nebenflusse des Sel-saj, entlang, der andere gerade am Sel-saj und besagten Nebenflusse. Im Quellgebiete des letztern giebt es zwei Pässe, im Osten der Kokujbel (?), der nach dem Kara-köl (= schwarzer See) führt, und der südliche, Tachta-Kurum, der nach Paliz, Taschkurgan und dem Murgab führt. An einen Uebergang über den Paß Kaingdi war auch schon deshalb nicht zu denken, weil ein erst unlängst dieses Weges kommender Kirgise sein Pferd nur mittels auf den Schnee gelegter Filzstücken herüberbringen konnte. Es blieb daher nichts anderes übrig, als die Sel-saj-Straße einzuschlagen, die zwar als sehr unwegsam beschrieben wurde, deren Begehung jedoch mit Ausnahme von zwei oder drei Stellen mit keinen besonderen Schwierigkeiten verbunden ist. Dies wenigstens war die Ansicht der Reisenden; doch wer die Beschreibung der von Altin-Mazar nach Paliz führenden ungefähr 100 Werst langen Strecke liest, eines Weges, der über Eisfelder, Moränen und riesiges Steingeröll führt, der wird sich wohl leicht die Ueberzeugung verschaffen, daß Entdeckungsreisen im Alaï ebenso zu den mühsamsten Unternehmungen gehören, als jeder etwaige Versuch, die Hochebene von Pamir von Karategin aus zu erreichen, nicht nur in dieser vorgerückten Jahreszeit, sondern immer als eine nicht leicht ausführbare Unternehmung zu betrachten ist. Es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn Herr Oschanin, nach fruchtlosen Versuchen von seinem Vorhaben abstehend, nach Altin Mazar, von wo er am 24. September aufgebrochen war, am 28. wieder zurückkehrte, und von da über Taldik, da der Weg über Kara-köl schon von Sjävertzow im Detail erforscht worden war, nach Guldscha ging und hiermit wieder das bewohnte Gebiet von Chokand erreichte.

[1]) Nicht Baljand, wie Oschanin schreibt.

Alles in Allem genommen ist es dem Jahrhunderte lang in den Nebel der Mythen gehüllten Pamir aufs Neue gelungen, den Eifer unserer geographischen Forscher zu vereiteln. Die Engländer unter Leitung Gordon's, haben ihn wohl überschritten, mußten aber von Feïzabad (= Segensort) auf demselben Wege wieder zurückkehren. Der Versuch Sjävertzow's im vergangenen Jahre verunglückte gänzlich, und nun reiht sich den fehlgeschlagenen Unternehmungen auch die Reise des Herrn Oschanin an (der wenigstens als erster Karategin von Westen nach Osten durchzogen hat).

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der französische Commandant Roudaire, welcher bekanntlich die Unterwassersetzung der Schotts im Süden von Algerien und Tunesien projectirt, setzt in diesem Winter in Gesellschaft des Dr. André seine Untersuchungen in Tunesien fort, dieses Mal im Auftrage des Ministers für öffentlichen Unterricht.

— Dem „Esploratore" zufolge hat sich in Mailand eine Handelsgesellschaft gebildet, um den italienischen Handel mit Schoa, wo sich Antinori's Expedition befindet, zur Entwickelung zu bringen. Die erste Reise dorthin, an welcher auch mehrere Kaufleute theilnehmen, ist unter Leitung des Dr. Matteucci bereits Mitte November 1878 unternommen worden. Die von Dr. Matteucci in Gemeinschaft mit Romolo Gessi, dem Umsegler des Albert Njanza, unternommene Reise nach dem Sobat und der Landschaft Kaffa schlug bekanntlich (s. „Globus" XXXIV, S. 47) fehl, worauf Matteucci nach Europa zurückkehrte, während Gessi im Sudan blieb und augenblicklich in Gordon's Auftrag einen Aufstand der Sklavenhändler am Bahr-el-Ghazal zu unterdrücken hat.

— Am 23. August 1878 ist der Haupttrupp der Missions-Expedition, welche die „London Missionary Society" nach dem Tanganjika-See ausgesendet hat, glücklich in Udschidschi angelangt, nachdem er anfangs in dem Küstengebiete eine lange Reihe von Mißgeschicken und Aufenthalten durchgemacht, dann aber von Mpwapwa aus eine sehr rasche und glückliche Reise gehabt hat. An der Kinegoma-Bay, 3 engl. Meilen von Udschidschi, wollen die Herren Thomson und Hore ihre Station errichten.

— Dr. Theophilus Hahn war früher ein eifriger Mitarbeiter am „Globus"; als Missionarssohn in Südafrika geboren, war er mit der Hottentotensprache genau vertraut und schrieb eine Grammatik der Nama-Sprache. Mit Unterstützung des Commerzienraths Riebeck in Halle begab sich Hahn 1873 wieder nach Südafrika, ließ aber bald nichts mehr von sich hören. Jetzt taucht Theophilus, der vortrefflich die Hottentotensprache schnalzte, wieder auf. Im Cape Monthly Magazine Vol. XVI, p. 257. 1878 finden wir nämlich eine Abhandlung von ihm über die Gräber des Heitsieibib, ein Capitel über die prähistorische Hottentotenrace.

— Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika von Lady Barker (Wien 1878, A. Hartleben) ist ein sehr unterhaltendes Buch voll feiner Beobachtungen über das Wesen der Kaffern, mit welchen die Verfasserin als Gattin eines höhern Beamten in Pietermaritzburg in Natal in nahe Berührung kam. „Ich gestehe — heißt es auf S. 313 —, daß mir jeder Einblick in den Charakter der Kaffern Freude macht, denn bei Allen, die ich bis jetzt kennen lernte, fand ich dieselbe einfache Würde, gepaart mit scharfem, gesundem Menschenverstande. Sie scheinen ganz besonders dazu beanlagt, Alles aufzunehmen, was ihnen von Cultur und Civilisation zufließt, und es sich zu Nutzen zu machen. Ohne Zweifel findet sich hier eine viel bessere Grundlage, um Beides anzubahnen und aufzubauen, als bei irgend einer schwarzen Race, die ich kenne." Eine eigentliche Reisebeschreibung ist das Buch nicht; statistische, geographische u. s. w. Belehrung darf man darin nicht suchen, aber man findet originelle Ansichten einer hochgebildeten Frau und belehrende Aufschlüsse über das tägliche Leben in Natal, welche man in der sonstigen Literatur schwerlich antrifft. — Die Uebersetzung von Auguste Scheibe liest sich gut.

— Das Land an der Mündung des St.-John's-Flusses in Südafrika (Pondoland), welches jüngst von England annectirt wurde (s. „Globus" XXXIV, S. 320), ist von Commodore Sulivan, General Thesiger und anderen Offizieren bereits aufgenommen worden. Am linken Ufer des Flusses wurde eine Militärstation angelegt und Vorkehrungen getroffen, um den Handel der Umgegend nach diesem von Natur dazu bestimmten Platze zu ziehen. Dazu muß aber erst eine Sandbank an der Mündung des Flusses entfernt und zwei Wellenbrecher angelegt werden; die Barre ist nicht gefährlich; vortrefflicher Sand- und Kalkstein zum Bauen

steht in der Nähe an und gutes Zimmerholz ist zur Genüge vorhanden, kurz die Stelle scheint zu einem vielversprechenden Hafenplatze wie geschaffen zu sein.

— Die portugiesische Afrika-Expedition, bestehend aus den Herren Major Serpa Pinto, Brito Capello und Roberto Ivens, verließ am 12. November 1877 Benguela (vergl. „Globus" XXXII, S. 16, 192; XXXIII, S. 15, 224), um mit weitem südlichen Bogen über Dombe, Quillengues und Caconda nach Bihe, dem aus Cameron's Reise wohlbekannten Orte, vorzugehen. Da es nicht möglich war, an der Küste in Benguela und Novo Redondo die nöthige Anzahl von Trägern aufzutreiben, mußte ein Theil des Gepäcks zur See nach Cuia (südlich von Benguela) vorausgesandt werden, ein anderer Theil vorläufig in Benguela zurückbleiben, um auf directem Wege nach Bihe gesandt zu werden, wo die definitive Organisation der Expedition erfolgen sollte. Das Personal bestand vorläufig nur aus 57 Trägern und 14 Soldaten, darunter auch mehrere Frauen. Von Dombe grande brach die Expedition am 4. December mit einer auf 150 vermehrten Trägerzahl auf und erreichte nach Ueberschreitung der schwer zugänglichen Serra de Cangumba das 700 Meter über dem Meere gelegene Cabuidondo und am 12. December Quillengues (zwischen 14° und 15° südl. Br., 900 M.), wo das seiner Lage nach wichtige portugiesische Fort in erbärmlichem, kaum vertheidigungsfähigem Zustand gefunden wurde. Vom 8. Januar an weilte die Expedition in Caconda, zu längerm Aufenthalt hauptsächlich veranlaßt durch die Schwierigkeit, Träger zu bekommen. Sie traf dort mit dem Naturforscher Anchieta (s. „Globus" XXXI, S. 319) zusammen. Nach den Mittheilungen der Reisenden sind Träger in diesen Gegenden nur auf kurze Strecken und für ganz bestimmte Zielpunkte zu haben. Als solche werden Catanga, Cassongo, ein seiner Lage nach den Reisenden unbekanntes, aber neuerdings in reger Handelsverbindung mit den portugiesischen Besitzungen stehendes Land Garangana, ferner Lui mit der Hauptstadt Naziere im obern Zambeze-Becken und Mucusso namhaft gemacht. Ein Abstecher, den Serpa Pinto am 8. Februar nach der Landschaft Nano unternahm, hatte ebenfalls die Anwerbung von Trägern zum Zweck. Das Gros der Expedition unter Capello und Ivens hat nach den letzten Nachrichten am 8. März Bihe erreicht, wo sich Serpa Pinto zwei Tage später wieder mit ihnen vereinigte. In Bihe wird eine schon in Lissabon vorgesehene Trennung stattfinden, indem Serpa Pinto allein, Capello und Ivens zusammen in verschiedener Richtung vorgehen werden.

(Nach „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" Heft I.)

— Von Mr. Alfred Heath, dessen Abreise nach Angola wir auf S. 366 des vorigen Bandes meldeten, sind gute Nachrichten eingetroffen. Er ist unlängst (Anfang September) zu einer sechsmonatlichen Reise am Bengoflusse aufwärts aufgebrochen, will bis Golungo Alto gehen und, wenn es seine Gesundheit erlaubt, am Quanza zurückkehren. Eine erste kleine Sendung von Vogelbälgen von ihm ist in England eingetroffen, weiteres befindet sich unterwegs. Die zu bereisenden Gebiete sind dieselben, welche der verstorbene H. von Barth und neuerdings Ingenieur Schütt besucht haben.

— Der König von Dahome hat im September vorigen Jahres neue Feindseligkeiten gegen die Weißen unternommen, nachdem er erst 1877 vor der englischen Macht den kürzeren gezogen hatte. Jetzt hat er portugiesische und englische Unterthanen gefangen genommen und fordert für ihre Freilassung enorme Summen, hat auch einem benachbarten Stamme zahlreiche Gefangene abgenommen und dieselben nach altem Brauche abgeschlachtet, so daß in einem einzigen Monate an 500 Menschenopfer gebracht worden sind.

— Commodore Schufeldt, Befehlshaber des Vereinigte-Staaten-Schiffes Ticonderoga, ist zum Commissar ernannt worden, um die Grenze zwischen der Republik Liberia und den britischen Besitzungen an der Westküste von Afrika zu bestimmen. So die „Times". Nach dem „Standard" dagegen begiebt sich der Commodore nach Afrikas Westküste, um geeignete Punkte für Handelsstationen ausfindig zu machen und an denselben die amerikanische Flagge aufzuhissen.

— J. M. Hildebrandt wird im Anfange des Jahres 1879 mit Unterstützung der königl. preuß. Akademie der Wissenschaften sich nach Madagaskar begeben und dort nicht nur seinen botanischen und zoologischen Sammlungen obliegen, sondern auch namentlich kartographisch thätig sein. Seine Ausbildung in Benutzung der astronomischen Instrumente läßt sich Dr. O. Kersten angelegen sein.

— Am 4. Juli fand, wie die neue Zeitschrift „Aus fernen Zonen" meldet, in der Hauptstadt Antananarivo auf Madagaskar durch den ersten Minister im Auftrage der Königin die Einsetzung einer neuen Beamtenclasse, der „Sakazam Bohitra" d. h. „Freunde der Städte" für die Centralprovinz Imerina statt. Zu ihren Dienstverrichtungen gehört unter anderm Folgendes: Unterdrückung des Rumhandels unter den Hova; einmalige Zählung der Bevölkerung im Jahre, mit Bestimmung der Geschlechter und der Beschäftigungsarten; Eintragung der Geburten, Ehen und Todesfälle; Unterdrückung der Vielweiberei; Aufrechterhaltung der Sonntagsruhe; Bestrafung des Ehebruches; Sorge für Reinhaltung der Straßen und öffentlichen Plätze; Unterbringung der Aussätzigen und Blatterkranken in besonderen außerhalb der Städte gelegenen Lazarethen.

Inseln des Stillen Oceans.

— Dr. Lang handelt im Journal of the Royal Society of New South Wales Vol. X, p. 43 vom Ursprung und den Wanderungen der Polynesier, worüber viel geschrieben wurde. Er läßt sie vom asiatischen Archipel ausgehen und verfolgt sie von da über die Südseeeilande bis zur Osterinsel. Dieselben Ursachen nun, sagt er, welche die Menschen bis zu diesem abgelegenen Eilande führten, müssen sie auch noch weiter über den Ocean nach der südamerikanischen Küste, etwa bei Copiapo, getrieben haben. „Von diesem Landungsplatze verbreiteten sie sich in der ungeheuren seitdem verflossenen Zeit allmälig nordwärts und südwärts nach allen erreichbaren Orten und besiedelten erst den südlichen, dann den nördlichen Continent bis zu den Seen von Canada und der Küste von Labrador." — Das sieht auf der Karte sehr schön aus, hat auch den Vorzug von der Besiedlung via Beringsstraße abzuweichen — nur schade, daß der Verfasser keine Beweise für seine Behauptungen beibringt.

— Die „New Guinea Colonisation Company" hat beschlossen, den Generalgouverneur von Holländisch-Indien um Ueberlassung von 150 000 Acres Land an der Nordwestküste von Neu-Guinea zwischen der Humboldt-Bay und dem Hafen von Doreh auf 99 Jahre behufs einer Niederlassung zu ersuchen. Die Compagnie verpflichtet sich der holländischen Regierung dafür regelmäßig und getreu eine Rente zu bezahlen, die einer spätern Abmachung vorbehalten ist, und sich stets als friedliche, thätige, betriebsame Bürger aufzuführen, den holländischen Gesetzen und Reglements zu fügen und die Eingeborenen mild und rücksichtsvoll zu behandeln.

— Im „Sydney Morning Herald" wird ein Brief des Naturforschers Andrew Goldie über seine letzte Fahrt an der südöstlichen Küste von Neu-Guinea veröffentlicht. Goldie fand in den dortigen Strömungen und Windstillen eine Quelle großer Gefahren und entdeckte eine auf den Karten nicht verzeichnete Inselgruppe, die Redlich-Inseln, und zwei ganz ausgezeichnete Häfen, welche er Glasgow- und Millporthafen benannt, ausgelothet und aufgenommen hat. Dann besuchte er Cloudy-Bay und fuhr den Robinson-Fluß hinauf, entdeckte auch einen neuen Fluß auf der Westseite von

Cloudy-Bay, den er Blunden nannte, sammelte Vogelbälge und ethnographische etc. Gegenstände.

— Auf Neu-Britannien haben Cannibalen im vergangenen April vier eingeborene Missionslehrer todtgeschlagen und aufgefressen, woranf Rev. Brown, das Haupt der dortigen Mission, eine Expedition gegen die Missethäter aussandte, von denen 50 getödtet und noch mehr verwundet wurden. Seitdem haben sich die Wilden ruhig verhalten. Es sind diese Vorfälle gewesen, welche amerikanische Zeitungen veranlaßten, von Cannibalismus auf Neuseeland zu erzählen, was auf letzterer Insel großen Unwillen erregt hat.

— Das englische Vermessungsschiff „Alacrity" ist nach den Salomon- und Santa-Cruz-Inseln abgegangen, um dieselben vollständig zu vermessen und aufzunehmen.

— Zwischen den fünf besten Maori-Kindern der Schule für Eingeborene und ebenso viel weißen Kindern der englischen Schule wurde kürzlich in Otago auf Neu-Seeland ein Wett-Examen in Rechnen (gewöhnliche und Decimalrechnung), Geographie, Schreiben, Buchstabiren und Lesen abgehalten. Im Dictate wurden die Maoris leicht geschlagen, im Rechnen aber löſten sie von 30 Exempeln 22 richtig, während es die englischen Kinder nur auf 14 brachten. Die Erfolge in Geographie waren etwa die gleichen, nur etwas zu Gunsten der Maoris. Dieselben siegten auch im Schreiben, unterlagen aber im mündlichen Buchstabiren. Zum Schlusse erklärten die Schiedsrichter, daß in Summa keine Partei sich der andern gegenüber etwas vergeben habe, ein Resultat, welches denen, die die geistigen Fähigkeiten der Maoris kannten, nicht unerwartet war. (Mail.)

— Zu Beginn des vorigen Sommers wurde Mr. J. B. Williams von einer englischen Hüttengesellschaft nach Neu-Caledonien geschickt, um die dortigen Nickelbergwerke zu untersuchen. Sein Bericht über dieselben lautet günstig. Die Gruben liegen nördlich von Numea auf einer Strecke von 120 engl. Meilen zerstreut. Die französischen Behörden sollen durch die unzureichende Art und Weise, in welcher die Bergwerke bis jetzt betrieben worden sind, entmuthigt und gewillt sein, eine englische Gesellschaft nach Kräften bei einer etwaigen Ausbeutung zu unterstützen.

Nordamerika.

— Professor F. V. Hayden hat im letzten Sommer im Dienste der geologischen Aufnahme der Territorien die Wasserscheide der Felsengebirge zehn Mal überschritten und dabei einige der bekanntesten Pässe erforscht, darunter den berühmten Zwei-Ocean-Paß, von welchem er eine sorgfältige Aufnahme machte. Auch hat er im Windriver-Gebirge im Territorium Wyoming recente Gletscher entdeckt, die ersten in den Vereinigten Staaten östlich von der Küste des Stillen Oceans. Einer liegt auf der Ostseite des Windriver-Peak, zwei andere große, Oberer und Unterer Fremont-Gletscher von Hayden benannt, auf der Ostseite von Fremont's Peak. Vor mehr als 18 Jahren, 1860, hat Hayden bereits einen großen Theil desselben Gebiets bereist.

— Edwin A. Barber stellt im „American Antiquarian" einen Vergleich zwischen altägyptischen und altgriechischen Thongefäßen und den keramischen Producten der Pueblo-Indianer in Neu-Mexico und Arizona andererseits an und findet zwischen beiden in der Form wie in den Ornamenten eine sehr große Uebereinstimmung, ohne jedoch, wie so mancher andere, aus diesen Analogien eine Verwandtschaft der betreffenden Völker herleiten zu wollen; im Gegentheil hält er die Uebereinstimmung für zufällig. Under like conditions like results may have been reached in either hemisphere.

— Im Thone von Austinburg, Ashtabula-County, Ohio, ist im April v. J. etwa $3\frac{1}{2}$ Fuß unter der Oberfläche das Gerippe eines großen Mastodons ausgegraben worden. In demselben Thone, aber 50 Fuß vom Skelete entfernt, fand man eine (steinerne) Pfeilspitze und Holzkohlen. Ob diese Zeugnisse der Anwesenheit des Menschen gleichalterig mit dem Mastodon sind, ist nicht erwiesen. Bei der Frage nach dem Alter des Menschengeschlechts in Amerika verdient aber der Fund Beachtung. (American Antiquarian.)

— Dighton-Rock-Schwindel. Wie der Fusang-Schwindel nicht sterben kann und es immer und immer wieder Nachbeter giebt, die im Fusang der alten Chinesen Amerika sehen — trotz der endgültigen Abfertigung Bretschneider's —, so taucht auch der sogenannte Dighton-Rock mit seinen echt indianischen Felszeichnungen immer wieder als Beweis der Anwesenheit der alten Normänner im heutigen Massachusetts auf. Wie wir einer neuen, recht gediegenen amerikanischen Monatsschrift, dem „American Antiquarian", herausgegeben von Stephen Peet, entnehmen, wollen die guten Bostoner das kostbare alte historische Denkmal ihres Landes, den vor tausend Jahren mit Runen beschriebenen Stein, von seinem jetzigen Standpunkte im Tauntonflusse nach Boston bringen, an der Stelle aber, wo er stand, ein Granitdenkmal errichten.

Finn Magnussen von Kopenhagen, der einen Theil der Piktographie für Runen hielt und „151 Normänner unter Thorfinn nahmen Besitz von diesem Lande" las, hat sich, wie Worsaae nachwies, beim Runenlesen arge Blößen gegeben, denn die famose von ihm interpretirte Inschrift auf dem Runamo-Felsen in Schweden, besteht, nach Worsaae, einfach nur aus natürlichen Sprüngen und Rissen in einem Trappgange. Was soll es nun gar mit den amerikanischen Runen auf sich haben, die Finn Magnussen nie sah, die sehr verschieden abgebildet werden und integrirender Theil einer echt indianischen Felsritzung sind! Any one who will take the trouble to examine in the published drawing that part of the Dighton Rock inscription supposed to be of Scandinavian origin, must perceive at once on what shadowy basis the presumption rests. Um so mehr wundert es uns, daß ein gewiß wenig mit der Angelegenheit vertrauter amerikanischer Correspondent der Wiener anthropologischen Mittheilungen jetzt wieder eine schlechte Copie des oft abgezeichneten Felsens mit einem vagen, ungenügenden Berichte, dem alle kritische Sorgfalt fehlt, veröffentlicht und auch den Felsen für ein sicheres Denkmal der übrigens unbezweifelten Anwesenheit der Skandinavier in Neu-England ausgiebt. Man kann nicht vorsichtig genug sein bei solchen in Amerika aufgefundenen archäologischen Dingen und unser in Newyork lebender Landsmann Karl Rau erwirbt sich in der Enthüllung von derlei Schwindel ein nicht geringes Verdienst.

— Die Regierung von Honduras macht nach den „Times" große Anstrengungen, um den Ackerbau ihres Landes zu entwickeln, zu welchem Zwecke sie allen denen, gleichviel ob Einheimische oder Fremde, welche Kaffee, Zuckerrohr oder Cacao anpflanzen wollen, das Land dazu schenkt, ihnen das nöthige Material und die Arbeiter kostenfrei an Ort und Stelle schafft, sie vom Kriegsdienste befreit und von den Geräthen, Maschinen u. s. w., welche auf Pflanzungen gebraucht werden, keinen Einfuhrzoll erhebt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 3.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

III.

Die Frankenstadt Mistra mit ihren Kirchen und ihrer Burg. Trypi.

Eine Stunde vom byzantinischen Lakedaimonia entfernt fand Wilhelm von Villehardonin einen schroffen Felsen, welcher ihm geeignet erschien, eine feste Burg zu tragen, und in der That schuf er ihn zu einem fast uneinnehmbaren Platze um, der den Namen Mistra erhielt, was im altfranzösischen Patois so viel besagt, wie „la maîtresse ville“, die „beherschende Stadt“. Die Griechen nannten den Ort schon früher Mizithra, was nach L. Roß „Käseburg“, nach Fallmerayer aber „Grenzburg“ (vom slavischen Meso, Misa, vergl. den Ortsnamen Meißen) bedeutet, und woraus Mistra, bloß umgeformt zu sein scheint. Von den Türken wurde der Ort fast gänzlich zerstört; seine Einwohner vergrößerten die Bevölkerung des nahen Parori und von Sparta.

Der schroffe kegelförmige Hügel, auf welchem die Stadt steht, liegt am Fuße der Taygetos-Kette, von welcher er ringsum durch tiefe Schluchten und jähe Abhänge getrennt ist. Die Häuser bauen sich über einander auf bis zu dem Gipfel hinauf, den die Citadelle einnimmt. Nichts läßt sich mit dem Aussehen dieser Stadt vergleichen, welche einst an 25 000 Einwohner zählte und jetzt öde und verlassen daliegt; höchstens erweckt Rhodos ähnliche Gedanken. Rings um sich sieht man nur verfallene Paläste, Häuser und Kirchen. Man wandert auf gepflasterten Straßen im Zickzack bergauf, schreitet unter Bogenwölbungen hin, welche Wappen fränkischer Familien tragen, tritt in Höfe, die von Unkraut überwachsen, aber voller Erinnerungen an die Kreuzfahrer sind: kurz, es ist wie ein Spaziergang durch das Mittelalter. Durch Gassen und über kleine Plätze, die heute nur Eidechsen bewohnen, aufwärts steigend erreicht man ein altes Kloster mit mehreren fränkischen Gräbern, darunter demjenigen der schönen Theodora Tocco, der Gemahlin des Konstantin Paläologos, die 1430 starb. Unter den Kirchen ist die einzige wohl erhaltene die der Pantanassa (Allherscherin, d. i. Maria), eine lateinische Basilika und eines der schönsten Denkmäler aus jener Epoche mittelalterlicher Kunst. Nach Norden zu hat sie eine schöne offene Säulenhalle im Rundbogenstil — das, was in Italien loggia heißt —, an welche sich ein byzantinischer Thurm unmittelbar anschließt. Wegen der reichen Verzierungen, der vollendeten und scharf markirten Gesimse, der reinen Profile und der Geschicklichkeit in der Ausführung schreibt man den Bau der venetianischen Epoche zu. Die Mauern bestehen aus wechselnden Lagen von Quadern und Ziegeln; Thüren, Säulen und Fußboden sind von Marmor, und fast unverletzt haben sich im Innern die Fresken mit Darstellungen aus dem alten Testamente erhalten. Die Sculpturen gehören jener Zeit an, wo die Künstler nach Ummodelung der dem Alterthume nachgeahmten Ornamente neue Formen schufen.

Etwas höher hinauf liegt die Metropolis neben dem erzbischöflichen Palaste, den der griechische Bischof Nikephoros errichtete, nachdem Wilhelm von Villehardonin 1263 Mistra als sein Lösegeld an Michael VIII. Paläologos abgetreten hatte. In der Bischofsresidenz in Sparta wird eine alte Pergamenturkunde aufbewahrt, welche die Liste der Bischöfe seit jener Zeit und Einzelheiten über ihr Leben enthält. Die Metropolis ist ein geräumiger Bau; auf einer der Säulen,

welche im Innern die Seitenschiffe von dem Hauptschiffe scheiden, sind alle Schenkungen eingegraben, welche dem Capitel im 12. Jahrhunderte gemacht worden sind. Steigt man die steilen und winkeligen Straßen noch weiter hinauf, so erreicht man eine Stelle, welche bei den Einwohnern der Palast der Wasilissapula oder Königstochter heißt; es läßt sich schwer entscheiden, ob die Trümmer dort und die Mauerüberreste mit ihren spitzbogigen Fenstern einst wirklich zu dem Palaste der Despoten von Mistra gehört haben. Noch ein steiler Anstieg, und man steht vor der Citadelle, deren Befestigungen aus mehreren Mauerlinien mit Thürmen bestehen, welche seit ihrer Erbauung wiederholt von Byzantinern, Türken und Venetianern ausgebessert wurden. Während sich von der obern Partie der Festung nur ein paar Reste von Mauern und von dem Rondengang erhalten haben, steht weiter unten noch ein großer viereckiger Thurm in seiner ganzen feudalen Pracht mit Ziegelrosetten und Bogennischen. Dort fand man im Jahre 1827 in einem Sarkophage eine vollständige Rüstung aus Schmiedeeisen, Visirhelm, Panzerhemd, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen; aber niemand, weder in Sparta, noch in Athen, wußte Belle über den Verbleib dieser Sachen Auskunft zu geben.

Von dieser Stelle aus genießt man eine herrliche Aussicht auf die rings von hohen Bergen umgebene Ebene von Sparta, während hinter dem Schlosse die höchsten Gipfel des Taygetos aufsteigen.

Beim Hinabsteigen stoßen wir noch auf andere Kirchen, bei denen uns die ganz eigenthümliche Form der Apsis auffällt: dieselben springen an der Außenseite vor und schweben frei, nur durch Kragsteine gestützt. Eine dieser Kirchen, dem H. Nikolaos geweiht, war so von Gestrüpp und Steinen, die aus den höher gelegenen Straßen herabgerollt waren, verschüttet, daß es Mühe kostete, hinein zu gelangen. Das Dach ist eingestürzt und das Innere sehr heruntergekommen. Doch lassen sich noch Spuren von Malerei erkennen, darunter zwei Bildnisse des Kaisers Alexis Komnenos, dem man die Erbauung der Kirche zuschreibt. Einige der noch vorhandenen kubischen Säulencapitäle, deren Schmuck geschmackvoll gebogene Akanthus- und Lorbeerblätter bilden, stammen aus der Zeit des Uebergangs zwischen romanischem und byzantinischem Stile, d. h. aus dem zehnten oder elften Jahrhundert.

Kirche der Pantanassa in Mistra von Süden gesehen. (Nach einer Skizze Belle's.)

So heiß auch die Sonne herabbrennt, man kann sich von dieser Stadt, gegen welche Krieg und Rache gewüthet haben, von ihren steinigen, öden Straßen und engen Gassen nicht trennen. Hier stößt man auf ein Stück altgriechischer Bildhauerarbeit, dort auf eine Inschrift lateinischen oder byzantinischen Ursprungs oder eine fränkische Wappendevise. Widerstand gegen den Zahn der Zeit haben nur wenige massive Gebäude geleistet: türkische Bäder; aber die Griechen, welche sich niemals baden, hatten sie zu Pulvermagazinen umgewandelt. So sahen auch die Kirchen nach einander das Kreuz der Byzantiner, das der Lateiner und den mohammedanischen Halbmond auf ihren Zinnen, und noch erinnern ein paar verstümmelte Minarets an die viertehalb Jahrhunderte fast ununterbrochener Knechtschaft, welche Lakonien

von den Türken zu erdulden hatte. Einige kurze Andeutungen aus der Geschichte der Stadt mögen hier eingeschoben werden. Aus dem Alterthume ist uns zwar nichts überliefert; aber ihre Lage ist so günstig und der Ort so reich an allerlei Alterthümern, daß er schon in alten Zeiten bewohnt gewesen sein muß. Leake setzt deshalb dorthin eine der neun bei Homer erwähnten Städte Lakoniens, das „taubenumflatterte Messe“, Curtius das bei Pausanias erwähnte Harpleia. Als Wilhelm von Villehardouin seine feste Burg dort errichtete, fand er wahrscheinlich schon Anwohner dort vor. Er blieb nur 13 Jahre in ihrem Besitze, den alsdann die Kaiser von Byzanz antraten, bis im Jahre 1403 Theodoros, dem es an Geld zum Kampfe gegen Sultan Bajazid fehlte, die Stadt an Philibert von Naillac, Prior von Aquitanien und Großmeister von Rhodos, verkaufte. Allein die Einwohner standen gegen die beiden Ritter, welche der Großmeister zu Statthaltern eingesetzt hatte, auf und drohten, sie aufzuhängen, wenn der Kaiser jenen Vertrag nicht rückgängig machte, worauf letzterer auch einging und den Ort an seinen Neffen zugleich mit dem Titel eines Herzogs von Sparta verlieh. Mistra blieb eine Apanage der byzantinischen Kronprinzen, welche dort residirten, bis Mohammed II. von 1458 bis 1461 unter fürchterlichen Greueln ganz Morea unterwarf und den letzten Prinzen Demetrios verjagte. Zweimal gelang es nachher venetianischen Anführern, 1470 dem Benedetto Colleone und 1654 dem Mocenigo, die Feste den Türken zu entreißen, aber stets setzten sich dieselben wieder in deren Besitz, bis 1821 der Aufstand auch hier losbrach.

Verzierungen in der Kirche der Pantanassa. (Nach Belle's Skizzen.)

Mistra hatte damals schwer zu leiden: nach viermaligem Sturmlaufen der ägyptischen Truppen Ibrahim Paschas wurde sie in Brand gesteckt und arg zerstört, während die griechischen Bewohner in das Gebirge flüchteten. Allein die Erfolge der Griechen zwangen die Türken, Lakonien endgültig aufzugeben und nach Tripolitza zu flüchten. Nach der Unabhängigkeitserklärung dachte man daran, Mistra wieder aufzubauen; Burg und Befestigungen ließ man in ihrem verwüsteten Zustande, und legte in den beiden unteren Vorstädten, welche ein Bach von der eigentlichen Stadt trennt, gerade regelmäßige Straßen und schöne Häuser an. Und die Neugründung wäre gediehen, wenn nicht einige alterthümelnde Köpfe auf den leidigen Gedanken verfallen wären, Sparta selbst wieder aufzubauen. Die Mistraer selbst waren wenig für denselben eingenommen, und viele lehnten es ab, nach der officiellen Hauptstadt überzusiedeln, so daß dieselbe noch heutigen Tages kaum mit ihrer Vorgängerin rivalisiren kann.

Um von Sparta aus Kalamata am Meerbusen von Koroni zu erreichen, hat der Reisende die Wahl zwischen zwei Wegen: entweder umgeht er den Taygetos im Norden auf der Straße über Leondari (Leontarion), was drei Tage in Anspruch nimmt, oder er übersteigt das Gebirge auf dem geraden Wege, was zwar viel schwieriger ist, aber eine Tagereise weniger kostet. Den erstern wählen Kaufleute, Eigenthümer, Beamte und vorsichtige Reisende, den letztern abenteuerlustige Leute, die Anregung suchen, wenig Gepäck haben und sich um Schwindel und schlechtes Nachtlager nicht

Citadelle von Mistra. (Nach Belle's Skizze.)

kümmern. Was Belle in Athen über diese Straße gehört hatte, war wenig ermuthigend; stellenweise sollte sie für Maulthiere ungangbar, für einen Fußgänger selbst gefährlich sein. Thier und Reiter seien schon zusammen in den Abgrund gestürzt, und das geringste, was ihm begegnen würde, wäre der Verlust eines Theiles seines Gepäckes. Belle zweifelte nun keineswegs an der Wahrheit dieser Angaben; andererseits aber hatte er soviel von der malerischen Schönheit dieses Weges gelesen und gehört, daß er seinen Plan, von Mistra direct nach Kardamyli am Messenischen Meerbusen zu gehen, durchzuführen beschloß. Die Nacht wollte er in Trypi, eine Stunde von Mistra, zwei von Sparta entfernt, bleiben, von wo aus er, wenn alles gut ging, hoffen durfte, das Gebirge in zehn bis zwölf Stunden zu überschreiten. Von Mistra aus steigt der steinige Weg in einem kleinen gut bewaldeten und von hohen Felsen eingeschlossenen, aber keineswegs wilden Thale aufwärts. Die Sonne war, als unsere Reisegesellschaft ihn betrat, noch nicht verschwunden, sondern ihre schon schwächeren Strahlen übergossen noch die ganze Landschaft mit einem milden Lichte und spielten in den Blättern der Rhododendren, Platanen, Mastix- und Erdbeerbäume. Nach oben hin wird die Schlucht enger und der hellgelbe Felsboden verschwindet unter einer Bedeckung von allerlei Bäumen und Sträuchern. Der Weg führt bald am Ufer des Flusses Trypiotiko entlang, bald steigt er eine Anhöhe hinauf, von wo aus man durch das Laub der Eichen und Platanen hindurch die Ebene von Sparta erblickt; stets aber steigt er holperig aufwärts.

Kirche des H. Nikolaos in Mistra. (Nach einer Zeichnung Belle's.)

Fichten und italienische Pappeln stehen zur Seite, dunkele Höhlen öffnen sich in den felsigen Wänden des Thales, und bald zur Rechten, bald zur Linken zweigen sich kleine schattige Thäler voll Grün und Frische ab. Schließlich zeigt sich bei einer Wegebiegung das Dorf Trypi, dessen Name (τρύπη = Schlucht) seine Lage am Eingange einer tiefen Schlucht des Taygetos bezeichnet. Hohe Cypressen überragen die von üppigem Pflanzenwuchse umgebenen und auf mehreren Hügeln zerstreut liegenden Häuser; überall durchschneiden Hunderte von kleinen Bewässerungsgräben Wiesen und Wege — selten sieht man ein anmuthigeres und frischeres Bild.

Die Reisenden stiegen beim Pappas ab; sein auf halber Höhe des Abhanges gelegenes Haus war weit und luftig, und von der ringsum laufenden hölzernen Gallerie genoß man eine entzückende Aussicht auf das Thal. Fensterscheiben gab es freilich nicht; das wäre für solch abgelegene Gegend eine zu große Verschwendung gewesen; hölzerne Laden vertraten ihre Stelle. Während das Abendessen bereitet wurde, besuchten die Reisenden in Gesellschaft des Pappas und des größten Theiles der Bevölkerung die unlängst erbaute Kirche auf einem nahen Hügel, von wo der Blick die ganze Kette des Parnon umfaßt. Keinen besseren Platz hätte man dazu wählen können; darin folgen die heutigen Griechen fast stets dem Vorbilde der alten, welche ihre Heiligthümer ebenfalls auf hochgelegen Punkten errichteten, so daß der Wanderer, Ackermann und Hirt sie schon von fern erblickten. Die Kirche ist geräumig, von schlanken Formen und guten Verhältnissen und

im Innern geschmackvoller verziert, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Ebenso ist die Schule nebenan groß, hell und gut eingerichtet und unterhalten. Beide Gebäude aber sind nur aus Beiträgen der Bewohner von Trypi und der umliegenden Weiler errichtet, ein Beispiel von Opferwilligkeit in Sachen des Volksunterrichtes, das in Griechenland keineswegs vereinzelt dasteht und von so manchem westeuropäischen Volke nachgeahmt zu werden verdiente.

Bei der Heimkehr wies man den Fremden eine Quelle, deren Wasser wegen seiner Trefflichkeit und Fülle in Trypi großen Rufes genießt. Mit Gewalt sprudelt sie aus dem Felsen hervor und wird dann in steinerner Rinne, welche unterweges noch zahlreiche kleine Quellen, die überall aus der Bergwand hervorbrechen, aufnimmt, nach den terrassenförmig[1]) am Abhange angelegten Pflanzungen geleitet.

In dem Hause des liebenswürdigen und intelligenten Pappas hatten, wie überall im Dorfe, die Seidenwürmer alle Räume in Beschlag genommen; mit alleiniger Ausnahme des den Fremden eingeräumten Gemaches waren die sämmtlichen Zimmer von Korbgeflechten voll jener Thierchen besetzt, welche einen faden, ekelerregenden Geruch ausströmten. Sie hatten eben ihre dritte Häutung hinter sich und entwickelten in der Vertilgung von Maulbeerbaumblättern einen fabelhaften Appetit. Diese Industrie gedeiht in dem ganzen Bezirke; während im Unterlande Krankheiten unter den Würmern große Verheerungen anrichteten, sind sie in Trypi nur selten und vereinzelt aufgetreten, sei es daß ihr Futter oder wegen der offenen Dächer und Fenster die Ventilation hier besser ist oder daß die Bergluft irgend welchen wohlthätigen Einfluß ausübt.

Frau aus Mistra. (Nach einer Aquarelle von Ch. Garnier.)

Nach dem Essen, zu dessen Beschluß eine gewaltige Schüssel duftender Walderdbeeren aufgetischt wurde, setzten sich die Reisenden unter die Veranda. Im Dorfe sangen Mädchen, und als die Fremden die Worte der Lieder zu erfahren wünschten, sprang der Pappas auf und rief mit Stentorstimme den Sängerinnen zu: „He, Euphrosyne, komm her! Auch Du, Marionka und Zenobia!“ Da es nun einem wackern Orthodoxen nie in den Sinn kommen wird, ungehorsam gegen den Pappas zu sein, so kamen auch die drei Mädchen, sich einander an den Händen fassend, um sich so Muth einzuflößen, schüchtern und erröthend herbei. Mit ihren großen blauen, schönen Augen, den blonden Haaren, die in wirren Locken unter dem blauen, goldgelb gemusterten Kopftuche hervorkamen, und den weißen Obergewändern gaben sie eine reizende Gruppe ab. „Vorwärts,“ sagte der Pappas, „singt etwas für die Fremden.“ Nun wurden sie erst roth wie reife Granaten und schauten sich um, als wollten sie davonlaufen, bis sich Belle ins Mittel legte und der etwas schroffen Aufforderung des Priesters durch Schmeicheleien zu Hülfe kam. Damit hatte er gewonnen Spiel. Die Mädchen fingen ein einstimmiges Lied an zu singen, in Moll, langsam und melancholisch, anfangs mit leiser Stimme und etwas einförmig, bis sie, von dem Beifall der Franzosen ermuthigt, lebhafter wurden. Die Stimmen waren weich und frisch und hatten nur sehr wenig von dem den Griechen eigenthümlichen näselnden Tone. Was sie sangen, war eine in Lakonien weitverbreitete Romanze, wie ein von manchen Siegen über die Türken heimkehrender Pallikare unterwegs vom Tode überrascht wird und den Vögeln in der Luft seine Grüße an die Heimath aufträgt. „Ihr Vögel, fliegt! Lebt wohl! Wenn ihr weit, weit von hier, in Kolokythi, meiner Heimath, seid, so denkt daran, daß ein Apfelbaum vor der Thür meines Hauses

[1]) Terrassenbau ist, ebenso wie Bewässerung, eine südliche Form der Bodencultur, in Palästina ebenso gebräuchlich, wie in Griechenland und Italien. Victor Hehn nennt in seinem herrlichen Buche „Italien. Ansichten und Streiflichter“ (2. Auflage, Berlin 1879) „die Länder am Mittelmeere ihrem eigenthümlichen und vorherrschenden Charakter nach Felsenwüsten, von Licht umflossen“ (S. 36) und schildert (S. 23) den Terrassenbau dort folgendermaßen: „An den heißen Felsabhängen werden mit eisernem Spaten breite horizontale Stufen reihenweise über einander dem Gesteine abgesprengt, in Körben mit Erde betragen und mit Rebstöcken und Oliven bepflanzt. Wo der Boden nicht reiner harter Fels ist, da muß Ausmauerung der Terrasse zu Hülfe kommen. Eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die aber der arme Pächter unternimmt und bei der ihn nur sein Esel, der genügsame graue Freund, nicht verläßt. Es sind schwebende Gärten, oft mit schwierigem Zugang; regelmäßig stürzt von Zeit zu Zeit ein Stück herab und muß neu untermauert werden; Sturzregen verwüsten oft das Werk langen Fleißes in wenig Augenblicken. Wie primitiv aber auch sonst die Bodenarbeit oft sein mag — Bewässerung und Terrassirung übt und versteht am Mittelmeer der Bauer überall mit Meisterschaft, durch uralte Tradition.“

steht. Ruht euch auf seinen Zweigen, die rothe Blüthen bedecken; und wenn die, welche ich liebe, heranstritt, grüßt sie und erzählt ihr von unserer alten Liebe. Ihr sollt ihr sagen, daß sie mich nicht mehr erwarte, weil mich Charon an der Biegung des Weges ergriffen und im schwarzen Abgrund, fern von Weib und Kindern, festhält."

In den Volksliedern der Griechen spielen überhaupt die Vögel eine große Rolle: ihnen vertraut der im Gebirge umstellte Klephte seine Botschaften, der tödtlich verwundete Krieger seine letzten Grüße an Mutter und Braut an, sie empfangen die Ergüsse verzweifelnder Liebe, und in Vogelgestalt will der sterbende Klephte oder der verrathene Liebende wieder erstehen.

Die Sängerinnen waren schon längst wieder enteilt, als

Cocon-Hasplerinnen im Hause des Pappas von Trypi. (Nach einer Skizze Belle's.)

Belle noch immer auf dem Balcone saß, hinabschaute auf das waldige Thal, die Felsen und die weite vom Mondschein übergossene Ebene und dem Gesange der Nachtigallen, dem lustigen Plätschern der Bäche und dem fernen Rauschen eines Wasserfalles lauschte, der gleichsam den Baß in dieser großartig schönen Harmonie sang.

Nur widerstrebend gab er dem Drängen Alexander's nach, der unablässig ihm zuredete, das Lager aufzusuchen, um sich nicht in der feuchten Nachtluft das Fieber zu holen, und ihn daran erinnerte, daß am nächsten Morgen mit Beginn der Tageshelle aufgebrochen werden müßte.

Der Fidschi-Archipel.

Von Dr. **Carl Emil Jung**, früherem Inspector der Schulen Südaustraliens.

II.

Die Zahl der Einwohner ist keineswegs im Zunehmen; sowohl bei den Eingeborenen als bei den Europäern zeigt sich diese Abnahme. 1876 wurden 1569 Weiße gezählt: Engländer aus Großbritannien und den australischen Colonien, Nordamerikaner und Deutsche, die Zahl der letzten in stetem Wachsen, ein paar der unvermeidlichen Chinesen und 118 000 Eingeborene; doch beruht diese Angabe nur auf einer unsichern Schätzung, da man über die Stämme im

Innern in völliger Ungewißheit lebt. Daß aber die Stämme, welche in der Nähe der Europäer und unter ihnen wohnen, eine sehr bedeutende Einbuße in ihrer Zahl erlitten haben, darüber kann kein Zweifel sein. Sie gehen den Weg vieler Naturvölker. Im Jahre 1871 schätzte man die Bevölkerung noch auf 148 040 Einwohner, von denen 146 000 Eingeborene und 2040 Weiße waren. Gerade kein Zeichen für das Aufblühen der Colonie, welche nicht allein an der eingeborenen Bevölkerung einbüßt, sondern auch offenbar durch Auswanderung weißer Colonisten leiden muß, die sich trotz des natürlichen Zuwachses durch Geburten auffallend vermindern; in fünf Jahren um 471 Personen, d. h. um mehr als 23 Procent.

Die europäischen Bewohner von Fidschi beklagen sich sehr bitter über die hohen Zölle. Nach dem Tarif, der vorliegt, sind sie jedenfalls weit niedriger als in irgend einer der Nachbarcolonien, aber ein freigeborener Engländer kann nicht leben ohne zu brummen, so sagt man. Auffallend niedrig sind z. B. die Zölle auf Spirituosen; während man in Melbourne 10 Sch. per Gallone zahlt, verlangen die Zollämter hier nur 6 Sch. Vermuthlich aus Mitleiden mit der weißen Bevölkerung, deren einziges Vergnügen in den Mußestunden Trinken ist, denn, sagt ein Bericht aus Levuka schwermüthig, es giebt in dem Dutzend Hotels auf den Inseln nur vier Billards, obgleich das Billardspiel das einzige Vergnügen ist, das man sich hier machen kann. Aber der Schreiber sieht zu schwarz, denn wir werden durch die Zeitungen belehrt, daß Regattas kein ungewöhnlicher Sport sind. Sonnabend den 21., so lautet eine vorliegende Bekanntmachung, soll um 1 Uhr sharp eine Regatta von Segelbooten stattfinden. Erster Preis eine Ziehharmonika; zweiter Preis 1 Pf. St.! Man sieht, der Wettkampf geht wie bei den olympischen Spielen mehr um die Ehre als um den Gewinn. Auch das Nationalspiel der Engländer, Cricket, hat hier freundliche Aufnahme gefunden. Die Wettkämpfe zwischen Jurisprudenz, Theologie und Armee auf der einen Seite und der „Welt" auf der andern Seite liefern dem zu Zeiten augenscheinlich um Stoff verlegenen Redacteur der „Fiji Times" willkommene Gelegenheit, die Localspalte zu füllen. Die „Welt" scheint in Levuka stärker und geschickter zu sein, als die Herren von der langen Robe und vom Schwert, denn das Blatt verzeichnet laufende Niederlagen der letzteren.

Doch sorgt man auch für die intellectuellen Bedürfnisse. In Levuka besteht ein Mechanics Institute mit Bibliothek von circa 1000 Bänden, amerikanischen und englischen Zeitungen und Revuen, wo man sich auch zu dramatischen und literarischen Cirkeln und Schachturnieren vereinigt. Mit den Schulen ist es freilich schlimm bestellt. Von Staat oder Gemeinden aus geschieht nichts, nicht einmal indirect. Daher ist die Erziehung der heranwachsenden weißen Bevölkerung sehr mangelhaft. Die Schule in Levuka ist von etwa 30 Kindern von 4 bis 14 Jahren besucht. Die Kinder der Eingeborenen erhalten einigen Unterricht durch die Missionäre, besonders durch die von der wesleyanischen Kirche. Denn sie ist die bei weitem am mächtigsten vertretene. Vor etwa fünf Jahren kam ein Geistlicher der anglikanischen Kirche an, französische Katholiken gründeten eine Mission, aber die Wesleyaner hatten schon vor 40 Jahren ihre Religionsboten hier. Der Erfolg ist nach den Berichten ein außerordentlicher. Zwar leben im Innern von Viti Levu noch wilde Stämme, deren Zahl von den einen auf 7000, von anderen auf 20 000 veranschlagt wird, und die sich bisher ablehnend gegen alle europäische Civilisation verhalten haben, aber die Zahl derer, welche in engerm oder loserm Verbande zur wesleyanischen Gemeinde und ihren Schulen stehen, ist sehr bedeutend. Die Gemeinde zählte 683 Kirchen, 298 andere zum Gottesdienst verwandte Gebäude, 11 Missionäre, 1 englischen Lehrer, von den Eingeborenen 57 Missionäre, 2865 Lehrer in Tagesschulen und 3063 in Sonntagsschulen, 1440 Tagesschulen mit 49 317 Schülern, 1154 Sonntagsschulen mit 51 704 Schülern.

Für Verbesserung der Wege, Hafenbauten ꝛc. ist officiell eigentlich in keiner Weise gesorgt worden. Da man aber 40 bis 50 Pioniere in Levuka stationirt hat, so hat ihr Commandeur, Oberstlieutenant Pratt, diese Leute sehr nützlich zu beschäftigen gewußt, indem er den Ort drainiren ließ, einen gemauerten Damm gegen die See an der Küste ausführte, an Stelle von Holzbrücken über Rinnsale Steinbrücken setzte und außerdem viele andere Verbesserungen bewerkstelligte. Leider gab man ihnen Seitens des Generalcommandos in London die geeigneten Werkzeuge nicht mit auf den Weg, und so hat manches nützliche Unternehmen nur halb ausgeführt werden können oder mußte auch ganz unterbleiben.

Der Verkehr im Hafen von Levuka ist im steten Zunehmen, wie nachstehende Aufstellung ausweist. Es liefen ein

Jahr	Schiffe		Tons
1873 . .	75 Segelschiffe 6 Dampfer	mit	8433 Tons
1874 . .	61 Segelschiffe 10 Dampfer	„	10 792 „
1875 . .	67 Segelschiffe 23 Dampfer	„	16 574 „
1876 . .	72 Schiffe	„	14 582 „

dagegen liefen aus

Jahr	Schiffe		Tons
1873 . .	86 Segelschiffe 6 Dampfer	mit	8923 Tons
1874 . .	68 Segelschiffe 9 Dampfer	„	9883 „
1875 . .	57 Segelschiffe 20 Dampfer	„	14 952 „
1876 . .	67 Schiffe	„	12 884 „

Deutsche Schiffe betheiligen sich bei diesem Verkehr lebhaft, wie überhaupt deutsche Schifffahrt in diesen Seen sich sehr regt. Für die Fidschi-Inseln nimmt die Firma Hedemann u. Comp. eine ähnliche Stellung ein, wie die von Godeffroy für die Samoa- und andere Inseln der Südsee. Die Gebrüder Hennings, gleichfalls Deutsche, bezeichnet das Levuka-Blatt als die commercial pioneers of Fiji, und spricht in fast neidischer Weise von dem Unternehmungsgeist „of our Teuton friends", die ein Schiff nach dem andern befrachtet aus dem Hafen schicken.

Die Colonie hat vier Clarirungshäfen: Levuka, Loma Loma, Suva, Galoa und Vuna. Der Waarenverkehr stellte sich in den oben angeführten drei Jahren auf:

	Einfuhr	Ausfuhr
1874 . .	101 980 Pf. St.	86 751 Pf. St.
1875 . .	109 376 „	85 680 „
1876 . .	112 806 „	80 890 „

Die Zolleinnahmen im Hafen von Levuka waren gar nicht unansehnlich und beweisen für die Bedürfnisse der Eingeborenen, da eine Consumtion in dieser Höhe durch die kleine weiße Bevölkerung undenkbar ist. Am 31. December 1873 waren die Einnahmen 8120 Pf. St., 1874 9345 Pf. St. und 1875 9309 Pf. St. Für die beiden ersten Viertel von 1876 belief sich die Einnahme auf 2840 und 4131 Pf. St.

Die Hauptausfuhrartikel waren 1875: Copra für 41 908 Pf. St., Baumwolle für 12 022 Pf. St., Zucker für 9036 Pf. St., Mais für 8465 Pf. St., Kokosfaser für 2727 Pf. St., Trepang für 2491 Pf. St., Perlmutter für 1095 Pf. St., ferner Arrowroot, Kokosnußöl, Schildpatt, Sandelholz, Wolle, Kokosnüsse und Verarbeitungen derselben ꝛc. In Levuka hat die Bank of New Zealand eine

Filiale errichtet, die einen ziemlich ansehnlichen Zuspruch haben soll.

Der Verkehr bewegt sich natürlich meist zur See, eine ziemlich gute Straße führt aber quer durch Viti Levu von der Nordküste bei Savua nach Vayna und Suva und der Postverkehr spricht für ein ziemlich reges Leben. Im Jahre 1876 kamen 29 071 Briefe, 33 030 Zeitungen und 7121 Bücher an, während 36 732 Briefe, 37 697 Zeitungen und 610 Bücher abgeschickt wurden. Die Dampfer der Australian Steam Navigation Company verkehren regelmäßig zwischen Levuka und Kandavu oder Kadavu, wo die Postdampfer der Pacific Mail Steamship Company anlaufen.

Vier Zeitungen erscheinen auf Fidschi: die Royal Gazette, das Amtsblatt, so oft es nöthig erscheint, der Argus wöchentlich einmal, Ne Mata in der Sprache der Eingeborenen gelegentlich, und die „Fiji Times" zwei Mal die Woche. Doch wie könnte bei der geringen Anzahl von Weißen ihr unternehmender Eigenthümer bestehen, wenn er den spärlichen Verdienst nicht durch Verkauf von allerlei Schulbüchern, Visitenkarten und Kalendern, Gebetbüchern und Salben, Wörterbüchern und Pillen, Nähmaschinen und Sämereien zu ergänzen vermöchte? Man könnte aus den Anzeigespalten lesen, daß sich hier amerikanische und englische Interessen berühren und bekämpfen. Beware of Vile American Counterfeits! ruft ein Quacksalber in der einen Spalte, während in der andern amerikanische Uhren als jedes englische Fabrikat übertreffend angepriesen werden. Indessen wird die „Fiji Times" außer in ganz Australien mit allen Inseln auch noch in Amerika, dem Vereinigten Königreich und dem Continent Europas gelesen. Das besagt wenigstens eine ganze Spalte des in größtem Format gehaltenen Blattes und knüpft daran die Mahnung an den Leser, zu annonciren.

Man spricht sich auch sehr offen aus. Die Frage über die Lage der neuen Hauptstadt ist längst entschieden. Levuka ist entthront, der Sitz des Gouverneurs geht nach Suva an der Südküste von Viti Levu. Natürlich sind die Levukaner darüber gebührend ungehalten, und Sir Henry Gordon, der den Grafen von Carnarvon zuerst für diesen Wechsel gestimmt hat, erhält eine tüchtige Wäsche für seinen Kopf.

Sein hoher Vorgesetzter fährt aber weit schlimmer. Als Cakobau oder Thakombau die Zügel der Regierung in die Hände der Bevollmächtigten ihrer britannischen Majestät niederlegte, gab ihm Sir Hercules Robinson das Versprechen, seine Forderung von 1500 Pf. St. jährlich für seine eigene Person und eine angemessene Pension für seine Wittwe nach seinem Tode würde ihm gesichert werden. Der Gouverneur von Neu-Süd-Wales handelte hierin nur dem Wortlaut seiner Vollmacht gemäß. Aber der Graf von Carnarvon im Colonialministerium in London dachte anders. Ihm schien der Preis von 80 000 Pf. St., den England durch Uebernahme von Thakombau's Schuld gezahlt hatte, schon hoch genug. Zudem war das Versprechen nicht schriftlich und nur an einen Häuptling von Wilden gegeben und man konnte vielleicht billiger wegkommen. Und mit echtem Krämergeist giebt er dem Gouverneur in seiner Depesche von Downingstreet zu verstehen, daß es vielleicht besser wäre, man gäbe weniger, vielleicht Nahrung und Kleidung und wenig Geld; mit der eventuellen Königin-Wittwe kann er gar keine Sympathien haben, und die jungen Prinzen zu unterstützen scheint ihm vollends der barste Unsinn. Wenn nun freilich das Ehrenwort eines englischen Gouverneurs und Edelmanns gegen die Verwirklichung dieses Treubruchs stand, was kümmerte das den sehr ehrenwerthen Grafen? Die englische Regierung hatte ebenfalls, wie schon bemerkt, die Schulden des ehemaligen Königs übernommen. Aber auch dieses Versprechen erklärt der Colonialminister in Downingstreet für nicht bindend. Zwar will er den Gläubigern ihr Geld nicht gerade vorenthalten, aber ihre Ansprüche sollen erst nach genauer Prüfung anerkannt werden und ferner sollen die Creditoren lernen, daß nicht ihr Recht, sondern nur die Gnade der englischen Regierung, in erster Linie wohl Sr. Herrlichkeit, ihnen Aussicht auf Wiedererlangung ihres Eigenthums giebt. Wo bleibt da das gerühmte englische fair play? Und so fragt auch der Händler und Krämer in Fidschi, dem diese Ungerechtigkeit um so klarer einleuchtet, als die Apanage Sr. Majestät des Ex-Königs ja doch schließlich in seine Taschen fließen muß, der Graf also nicht allein Thakombau, sondern auch ihn selber am Vermögen schädigt. Sir Arthur Gordon, der Gouverneur der Inselgruppe, hat sich wohl gehütet, durch Befürwortung der schmählichen Rathschläge seines Vorgesetzten in ein Wespennest zu stechen, das Haupt eines Gouverneurs ruht ohnehin nicht auf Rosen.

Doch ist auf den Fidschi-Inseln der Gouverneur vollkommen unabhängig von seiner nächsten Umgebung. Er ernennt die vier Minister, welche jährlich 500 Pf. St. Gehalt empfangen, sowie die Gesetzgebende Versammlung, welche die Verordnungen beräth. Mit absoluter Gewalt bekleidet, ist er nur durch seine Instructionen von England gebunden. „Das Volk" (circa 1500 weiße Männer, Weiber und Kinder), sagt ein constitutionell gesinnter Bürger, „das Volk hat hier keine Rechte!" Nur das eine Recht hat es — und es macht davon durch die locale Presse einen ziemlich ausgiebigen Gebrauch — zu raisonniren. Die Fidschianer scheinen amerikanischen Einflüssen nicht unzugänglich zu sein. Diese Tiraden, welchen man in den Leitartikeln begegnet, erinnern sehr lebhaft an Yankee-Großsprecherei oder auch an australischen Größenwahn. Kaum fühlt der junge Nestling die kleinen Flügelchen, so meint es, es könne sich auch durch die Welt schwingen. Weil die Stütze nicht drückt, so denkt man, sie sei entbehrlich.

Chac = Mool.

Der Franzose Le Plongeon, welcher bei Uxmal und anderen Ruinenstädten im Innern Yuccatans — so weit es die von Jahr zu Jahr gefährlicher werdenden freien Mayas gestatten — Forschungen und Ausgrabungen unternommen hat, war vor Kurzem so glücklich, die interessante Statue von Chac-Mool dem Schoße der Erde, die sie seit Jahrhunderten vor der Zerstörungswuth der Spanier gnädig beschützt hatte, zu entreißen. Hinsichtlich der merkwürdigen Umstände, welche Herrn Le Plongeon zur Auffindung dieses längst vergessenen Bildwerkes geführt haben mögen, müssen wir auf diesen Alterthumsfreund selber verweisen, der schon seiner Zeit die Ergebnisse seiner yuccatekischen Forschungen kund geben wird.

Einstweilen jedoch veröffentlichen wir hiermit ein getreues

Bild der Statue, welche alsbald nach der Auffindung — nicht ohne Widerstreben der Bevölkerung Yuccatans, die sich ungern die Reste ihrer glorreichen Vergangenheit entführen läßt — nach Mexico gebracht und im Hofe des Museums im Palacio Nacional, woselbst seit einigen Jahren die in der Hauptstadt zerstreut gewesenen Alterthümer eine würdige Unterkunft gefunden haben, aufgestellt wurde.

Das etwas überlebensgroße Steinbild stellt Chac-Mool in liegender Stellung dar und hat ein cylindrisches Loch in der Mitte. Diese Form ist nicht ungewöhnlich unter den Sculpturresten Mexicos. Im selben Hofe des Museums befindet sich ein ähnliches Steinbild, das mir aus dem Thale von Anahuac zu stammen scheint, ebenfalls mit einem Loch in der Mitte, das zum Tragen einer Fahnenstange, eines Beleuchtungsapparates oder zu einem sonstigen Zwecke gedient haben mag.

Da wir übrigens gerade vom Museum von Mexico sprechen, so erlaube ich mir noch die Mittheilung einer zweiten Errungenschaft, welche sein derzeitiger Director, mein gelehrter Freund Herr Gumesindo Mendoza, für dasselbe gemacht hat durch den Ankauf einer prachtvollen Obsidianvase, welche aus Tetzcoco stammt und bisher im Besitze eines Privatmannes gewesen war. Diese etwa zwei Decimeter im Durchmesser große Vase, welche einem der kunstsinnigen Könige Tetzcocos angehört haben mag, ist aus einem einzigen Stück schwarzen Obsidians — itztli, wie ihn die Asteken nennen — mit solcher Meisterschaft geschliffen, daß sie wie kaum ein anderes Ueberbleibsel einen Glanz auf die ganze Bildungsstufe jener alten, von Spanien so schwer verleumdeten Völker wirft. Selbst die geschicktesten Steinschleifer Europas würden in Bewunderung gerathen beim Anblick dieses Kunstwerkes, das in Anbetracht der Sprödigkeit des Obsidians doppelt schwer auszuführen gewesen sein muß.

Die äußere Verzierung des Gefäßes stellt einen Affen dar, dessen Kopf mit großer Geschicklichkeit frei gearbeitet ist, während seine Glieder sich der rundlichen Form der Vase, beziehungsweise seinem ausgehöhlten Leibe, zierlich anschließen. Der Schwanz des Thieres läuft als Saum um den obern Rand der Vase herum und ist dessen Ende an der dem Kopfe entgegengesetzten Seite der Vase frei gearbeitet, so daß er zugleich als Henkel dient.

Die Augen waren, wie sich an den Höhlungen vermuthen läßt, wahrscheinlich aus Edelsteinen gebildet, die jetzt verschwunden sind, wie desgleichen die wohl goldenen Ohrgehänge, deren früheres Vorhandensein aus den Löchelchen in den Ohrläppchen nachweisbar ist.

Eine Zeichnung oder Beschreibung kann einen solchen Gegenstand, dessen Hauptverdienst in der wunderbaren Vollendung der Ausführung liegt, schwer veranschaulichen, man muß ihn selber gesehen haben, um ihn würdigen zu können. Daß es sich aber um etwas wirklich Werthvolles handle, kann man daraus entnehmen, daß die mexicanische Regierung, welche bekanntlich für Kunst und Wissenschaft durchaus nicht zu viel ausgiebt, doch diesmal 500 Pesos gezahlt hat, um durch diese in den Annalen der modernen Geschichte Mexicos noch nie dagewesene Großmuth ein solches Meisterwerk der alten astekischen Obsidianindustrie dem Lande zu erhalten. T. Maler.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

VI.

Die Anzeichen mehren sich, daß für die Erforschung der Halbinsel wieder Opfer gebracht und Männer gefunden werden, die dem unnahbaren Volke Auge in Auge zu sehen begehren. Dazu gilt es freilich nicht in den zum Theil schon international gewordenen Küstenplätzen hängen zu bleiben oder höchstens einige Meilen landein zu wandern. Wer diese männliche in ihrer Wüste auf sich beschränkte Nation, die demokratisch und ritterlich zugleich ist, ganz kennen lernen will, muß unzweifelhaft sich nach Nedsched, dem Centrum der Halbinsel, aufmachen. Das geht aber nicht in wie auch immer wissenschaftlich gerüsteten und auffälligen Expeditionen, denen dort schwerlich weder gegen Geld und gute Worte noch durch Waffengewalt die Pfade gesichert sein würden. Von Stamm zu Stamm, so zu sagen durch Empfehlung weitergegeben, könnte etwa ein Einzelner, z. B. als syrischer oder ägyptischer Handelsmann, als Pferdekäufer oder ähnliches, vom Westen aus in das Hochland gelangen. Von Osten her ist zwar der Zugang bis nach Riâd, der Hauptstadt des centralen Staates, nach der Erfahrung zu urtheilen, nicht so gefährlich, weil kürzer und durch menschenarme Bezirke führend. Wer aber dann weiter nach dem Hedschâs hin wollte, würde dem gefährlichen Mißtrauen der Stämme begegnen, bis er in der Nähe der Küste des Rothen Meeres in die Region der größern Sicherheit gelangt. Denn die Sicherheit des Reisenden auf der Halbinsel scheint zu seiner Entfernung landeinwärts von den drei Küsten und der nördlichen Wüste im umgekehrten Verhältniß zu stehen.

Um so größern Lobes würdig sind Unternehmungen, deren Ziel die Aufsuchung des hochbegabten aber verkommenden Volkes in seinem eigensten Heimaths- und Wanderbezirk ist. Kurz zusammengefaßt sind folgende aus den zwei letzten Jahren mir bekannt geworden:

1876: Dr. Peters besucht die heißen Quellen von Beschеir in ʻOmân.

Oberst Miles geht von Sohar in ʻOmân nach Birêma, das schon seine Beziehungen nach Nedsched hat.

1877: im Frühling: Capitän Burton macht die erste Recognoscirungsreise nach Mueilih südlich von ʻAkaba am Arabischen Meerbusen.

Im December unternimmt er die genauere Durchforschung des Gebietes von der Küste landein bis Wadi Dauma, ferner bis zu dem vulcanisch entstandenen District Marweh.

September bis November: der Italiener Renzo Manzoni durchzieht die Strecke von ʻAden nach Sanʻa.

1878: Der Engländer Doughty meldet im September aus Dschedda seine glücklich vollendete Wanderung von der Westküste über Teima nach Kasim und über Taif, südöstlich von Mekka, zurück.

Der Franzose Masqueray begiebt sich nach Südarabien, um die Secte der Abadia kennen zu lernen. Ich könnte vermuthen, daß damit die omanischen Bajadi (Biadia) gemeint sein sollen, von denen man als von einer Secte reden darf.

Renzo Manzoni tritt am 15. Juni eine zweite Reise von Aden aus wiederum mit dem Zielpunkte Sanaa an und zwar über Lahedsch nordwestlich nach Tees (also Taizz), südlich nach Dhobaneh, westlich nach Mocha, nördlich nach Zebid, nordnordwestlich nach Hodeida an der Küste, ostnordöstlich nach Menacha, nordöstlich nach Sanaa (1. August). Der Weg ist durch andere Reisende bekannt, am wenigsten der erste Abschnitt von Lahedsch bis Taizz und Dhobaneh, den freilich Seetzen und zwar umgekehrt gemacht hat. Von Hodeida ist auch Halévy über Menacha nach Sanaa gelangt. Hinsichtlich Dhobaneh bemerke ich, daß es Maltzan's Dobhan im Gebiete der Hodschria ist, südöstlich am schönen Sabber-Gebirge, das demnach der Italiener überstiegen haben muß. Ueber die Reise wird Cora in seinem Kosmos demnächst Genaueres unter Beifügung des Itinerars und einer Karte berichten.

Von Doughty und Masqueray weiß ich noch nichts Genaueres mitzutheilen, die Wanderungen der Uebrigen sind dagegen in dieser Zeitschrift schon besprochen, die zweite Manzoni'sche soll es hoffentlich werden. Von Doughty darf man gespannt sein Näheres zu hören, obwohl auch er nicht im Stande gewesen zu sein scheint, Hidschr oder Madâin Salih zu erreichen, die alte Troglodytenstadt des mythischen Volkes der Thamudäer im einst berühmten Wadi el-Korâ.

Was Burton's Expedition nach dem alten Lande Midian betrifft, so brauche ich, wie gesagt, ihre bisher bekannt gewordenen Resultate hier nicht zu wiederholen; nur einige Beziehungen derselben zu den Forschungen Wallin's, des classischen Wanderers durch die Gebiete zwischen dem Rothen Meer, Schammar und Kasim und dann bis an den Euphrat will ich kurz andeuten. Oestlich von Mueilih und nach Ueberschreitung des Randgebirges, also des Schefa, gelangte Burton in die Hochfläche Hisma mit bedeutender absoluter Erhebung. Wallin ist nun gerade vor 30 Jahren, 1848, gleichfalls von Mueilih nach Osten über das Schefa-Gebirge gewandert und zwar durch die Pässe Dikat

e-Salul und Nakb e-Sawawin. Dann führte ihn der östliche sanftere Abstieg durch Wadi Rawian in die Ebene el-Hisma, die aus nicht unfruchtbarem Sande besteht. Burton scheint also den gleichen Weg verfolgt zu haben. Auch er hat die Maaze noch dort angetroffen, wie seinerzeit Wallin bei diesen und den Benu Atîn gastliche Aufnahme fand. Burton dagegen mußte sich vor den Maaze zurückziehen, mit welchen er östlich von der Hisma in der basaltischen Landschaft Marweh zusammenstieß. Das nöthigte ihn nach Süden abzubiegen, dann wieder nach Westen, während Wallin einst durch die Bakkar-Ebene östlich auf die Wüstenstadt Tebuk losging, weiter nach Teima, wohin also, wie oben gesagt, nun auch Doughty gelangt ist.

An der Westküste Arabiens interessirt uns begreiflich alles, was auf die Wallfahrtsstätten der Moslim Bezug hat. Nach einer vergleichenden Statistik der Pilgerbesuche im Hedschas soll die Zahl der in Dschedda gelandeten Pilger betragen haben 1875: 35 279; 1876: 38 759; 1877/78: 44 718; und zwar aus dem Indischen Ocean: 18 024, aus dem Persischen Golf: 3566, aus den Küstenländern des Rothen Meeres: 3307; über Suez aus der Türkei: 3271, aus Aegypten: 7599, aus Nordafrika und Mittelasien: 8951. Die Landkarawanen haben außerdem etwa 25 000 Pilger gebracht, so daß deren Gesammtzahl im letzten Jahre an 70 000 betragen hat.

Was den Seeverkehr in den arabischen Häfen am Rothen Meere betrifft, so stellt sich ihre Betheiligung am türkischen Gesammtseehandel für 1876/77, wenn Stambul 27,49 Proc. darstellt, Dschedda auf 1,21 Proc., Hodeida auf 0,48, Loheia auf 0,09, Kunfude auf 0,08, Mocha auf 0,07, Lith auf 0,05, Kameran ebenso. In den Hafen von Dschedda sind in der gleichen Zeit eingelaufen: 211 Dampfer, 1426 Segelschiffe, mit einem gesammten Tonnengehalt von 236 823.

Eine wunderliche Thatsache lese ich in Bezug auf Perim, das vulcanisch gehobene und öde Eiland in der Bab-el-Mandeb-Enge, das die Engländer seit 1857 wieder besetzt und mit einem Leuchtthurm versehen haben. Dort nämlich wie in 'Aden sollen alljährlich beim Monsunwechsel im October oder November unermeßliche Mengen todter Fische an den Strand gespült werden, eine Landplage, welche mehrere Tage dauert und während deren jedermann auf Perim bei der Verscharrung der luftverpestenden Cadaver Hand anlegen muß. Wahrscheinlich, meint Lieutenant King, sei das Sterben der Thiere einer Aenderung der Elektricitätsverhältnisse in der See um jene Zeit zuzuschreiben. Vielleicht klärt ein Kenner der Meeresphysik die Sache entscheidend auf. Aber bedeutsamer als was wir seit Langem über Arabien und seine Bewohner zu berichten hatten ist die aus Damask zu uns gelangte Nachricht von ernsthaften Erhebungen wichtiger Stämme im Osten und im Südwesten der Halbinsel gegen die türkische Occupation. Ich sehe, daß auch solche Zeitungen, deutsche und französische, deren Spalten sich sonst von jeder Nachricht über Arabien rein halten, von der Sache Notiz nehmen. Hauptsächlich ist es nun die Anfang November gekommene Nachricht, auf welche wir fußen: da sie aber das meldet, was ein sorgsamer Beobachter seit geraumer Zeit erwarten mußte, so genügt sie, um allein schon glaubwürdig zu erscheinen. Dabei ist es erlaubt, eine gewisse Genugthuung zu empfinden, daß die ein Decennium lang, wenn auch nur von einer „deutschen Studirstube“ aus, fortgesetzt geübte Aufmerksamkeit auf die arabischen Zustände sich weniger hinsichtlich der türkischen Culturmission in Arabien getäuscht hat, als manche glaubten. Die türkische Wirthschaft erweist sich, woran die auf genügender Kenntniß ruhende Beurtheilung niemals zweifelte, auch hier als heillos, nicht die Türken an sich, die wie die Mitglieder jedes andern Volksstammes im Durchschnitt ganz erträgliche Menschen sind, wohl aber das regierende Element. Warum wäre es nun optimistische Selbsttäuschung, wenn man die Spuren neuen und zwar staatlichen Lebens in einem großangelegten Volke — und sie sind es denn doch thatsächlich und handgreiflich für den, der sich darum kümmern will — als Beweis dafür ansieht, daß dieses Volk, immerhin um 8 Millionen Menschen, jetzt noch nicht dazu bestimmt ist, im Völkerkampfe ums Dasein unterzugehen, geschweige durch eine in ihren oberen Schichten ungesunde Nation, wie es die Türken sind. Man müßte die günstigen Urtheile nüchterner Reisender nicht kennen oder nicht beachten, wenn man seine vorgefaßte Theorie von den zum Untergange bestimmten Völkern für richtiger halten wollte als die von jenen Männern berichteten Thatsachen. Ich komme immer wieder darauf zurück, daß die Engländer die durch weitsichtige morgenländische Politik und zugleich durch Machtmittel am meisten befähigte europäische Nation sind, um in Südwest-Asien bessere Zustände und zwar trotz der Türken zu schaffen. Und die englischen Staatsmänner scheinen das doch auch zu meinen. Oder ist Cypern etwa nicht eine Etappe auf diesem Culturwege? Der ausgezeichnete leider in der Blüthe der Jahre jüngst hingeraffte Kenner Asiens, Prof. Childers in London, also ein Engländer und Orientalist, hielt jenen als Resultat der Betrachtung der neuern arabischen Geschichte 1875 von mir in aller Bescheidenheit formulirten Gedanken für richtig, so daß er wegen der begründenden Prämissen das damals erschienene Buch ins Englische übersetzen wollte. Und er kannte Süd- und Westasien so gut wie einer.

Aber ich hätte beinahe vergessen, daß ja soeben Midhat Pascha nach Syrien als Generalgouverneur geschickt worden ist und natürlich in Kürze die nördlichen Araber zu Paaren treiben und unter die osmanische Staatsherrlichkeit zwingen und beugen wird. Wer das glaubte, müßte die reformatorischen und bramarbasirenden Redensarten, die man in Stambul liebt, für bare Münze nehmen, was man sich denn doch endlich abgewöhnt haben könnte.

Freilich müßten die Engländer sich die Stimmung der Araber gewinnen, was einzelnen von ihnen im Laufe des letzten halben Jahrhunderts gut genug geglückt ist. Daß diese Politik schließlich auch für ihr Verhältniß zu dem wichtigen mohammedanischen Element in Indien von günstigem Einfluß wäre, darf wohl mit Recht angenommen werden. Wollten sie freilich den Türken helfen, Jemen und el-Hasa zu bändigen, dann wäre nur neuen blutigen Aufständen entgegenzusehen und auch dort das Menschenmorden in Permanenz erklärt — und zu welchem großen Zwecke? Um den zerbröckelnden Osmanenstaat gegen die Russen noch einige Jahre auf den Beinen zu halten. Eine so impotente Betrachtung der Weltpolitik kann man aber auf die Dauer kaum für möglich halten.

Wie dem nun auch sei, die Araber erheben sich, wie es scheint, in den wenigen und schmalen Küstengebieten gegen die Türken, wo diese sich durch Waffengewalt einigermaßen festgesetzt hatten. Der Kern der Nachricht ist, um sie zunächst ohne Correctur der historischen Irrthümer mitzutheilen, daß Abdallah Ibn Feisal — denn Feïssat ist selbstverständlich Druck-, Schreibfehler oder Irrthum —, der mächtige Häuptling eines den Türken seit geraumer Zeit unterworfenen Stammes, Führer der Bewegung sei. Die türkischen Behörden hätten den Hauptort von Nedsched, also Riad, und die anderen größeren Ortschaften der Provinz verlassen und sich zurückziehen müssen. Ueberraschend komme dieser Aufstand nicht; es müsse im Gegentheil Wunder nehmen, daß er im Hinblick auf die auch in dieser Gegend sich

geltend machende türkische Mißverwaltung nicht schon längst ausgebrochen sei. Man kenne in Damask allgemein die Beschwerden der Bewohner der Provinz Nedsched, die erst vor fünf Jahren durch den ehemaligen Kriegsminister Redif Pascha der Herrschaft des Sultans unterworfen worden sei. Diese Provinz, von der mächtigen Secte der Wahabi bewohnt, habe längere Zeit unter dem 1867 gestorbenen Herrscher und Häuptlinge Feysul (selbstverständlich wieder Feisal) gestanden, der mehr als einmal sogar die heilige Stadt Medina bedroht und den Emir dieser Stadt genöthigt habe, den Schutz des Sultans Mahmud anzurufen. Es sei kein Geheimniß, daß die zahlreichen Aufstände der Wahabiten sowie deren Einfälle in die Provinzen Hedschas und Jemen offen von den Engländern ermuthigt worden seien. Dies sei schon im Jahre 1836 geschehen, als der Scherif Abd el Ghaleb, von den Wahabiten bedroht, sich nach Dschedda zurückgezogen habe. Die Engländer hätten nämlich gehofft, der Scherif werde sich an sie um Hülfe gegen die Wahabiten wenden, und hätten zu diesem Zwecke bereits 3000 Mann in Katif ausgeschifft. Als loyaler Moslim habe Ghaleb sich jedoch an den Sultan Mahmud gewendet, der ihm in der That Hülfstruppen von Aegypten gesendet habe, so daß den Engländern das Nachsehen geblieben sei. Als nun Mohammed Ali von Aegypten, nachdem er auf Befehl des Sultans die Wahabiten zurückgeworfen, bemerkte, daß Ghaleb allzugroßes Ansehen im Lande genieße, habe er ihn ergreifen, knebeln und an Bord eines türkischen Kriegsschiffes nach Salonichi führen lassen, wo er durch Krankheit oder an Gift gestorben sei. Nach der Pacificirung Centralarabiens habe nun Mohammed Ali der Pforte gerathen, den Scherif Mahmud Ibn Naum, einen Nachkommen des Imams Hassan Kitabe, zum Scheich von Medina zu ernennen. Diese Maßregel habe große Erbitterung im Lande zur Folge gehabt, so daß Sultan Abdul Medschid alsbald nach seiner Thronbesteigung (das wäre also bald nach 1839!) wieder den Sohn Ghalib's, Abdul Muttalib, als legitim in Hedschas einsetzte. Diesem habe es nicht gefallen, daß die Pforte die Engländer an der arabischen Küste zulasse, und er sei so weit gegangen, den heiligen Krieg gegen die Türkei zu predigen. Verrathen und geschlagen sei er 1850 nach Konstantinopel gebracht, jedoch sechs Jahre später unter der Bedingung als Emir von Mekka wieder eingesetzt worden, daß er den Hatti Humajum Abdul Medschid's „in Arabien verlautbare". Aber Muttalib habe sich schließlich dazu nicht verstehen können und sei gefangen in Konstantinopel gestorben. Auf den Rath Lord Redcliffe's sei nun der Sohn Ibn Naum's in Hedschas als Emir bestätigt worden und nach dessen Tode sein Bruder Hussein. Diese Eingriffe in die Erbrechte der Familie Hassan Kitabes könnten die Scheichs in Hedschas den Türken noch immer nicht verzeihen und, da die männliche Nachkommenschaft dieses Fürsten der heiligen Orte noch immer 85 Familien zähle, so sei die Zahl der Feinde der Türken schon dadurch eine erhebliche.

Die Unzufriedenen nun verhehlten ihre Freude über die letzten Unglücksfälle der Türken nicht. Von gleichen Gefühlen seien die Stämme Harb, Doni Harnud (Doni begreiflich ein Fehler statt Beni, aber ein Stamm Harnud ist in Arabien überall unbekannt), Kodeil (die südöstlich von Mekka wohnenden Hodheil), Doni Hassan (also Beni Hassan) und Oteiba beseelt, die zusammen 100 000 Streiter stellen könnten. Die Araber in Hedschas spotteten öffentlich über den Sultan. Schon seit längerer Zeit berichte der Militärgouverneur von Medina, Halet Pascha, daß seine Lage unhaltbar werde. In Jemen, wo die arabische Bevölkerung neuere Beschwerden habe, sei die Erbitterung gegen die Türken noch stärker. Vor fünf Jahren hätten sie zwei Expeditionen in diese Provinz gemacht und sich der Stadt Sanaa bemächtigt, die erste Expedition unter Redif Pascha, der das Land verwüstet und verrätherischer Weise bei einem Banket in Beida (es wird wohl Neida heißen sollen, also Ghedda in Asir) vierzig arabische Scheichs habe ermorden lassen, darunter den Emir von Asir. Dessen Bruder, Nasir, mache nunmehr mit den Wahabiten gemeinsame Sache in Beunruhigung der Türken. Diese wagten sich nicht mehr aus ihren Garnisonstädten heraus. Der Nachfolger Redif's, Muchtar Pascha (der bekannte Generalissimus in Asien, von den Russen im November 1877 bei Kars geschlagen), habe durch Grausamkeit und Treulosigkeit abermals der Bevölkerung Anlaß zu Beschwerden gegeben. Bemerkenswerth sei, daß auch die Engländer, als Beschützer der Türken, bei den Arabern verhaßt wären. Die Scheichs von Sanaa und Umgegend (in Sanaa giebt es nur leider keine mehr!) predigten offen den heiligen Krieg gegen die Türken, und der Militärgouverneur von Jemen, Assim Mustapha Pascha, habe sich wiederholt vergebens an die Pforte um Verstärkungen gewendet. Binnen Kurzem dürfte ganz Arabien für die Pforte verloren sein.

Soweit die Nachricht, die, nebenbei gesagt, ihren Ursprung wohl in den Kreisen eines mitteleuropäischen Consulats in Damask haben mag. Das Wichtige an ihr leuchtet ein, nämlich die Combinirung von Angriffen gegen die Türken im Nordosten und im Südwesten und zwar nicht ohne das Bindeglied der Wahabi. Die crassen historischen Irrthümer der Correspondenten werden dem leicht auffallen, der die auf Arabien bezüglichen Aufsätze in dieser Zeitschrift seit 1874 oder etwa „Arabien und die Araber seit 100 Jahren" einer Beachtung gewürdigt hat. Der schlimmsten einer ist, daß die politische Thätigkeit des Großscherif Ghaleb in die letzten Jahre des Sultans Mahmud verlegt wird, während sie in die Zeit der großen Wahabi-Fürsten im ersten Decennium des Jahrhunderts fällt. Ghaleb ist 1816 gestorben und kann also 1836 nicht mehr mitzählen. Daß Abdul Muttalib der Sohn Ghaleb's war, ist richtig. Mit Ebn Naum dürfte Ebn Auy gemeint sein, den ich im „Globus" (XXXI, Nro. 7) gelegentlich als Großscherif genannt habe.

Neu und auffällig unbegründet ist die Art des Hereinziehens der Engländer in die turkoägyptischen Kriege gegen die Wahabi, deren wichtigster in die Jahre 1815 bis 1818 fällt. Ibrahim von Aegypten, der Deria eroberte, hat englische ihm angebotene Hülfe damals zurückgewiesen, aber nicht der Großscherif Ghaleb, der in jenen Jahren der ernstesten und blutigsten Entscheidung gar nicht mehr in Betracht kam. Und dieselben Engländer sollen die Wahabis unterstützt haben! Und gegen die Türken!

Daß ferner der Großscherif von Mekka gelegentlich als Scheich von Medina figurirt, ist auch eine absonderliche Verwirrung, und anderes ähnlich.

Aber immerhin bleibt der Kern von Wahrheit für den aufmerksamen Beobachter klar: Abdallah, Feisal's Sohn, ist uns bekannt (s. „Globus" XXIII, Nro. 23, XXXI, Nro. 7), der finstere, fanatische Bruder des lebensfrohen Saud, von welchem er in einem Kampfe um die Nachfolge im Sultanat von Riad besiegt sein sollte. Daraus, daß er jetzt als Führer der Bewegung in Nedsched genannt wird, scheint zu folgen, daß er entweder den irgendwie vacant gewordenen Thron wieder inne hat oder als Parteigänger selbständig oder unter der Regierung seines Bruders Saud gegen die Türken auftritt.

Ueber die fälschliche Ausdehnung, welche die Türken aus durchsichtigem Grunde dem Namen Nedsched geben, brauche ich wohl kein Wort mehr zu verlieren: sie haben im Anfange der 70er Jahre (s. „Globus" XXIII, Nro. 23) ein Stück

Küstenstrich am Persischen Golf mit den Hauptstädten Katif und Hofhuf besetzt und nennen das Nedsched, was el-Hasa ist. Das Hochland Nedsched haben sie nie besessen und wenn man sogar in Damask sich von ihnen einreden läßt, sie hätten Riad in Arid jetzt räumen müssen, das sie nie gehabt, so ist das ein Beweis der unglaublich dreisten Verhöhnung der Wahrheit Seitens der türkischen Bulletinfabrikanten.

Eine noch etwas später datirte über Alexandria gekommene Nachricht bringt noch eine weitere Version: danach soll mit Nedsched das Gebiet der Montesik am Euphrat gemeint sein und ein dortiger Araberaufstand dem osmanisirten Scheich Nassir gegolten haben, den die Pforte zum Gouverneur des neuen Vilajets am Schatt gemacht hatte. Ueber diesen Nassir Pascha habe ich im 29. Bande, Nro. 19, des „Globus" berichtet. Er soll im Frühjahr 1878 kurzer Hand von den Arabern des Vilajets als ihr Machthaber nicht mehr anerkannt worden und die Montesik also wieder unabhängig sein.

In Bezug auf die Lage der Türken in Jemen vermischt der Damaskus-Correspondent den allerdings wahrscheinlich auch problematischen Feldzug derselben in Asir mit dem in Jemen. Seit 1872 ist übrigens Sanaa thatsächlich in türkischen Händen gewesen; mit welchem Erfolge in Bezug auf die Erwerbung der arabischen Sympathien, darüber spricht der Correspondent sich ja mit anerkennenswerther Deutlichkeit aus. Wir wußten dergleichen schon; s. „Globus" XXIX, Nro. 19; XXXI, Nro. 7.

In den von ihm benannten Stämmen, den Harb rc., erkennt der dafür Interessirte leicht alte Bekannte wieder, deren Wesen und Wohnsitze zwischen Medina und Mekka seinerzeit in „Arabien und die Araber" besprochen worden sind.

Noch im letzten Augenblick kommt uns die Pera-Correspondenz vom 13. December 1878 in der Augsburger Allgemeinen Zeitung zu Gesicht, welche in Bezug auf den Mißbrauch des Namens Nedsched Seitens der Türken — nämlich bei ihnen das Land zwischen Bagdad, Basra, Bahrein und Maskat (soll wohl heißen Oman) — zwar nichts Neues sagt, aber doch zu der Geschichte der Unabhängigkeitskämpfe gegen die Türken ein wichtiges Moment feststellt, nämlich daß der oben und schon früher öfters von mir in dieser Zeitschrift genannte Montesik-Scheich, Nassir-Pascha, wieder die Partei seiner arabischen Landsleute ergriffen und el-Hasa, in der Correspondenz eine Stadt, von den Türken gesäubert habe. Dort hätten diese, als unter dem zweiten Nachfolger Midhat Pascha's, dem jetzt verbannten Redif Pascha, auf dessen Rath die ganze neue Provinz, soweit sie auf arabischem Boden lag, geräumt worden sei, nur eine sehr unbedeutende Truppenzahl zurückgelassen. Nassir scheint diese überwältigt zu haben, so daß demnach der Ostrand Arabiens nicht nur im Aufstande, sondern sogar frei von den Türken sein müßte. Was nun el-Hasa als Stadtname betrifft, so hätte der Correspondent gut gethan, wenn er sich erinnert, daß el-Hasa der Name des Landes ist, der nach arabischer Gewohnheit wohl auch auf die Hauptstadt übertragen werden kann: welche der beiden als die wichtigsten Städte el-Hasas geltenden ist nun aber gemeint, Katif oder Hofhuf? Im 23. Bande des „Globus", Nro. 23, habe ich die Einnahme beider Städte durch die Türken im Jahre 1871 nach den türkischen Bulletins erzählt. Damals legten sie auf Hofhuf besondern Werth. Genug, el-Hasa scheint nicht mehr unter dem Namen Nedsched mit Basra, Montesik-Gebiet, Hille und Amara zusammen das neue von Bagdad abgetrennte Vilajet zu bilden, worüber ich „Globus" XXIX, Nro. 19, berichtet habe. Der Pera-Correspondent erzählt diese Scheidung, die schon im Jahre 1875 erfolgte, etwas anders: er nennt als Theile des neuen Vilajets Basra, Kerbela, Montesik und Nedsched. Jetzt sei nun Basra wieder mit Bagdad vereinigt. Kurz auch diese jüngste Nachricht aus Stambul bestätigt in der Hauptsache die obige Damaskus-Correspondenz auch dadurch, daß sie die Unruhen in Hidschas und in Jemen als von dem Wahabi-Staate im centralen arabischen Nedsched hervorgerufen darstellt. Die gelegentliche Mittheilung des Pera-Correspondenten, daß auch der Scheich von Bahrein und der Sultan von Maskat sich jetzt gänzlich den Engländern in die Arme geworfen hätten, nachdem sie bereit gewesen, sich mit dem Sultan des osmanischen Reiches zu verbünden, kommt wohl etwas verspätet. Dazu vergleiche man nämlich „Globus" Bd. XXIX, Nro. 19, und Bd. XXXI, Nro. 7, woraus die Suprematie der Engländer im Persischen Golf als unangefochten sich ergiebt.

So weit für heute.

Aus allen Erdtheilen.

Der Aussatz auf den Sandwich-Inseln.

Unter obigem Titel brachte der „Globus" (XXVIII, S. 141) eine Schilderung der Colonie der Aussätzigen auf der Insel Molokai im Hawaii-Archipel. Seitdem sind weitere neue Nachrichten über diesen Gegenstand aus Honolulu eingegangen, aus welchen in Folgendem das Wichtigste mitgetheilt sowie einige Berichtigungen mehrerer irriger Angaben in jenem Artikel beigefügt worden sind. — Der neueste officielle Bericht des die Colonie beaufsichtigenden königlichen Gesundheitsamtes (board of health) ist vom Mai vorigen Jahres und meldet, daß seit Gründung derselben im Jahre 1865 bis zum 31. März 1878 im Ganzen 1827 Aussätzige nach Molokai geschickt wurden, von welchen im Ganzen bis zu demselben Datum 1135 gestorben sind, so daß die jetzige Anzahl der in Kalawao internirten Unglücklichen 692 beträgt (gegen 800 im Jahre 1873 und 685 im Jahre 1874, was somit trotz der großen Sterblichkeit eine kleine Zunahme seit den letzten vier Jahren ergiebt). Einen schweren Verlust erlitt die Colonie im vergangenen Jahre durch den Tod ihres Superintendenten William P. Ragsdale, dessen tragische Geschichte an obiger Stelle erzählt wurde. (Zur Berichtigung muß erwähnt werden, daß derselbe weder Admiral war, denn Hawaii hat kein einziges Kriegsschiff, noch Parlamentsmitglied, sondern viele Jahre als Regierungsdolmetscher im hawaiischen Parlamente angestellt war, wo er als hapa-haole [Sohn eines Weißen mit einer Eingeborenen] die englischen und hawaiischen Reden der Mitglieder mit wunderbarer Leichtigkeit in die respectiven Sprachen übersetzte.) Während vier Jahren war er — selbst ein Aussätziger — der wirkliche Gouverneur der Colonie und trug, als solcher, durch seine Energie, Intelligenz und Aufopferung viel zur Besserung des harten Schicksals seiner Mitleidenden bei, unter denen sein frühzeitiger Tod tiefe Trauer hervor-

gerufen. Zu seinem Nachfolger ist William Sumner, einer der wenigen aussätzigen Weißen in Kalawao, ernannt worden. (Im Jahre 1873 befanden sich dort 1 Amerikaner, 1 Franzose, 1 Engländer und 3 Chinesen; letzterm Volke wird der Ursprung der Krankheit auf Hawaii zugeschrieben, was auch der hawaiische Name mai paké, d. h. chinesische Krankheit, zu bestätigen scheint.) Vergl. hierüber „Die Chinesen auf Hawaii," Globus XXXI, S. 205. — Dagegen lebt und wirkt der französische Priester, Vater J. Damien, der einzige Nichtkranke in Malawao, noch unter den Unglücklichen, zu denen er sich mit Aufopferung seiner ganzen Zukunft freiwillig begeben hat, um als Christ und Geistlicher ihr schreckliches Loos zu mildern.

Die diesjährige Legislatur von Hawaii hat die Unterhaltungskosten der Colonie von 55 000 Doll., wie früher, auf 65 000 Doll. für zwei Jahre erhöht, um ihren verbannten Brüdern manche bisher fehlende Bedürfnisse, wie Licht, Seife und vermehrte Rationen von Fleisch und Medicinen, verschaffen zu können. Ferner wurde ein Jahresgehalt von 5000 Doll. (21 000 Mark) für einen gebildeten Arzt bewilligt, der sein Leben der Aufsicht und Pflege der Unglücklichen widmen will. Ein solcher hat bisher denselben gefehlt, so daß, obgleich sie alle nöthigen Arzneien erhalten, leichte Krankheiten, wie Husten, Erkältungen und Dysenterien, bei den untergrabenen Constitutionen der Kranken gewöhnlich den Tod zur Folge haben. Ob aber auch jetzt sich jemand mit der nöthigen Bildung finden wird, der sich für das hohe Gehalt freiwillig in das lebendige Grab auf Molokai verbannen wird, ist sehr die Frage. — Wie alle zwei Jahre stattete auch in diesem ein Comité der Legislatur in Begleitung von Aerzten der Colonie einen Besuch ab. (Dieselbe nimmt übrigens keineswegs die ganze Insel Molokai ein, auf welcher noch ein paar Tausende gesunder Eingeborener leben, sondern es bildet ein schmaler Küstenstrich am Nordufer der Insel das Gefängniß der Aussätzigen, in welchem sie auf einer Seite vom Meere und auf den anderen von den 3000 Fuß hohen, senkrechten Kalae-Felswänden von aller Welt abgeschlossen sind. Der Gouverneur der Insel wohnt nicht in Kalawao, da es einen solchen gar nicht giebt, sondern Molokai dem Gouverneur von Maui, der in Lahaina wohnt, untergeben ist.) Der Bericht des Comités meldet, daß die Mittel für die Aussätzigen gut angewendet werden, daß letztere in guten Häusern wohnen und wohl gekleidet und ernährt werden, so daß sie sich so wohl befinden, als dies in ihrer traurigen Lage möglich ist. Noch immer werden Aussätzige in verschiedenen Theilen des Archipels aufgegriffen und nach genauer Untersuchung im Kalili-Hospital bei Honolulu nach Molokai geschickt. Sobald der Verbannte hier angekommen, ist er bürgerlich todt, sein Besitzthum fällt an die Erben und seine Frau ist Wittwe und kann wieder heirathen. Nur durch diese rücksichtslose Strenge ist die vollständige Isolation und das baldige Verschwinden dieser schrecklichen Krankheit zu erwarten. — Wenn man bedenkt, daß obige Appropriation für den Unterhalt der Colonie gegen $1\frac{1}{2}$ Dollars (6 Mark) auf jeden Kopf, Mann, Weib und Kind, der an und für sich armen Bevölkerung des Inselreiches beträgt, kann man wahrlich der großen Hochherzigkeit derselben seine Anerkennung nicht versagen.

F. Birgham.

Zur chinesischen Auswanderung.

Augenblicklich scheint in Nordamerika die Chinesenfrage ihrer Lösung näher zu treten, indem der Bundescongreß den Präsidenten ermächtigt hat, Schritte zur Aenderung des Vertrages mit China zu thun, welche die schrankenlose Einwanderung der Chinesen hemmen sollen. Zu gleicher Zeit ist die erste, je nach Amerika geschickte chinesische Gesandtschaft in Washington angekommen, nachdem sie in San Francisco mit wenig Zuvorkommenheit empfangen worden war. Chef derselben ist Tschen-lan-pin, der vor einigen Jahren den Zustand der chinesischen Kulis in Cuba untersuchte; der zweite Gesandte ist Min-Jung-Win, der bereits viele Jahre in Amerika gelebt hat. Der Anwalt der sechs chinesischen Compagnien in San Francisco hat einen Bericht an den Präsidenten Hayes gesandt, in welchem er angiebt, daß während der zwei Jahre bis zum 1. Juni 1878 die Zahl der zurückgekehrten und gestorbenen Chinesen um 500 Köpfe größer war, als die der eingewanderten, und daß nach den Registern der acht Compagnien die Gesammtzahl der Chinesen an der Küste des Stillen Oceans nur 65 000 beträgt, während andere zuverlässige Berichte gewöhnlich über 100 000 angeben. Das neueste San-Francisco-Adreßbuch schätzt die chinesische Bevölkerung der Stadt auf 32 000, deren Beschäftigungen sich wie folgt vertheilen: 1000 Kaufleute, 5000 Cigarrenmacher, 1500 Wäscher, 7000 Dienstboten, 2500 Hausirer, 1000 Taglöhner, 2000 Schuh- und Stiefelmacher, 800 Pantoffelmacher, 1400 Spieler, 3000 Tuchmacher, 1000 Fischer und 3800 sonstige Beschäftigte; ferner 2000 Weiber von zweifelloser Beschäftigung. In der Stadt Neuyork sollen auch bereits 2000 Chinesen leben. Von den 2082 chinesischen Kindern in San Francisco besuchen 109 die Schule. — In der englischen Provinz Victoria hat das Parlament ein Gesetz angenommen, nach welchem jeder Chinese eine jährliche Kopfsteuer von 40 Doll. zu entrichten hat, und hatte die Eintreibung derselben bereits begonnen, als der Obergerichtshof das Gesetz für ungesetzlich erklärte. Nach Peru ist die Kuliauswanderung auf Schwierigkeiten Seitens der englischen Regierung gestoßen, welche dieselbe untersagt. Im Jahre 1876 wanderten 44 000 Chinesen allein von Hongkong aus, davon 14 000 nach Amerika und 30 000 nach Australien. Auch die japanische Regierung hat die Auswanderung nach Peru wegen der schlechten Behandlung der dortigen Kulis untersagt. Dagegen nahm kürzlich ein Dampfer von San Francisco eine Anzahl Chinesen über Panama nach Peru mit, wo sie auf drei Jahre für Zuckerplantagen gemiethet sind. Die Gesammtzahl der Chinesen in Peru soll jetzt über 80 000 betragen. — (Vergl. hierüber „Globus" XXIX, S. 367, XXXI, S. 205, XXXIII, S. 287.) F. B.

Australien.

— Nächstens soll mit Unterstützung von Sir Thomas Elder, dessen Freigebigkeit die Geographie schon so viele Entdeckungsreisen in Australien verdankt (Gosse, Warburton, Roß und besonders Ernst Giles), eine neue Expedition nach dem Innern Australiens abgehen, diesesmal unter Führung von Mr. Jeß Young, dem Astronomen bei Giles' letzter Reise.

— Pflanzer in Ceylon haben ihre Aufmerksamkeit auf Beagle Bay in 16° 45′ südl. Br., den Lacepede Islands gegenüber an der Westküste von Australien, gerichtet, indem sie Boden und Klima dort für Kaffeeplantagen geeignet halten.

— Die Ausrottung der wilden Kaninchen in Südaustralien, welche sich ins Ungeheuere dort vermehrt haben, wird jetzt energisch betrieben. Die Rabbit Meat Preserving Company in Eudunda, einem kleinen Orte an der nach dem Murray River führenden North-West-Bend-Eisenbahn, konnte allein im Monat Juni dieses Jahres 30 000 Stück Kaninchen einfangen. Die Gesellschaft exportirte in den letzten zwöf Monaten bis Ende Juni 1878 im Ganzen 2500 Fässer, von denen jedes 72 Pfund Kaninchenfleisch enthielt, nach England, wo das Pfund mit 50 Pf. willig bezahlt wird. Dazu kam noch ein beträchtlicher Export nach anderen Staaten sowie der Consum in der Colonie selbst. Die Company zahlte ihren Actionären im verflossenen Jahre eine Dividende von 20 Procent.

— Das Parlament von Victoria hat beschlossen, daß im September 1880 in Melbourne eine Weltausstellung eröffnet werden soll, zu der alle Völker der Erde mit Beiträgen ihrer Production, Industrie und Kunst eingeladen

sind. Die Ausstellung wird auf einem Areale von 20 Acres oder 18 preußischen Morgen in den Carlton-Gärten, einer gleichnamigen Vorstadt von Melbourne, stattfinden, und für die Gebäude, welche nahezu fünf preußische Morgen bedecken werden, sind zunächst 70 000 Pf. St. bewilligt worden. Der Bau sollte im September 1878 beginnen.

— Daß die Goldfelder der australischen Colonien und namentlich in Victoria schon seit Jahren beträchtlich geringere Erträge liefern, ist bekannte Thatsache. Der Export an Gold aus Victoria erreichte in den ersten sieben Monaten 1878 nur noch die Höhe von 191 668 Unzen, gegen 260 702 im gleichen Zeitraume des Vorjahres, wozu dann noch das in der Melbourner Münze verprägte Gold zu rechnen wäre. Zwar werden noch immer dann und wann recht hübsche Nuggets aufgefunden, wie denn einem Chinesen am 23. Juni im Dunolly-Districte ein Goldstück von 400 Unzen zufiel, und eine Compagnie aus einem Quarzstück von 300 Pfund nicht weniger als 343 Unzen reines Gold gewann. Allein solche Funde sind selten und sollten Niemanden nach den Goldfeldern ziehen. Die Zahl der Digger beläuft sich zur Zeit auf 37 541, von denen 13 183 Europäer und 9640 Chinesen im Alluvium und resp. 14 591 und 127 auf Quarz arbeiten.

— Im Gregory North Districte der Colonie Queensland, welcher unter 25° südl. Br. an der südaustralischen Grenze liegt, sind Seen von bedeutendem Umfange und in deren Nähe Salz in großen Klumpen aufgefunden worden. In Folge dessen ist diese Gegend sofort von Squattern für Rindviehzucht occupirt worden.

— Eine Gesellschaft erfahrener Goldgräber begab sich von Cooktown, an der Nordostküste von Queensland, aus an den Coleman River, um die nördlich von diesem Flusse gelegene Gegend auf Gold zu erforschen, und war auf der Reise ständigen Angriffen von Seiten der Eingeborenen ausgesetzt. Sie brachten fünf Monate unterwegs zu und fanden an einem von ihnen nördlich vom Coleman neu entdeckten Flusse, welchen sie den Cowan benannten, Gold — nicht in reichen Adern, sondern hier und dort zerstreut.

— Nachdem in Central-Australien zwischen 21° und 25° südl. Br. und 135 und 138° östl. L. Gr. ein großes Areal von 50 000 engl. oder 2352 deutschen geogr. Quadratmeilen, welches bisher so gut wie unbekannt war, von Squattern für Weidezwecke in Pacht genommen, ist jetzt ein geeignetes Personal ausgeschickt worden, um dies Gebiet näher zu erforschen. Die Gesellschaft wird wenigstens sechs Monate für diese Aufgabe nöthig haben.

Nordamerika.

— „Science News" berichtet von einem im County Page in Virginia entdeckten, sehr ausgedehnten und merkwürdigen Höhlencomplexe, welcher in Bälde wissenschaftlich durchforscht werden soll. Wenn die darüber umgehenden Berichte wahr sind, so bildet derselbe vermöge seiner Größe, Verschiedenheit, sonderbaren Formationen und natürlichen Schmucks ein wahres Weltwunder.

— Die Commission für Aufnahme des Staates Neu-York ist mit einem Budget von jährlich 14 300 Doll. wieder ernannt worden. Unter J. S. Gardner ist schon viel vorbereitende Arbeit für jenen Zweck geschehen.

— Mr. F. A. Ober war auf zwei Jahre engagirt worden, unter den Auspicien der Smithsonian Institution auf den westindischen Inseln naturwissenschaftliche Sammlungen und zwar speciell ornithologische zu veranstalten. Bisher hat er großen Erfolg gehabt und umfangreiches Material eingeschickt, darunter viele durchaus neue Species und eine ganze Menge von solchen, die bisher nur durch einzelne Exemplare bekannt waren; er soll die typischen Formen von all jenen Inseln zusammenbringen, so daß ihre Avifauna im Zusammenhange studirt werden kann. Im October soll er nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt sein.

— Honduras hat den Dr. R. Fritz Gaertner als Staatsgeologen in Dienst genommen, damit er die Mineralschätze des Landes untersuche und darüber berichte.

Südamerika.

— Die Regierung der Vereinigten Staaten von Columbia hat mit einem Unternehmer einen Vertrag abgeschlossen, welcher letztern verpflichtet, binnen 18 Monaten in der Bay von Panama einen Leuchtthurm zu errichten, dessen Licht 14 bis 16 engl. Meilen weit sichtbar ist.

— Mr. Wooldridge, der britische Consul in Französisch-Guayana, macht in seinem letzten Jahresberichte interessante Mittheilungen über die dortige Goldausbeute. Das Gebiet Mana, dessen Goldgehalt bis jetzt ganz unbekannt war, ist neuerdings durch rastlose Abenteurer erforscht worden, erschließt sich rasch und wird voraussichtlich eine der reichsten Goldfundstätten werden. Im März 1877 gewann man an einigen roh eingerichteten Waschstellen 21 747 Gramm reinen Goldes und im April 39 662 Gramm. Indessen ist zu befürchten, daß dieser neu entdeckte Reichthum für die Colonie insofern schädlich ist, als seinetwegen überall der Ackerbau in der jämmerlichsten Weise vernachlässigt wird.

* * *

— Mit Freude begrüßen wir es, daß Friedrich Müller's „Allgemeine Ethnographie", welche seit längerer Zeit vollständig vergriffen war, jetzt von der Verlagshandlung (Alfred Hölder in Wien) in zweiter umgearbeiteter und bedeutend vermehrter Lieferungsausgabe (8 bis 9 Lieferungen zu 5 Bogen) dem Publicum dargeboten wird. Von welchem Standpunkte das Werk ausgeht, sagt schon der eine Satz: „In Betreff der Wissenschaft vom Volke, der Ethnographie oder Ethnologie, hat man sich über das Princip noch nicht allgemein geeinigt, da die einen den Volksbegriff in physischen Merkmalen suchen, während ihn andere mit größerm Rechte in die Sphäre der geistigen Thätigkeiten verlegen." Wir sehen dem Fortgange des Buches mit größtem Interesse entgegen.

— Brehm's Thierleben. Der soeben von der Verlagshandlung, dem Bibliographischen Institut in Leipzig, versandte vierte Band eröffnet die Abtheilung der „Vögel"; dieselbe bildet gewissermaßen den Schwerpunkt des berühmten Werks, da er das Gebiet der Specialforschung des Verfassers ist und einen größern Reichthum neuer Beobachtungen aufweist als irgend eine andere Abtheilung. Die Umarbeitung dieser neuen Auflage ist eine durchgreifende geworden, die eigenen Schilderungen des Verfassers ragen in ihrer Ursprünglichkeit und Frische weit über die eingestreuten Mittheilungen anderer Forscher hervor. Auch in der Illustrirung bietet die Abtheilung Vögel das meiste Neue und wurde eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit erreicht: der vorliegende Band enthält 157 meisterhafte Bilder, von denen der größere Theil Neuzeichnungen nach der Natur und in der frühern Auflage nicht enthalten sind. Zu den Illustratoren hat sich in dieser Abtheilung auch der talentvolle Düsseldorfer Jagd- und Thiermaler Kröner gesellt. Von dem auf zehn Bände angelegten einzig dastehenden Werke sind somit bereits sieben erschienen; die übrigen drei werden mit der gleichen Pünktlichkeit wie bisher erscheinen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle.)

IV.

Von Trypi über den Taygetos nach Lada Kutzava. Die Manioten, ihre Sitten und ihr Aberglauben. Nach Kardamyli. Die Kakovunioten. Nach Kalamata.

Früh am folgenden Morgen waren die Treiber mit ihren Maulthieren zur Stelle und bewiesen durch diesen Eifer und diese Pünktlichkeit, deren man sich von ihnen gar nicht versieht, daß es sich um eine ernstliche Unternehmung handelte, und daß sie nicht gern auf jenen Höhen, wo die Wölfe und Manioten hausen, übernachteten. Der Weg, der an dem mit Weißdorn eingefaßten Bache hinführte, war zuerst nicht schwierig, so daß die Reisenden schon anfingen, sich über Alexandros' Warnungen und Vorsichtsmaßregeln gegen Hunger und Räuber lustig zu machen; bald aber änderte sich die Landschaft und man betrat die wilde, von zwei gewaltigen Felswänden eingeschlossene Schlucht der Magula. Die Felsen waren von leuchtend gelber Farbe und roth und grün geadert, und gerade als der Zug zwischen sie hineinritt, trafen sie die Strahlen der aufgehenden Sonne. Nun galt es bei jedem Schritte vorwärts immer größere Vorsicht anzuwenden; der Pfad wird steiniger und die Schlucht immer enger, wenn sie auch noch ab und zu einen Blick zurück auf das neblige Thal zu werfen gestattet. Einmal senkt sich der Weg so jäh nach dem Boden der Schlucht hinab, daß die Reiter absteigen und die Thiere von ihren Treibern am Zaum und Schwanz festgehalten werden, um nicht auf den glatten Marmorplatten auszugleiten und in den Abgrund zu stürzen. Fällt eines zu Boden, so überbieten sich die Leute in Bitten, Jammerrufen, Schimpfworten oder in verzweifelndem Kleinmuthe. Schwierig und mit viel Zeitverlust verknüpft ist auch die Passirung des Baches. Dann geht es wieder steil aufwärts und hoch oben an der Felswand entlang, während tief, tief unten das Wasser über mächtige Steinblöcke schäumt, ohne daß es zwischen den dunkeln Fichten und hundertjährigen Platanen drunten in der Schlucht recht sichtbar wird. Ab und zu trifft man auf tiefe Seitenthäler, durch welche der Blick hinaufschaut zu dunkeln Fichtenwäldern, wo wilde Ziegen, Eber und Bären hausen, und zu den Schneegipfeln, in deren Nähe einst die jungen Spartiaten durch die Mühen und Gefahren der Jagd sich auf die schwereren Anstrengungen des Krieges vorbereiteten. Immer steiler und abschüssiger wurde der Pfad, daß die Reisenden selbst zu Fuß nur mühsam vorwärts kamen; an mehreren Stellen war derselbe sogar durch herabgestürztes Gestein und entwurzelte Bäume völlig fortgerissen worden. Bewundernswerth aber war vor allem die Sicherheit der Maulthiere, mit welcher sie die Felsvorsprünge zu umgehen wußten: und doch hätte das geringste Anstoßen der Lasten an dieselben genügt, um Thier und Bürde in den gähnenden Abgrund zu schleudern.

Nach dreistündigem Klettern waren Thiere und Menschen um so ermüdeter, als von oben die Sonne unbarmherzig herabbrannte, und willig machten alle auf einer grünen, von Platanen und Eichen umgebenen Wiese am Bache einen kurzen Halt. Zu ihren Häuptern stieg glatt und steil ein riesenhafter Felsen empor, nur hier und da von kräftigem Epheu überzogen, und nur klein war das Stückchen blauen Himmels, welches von oben auf sie herabschaute. Ungern trennten sie sich von dem lieblichen Platze, um unter wechselnden

Die Schlucht der Magula.

Schwierigkeiten den Weg nach Lada Kutzava zu Fuße fortzusetzen. Abwechselnd ging es über Steingeröll und breite spiegelglatte Schieferplatten hin. Doch sind diese wilden Gegenden nicht unbewohnt; denn in einer Höhe von 1000 Meter über dem Meere sahen die Reisenden zwischen den Felsen einige kleine bestellte Ackerbeete, und auch verkohlte Baumstämme verrathen die wälderverwüstende Anwesenheit von Hirten. In dem Augenblicke, wo sich der Zug der Paßhöhe näherte und der Eliasberg, die Grenzscheide zwischen Lakonien und Messenien, in Sicht kam, fanden sich die Reisenden urplötzlich und ohne das geringste Vorzeichen bemerkt zu haben von einem dichten Nebel umringt, der ihnen nicht gestattete, auch nur drei Schritte weit vor sich zu sehen, und durch sein Niederfallen den Pfad feucht und dadurch um so gefährlicher machte. Dreimal verloren selbst die Maulthiertreiber die Richtung und führten die Fremden in das Bachbett, bis es dem einen, einem Jäger aus Trypi, gelang, die Paßhöhe zu finden, von welcher bei klarem Wetter der Blick auf der einen Seite das Eurotasthal, auf der andern die messenische Ebene umfaßt.

Dann begann der nicht weniger schwierige Abstieg. Allmälig aber wurde der Nebel lichter, um dann ebenso plötzlich, wie er sich eingestellt hatte, zu verschwinden und den ganzen Meerbusen von Kalamata (richtiger von Koron) den erstaunten Reisenden zu enthüllen, bis ihnen ein Ausläufer des Taygetos die Aussicht darauf wieder versperrte. Nach einer starken Stunde war Lada Kutzava erreicht. Das Dorf liegt auf steilem Abhange, ein Haus über dem andern an die Felsvorsprünge geklebt; zahlreiche Quellen treten dort zu Tage, vermögen aber auf dem steinigen Boden wenig auszurichten und bilden in den abschüssigen Straßen kleine Wasserfälle. So schwierig es war, in solchem Dorfe, wo jedes Haus nur aus einem Gemach, dem Schlafzimmer der ganzen Familie, besteht, Unterkommen zu finden, so zogen es die Reisenden doch vor, bei der späten Tagesstunde, der Ermüdung der Reitthiere und der schlechten Beschaffenheit der Wege, dort die Nacht zuzubringen. Es gelang ihnen auch vermittels eines Empfehlungsbriefes eines angesehenen Manioten in Athen Unterkunft zu finden; sie mußten freilich, in ihre Decken und nassen Mäntel gehüllt, auf dem Boden schlafen und bei dem Lärmen der Einwohner, welcher bis nach Mitternacht währte und schon um 5 Uhr wieder anfing, auf einen großen Theil der Nachtruhe verzichten. Solche Nächte sind leider auf einer Reise durch Griechenland nichts Seltenes und schrecken viele Touristen ab. Denn an sechs Tagen unter zehn beschließt einen langen und anstrengenden Tagemarsch schlechtes Essen und schlechtes Nachtlager. Darauf muß aber der Reisende von vornherein gefaßt sein, damit ihm nicht durch Enttäuschungen und schlechte Laune der Genuß an den immerhin zahlreichen Schönheiten und Reizen des Landes getrübt wird.

Die Landschaft Mani, in welcher wir uns hier befinden, gehört neben Akarnanien zu den wildesten Griechenlands, wo die Civilisation noch keinen Einlaß gefunden hat. Während Kunst, Industrie, Aufklärung, Fortschritt in allen seinen Formen sich allmälig im übrigen Morea verbreitet, sind diese halbbarbarischen Bergsöhne geblieben, was sie zur Zeit der Türken waren, Klephten, die stolz ihre Unabhängigkeit behüten und stets in Waffen gehen, rauh gegen sich wie gegen andere, in Bezug auf fremdes Eigenthum nicht peinlich, aber das Ihrige, Land, Weib und Kind, mit Hartnäckigkeit, ja mit Heldenmuth vertheidigend.

Mani umfaßt die im Vorgebirge Matapan auslaufende Halbinsel des Taygetos zwischen dem Lakonischen und Messenischen Golfe in einer nordsüdlichen Längserstreckung von 20 Wegstunden und einer größten Breite von deren acht. Hier hat nie eine der in Hellas auf einander folgenden Fremdherrschaften einzudringen vermocht, und Unterdrückte und Rebellen fanden hier stets eine sichere Zuflucht. Die Türken holten sich hier wiederholt blutige Köpfe; der kleine Tribut, den der Pascha von Tripolitza den Manioten auferlegte, wurde fast nie entrichtet, und nur wenige Male reichte man dem an der Landesgrenze harrenden Steuereinnehmer verächtlich auf der Spitze eines Schwertes ein paar Goldstücke hin.

Feste Schlösser, Zinnenthürme und sonstige Vertheidigungsmittel bedecken das Land wie im Mittelalter Italien oder Frankreich. Darinnen hausten kleine Herren, Kapitäne genannt, die mit ihren Vasallen über einander herfallen, wenn es keinen auswärtigen Feind zu bekämpfen giebt. Es ist das eine Art Militäradel, welcher der Regierung gegenüber für das Verhalten seiner wilden Vasallen, die freilich um kein Haar wilder und unbändiger sind als ihre Herren, verantwortlich ist. Aber noch heute genießen letztere solches Ansehen, daß auf ihren Wink das ganze Volk sich eben so begeistert, wie früher gegen die Soldaten König Otto's, erheben würde.

Mani hat zwar heutigen Tages seine Eparchen und Demarchen wie jede andere griechische Provinz, aber daneben hat sich der alte feudale Geist erhalten, und die Abkömmlinge der alten großen Familien sind ebenso Capitäne, Richter und Herren ihres Stammes geblieben, wie die Manioten ihre Sitten und Traditionen bewahrt haben. Ihre Burgen mit je einem oder zwei viereckigen Thürmen und deren hoch oben angebrachten, schwer vergitterten Fenstern sind zum großen Theil noch heute bewohnt. Die Manioten können sich noch nicht an ein ruhiges Leben gewöhnen und gedenken mit Sehnsucht der Zeiten, wo eine ausgesteckte Fahne sie zu einem Plünderungszuge gegen die Türken in der Ebene zusammenrief. Ihre lange Flinte mit dem reich verzierten Schafte lassen sie nicht aus der Hand; denn das Fällen eines Baumes, der Diebstahl einer Ziege genügt noch heutigen Tages, um wüthenden Haß zu entflammen und zu Morden zu führen, ohne daß die Regierung einzuschreiten wagen könnte. Blutrache, die nicht nur von Geschlecht zu Geschlecht, sondern auch durch Heirath sich vererbt, ist ihre herrschende Leidenschaft; der Maniote, welcher „Blut hat“, scheut weder Mühen noch Gefahren oder Entbehrungen, um die ihm obliegende Pflicht zu erfüllen, irrt wochen- und monatelang im Gebirge umher, bei Tage in unzugänglichen Verstecken schlafend und Nachts auf der Lauer liegend, um sein Opfer zu überraschen, und wagt es nicht, mit unblutigen Händen heimzukehren, um dort nicht dem Spotte seiner Verwandten und selbst seiner Frau zu verfallen.

Bei all' dieser Wildheit sind die Manioten treu gegen ihre Häuptlinge, von einem gewissen Adel des Charakters, gastlich, halten getreulich ihr Wort und sind, etwas Seltenes im übrigen Griechenland, dem Lügen abgeneigt. In ganz Morea fordert der Bauer überall von dem Reisenden, der bei ihm übernachtet, den vollen Preis für seine Leistungen, in Mani nimmt er für die größten Dienste höchstens etwas Pulver und Tabak.

Nicht minder tapfer und kriegerisch, ja grausam, als die Männer sind auch die Weiber, auf denen die schwerste Arbeit in Haus und Feld ruht; sie müssen Kleider weben, Brot backen, Korn mahlen, das Land bestellen, und dürfen dabei nicht an demselben Tische wie ihre Gatten sitzen, während in den großen Familien die Töchter den Kapitänstitel ihres Vaters und damit den Einfluß auf die Krieger ihres Gebietes erbten. Trotz der rauhen Lebensweise sind die Maniotinnen von regelmäßiger Schönheit und schlankem Wuchse, haben große schwarze Augen, feine und oft merkwürdig weiße

Manioten.

Haut und einen edlen, strengen Ausdruck, der keine Folge der Erziehung sein kann; denn nur wenige von ihnen können lesen. Sie werden übrigens geachtet und nie mißhandelt; eine Verführte wird von dem nächsten nach Landessitte dazu berechtigten Verwandten getödtet, und nur wenn es sich um ein Mädchen handelt, kann der Schuldige durch Heirath dem gewissen Tode entgehen. Uebrigens sind die Maniotinnen selbst im Stande, sich Achtung zu verschaffen: im Dorfe Kambos lebt noch heute die Erinnerung an einen deutschen Musikanten, der einer Frau einige Galanterien zu sagen wagte und von ihr stracks mit der Pistole erschossen wurde.

Flintenschüsse begleiten den Bewohner von Mani auf seinem ganzen Lebenswege von der Geburt bis zum Grabe. Ist einem Manioten ein Knabe geboren, so geht er auf die Straße und zeigt es seinen Verwandten und Freunden durch Flintenschüsse an, worauf diese die Höflichkeit zu den Fenstern heraus mit Gleichem erwidern. Der Neugeborene wird sofort von Kopf bis Fuß mit einer Mischung von Salz und Pfeffer abgerieben. Dann schneidet ihm der Pappas einige Haare ab, klebt dieselben mit Wachs von der Altarkerze zusammen und wirft sie in das Taufwasser, worauf man dem Kinde ein Amulet um den Hals hängt. Die ersten Jahre gehört es seiner Mutter, welche es in einem Sack aus Hammelfell mit sich herumträgt, den sie bei der Feldarbeit an einen Baum, bei häuslichen Arbeiten an einen Nagel hängt. Vom zehnten Jahre an lernt der Knabe von seinem Vater, sich

Kardamyli.

an Vögeln und Hasen im Schießen zu üben; aber der Unterschied zwischen einem Hasen- und einem Menschenleben wird ihm nicht beigebracht. Mit zwanzig Jahren soll er sich zwar zum Militärdienst stellen; aber viele entziehen sich demselben ohne Weiteres und ohne daß die Regierung sie dazu anzuhalten versuchte. Und doch sind die wenigen gedienten Leute die einzigen Träger der Cultur und des Fortschritts in Mani; eine Anzahl derselben läßt sich später in Athen nieder, wo sie eine Art Corporation unter dem Befehle eines Häuptlings bilden.

Die Werbung besorgt der Vater des jungen Mannes und das Mädchen würde es für eine Schande ansehen, wenn der Bewerber selbst sich an sie wendete. Die Hochzeit wird natürlich mit Flintenschüssen gefeiert und schließt mit einem Mahle, bei welchem man die Vorübergehenden aus den Fenstern mit getrockneten Früchten bewirft. Nach Verlauf der acht Festtage müssen die Neuvermählten nochmals in die Kirche gehen. Nach dem Tode stellt man den Manioten mit unbedecktem Gesichte und die Waffen neben ihm aus und trägt ihn dann unter dem Geschrei der Männer und Weiber zu Grabe. Sofort nach dem letzten Athemzuge werden alle Feuer im Hause ausgelöscht und erst eine volle Woche später wieder angezündet; während dieser Zeit bringen die Nachbarn der Familie das Essen und verzehren es mit ihr gemeinschaftlich, die Frauen natürlich erst, nachdem die Männer sich gesättigt haben. Ehe man den Sarg schließt, wird dem Todten ein Amulet auf die Brust gelegt, und in manchen Dörfern erhält er außerdem, wie bei den alten Griechen, ein Brot und eine kleine Flasche Wein auf seine letzte Reise mit. Am letzten Tage segnet der Pappas einen Nagel, der alsdann in die

Thür des Zimmers des Todten geschlagen wird, um diesen zu verhindern, Nachts sein Grab zu verlassen und die Lebenden durch seine Erscheinung zu schrecken.

Dies Volk, welches vor keiner Gefahr zurückschreckt und dem sichern Tode kühn entgegengeht, wagt sich des Nachts nicht auf gewisse Berge, wo böse Feen, „Nereiden", ihre Tänze halten und den Unvorsichtigen, den sie erwischen, zu Tode tanzen lassen. Wenn Abends bei ruhigem Wetter ein leichter Windhauch über die Tannenwipfel zieht, so zittern sie, flüstern leise: „Die Nereiden!" und bekreuzen sich acht, zehn Mal. In ihrer Phantasie sind die finstern Wälder, ebenso wie die Quellen mit bösen Geistern bevölkert, ein Aberglauben, welchen die Pfaffen, übrigens die unwissendsten und fanatischsten, die es giebt, nach Kräften ausbeuten.

Auf die immerhin interessante Geschichte der Mani einzugehen ist hier nicht der Ort. Nur erwähnen wollen wir, daß von 1472 bis 1675 Nachkommen der trapezuntischen Komnenen hier eine gebietende Stellung einnahmen, bis sie durch einen Aufstand vertrieben wurden und von Genua Ländereien auf Corsica angewiesen erhielten. Diese griechische Colonie hat sich bis heute erhalten und hat ganz neuerdings eine Tochtercolonie in der algerischen Provinz Constantine gegründet. Im Mutterlande aber fließt noch heute Blut in inneren Kämpfen, deren Zweck allerdings nicht mehr die Erlangung der Oberherrschaft, sondern höchstens die eines Deputirtenmandats für Athen ist.

Der Weg von Lada Kutzava nach Kardamyli führt auf halber Höhe des Taygetos-Gebirges in unendlichen Windungen hin und ist so gefährlich, daß sich die Maulthiertreiber bestimmt weigerten, ihn einzuschlagen, und den Reisenden nichts übrig blieb, als zu Fuß zu gehen. Mit einem Führer aus ihrem Nachtquartier versehen, brachen sie auf und befanden sich bald in einem Gewirr von Pfaden, Thälern, Büschen, Bächen und Bergen, daß es der ganzen Erfahrung

Kalamata.

ihres Begleiters bedurfte, um sich zurecht zu finden. So wild und öde aber im Ganzen das Land hier aussieht, so trifft man doch ab und zu auf Terrassenbau, wo Dank den fleißigen Weibern der Eingeborenen Oel-, Feigen- und Maulbeerbäume üppig gedeihen. In einer Stunde war die Küste des Meeres erreicht, nach zweien weiteren längs derselben Skardamula, das antike Kardamyle, ein Dorf von 3000 (?) Einwohnern, dessen von Cypressen überragte Häuser am Fuße eines mit alten Thürmen besetzten Felsens liegen. Dort oben stand die antike Stadt. Auch im Orte selbst erheben sich mehrere viereckige Zinnenthürme, die einst Piraten zum Schlupfwinkel dienten und an die zahllosen inneren Fehden der frühern Zeit erinnern.

Südlich von Kardamyli beginnt eine felsige Einöde, mit wasserlosen Schluchten, spärlichen Fichten und wenigen Ansiedlungen, deren Hütten schwer von dem Felsen, auf welchem sie stehen, zu unterscheiden sind. Unruhig umbrandet das Mittelmeer diese wüsten Gestade, und ebenso rauh und ungastlich wie die Natur ist hier auch der Mensch. Es ist das Land der Kakovunioten (Bewohner der bösen Berge), deren Name allein vor nicht gar zu langer Zeit für ihre Nachbarn wie für die Seefahrer ein Schrecken war. Es waren die größten Seeräuber, die jemals Hellas erzeugte, gleich schuftig wie grausam, und wer ihnen bei ihrem saubern Geschäfte als Schildwachen diente, das waren Mönche, welche in den kleinen Capellen, deren eine fast auf jeder Bergspitze steht, hausten. Die Schiffe wurden überfallen und geplündert, die Mannschaft und die Passagiere ermordet und als Sklaven verkauft, und dabei machten sie keinen Unterschied, ob sie Christen oder Türken vor sich hatten. Die Dampfschifffahrt hat ihrem wüsten Treiben ein Ende gemacht, ohne daß sie ihrem Hange ganz entsagt hätten. Denn entweder kämpfen sie unter einander, Dorf gegen Dorf, Haus gegen Haus, oder sie ziehen in unruhigen Zeiten bandenweise in Morea herum und leben vom Raube. Die Regierung hat sich allerdings angestrengt, dem ein Ende zu machen, und hat Schulen gegründet; aber noch heute können von 40 000 Einwohnern 34 000 weder lesen noch schreiben; im Ganzen haben nur 400 Frauen diese Künste erlernt. Die durchgängig herrschende Armuth ist freilich zum großen Theile daran Schuld, daß die Cultur hier so geringe Fortschritte macht. Die Leute müßten vielfach Hungers sterben, wenn nicht der fast unerschöpfliche Fischfang und im Herbste der Wachtelzug ihnen zu Hülfe käme. Zu Tausenden und aber

Tausenden werden die ermatteten Vögel gefangen, getrocknet, eingesalzen und für schlechtere Zeiten aufbewahrt.

An der Meeresküste entlang wanderten Belle und seine Gefährten am folgenden Tage nach Kalamata. Die Gegend wird bald freundlicher und fruchtbarer und bringt Seide, Oel, Wein und Getreide hervor, welche über den kleinen Hafen Kitriäs zur Ausfuhr gelangen. In den zahlreichen kurzen Thälern, welche sich zum Meere hin öffnen, liegen freundliche Dörfer zwischen Bäumen und Feldern; aber die sie trennenden Ausläufer des Taygetos stürzen so steil gegen die See hin ab, daß man sie nicht umgehen, sondern mühsam übersteigen muß. Jenseits des Hafens Kitriäs kreuzt man ein größeres Flußbett, den Choiros der Alten, welcher einst die Grenze zwischen Lakonien und Messenien bildete (jetzt liegt sie nördlicher, nicht weit von Kalamata), und kommt dann bei den Dörfern Groß- und Klein-Mantinia vorbei, unweit deren hart am Meere Reste des antiken Abea erhalten sind. Weiterhin folgt das nach einem salzigen Bache benannte Dorf Armyro, dessen Rhede besser vor dem Winde geschützt ist als die offene von Kalamata und welches deshalb mehr Leben zeigt als die anderen Plätze dieser Küste. Endlich ist die letzte Höhe erreicht und vor den Blicken der Reisenden dehnte sich die ganze Ebene von Messenien mit ihrer schön geschwungenen Küstenlinie und der Golf von Koroni mit seinen beiden Vorgebirgen, die die Orte Petalidi und Koroni tragen, während fern im Nordwesten der berühmte Felsen von Ithome und die Arkadischen Berge sich erhoben. Reiche Felder, Weinberge und Pflanzungen von Oel-, Maulbeer- und Orangenbäumen verkünden die Fruchtbarkeit des Gefildes und lassen die Hartnäckigkeit und die Begierde verstehen, mit welcher vor Jahrtausenden die Spartiaten in ungerechtem Kriege mit den rechtmäßigen Eigenthümern um diesen Besitz rangen.

Kalamata selbst ist ganz in Grün versteckt und erst beim Näherkommen erkennt man seine auf einem isolirt aus der Ebene aufsteigenden Felsen gelegene Burg. Der Weg, auf welchem die Reisenden der Stadt sich näherten, ist zwar die Verbindung zwischen Kalamata und dem Hafen Armyro, trotzdem aber in möglichst schlechter Verfassung und von tiefen Wagenspuren durchfurcht. Eine Viertelstunde später hatten sie den Hauptplatz des Ortes erreicht und fanden bei einem seit 30 Jahren in Griechenland ansässigen Franzosen die gastfreundlichste Aufnahme.

Amerikanische Forschungsreisende.

Erwiderung[1].

Vor Kurzem aus einem der Territorien der Vereinigten Staaten von einer bergmännischen und geologischen Reise zurückgekehrt, finde ich in Nro. 41 des Jahrgangs 1878 des „Ausland“ einen Artikel „Amerikanische Forschungsreisende“, dessen zweiter Theil unbedingt einer Entgegnung bedarf.

Obgleich nun eine sachliche Erwiderung von Newyork aus dem Redacteur des „Ausland“ angekündigt und von ihm acceptirt worden ist, derselbe aber über ein und denselben Gegenstand „mehr als eine Entgegnung unter keinen Umständen dulden kann“ und daher die meinige zurückgewiesen hat, so fühle ich mich doch verpflichtet, Einiges über die Art und Weise des persönlichen Angriffs in jenem Blatte zu bemerken, um so mehr, als dieser Angriff nicht in offener Weise mit Nennung des Namens, sondern anonym erfolgt ist, und der Beleidigte sich nicht selbst in einem deutschen Blatte vertheidigen kann.

Der zweite Haupttheil des Artikels, auf S. 802 beginnend, ist nämlich namentlich gegen das Ende in einem Tone geschrieben, der ganz an den erinnert, der in Wahlperioden gegen die Candidaten in den Vereinigten Staaten von den politischen Gegnern angewandt wird, gegen dessen Uebergang in deutsche Blätter aber nicht energisch genug protestirt werden kann.

Auf S. 802 des erwähnten Aufsatzes heißt es: „Was die Expeditionen unter dem Geologen Hayden betrifft, so stehen diese an Werth den beiden ersterwähnten nach, trotz dem die massenhafte Versendung seiner Berichte auf den Uneingeweihten einen andern Eindruck hervorzubringen geeignet ist. Indessen wer sich die Mühe nimmt, seine Berichte zu studiren, wird bezüglich des Werthes derselben bald zu einem andern Urtheile gelangen. So hörte Schreiber dieses manche der ersten geologischen Autoritäten Deutschlands sehr über die Zusammenhangslosigkeit, den Wust vereinzelter, oft gänzlich werthloser Notizen, welche jene Berichte ausmachen, klagen. Einer der bedeutendsten Geologen der Jetztzeit sprach sich einmal offen dahin aus, daß er vergebens versucht habe, aus jenen Berichten ein klares Bild von der geologischen Beschaffenheit der behandelten Gebiete zu erhalten. Und in der That, wen sollten nicht jene zwecklosen Bemerkungen, wie z. B. „die vulcanischen Felsen geben gute photographische Bilder“, oder „die heißen (d. h. sodahaltigen!) Quellen Neu-Mexicos ersparen den Mexicanerinnen die Seife“ nicht in einer Lectüre anwidern, in der man wissenschaftliche Belehrung sucht?“

Wer ist denn N. N., der sich hinter dem Schilde der Anonymität zum Richter der wissenschaftlichen Leistungen Hayden's aufwirft? Ist er selbst Geolog oder Geograph, der eine Befähigung zur Beurtheilung anerkannt großer Leistungen in diesen Fächern schon nachgewiesen hat?

Schwerlich; er ist höchst wahrscheinlich bloß das Mundstück eines seiner amerikanischen Freunde, der seit Jahren danach strebt, Hayden durch Verleumdung aus seiner Stelle zu verdrängen. Gewiß ist er nicht selbst Geolog; denn er citirt den Ausspruch eines andern Geologen über die Schwie-

---

[1]) Wir räumen dieser Erwiderung um so lieber einen Platz im „Globus“ ein, als der darin zurückgewiesene Angriff auf einen der besten Geographen der Vereinigten Staaten weit und breit einen gerechten Unwillen erregt hat. Prof. Hayden's Verdienste um die Erforschung des unbekannten Nordamerika stehen allerdings an sich so hoch, daß sie durch Schmähungen solcher Art nicht das geringste an Werth verlieren können; dennoch aber bleibt es Ehrenpflicht eines jeden deutschen geographischen Blattes, auch seinerseits dagegen zu protestiren und den herzlichen Wunsch laut auszusprechen, Prof. Hayden noch viele Jahre lang an der Spitze seines Survey wirken zu sehen. Durch nichts kann der Congreß sich im Auslande ähnliche Sympathien erwerben, als durch reichliche Unterstützung dieses großartigen nationalen wissenschaftlichen Unternehmens. Das ist die ehrliche Ueberzeugung Vieler. Red.

rigkeit, sich aus den Berichten Hayden's ein klares Bild zu verschaffen.

Das mag mehreren so gegangen sein; denn ohne ausführliche Karten ist das überhaupt nicht leicht möglich — aber wer sich aus den prächtigen Karten und Profilen des Hayden'schen Atlas von Colorado ꝛc. noch kein klares Bild entwerfen kann, dem muß überhaupt das A B C der Geologie abgehen.

Der Vorwurf reducirt sich also in Wirklichkeit auf unvollständige Inhaltsverzeichnisse und nicht bequeme Aneinanderreihung des Materials in den Berichten.

Aber ist denn das überaus reiche Material deshalb weniger werthvoll? Der Verfasser weiß, daß die nordamerikanischen Geologen ihre im Sommer gesammelten Daten im folgenden Winter bearbeiten müssen, um sie gleich darauf als Ganzes publiciren zu lassen; wie ist es denn da möglich, Alles im Zusammenhang zu bringen?

Man läßt europäischen Gelehrten jahrelange Muße, um ihre auf Reisen gemachten Beobachtungen zu bearbeiten; ein deutscher Maßstab paßt also hier nicht; auch der Kosmos hat erst nachträglich ein specielles Inhaltsverzeichniß erhalten.

Der ausgesprochene Tadel ist demnach durchaus nicht zu rechtfertigen. Weiter heißt es: „Die Hohlheit Hayden's wird dem sofort klar, der Gelegenheit hatte, mit diesem Manne, der nie eine gründliche wissenschaftliche Bildung erhalten hatte, und dessen Ehrgeiz weit hinter seinen Kenntnissen zurücksteht [1]), in Berührung zu kommen." Ein solches Urtheil über den Geologen Hayden finde ich unwürdig. Zugleich macht es auf den Unbefangenen einen wahrhaft lächerlichen Eindruck, durch Herrn N. N. zu erfahren, daß die Regierung der Vereinigten Staaten für so wichtige Zwecke, die an Millionen kosten, sich einen „Hohlkopf" zum Dirigenten angeschafft hat.

Und wenn N. N. ein Deutscher ist, der amerikanische Gastfreundschaft genießt oder genossen hat, wie wir annehmen müssen, so ist sein Benehmen um so verwerflicher.

Sodann folgt: „Seine krankhafte Sucht nach Popularität offenbart sich am klarsten dadurch, daß er jedes Jahr einen neuen höchsten Berg Nordamerikas entdeckt zu haben vorgiebt, wofür er jüngst vom Verfasser der geographischen Monatsberichte (Petermann's geogr. Mitth. 1877, Heft III) eine ernstliche Rüge erhielt."

Daß sich die vom Staate besoldeten Gelehrten Nordamerikas um eine gewisse Popularität bemühen müssen, ist sehr klar und nothwendig. Ihre Stellung ist nicht so fest, wie die eines deutschen Universitätslehrers und Forschers, der wegen einer politischen Ansicht seines Amtes nicht enthoben werden kann; es wäre unklug und eine Sünde an der Wissenschaft, wenn sich Hayden und die übrigen Herren nicht mit den jedesmaligen Machthabern, die die Mittel für die Forschungen zu verwilligen haben, z. B. Congreßmitgliedern, gut stellen wollten. Daß Hayden der Meinung wäre, durch falsche Angaben bei neuen Entdeckungen sich populär machen zu können, ist eine Ansicht, mit der Herr N. N. wohl allein stehen dürfte.

Irrthümer mögen vorkommen; die finden sich auch bei den berühmtesten Männern; und es wäre uns ein Leichtes, solche auch auf den Karten der vom Schreiber im ersten Theile seines Artikels hervorgehobenen Autoritäten nachzuweisen. Dessen ungeachtet bleiben die Karten doch von großem Werthe für Nordamerika und die gesammte gelehrte Welt.

Daß Petermann, dem alle einschlägliche Publicationen zuflossen, eher als mancher andere in den Stand gesetzt war, Irrthümer zu entdecken, ist sehr natürlich. Das alte Europa birgt überhaupt das beste Vergleichsmaterial der ganzen Erde, während die einzelnen Staaten in Nordamerika noch sehr jung sind, und zugleich unabhängiger von der Centralregierung und von einander in wissenschaftlicher Beziehung arbeiten, als es wohl wünschenswerth ist. Aber das sind kleine Uebelstände, die sich verbessern lassen. Petermann scheint aber keine Irrthümer gefunden zu haben; denn das citirte Heft Nro. III, 1877 enthält keine Andeutung eines solchen, und noch weniger habe ich eine einzige „Rüge", geschweige denn eine „ernstliche" in allen Jahrgängen seit 1872, die auf jenes Citat hin durchgesehen wurden, auffinden können, wohl aber Lobeserhebungen und rühmlichste Anerkennung der Leistungen Hayden's.

Das Citat ist also grundfalsch und ebenso muß ich die darin ausgesprochene Behauptung so lange für falsch erklären, bis man mir die Existenz und Richtigkeit derselben in einem Petermann'schen Hefte nachweist.

Weiter heißt es: „Anfangs verfolgten seine Expeditionen nur geologische Zwecke, und da Leute von anerkanntem Ruf damals Theil nahmen (Cope, Lesquereux, Le Conte), so konnten die Expeditionen manche werthvolle geologische und paläontologische Beiträge und Leistungen verzeichnen, die scharf contrastirten mit den von Hayden selbst verfaßten Berichten."

Es nahmen also diese Herren Theil an seinen Berichten. Ich bezweifle, daß sie es gethan haben würden, wenn sie Hayden für einen hohlen Menschen gehalten hätten. Wie schade, daß Herr N. N. diesen Gelehrten nicht vorher die Augen geöffnet hat! Dieser Herr scheint auch nicht gewußt zu haben, daß der Director der Royal Society, Sir Joseph Hooker, und der Professor Asa Gray der Harvard University noch im vorigen Sommer es wohl mit ihrer Würde zu vereinigen wußten, gemeinsam mit Hayden, beziehungsweise unter seiner Führung eine Studienreise durch die Rocky Mountains zu unternehmen.

Daß die Berichte Hayden's von denen seiner Mitarbeiter in Stil ꝛc. abstechen, ist wohl sehr natürlich; ein Fehler eines Chefs würde es sein, wollte er zum Schaden des Ganzen auch als Specialist auftreten.

Hayden beansprucht also, wie Herr N. N. in Obigem einräumt, kein specielles Verdienst rücksichtlich der Leistungen Anderer, indem er die Aufsätze und Arbeiten seiner Mitarbeiter unverändert in seine Berichte aufnimmt. Dies Alles stimmt nicht mit der oben ausgesprochenen Behauptung über Hohlheit; Hayden braucht eben keine „Hohlheit" zu verbergen; sein Verdienst besteht vor Allem darin, daß er competente Männer für jedes Specialfach herangezogen hat.

Dann folgt der Satz: „Er begann einige Topographen und Zeichner zu engagiren und Karten herstellen zu lassen, Producte, welche von anerkannten Autoritäten als höchst mittelmäßig erklärt werden, und beweisen, daß dem Leiter die nothdürftigsten Kenntnisse abgehen."

Was die mittelmäßigen Leistungen der verwendeten Topographen und Zeichner betrifft, so ist das, gelinde gesagt, ein alberner Vorwurf.

Man muß oft mittelmäßige Kräfte benutzen, wenn bessere nicht zu haben beziehungsweise zu theuer sind, und Herr N. N. sagt ja selbst S. 803 (am Anfange), daß mehrere Deficite vorgekommen seien. Wir wissen recht gut, daß aus vielen Ateliers der Vereinigten Staaten Zeichnungen und Farbendrucke hervorgehen, welche unseren besten kartographischen Leistungen gleichzustellen sind; wir wissen aber auch, daß die Departements nicht stets über soviel Geld ver-

---

[1]) Dieser Theil ist total unverständlich. Mir kommt es nicht zu, ihn durch Versetzung der Begriffe „Ehrgeiz" und „Kenntnisse" im Sinne des Herrn N. N. verständlich zu machen.

fügen können, um die besten Institute mit Anfertigung der Platten zu beauftragen.

Auch ich habe mittelmäßige Karten als Unterlage benutzen müssen, aber deshalb gehen mir noch nicht die nothdürftigsten Kenntnisse ab; welchen Mangel N. N. bei Hayden hieraus ableitet.

Alles in Allem haben die Expeditionen unter Hayden und die Publicationen ihrer Resultate zur Kenntniß der Geologie und Geographie der Territorien ungemein viel beigetragen, und niemand wird vermögen, Hayden's bedeutenden Antheil daran zu schmälern.

Weiter sagt N. N.: „Er hatte zahlreiche Freunde im Congreß."

Sind vielleicht alle diese Herren derartige Hohlheiten und ungebildete Menschen wie Hayden? denn doch nur solche können jemanden ihresgleichen auf längere Zeit protegiren.

Dadurch gesteht N. N. ein, daß zahlreiche Männer dort nicht seiner Ansicht über Hayden sind, und das mag allerdings richtig sein.

Die Herren, zum Theil Congreßmitglieder, deren Bekanntschaft ich in Washington ꝛc. zu machen die Ehre hatte, gehörten fast sämmtlich den geographischen und Naturwissenschaften an, und haben einen Eindruck bei mir hinterlassen, der sich nie verwischen wird.

Ich zolle denselben meine größte Hochachtung.

Etwas Erfreuliches ersehe ich aus dem in Rede stehenden Schmähartikel — wo es heißt: „Oh, ich kann unabhängig leben, ich habe mein Schäfchen im Trockenen!" — nämlich, daß Hayden nicht einer pecuniär düstern Zukunft entgegengeht, falls ihm einmal die Kräfte mangeln sollten. Wenn das nur wahr wäre! Es sollte mich sehr freuen. Die deutschen Gelehrten sind nicht immer so glücklich.

Zuletzt singt N. N. noch ohne es zu wollen, ein Loblied Hayden's. Hayden rettete, wie dieser Herr sagt, durch Publication eines Nachlasses Indianervocabularien, und nimmt die Arbeiten von Specialisten wie Coues, Cyrus Thomas, Porter, die sonst wohl nicht, wie N. N. behauptet, einen Verleger gefunden hätten, in seine Werke auf.

Dank ihm, daß er so manche Schätze vor dem Untergang bewahrte! Und sein Angreifer nennt das eine falsche Verwendung von Regierungsfonds! (misapplication of governments fonds). Dank zugleich der Municifenz der Vereinigten Staaten, die auf solche Weise Gelehrten Unterstützungen angedeihen läßt zu Werken, die auf anderm Wege nicht ausführbar sind!

Was den Vorwurf betrifft, daß Hayden seine Hülfsarbeiter sechs Monate ohne Bezahlung lasse, so kennzeichnet auch dieser die Art des Angriffes auf den Charakter des Geologen Hayden.

Geld auf sechsmonatliche Expeditionen in halbwüste Gegenden mitzunehmen, um Gehalte auszuzahlen — — und gar erst Geld, das nur in Washington fällig wird oder ist, oder vielleicht noch nicht einmal von der betreffenden Casse zur sofortigen Verfügung gestellt wurde; — — wie schlecht paßt das in eine Kritik der wissenschaftlichen Leistungen eines Mannes.

Hayden verwendet, wie N. N. ihm ferner vorwirft, Söhne der ihm freundlich gesinnten Congreßmitglieder.

Ich würde auch den Söhnen von Freunden den Vorzug geben, namentlich wenn es sich wie bei diesen Expeditionen um unbegrenztes Zutrauen handelt.

Aber er bezahlt sie nicht — wie stimmt das mit der Freundschaft? Nun, es ist nicht das einzige Mal, daß Herr N. N. sich selbst widerspricht.

Ich muß bekennen, daß ich mich als Angehöriger einer Nation, die gerade jetzt in den Vereinigten Staaten in hoher Achtung steht, durch jenen Schmähartikel gegen einen verdienstvollen nordamerikanischen Gelehrten, der in seinen Berichten und Schriften seiner Collegen und Gehülfen stets in anerkennender Weise erwähnt, im höchsten Grade beschämt fühle.

Marburg, am 21. December 1878.

Bergingenieur Carl Ochsenius, Consul ꝛc.

Die Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern.

Von **J. J. A. Worsaae.** Ins Deutsche übertragen von J. Mestorf. Hamburg, Otto Meißner, 1878.

Der hochverdiente Nestor der dänischen Alterthumsforscher, Kammerherr Worsaae, legt in dieser nur 127 Seiten umfassenden, aber ungemein inhaltreichen Schrift die Erfahrungen seiner ganzen Gelehrtenthätigkeit nieder. Er faßt hier ohne gelehrten Apparat in sehr fesselnder Weise alles zusammen, was er und die übrigen skandinavischen Archäologen über die Vorgeschichte der skandinavischen Lande bisher gefunden haben, und ist so glücklich von sich sagen zu können, daß er gegenüber seinem 1843 erschienenen Werke „Danmarks Oltid" nur wenig von seinen dort mitgetheilten Anschauungen zu ändern und aufzugeben hatte. In jenem Werke aber hatte er die zuerst von Thomsen angebahnte Eintheilung der Vorgeschichte in die drei Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit näher ausgeführt und zu einem wissenschaftlichen Glaubenssatze erhoben, der erst in den letzten Jahren von deutscher Seite heftig angefochten und durch die Zweitheilung der Stein- und Metallzeit ersetzt wurde.

Worsaae hält dem gegenüber an seiner frühern Eintheilung, zumal für den skandinavischen Norden, fest. „Bei dem bis zur jüngsten Vergangenheit in Deutschland sich offenbarenden Widerstreben, das obendrein mißverstandene Dreiperiodensystem anzuerkennen, hat man nämlich allzuoft ältere und jüngere Alterthumssachen zusammengemengt, und desgleichen die in allen Perioden überall vorkommenden Gegenstände fremden Ursprungs von denjenigen, welche man aus triftigen Gründen als einheimisch betrachten darf, nicht unterschieden." Er verlangt ferner, daß die geographische Sonderung der Alterthumsdenkmäler strenger als bisher beobachtet werde, da die Cultur langsam von Süden und Südosten nach Westen und Norden vorgedrungen sei, wofür Worsaae unzweifelhafte Belege beibringt. „Natürlich konnten in Folge dessen die einzelnen Perioden weder gleichzeitig noch völlig gleichartig auftreten." Die verdienstvolle Uebersetzerin, welche sich einen bleibenden Namen in der deutschen Literatur dadurch erworben hat, daß sie mit eben so viel Gewandtheit wie selbständiger Gelehrsamkeit uns die archäologischen Schätze der Skandinavier vermittelte, stellt sich in der schwebenden Streitfrage auf Seite der letzteren.

Es ist hier aber alles noch so im Werden und Gähren, daß ein spruchreifes Endurtheil wohl noch nicht abgegeben werden kann; keinenfalls glauben wir an ein für ganz Europa allgemein gültiges System, an ein gleichzeitiges Auf-

treten des Zwei- oder Dreiperiodensystems über den ganzen Continent. Wenn Worsaae geographische Gliederung verlangt, so hat er Recht, und die Cultur der Urzeit in Europa ist sicher eben so verschieden gewesen als die heutige, wo wir den europäischen Orient mit dem Westen unseres Erdtheils auch nicht in Parallele stellen dürfen.

Um eine annähernde Fixirung der Zeit zu geben, in welcher die drei Perioden der vorgeschichtlichen skandinavischen Cultur liegen, sieht sich Worsaae veranlaßt, Jahreszahlen aufzustellen. Man hat dadurch einen ungefähren Anhalt, und mehr sollen diese Zahlen auch nicht sein, bei welchen in der ältern Zeit Irrthümer von 500 und mehr Jahren nicht ausgeschlossen sind. Die annähernde Zusammenstellung der vorhistorischen Niederlassungen und Culturverhältnisse ist nun folgende.

Circa 3000 v. Chr. Aeltere Steinzeit, eigentlich nur in Jütland und auf den dänischen Inseln, an den Küsten, Flüssen und Binnenseen; an der äußersten Küste Schonens, am Kattegat und der Südspitze Norwegens sich verlierend. Der übrige Norden unbewohnt; zur selben Zeit neolithische Cultur im südlichen und westlichen Europa.

Circa 2000 bis 1000 v. Chr. Jüngere Steinzeit. Von dem dänischen Flachlande, auch aus dem innern Lande, allmälig sich gegen Norden verbreitend nach den südlichen Provinzen der skandinavischen Halbinsel, etwa bis 59° N. Weiter nördlich gar nicht oder sehr schwach bevölkert. In den Mittelmeerländern bereits voll entwickelte Bronzezeit.

Circa 1000 bis 500 v. Chr. Aeltere Bronzezeit. Vom Süden allmälig nordwärts vorrückend bis an die vorbenannten Grenzen; vielleicht noch weiter an die äußerste Westküste Norwegens, im Uebrigen jetzt erst allgemein Steinzeitcultur in Norwegen und Schweden. In dem hohen Norden bei den Lappen und Finnen eine von Nordosten eingeführte „arktische“ Steinaltercultur. In Südeuropa fortschreitende Eisenzeit und classische Cultur.

Circa 500 vor bis 100 nach Christus. Jüngere Bronzezeit, stark vertreten bis 59° N., weiter nördlich langsam vorrückend, in Schweden bis 62°, in Norwegen bis 66°, und die Cultur der Steinzeit verdrängend. In Mittel- und Westeuropa entwickelte Eisenaltercultur.

Circa 100 bis 450 n. Chr. Aeltere Eisenzeit, eigentlich nur in den altdänischen Ländern vertreten. Von dort bis an die Grenze der arktischen Steinaltercultur fast überall jüngste Bronzezeit.

Circa 450 bis 700 n. Chr. Mittlere Eisenzeit oder erster Zeitraum der jüngern Eisenzeit, nahezu über den ganzen Norden verbreitet und zwar auffallend weit nach Norden, hauptsächlich an den Küsten, Strömen und Binnenseen, in Schweden bis 63° N., in Norwegen bis 69°. Für Schweden und Norwegen eigentliche erste Eisenzeit; fremder Einfluß vorherrschend.

Circa 700 bis 1000. Die Wikingerzeit oder zweiter Zeitraum der jüngern Eisenzeit. Gemeinschaftliche eigenartige Cultur nahezu über den ganzen Norden, an den Küsten und im Innern des Landes; in Dänemark am wenigsten ausgeprägt heidnisch. In den nördlichsten Finnmarken und Lappland die Steinzeit noch nicht völlig verdrängt.

Bei einem Forscher wie Worsaae, der in so eminenter Weise den Stoff beherrscht, construirt sich leicht das Culturbild einer der Perioden, und vor seinem geistigen Auge baut sich die betreffende Zeit mit vielen Einzelheiten auf. Treten dann Lücken in den zur Construction nöthigen Thatsachen ein, so ergänzt der angeregte Geist und die Hypothese kommt zu ihrem Rechte. Da scheint uns denn der vorsichtige Gelehrte zu oft mit „vielleicht“ und „dürfte“ und „möglicherweise“ zu operiren, wenn auch vorsichtiger als mancher andere auf dem in Rede stehenden Gebiete. Am meisten tritt das hervor in dem Capitel über die Entstehung und Verbreitung der Bronzecultur, in dem uns Worsaae nach dem Orient und dem östlichen Asien führt. Auf den Südsee-Inseln ist niemals Bronze gefunden worden, die östliche Begrenzung der Bronzecultur liegt auf den Sunda-Inseln. „Selbst in Amerika,“ fährt Worsaae fort, „hat man nur an einigen Orten und zwar nur bei den hoch entwickelten Azteken in Mexico und bei den Inkas in Peru gegossene Metallgeräthe angetroffen, die obendrein aus verhältnißmäßig junger Zeit herrühren und durch fremden Einfluß entstanden sein mögen“ (S. 49).

Bei der Abgeschlossenheit der vorcolumbischen amerikanischen Cultur kommt Amerika hier überhaupt nicht in Betracht; nicht bloß Azteken und Inkas hatten Metallgeräthe, sondern auch die nordamerikanischen Indianer. Was aber der mögliche fremde Einfluß hier bedeuten soll, ist uns ganz unverständlich. Wir wollen nicht glauben, daß hier an die phönizischen Phantasien gedacht ist, und es müssen solche hingeworfene, unerwiesene und unklare Vermuthungen besser unterbleiben.

Die Vorbedeutungen am eigenen Körper.

Beitrag zum deutschen Aberglauben. Von **Carl Haberland.**

Unwissend über alles, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt, ungewiß selbst über das, was der nächste Augenblick ihm bringen wird, hat schon früh der Mensch versucht, diesen Schleier zu lüften, und sich überall umgesehen nach Zeichen, welche ihm verrathen sollten, was das Schicksal über ihn bestimmt hätte, aus denen er erschließen konnte, ob, was er sann, sich verwirklichen, was er unternahm, mit Erfolg gekrönt sein würde. Von den Bewegungen der Himmelskörper, von den Vorgängen in der Atmosphäre, von den gewaltigsten Naturereignissen herab bis zu den an und für sich gleichgültigsten Vorkommnissen und Zufälligkeiten des alltäglichen Lebens hat er Erkundigungen über seine Zukunft eingezogen und in seiner bangenden Ungewißheit ihnen Einfluß auf das Kommende zugeschrieben oder sie wenigstens in geheimnißvoller Verbindung mit demselben stehend und daher fähig geglaubt, ihm vorbedeutende Aufklärung darüber geben zu können. Wie vielfach Naturereignisse ihre natürlichen Vorboten voranschicken, denen sie mit Nothwendigkeit folgen, so hat er, verführt durch zufälliges Zusammentreffen oder falsche Analogien, einen gleichen Zusammenhang zwischen dem ihm unerwartet Aufstoßenden, welches seine Phantasie erregt, und dem, was die Zukunft ihm bringt, in seinem Geiste sich gebildet, und wie der Freund den Freund, der Erfahrene den Unerfahrenen warnt und leitet, so hat er geglaubt, daß auch

das sein Dasein bestimmende Wesen ihn durch Zeichen über sein Schicksal belehrt, ihn vor erfolglosen oder unglückbringenden Handlungen warnt, ihn zu anderen, welche ihm gelingen werden, oder welche zu seinem Vortheile sind, ermuntert.

Am nächsten lag nun wohl dem Menschen, als auf sich bezügliche Zeichen jene Bewegungen und sonstigen Vorkommnisse an seinem eigenen Körper zu deuten, welche außerhalb der Gewalt seines Willens plötzlich ohne jeden erkennbaren Grund und schnell vorübergehend eintraten, denn sie mußten, da er sie nicht wie die übrigen Bewegungen durch seinen Willen oder, wie das Athmen und den Pulsschlag, als regelmäßige Lebensäußerungen sich erklären konnte, von einer außer ihm liegenden Ursache, und weil er keine sichtbare fand, von einem über ihn machthabenden unsichtbaren Wesen kommen, welches doch nicht ohne Zweck dergleichen mit ihm vornehmen konnte. Ein näher liegender Zweck, als dadurch ihm eine Vorbedeutung geben zu wollen, konnte sich ihm, da sie weiter keinen Einfluß auf sein Wohl oder Wehe hatten, kaum bieten, namentlich wenn wir bedenken, daß die meisten dieser Vorgänge, das Niesen, das Ohrensausen, der Schlucken, das Zucken einzelner Glieder, der Hautschauder, sei es durch ihren plötzlichen Eintritt, sei es dadurch, daß sie wie das Ohrensausen oder die Spannung vor dem Niesen einen dunkeln Einfluß auf das Gemüth üben, dieses momentan ahnungsvoll stimmen. Und da diese Vorbedeutungen noch außerdem das Gute hatten, daß sie sich doch wohl nothgedrungen auf den dieselben Erfahrenden beziehen mußten, und in dieser Beziehung keine Zweifel wie bei so vielen anderen Zeichen herrschen konnten, so bildete sich frühzeitig dieser Theil des vorbedeutenden Aberglaubens zu einem echt volksmäßigen Systeme aus, welches weniger wie andere Theile desselben der Beihülfe einer Priester- oder Zeichendeuterzunft nöthig hatte. Wir wollen diese Abtheilung der vorbedeutenden Zeichen im deutschen Aberglauben unter Einfügung einiger Parallelen, welche sich uns anderwärts bieten, betrachten, und beginnen mit dem Niesen als demjenigen dieser Zeichen, welchem bei den meisten Völkern die größte Wichtigkeit unter ihnen beigelegt wird.

Die Ansicht, daß das Niesen, sei es das eigene oder das eines Beistehenden, wenn es in eine Rede ertönt, diese selbst als wahr hinstellt, ist allgemeiner deutscher Glaube; bei den Griechen wurde es seitens eines Andern, wenn die Worte einen Wunsch oder eine Absicht enthielten, wie noch bei uns, als den glücklichen Erfolg vorbedeutend erachtet, was uns die Worte der Penelopeia [1]):

„Siehst du nicht, wie der Sohn die Worte mir alle beniest hat!"

oder die dem Liebenden gewährte Ermunterung beim Theokrit [2]): „Dir hat Wunsches Gewährung ein Guter geniest!" und der fernere Vers bei ihm [3]): „Eros hat wohl geniest dem Simichides" uns anschaulich zeigen. Niesten bei ihnen zwei Personen zusammen, während sie sich über etwas beriethen, so galt dies als ganz besonders günstig für das Unternehmen [4]). Auch bei den Neuseeländern fand sich diese Bestätigungskraft des Niesens in dem Brauche, daß man bei der Namengebung dem Kinde ein Götterbild ans Ohr hielt, ihm allerlei Namen nannte und dann den wählte, bei welchem es sich ernieste [5]). Die deutsche Deutung des Niesens

[1]) Odyssee, Gesang 17, Vers 545.
[2]) Idylle 18, Vers 16 und 17.
[3]) Idylle 7, Vers 96.
[4]) Notter in den Anmerkungen zur Uebersetzung des Theokrit von Mörike und ihm. Stuttgart 1855. S. 213.
[5]) Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Fortgesetzt von G. Gerland. Leipzig 1859/72. Bd. VI, S. 131.

ist fast stets eine glückverheißende; nur ganz vereinzelt bedeutet nüchternes Niesen in einem Theile des oldenburgischen Landes ein Unglück [1]), dagegen ist es bei unseren Antipoden, den Polynesiern, ein unheilvolles Zeichen von derartiger Kraft, daß Unternehmungen, wenn es sich dabei ereignete, deshalb aufgeschoben werden [2]), wie gleicherweise auch die Thugs in Ostindien begonnene Feldzüge aus demselben Grunde unterlassen [3]). Die spanischen Zigeuner erfüllt es mit solchem Schrecken, daß sie eilends davon fliehen [4]), und in Frankreich galt es auch, wenigstens wenn man sich auf der Freierei befand, als ein ungünstiges Anzeichen [5]). Im alten Mexico entnahm man daraus, daß jemand Uebeles vom Niesenden hinter seinem Rücken erzählt habe [6]).

Die glückbedeutende Eigenschaft hat das Niesen nun entweder überhaupt oder nur, wenn es unter besonderen Bedingungen geschieht, ferner wird es selber als Glück im Allgemeinen anzeigend oder etwas Specielles, dem Niesenden Angenehmes bringend angesehen. Namentlich bedeutsam ist es Morgens nüchtern oder dreimal hinter einander, am bedeutsamsten aber, wenn sich dies beides vereint; gewöhnlich verheißt es in diesen Fällen, wenn es nicht nur überhaupt Glück verkündet, daß man an dem Tage noch ein Geschenk erhält — dies fast in allen Gegenden Deutschlands —, oder daß gutes Wetter wird [7]), oder daß man etwas Neues hört [8]); nur dem armen Ehemann sagt es beim Aufstehen voraus, daß sein Weib die ganze Woche Herr über ihn sein wird, wenn er nicht, um das böse Omen abzuwenden, sich schleunigst wieder hinlegt und noch drei Stunden schläft [9]), und auch beim Schuhanziehen ist es zu fürchten [10]). Ferner ist der Tag und die Tageszeit beim Niesen von Einfluß auf die Deutung. Niesen in der Nacht befreit nach Tyroler Glauben eine arme Seele [11]), nach dem Aargauer kommt, wenn das Jüngste sich Samstagnacht noch im Bette erniest, eine glückliche Woche ins Haus [12]); dagegen ist das Niesen in der Christnacht von schlechter Vorbedeutung, da dann das Vieh im nächsten Jahre stirbt [13]), oder mit anderer uns aus dem vierzehnten Jahrhundert erhaltenen Wendung [14]), wenn man in der Christnacht nicht niest, stirbt das Vieh nicht. Den Griechen galt die Zeit von Mittag bis Mitternacht als günstig in Betreff der Deutung, die von Mitternacht bis Mittag als böse [15]), den Ostjaken in Beziehung auf bevorstehende Jagden der Abend als günstig, der Morgen als so unglücklich, daß die Jagd oft deswegen unterlassen wurde [16]); bei den Westpreußen ist gar die Deutung nach den einzelnen Wochentagen verschieden [17]).

[1]) L. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. Oldenburg 1867. Bd. I, S. 31.
[2]) Waitz-Gerland a. a. O. Bd. VI, S. 393.
[3]) E. B. Tylor, Anfänge der Cultur. Deutsche Uebersetzung. Leipzig 1873. Bd. I, S. 101.
[4]) „Ausland" 1853, S. 136.
[5]) J.B. Thiers, Traité des Superstitions. Paris 1697. In numerirtem Auszuge bei Liebrecht, Gervasius von Tilbury. Hannover 1856. S. 218 ff. Nro. 478.
[6]) Waitz-Gerland a. a. O. Bd. IV, S. 165.
[7]) G. Lammert, Volksmedicin und medicinischer Aberglaube in Bayern. Würzburg 1869. S. 232.
[8]) Strackerjan a. a. O. Bd. I, S. 31.
[9]) J. Grimm, Deutsche Mythologie. Göttingen 1835 (Erste Auflage). Anhang: Deutscher Aberglaube Nro. 437.
[10]) Daselbst Nro. 186.
[11]) A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860. §. 399.
[12]) E. L. Rochholz, Alemannisches Kinderlied, S. 332.
[13]) Grimm a. a. O. Nro. 647.
[14]) Grimm a. a. O. Anhang S. L.
[15]) Notter a. a. O.
[16]) P. S. Pallas, Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reiches. Frankfurt 1776/78. Bd. III, S. 43.
[17]) Wuttke a. a. O. §. 58.

Nieste der Grieche bei der Mahlzeit oder beim Aufstehen davon, so war ihm dies ein unglückliches Zeichen [1]), dem Römer nur dann, wenn ihm danach das Essen oder der Tisch fortgenommen wurde, er also nicht weiter aß, oder auch wenn er die Speise noch nicht berührt hatte [2]); dem Neuseeländer kündet das Niesen beim Essen Besuch oder Neuigkeit [3]). In Krankheiten sieht man es in Bayern bei Krisen als ein günstiges Symptom gern [4]), als welches es auch den Zulus in Südafrika gilt [5]) — vielleicht liegt beiden Fällen die ursprüngliche Ansicht zu Grunde, daß der krankmachende Dämon sich damit aus dem Körper entfernt, — im Lechrain giebt es die Versicherung, daß man in den nächsten 24 Stunden nicht vom Schlage getroffen wird [6]); dagegen bedeutete es in Rom kurz nach dem Beischlafe eine unzeitige Geburt [7]). Das Zusammenniesen zweier Schwangeren weist bei den Ehsten auf Töchter bei der Geburt, auf Söhne aber, wenn die Männer zweier Schwangeren zusammenniesen [8]).

Eine Unterscheidung zwischen den Seiten, nach welchen man niest, wie sich dies mit der guten Bedeutung für die rechte bei den Griechen fand [9]), scheint bei unserm Volke nicht vorhanden zu sein. Der Anzahl des Ausniesens wurde von den ersteren insofern Bedeutung beigelegt, als sie ein- und dreimaliges in schlechter, zwei- und viermaliges in guter auffaßten [10]); nach Dr. Hartlieb's im Jahre 1455 geschriebenem „Buch aller verbotenen Kunst, Unglaubens und der Zauberei" [11]) bedeutet in der Nacht ein zweimaliges Niesen nichts Gutes, so daß man lieber wieder aufstehen und sich anders schlafen legen soll, ein dreimaliges, daß Diebe sich um das Haus schleichen, ein dreizehnmaliges aber großes Glück und daß alles, was in der Nacht erscheint, dem Betreffenden günstig ist. Das Niesen der Hausthiere wird vereinzelt gleichfalls als vorbedeutend angesehen; so kündet Niesen des Rindviehes im Oldenburgischen Schnee [12]), ein dreimaliges der Katze in Böhmen, daß der Lataretz im Hause herumgeht [13]).

Die ältere deutsche Arzneiwissenschaft betrachtete das Niesen als eine dem Schlage ähnliche Krankheitserscheinung, welche sie den „kleinen Schlag" oder die „minder Applexia" nannte und dadurch von dem wirklichen Schlage unterschied, daß er durch Gottes Gnade nicht so lange dauere. Verursacht wird es durch die groben Winde, welche sich im Gehirn ansammeln und durch das Niesen entweichen [14]), so daß es gewissermaßen als ein Sicherheitsventil für den Kopf erscheint, da sonst diese angesammelten Winde einen wirklichen Schlagfluß verursachen würden. Dies ist wahrscheinlich auch die Erklärung für den aus dem Lechrain angeführten Glauben, daß einen Niesenden in den nächsten 24 Stunden kein Schlag trifft. Aehnlich erklärt auch die orientalische Wissenschaft das Zucken einzelner Glieder durch sich aus den Speisen entwickelnde, aufsteigende Dämpfe und betrachtet sie bei öfterer Wiederkehr als Vorboten einer Krankheit des betreffenden Gliedes [1]).

Ein weitverbreiteter, nicht nur in Europa üblicher Brauch ist die Begleitung des Niesens mit einem Segenswunsche von den Beistehenden. Unser „Prosit!" „Gesundheit!" „Wohl bekomm's!" das ältere deutsche „Helf' Gott!" „Nun helf' Euch Gott!" das altenglische „waes hael (möge es Dir wohlergehen)!" das französische „Dieu vous bénisse!" das italienische „felicità!" das römische „salve!" die indische Formel „Lebe," die jüdische „Gutes Leben", die mohammedanische „Gelobt sei Allah", deren Gebrauch sogar zu den 70 Bedingungen des vollkommenen Glaubens gehört [2]), sie alle drücken denselben Gedanken aus, welchen wir auch auf den Inseln der Südsee wiederfinden, wo auf Viti und bei den Anwohnern der Torresstraße „Gott helf" [3]), auf Samoa „Mögest Du leben" [4]), auf Tahiti „Gott segne Dich" [5]) gerade so wie unsere Niesformeln angewendet werden, und dieser scheint darauf hinzuweisen, daß man allgemein dem Niesen in ursprünglicher Auffassung eine böse Bedeutung zuschrieb, wahrscheinlich es als Manifestation eines dem Menschen übelwollenden Geistes, vielleicht auch als Zeichen der Besitznehmung durch einen solchen auffaßte und durch Formeln wie die angeführten derartige übele Einwirkungen abzuwenden suchte. Tyler in seinen gehaltvollen „Anfängen der Cultur" hat die Zulus, bei denen das Niesen als das Zeichen der Einfahrt eines der Geister der Vorfahren betrachtet wird, und dieser Glaube in ihren übrigen Niesgebräuchen sich gleichfalls findet, als Beispiel für derartige Auffassungen der Besitznahme durch Geister angeführt [6]), und ferner noch den keltischen Volksglauben, daß, wenn man die Gefahr nicht durch ein „Gott hilf" abwendet, der Niesende der Gewalt der Feen anheimfällt, zur Erklärung herangezogen [7]). Als ein weiterer Beweis mag der ganz diese Auffassung gebende amboinische Brauch dienen, daß man beim Niesen eines Kindes den Geist, welcher es sterben lassen will und dieses dadurch anzeigt, durch eine Art Beschwörung zu vertreiben suchte [8]), ganz wie auf Neuseeland die Mutter in diesem Falle dem Kinde einen langen Zauberspruch zuruft [9]). Die Formeln, welche man in Deutschland den niesenden Kindern zuruft, „Helf' Gott, daß Du groß wirst," „Behüt Dich Gott, daß Du wirst groß und fett" u. s. w. scheinen gleichfalls darauf hinzuweisen, daß man damit einen schädlichen das Gedeihen des Kindes hindernden Einfluß beseitigen will, wie eine ähnliche Auffassung bei den Negern Alt-Calabars herrschte, welche beim Niesen eines Kindes mit wegwerfender Handbewegung „Weit von Dir!" zu rufen pflegten [10]); die Zulus haben auch die Formel „Wachse" beim Kinderniesen, welches sie nach ihrer Angabe allerdings als ein Zeichen von Gesundheit betrachten [11]). Schließlich mag noch bei dieser Gelegenheit der Gewohnheit, ein Kreuz vor den Mund in Böhmen beim Niesen [12]), in Tyrol beim Gähnen [13]) zu machen, sowie der Gähnformel der Moslimen, „Ich suche Zuflucht bei Allah vor Satan, dem Verfluchten!"

---

[1]) Notter a. a. O.
[2]) Plinius, Naturgeschichte. Buch 28, Cap. 5.
[3]) Waitz-Gerland a. a. O. Bd. VI, S. 393.
[4]) Lammert a. a. O. S. 232.
[5]) Tyler a. a. O. Bd. I, S. 98 (nach Callaway).
[6]) K. v. Leoprechting, Aus dem Lechrain. München 1855. S. 90.
[7]) Plinius a. a. O. Buch 7, Cap. 5.
[8]) Grimm a. a. O. Anhang. Aberglaube der Ehsten. Nro. 23.
[9]) Notter a. a. O.
[10]) Notter a. a. O.
[11]) Bei Grimm a. a. O. Anhang. S. LXII.
[12]) Strackerjan a. a. O. Bd. I, S. 23.
[13]) Wolff-Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie. Bd. III, S. 175.
[14]) Hartlieb a. a. O.

---

[1]) (J. v. Hammer) Encyclopädische Uebersicht der Wissenschaften des Orients. Leipzig 1804. S. 471.
[2]) Hammer a. a. O. S. 695.
[3]) Waitz-Gerland a. a. O. Bd. VI, S. 676.
[4]) Ebendaselbst Bd. VI, S. 393.
[5]) Ebendaselbst Bd. VI, S. 393.
[6]) Tyler a. a. O. Bd. I, S. 98.
[7]) Ebendaselbst Bd. I, S. 103.
[8]) Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. Leipzig 1749 ff., Bd. XVIII, S. 102.
[9]) Waitz-Gerland a. a. O. Bd. VI, S. 393.
[10]) Tyler a. a. O. Bd. I, S. 99 (nach Burton).
[11]) Ebendaselbst S. 98 (nach Callaway).
[12]) J. V. Grohmann, Aberglauben und Gebräuche aus Böhmen und Mähren. Prag 1864. Nro. 1549.
[13]) Wuttke a. a. O. §. 219

wobei der Rücken der linken Hand vor den Mund gelegt wird, und ihres Glaubens, daß der Teufel leicht dabei hereinschlüpft [1]), und ferner noch des Brauches der Hindus, beim Gähnen ein Schnippchen mit den Fingern unter Nennung des Namens eines Gottes zu schlagen [2]), gedacht werden, indem wir berücksichtigen, daß die Auffassung des Niesens und Gähnens, wie Tyler [3]) beweist, in dieser Beziehung beim Volke eine nahverwandte ist.

Diese Anschauung von der Gefährlichkeit des Niesens, welche wir im Vorstehenden entwickelt haben, hat im christlichen und jüdischen Volksglauben eine feste Gestalt insofern gefunden, als sie auf eine bestimmte Zeit, in welcher dann der Gruß beim Niesen festgesetzt wurde, bezogen wird. Nach der rabbinischen Tradition war jedes Niesen vor der Zeit Jakob's von sofortigem Tode gefolgt und er der Erste, welcher nicht dadurch, sondern durch eine natürliche Krankheit starb; zum Andenken daran wurde allen Völkern von ihren Fürsten befohlen, einen Gruß nach dem Niesen zu gebrauchen [4]). Nach der christlichen Ansicht aber war es der heilige Gregor, der Papst, welcher während einer Pestilenz, wo die fast stets tödtliche Krisis von einem Niesen begleitet wurde, den Gruß beim Niesen einführte [5]). In der Tyroler Sage ist das Andenken an ein großes „Sterb“, worin, wer nieste, starb, auch noch lebendig, und nach ihr war das „Gott helf'“ das einzige Mittel, den Kranken sofort genesen zu machen; daher hat sich denn das „Gott helf!“ als officieller Gruß des Gebirgsvolkes erhalten, und mit Aerger nur hören sie das „zur Gesundheit“, welches sie als zu vornehm und affectirt betrachten [6]). Dieses „Gott helf'“ rettete dort auch einmal eine leichtsinnige Dirne, welche der Teufel holen wollte; dieser hatte nämlich vorher einem Burschen anvertraut, daß sie bei seiner Annäherung niesen werde, und wenn dann jemand „Gott helf'“ sagen würde, seine Macht über sie gebrochen, während, wenn dabei „zur Gesundheit“ gesagt würde, die Dirne ihm verfallen sei, wonach nun natürlich der Bursche handelt [7]). Aehnlich befreit in einem englischen Volksmärchen der Gruß „Gott segne Dich“ beim Niesen einen Spielmann von seinem gespenstischen Geigenkasten [8]). In den Negerländern — auch im alten Florida geschah etwas Aehnliches [9]) — wird das Niesen des Königs oder Häuptlings von seiner Umgebung mit einem allgemeinen Händeklatschen, Schnippchenschlagen, Geschrei, Pfeifen auf den Fingern und Segenswünschen begleitet [10]), und vielleicht liegt auch hier in dem Lärm und den lauten Beifallsbezeigungen ein ursprüngliches Verscheuchen des Dämons, welcher sich im Niesen offenbarte, verborgen. Als verunreinigend betrachtet die indische Sittenlehre das Niesen; dem Gebote des Manu zufolge muß man nach demselben sich den Mund ausspülen [11]), und Gegenstände, auf welche man geniest hat, durch Besprengen mit Erde symbolisch wieder reinigen [12]).

1) Tyler a. a. O. Bd. I, S. 102.
2) Ebendaselbst S. 102/103.
3) Ebendaselbst S. 102 (nach Ward).
4) J. d'Israeli, Curiosities of Literature. London 1849. p. 45.
5) Ebendaselbst.
6) J. N. von Alpenburg, Mythen und Sagen Tyrols. Zürich 1857. S. 371.
7) Ebendaselbst S. 276.
8) Tyler a. a. O. Bd. I, S. 101.
9) Ebendaselbst S. 99.
10) Ebendaselbst. Ferner Clapperton, Zweite Reise in das Innere von Afrika. Deutsche Uebersetzung. Jena 1829. S. 242 (für Yoruba und Dahomey). „Globus“ Bd. XXXII, S. 31 (für Lunda).
11) Buch 5, Vers 145.
12) Ebendaselbst, Vers 125.

Nächst dem Niesen tritt das Jucken einzelner Glieder als vorbedeutsam im Volksglauben auf, mundartlich bei einigen Körpertheilen „Beißen“, „Krümmen“, „Grimmen“ genannt. Im Oldenburgischen bedeutet Augenbeißen überhaupt künftiges Weinen [1]), in Bayern nur das des rechten Auges, während das des linken auf Freude deutet [2]), der Böhme bezieht dementsprechend rechts und links darauf, daß man etwas ungern oder gern sehen wird, und das Beißen in beiden auf Weinen [3]), oder auch rechts und links auf Weinen und Lachen [4]). Die Tyroler [5]) und Serben Oesterreichs [6]) haben gleichfalls diese Unterscheidung von rechts und links, während in Schlesien ein Unterschied zwischen Vor- und Nachmittag gemacht wird, und die erwähnte Deutung nur für die letztere Zeit gilt, für erstere sich aber umkehrt [7]). Unterschieden von diesem Jucken ist das Hüpfen oder Zittern des Auges, welches der griechische und indische Volksglaube zu Vorbedeutungen verwendete; dem erstern galt das Zucken des rechten Auges als glückbringend, weshalb auch der schon verzweifelnde Liebende beim Theokrit [8]), als er es an sich verspürt, freudig in die Worte ausbricht: „Halt, da hüpfet mein Auge, das rechte, mir! Soll ich sie doch noch seh'n?“ des linken als Gegentheil, dem Inder gleichfalls, wenn es einem Manne widerfuhr; zuckte aber das rechte Auge einem weiblichen Wesen, so war es ein unheilkündendes Zeichen, wie uns eine Stelle der Sakuntala zeigt [9]). In Peru findet sich das Zucken der Augenlider als ein Zeichen des Zornes der Götter aufgefaßt [10]).

Nasenjucken weist in ganz Deutschland auf Neuigkeiten, welche man hören wird, gewöhnlich nur im Allgemeinen, in Tyrol aber mit Beziehung des rechten oder linken Flügels auf gute oder schlechte Nachricht [11]). Der Schwabe deutet dieses Jucken, wohl nach nicht mißzuverstehender Analogie, auf ein Wohlfeilerwerden des Schmalzes [12]), der österreichische Serbe auf Aerger [13]), ein aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts berichteter Aberglaube auf Trinken von Wein oder unangenehmen Geruch [14]), der böhmische gleichfalls darauf, daß man ein Glas Wein trinkt, oder daß man einen Fehler macht oder jemand zum Zorne reizt, oder aber, daß man mit einem hübschen Manne oder Weibe zusammenkommen wird [15]).

Juckt einem Weibe der Hals oder die Kehle, dann geht sie bald auf eine Kindtaufe oder Hochzeit, juckt ihr aber der Kopf, so bekommt sie bald Schläge [16]); dem Böhmen aber deutet letzteres auf Regen, das Jucken der Stirn auf Besuch [17]). Das Jucken der Hand wird allgemein in Deutschland auf das Geldeinnehmen oder Geldausgeben bezogen, theils daß der rechten das Einnehmen, der linken das Aus-

1) Strackerjan a. a. O. Bd. I, S. 31.
2) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. II, S. 103.
3) Grohmann a. a. O. Nro. 1545.
4) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.
5) Wuttke a. a. O. §. 57.
6) „Globus“, Bd. XXXI, S. 111.
7) Wuttke a. a. O. §. 57.
8) Idylle 3, Vers 37.
9) A. Loiseleur-Deslongchamps in Les livres sacrés de l'Orient. Paris 1840, p. 389 note.
10) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1867. S. 397.
11) Alpenburg a. a. O. S. 371.
12) A. Birlinger, Aus Schwaben. Wiesbaden 1874. Bd. I, S. 414.
13) „Globus“, Bd. XXXI, S. 111.
14) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 311.
15) Ebendaselbst Bd. III, S. 175.
16) Grimm, Aberglauben, Nro. 141.
17) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.

geben zufällt [1]), theils, wie in Oldenburg [2]), in Böhmen [3]), bei den österreichischen Serben [4]), mit umgekehrter Anwendung. Ist die Hand bei der Trauung oder beim Abschied in die Fremde kalt, so stirbt der Betreffende bald [5]), dem Böhmen aber ist sie das Anzeichen eines aufrichtigen Herzens [6]). Der böhmische Aberglaube, welcher nach dieser Richtung hin am ausgebildetsten erscheint, deutet ferner noch das Jucken des Ellbogens auf einen neuen Bettcameraden, das der Seite darauf, daß uns jemand sucht, das des Fußes oder der Sohle, ebenso wie der österreichische Serbe [7]), auf eine Reise [8]); in anderen böhmischen Gegenden muß es aber der rechte sein, ist es der linke, dann bleibt man gerade zu Hause [9]). In Indien ist für einen Mann das Zucken des linken Armes von schlechter, des rechten von guter Vorbedeutung [10]). Beliebte Befragung des Schicksals in Bezug auf Liebesangelegenheiten ist vielfach in Deutschland das Ausziehen der Finger. Knacken sie dabei, so deutet dies in Oldenburg darauf, daß man verliebt ist [11]), gewöhnlich aber darauf, daß man einen Schatz bekommt; die Zahl des Knackens zeigt dabei vielfach dem Mädchen die Zahl der Freier an. Das Knacken der Gelenke, jedoch nicht beim Ausziehen der Finger, sondern jenes, welches öfters beim Ausstrecken des Armes entsteht, hat merkwürdigerweise eine ähnliche Deutung bei den Australiern erfahren; es bedeutet ihnen, daß jemand ihnen Gutes wünscht und zwar in der Richtung des ausgestreckten Armes [12]), wie gleicherweise auch den Anwohnern der Torresstraße das Gelenkknacken anzeigt, daß jemand sie lieb hat und Gutes von ihnen spricht [13]).

Das Nasenbluten verkündet Unglück oder Mißlingen eines Unternehmens, wenn es das linke Nasenloch ist, welches blutet; so in Deutschland [14]) wie in Frankreich [15]), wo auch das Bluten des rechten als ein gutes Anzeichen beim Freiengehen gilt [16]). Fallen am Rhein einem Liebenden drei Blutstropfen aus der Nase, so weiß er, daß die Liebe gebrochen werden wird [17]), wobei wir wegen der Dreizahl daran erinnern wollen, daß der deutsche Volksglaube mehrfach das Leben von drei im Gehirn hängenden Blutstropfen abhängig macht und deren theilweises oder gänzliches Herabfallen Schlagfluß und Tod verursachen läßt.

Wer Blasen auf der Zunge bekommt, wird sogleich belogen werden, wenn er nicht sofort dreimal ausspuckt und dem Lügner alles Böses wünscht [18]); allgemeiner ist aber der Glaube, daß dann ein Abwesender Schlechtes von dem Betreffenden spricht und ihn verleumdet. In Königsberg macht man sogleich einen Knoten ins Taschentuch und sticht so lange mit einer Nadel in denselben, bis er aufgeht, dann verliert man die Blasen und der Verleumder erhält sie [19]); in Masuren bewirkt man dies dadurch, daß man dreimal ins Taschentuch spuckt, einen Knoten aus demselben macht und darauf schlägt [1]). In Böhmen bedeutet umgekehrt das Bläschen auf der Zunge nicht, daß der Betreffende verleumdet wird, sondern daß er selbst jemandem Uebeles nachgeredet hat [2]). Der Schlesier schließt aus dem Erglühen der Wange auf eine Verleumdung gegen den Erröthenden [3]).

Der Schlucken, diese unangenehme Störung beim Einathmen, welcher vom deutschen Volksglauben wohl vom Essen gestohlenen Brotes oder Käses [4]), oder bei Kindern davon abgeleitet wird, daß ihnen das Herz wächst [5]), bedeutet gleichfalls, daß ein Abwesender Böses von der davon befallenen Person redet, in Niederösterreich, wo man es „vom Schnagerl [6]) gestoßen werden" nennt, überhaupt nur, daß ein Abwesender von ihr redet [7]), in Böhmen, daß er ihrer gedenkt [8]). Erräth man in Schlesien dabei den Verleumder, hört der Schlucken sofort auf [9]); ein anderes gutes Mittel ist, ein bloßes Messer in eine Kanne Bier stecken und einen guten Schluck in einem Athem davon trinken [10]), das Messer ist hierbei wie auch sonst vielfach bösen Einfluß von Hexen oder Geistern abwehrend, der starke Schluck in einem Athem ein bekanntes gutes Hausmittel. In Böhmen hat man gegen den Schlucken folgenden Spruch:

Schlucke, Schlucke senke dich,
Gütiger Gott, gedenk an mich:
Gedenke nicht an mein Sünd' und Laster
Sondern an meine arme Seele [11]).

worin also gleichfalls dem Schlucken eine Beziehung auf das Gedenken an den Betreffenden, hier seitens Gottes, sowie auf von ihm Unrechtgethanenes beigelegt wird.

Dem Klingen oder Summen im Ohre wird in Deutschland allgemein die Bedeutung zugelegt, daß es anzeigt, ein Abwesender spricht von dem Betreffenden, und fast ebenso allgemein ist die Bestimmung, daß das rechte Ohr meldet, das Gesprochene sei etwas Gutes, das linke, es sei etwas Schlechtes [12]), oder etwas Wahres und Unwahres [13]), im letztern Falle auch wohl eine Verleumdung [14]). Ueberhaupt auf Uebelrede deutet es eine Sammlung abergläubischer Bräuche des vierzehnten Jahrhunderts [15]), auf Lüge auch anderweiter deutscher Glaube [16]); der Schlesier macht indessen die übele Nachrede davon abhängig, daß der Nachbar nicht das richtige Ohr erräth [17]). Der französische Aberglaube legt im Gegensatz zum deutschen dem Klingen des linken Ohres theilweise die gute Bedeutung, daß Freunde unserer gedenken, und dem des rechten die entgegengesetzte bei [18]), wie wir im Olden-

---

1) Grimm, Aberglaube, Nro. 1036.
2) Strackerjan Bd. I, S. 31.
3) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175. Grohmann a. a. O. Nro. 1537.
4) „Globus", Bd. XXXI, S. 111.
5) Wuttke a. a. O. §. 57 (ersteres in Ostfriesland, letzteres in Thüringen).
6) Grohmann a. a. O. Nro. 1538.
7) „Globus", Bd. XXXI, S. 111.
8) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.
9) Grohmann a. a. O. Nro. 1558.
10) Loiseleur Deslongchamps a. a. O.
11) Strackerjan a. a. O. Bd. I, S. 91; Bd. II, S. 118.
12) Waitz-Gerland, Bd. VI, S. 802.
13) Ebendaselbst S. 676.
14) Grimm, Aberglaube, Nro. 825.
15) Thiers a. a. O. Nro. 43.
16) Ebendaselbst Nro. 478.
17) Wuttke a. a. O. §. 59.
18) Grimm, Aberglauben, Nro. 311.
19) H. Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann. Berlin 1870, S. 38.

1) Ebendaselbst.
2) Grohmann a. a. O. Nro. 1548.
3) Wuttke a. a. O. § 58.
4) Grimm, Aberglaube, Nro. 188.
5) Ebendaselbst Nro. 985.
6) Der Böhme kennt den Schrackagerl als einen gütigen Hausgeist, der aber das Fluchen hart bestraft (Grohmann a. a. O. Nro. 75). Er ist wohl jedenfalls mit diesem niederösterreichischen Schnagerl identisch und weist der Ausdruck dann darauf hin, daß der Schlucken als von einem geistigen Wesen verursacht gedacht wird, wozu sich ungezwungen der Gebrauch des Messers als Mittel sowie der bömische Spruch stellen.
7) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. IV, S. 29.
8) Grohmann a. a. O. Nro. 1531.
9) Wuttke a. a. O. § 58.
10) Grimm, Aberglaube, Nro. 280.
11) J. Grohmann a. a. O. Nro. 1238.
12) Grimm, Aberglaube, Nro. 537. Wuttke a. a. O. § 57. Alpenburg a. a. O. S. 371.
13) Grimm, Aberglaube, Nro. 802.
14) Grohmann a. a. O. Nro. 1547.
15) Bei Grimm Anhang S. 48.
16) Grimm, Aberglaube, Nro. 82.
17) Wuttke a. a. O. § 57.
18) Thiers a. a. O. Nro. 57.

burgischen neben der gewöhnlichen Auffassung auch das Klingen des linken Ohres auf gute Nachrede bezogen finden [1]); als Vorzeichen beim Freiengehen hat aber das rechte Ohr in Frankreich wieder die gute Vorbedeutung, das linke die schlechte [2]). Den österreichischen Serben bedeutet das Klingen, daß ihnen Nachricht von der Seite des tönenden Ohres her kommen wird, welche wahr ist, wenn der Nachbar das richtige Ohr erräth [3]); körperhafter noch ist der böhmische Glaube, daß eine ins Ohr summende Fliege eine Neuigkeit bringt [4]). Um die übele Nachrede zu vernichten oder auch den Uebelredenden zu strafen, beißt man im Oldenburgischen schnell auf den linken Rock- oder Schürzenzipfel, dann beißt sich der Verleumder auf die Zunge [5]); oder man spuckt schnell auf den Finger und hält ihn hinter das Ohr, so muß er sich benässen [6]); anderwärts beißt man auf den obern Haft des Hemdes, damit ihm eine Blase auf der Zunge entstehe [7]). Denkt man beim Summen an den richtigen Sprecher, so hört es sofort auf [8]), in Böhmen wird daher empfohlen, an alle Bekannte zu denken, bis man auf den richtigen stößt [9]). Auch die alten Römer wußten bereits, daß man durch Ohrenklingen Empfindung von den Gesprächen über sich habe [10]), und gleicherweise begegnen wir im alten Peru dem Glauben, daß das Klingen des rechten Ohres gute, des linken böse Nachrede bedeute [11]), neben der andern Ansicht, daß es als ein Zeichen vom Zorn der Götter zu betrachten sei [12]).

Der nervöse Schauer, welcher urplötzlich über den Körper geht, und welchen man in Deutschland mit dem Namen der Gänsehaut bezeichnet (in Süddeutschland sagt man „die Gänsehaut läuft mir auf“ [13]), wird allgemein mit Tod und Grab in Verbindung gebracht. Entweder läuft jemand über das Grab des Betreffenden [14]), als dieser Jemand wird aber gewöhnlich der Tod selbst genannt [15]), oder man sagt, der Tod hat nach ihm gegriffen [16]), ist ihm den Rücken herabgelaufen. Der Franzose glaubt, wenn ein Schauder durch die Haare geht, einen bösen Geist in der Nähe [17]). Fährt man im Schlafe jäh in die Höhe, so hat nach australischem Glauben der Geist Weiangari, welcher oben am Sternenhimmel sitzt und die Menschen mit seinem dreizackigen Fischspeere heraufzuziehen sucht, den Schläfer mit diesem Speere berührt [18]), wie ähnlich nach orientalischer Ansicht der von Gott gesandte Pestengel diejenigen, welche nicht sterben, sondern wieder genesen sollen, mit seiner Lanze, anstatt sie zu tödten, gleichfalls nur berührt. Es wird also hier überall ein Gefühl des vorübergehenden Todes, der sich bemerkbar, jedoch

[1]) Strackerjan Bd. I, S. 31.
[2]) Thiers, a. a. O. Nro. 478.
[3]) „Globus“ Bd. XXXI, S. 111.
[4]) Grohmann a. a. O. Nro. 1544.
[5]) Strackerjan Bd. I, S. 31.
[6]) Ebendaselbst.
[7]) Grimm, Aberglaube, Nro. 802.
[8]) Alpenburg a. a. O. S. 371. Wuttke a. a. O. § 57.
[9]) Grohmann a. a. O. Nro. 1546.
[10]) Plinius, Naturgeschichte Buch 28, Cap. 5.
[11]) „Globus“ Bd. XXVIII, S. 302.
[12]) Müller a. a. O. S. 397.
[13]) Lammert a. a. O. S. 179.
[14]) Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. III, S. 175.
[15]) Lammert a. a. O. S. 179. Zeitschrift für deutsche Mythologie, Bd. IV, S. 413. Strackerjan a. a. O. Bd. I, S. 32. Grimm, Aberglaube, Nro. 1037.
[16]) Lammert a. a. O. S. 179.
[17]) Die „Natur“ Bd. XXV, S. 548.
[18]) Die „Natur“ Bd. XXVI, S. 525.

ohne zu tödten, machen will, den betreffenden Erscheinungen zu Grunde gelegt.

Auch bleibende Eigenthümlichkeiten des Körpers werden benutzt, um daraus Schlüsse auf das Schicksal des Menschen zu machen. Namentlich sind es die Linien in der Handfläche, woraus dieses auf das Genaueste abzulesen ist; dieses Lesen ist aber eine Kunst, welche nur den darin Eingeweihten bekannt und vielfach willkürlich, von der Phantasie des Einzelnen abhängig ist — so volksmäßig daher auch das Deutenlassen aus den Linien der Hand und der Glaube, daß der Wissende aus ihnen das Schicksal lesen kann, so wenig volksmäßig ist die Deutung selbst und das Princip derselben, weshalb wir diese Art der Wahrsagung hier übergehen können. Dagegen wollen wir aus dem böhmischen Aberglauben einige von den Zeichen am Körper anführen, welche als schicksalsdeutend betrachtet werden. Auf baldigen Tod deuten zu weit vom Kopf abstehende Ohren, wenig Zähne, lange Finger, auf den Tod der andern Ehehälfte Warzen im Gesicht, auf weite Reisen weit auseinanderstehende Zähne [1]), welcher Glaube auch im übrigen Deutschland verbreitet ist [2]), auf eine reiche Heirath eine starke Behaarung der Hände [3]), anderwärts in Deutschland der Arme. Auch auf Java werden lange einzelne Haare auf Warzen und Malen, welche Haare man überhaupt dort als eine Zierde des Körpers betrachtet, auf kommendes Glück bezogen [4]). In Bayern schließt man aus dem Zuerstkommen der unteren Zähne, daß das Kind am Leben bleiben wird [5]), wozu sich eine Parallele bei mehreren Völkerschaften Ostafrikas findet, denen das Zuersthervorbrechen der oberen Zähne als ein Unheil für die Familie kündendes Zeichen gilt, weshalb zur Abwehr Kinder mit diesem Merkmal oft getödtet werden.

Die Art und Weise der Deutung der verschiedenen Vorkommnisse am Körper liegt in den mitgetheilten Fällen klar zu Tage, es ist meist die einfache Beziehung des betreffenden Gliedes auf eine ihm zukommende Thätigkeit oder auf ein Erlebniß, bei welchem es als hauptsächlich betheiligt erscheint. So deuten die Erscheinungen am Auge auf Weinen und als dessen Gegensatz auf Lachen und Freude, oder darauf, daß man etwas sehen wird, an der Nase auf Riechen, an der Hand auf Nehmen und Geben, am Fuß auf Reisen, am Kopf auf Schlägebekommen, die kalte Hand auf Tod, die Blasen auf der Zunge auf Verleumdung mit Rücksicht auf den Thäter, rothe Backen wegen Scham oder Zorn mit Rücksicht auf den Erdulder. Ferner z. B. die Nase, weil sie beim Ausdruck des Zornes stark betheiligt erscheint, auf ein zum Zorn Gereiztwerden, der Ellbogen, weil man mit ihm in dem betreffenden Falle berührt, auf einen neuen Bettcameraden u. s. w. Wir sehen hierin also deutlich, wie einfach und ungezwungen die Deutung derartiger als vorbedeutend gefaßter Vorgänge sich ursprünglich im Geiste des Naturmenschen gemacht hat, wie das vorbedeutende Ereigniß selbst unvermittelt auf das kommende hinwies; Sache der Priester und Zeichendeuter war es, ihren Zwecken gemäß diese leichte Deutung zu verwischen, Systeme zu bilden und die ihnen allein vorbehaltene Deutung dem Uneingeweihten unmöglich zu machen.

[1]) Grohmann a. a. O. Nro. 1508, 1509, 1541, 1542.
[2]) Wuttke a. a. O. §. 59.
[3]) Grohmann a. a. O. Nro. 1536.
[4]) „Ausland“ Jahrgang 1860, S. 1098.
[5]) Wuttke a. a. O. §. 59.

Aus allen Erdtheilen.

Südamerika.

— Der französische Marinearzt Jules Crevaux, über dessen Reise auf dem Maroni und Jary durch Französisch- und Brasilianisch-Guayana 1877 wir in Bd. XXXI, S. 64 und 208, und Bd. XXXIII, S. 159 und 272 berichteten (eine Karte der Reise enthält Cora's Kosmos 1878, Heft 1), setzte auch im Jahre 1878 seine Reisen in jenem ziemlich unbekannten Gebiete Südamerikas fort. Am 29. Juli landete er in Cayenne, um diesesmal den südöstlich davon mündenden Oyapock-Fluß zu erforschen. „Da ich mich in Holländisch- und Englisch-Guayana aufgehalten habe — schreibt er —, so konnte ich eine Anzahl ethnographischer Gegenstände der Eingeborenen sammeln. Bemerkenswerth ist es, daß die alten Bewohner jener Länder, ebenso wie die heutigen Rucayenni (an den Quellen des Maroni) in ihren Schnitzereien und groben Malereien mit Vorliebe den Frosch darstellen, der allerdings in culinarischer Hinsicht bei diesen Wilden die erste Rolle spielt." Am 24. August schreibt er: „Der Oyapock ist ein schöner Fluß, aber anscheinend weniger wichtig, als der Maroni und der Jary, die ich bei meiner frühern Expedition befahren habe. Das rechte, sehr niedrige Ufer endet mit alluvialem Boden, der das Cap d'Orange bildet, während am Ende des linken ein hübscher bewaldeter Hügel sich erhebt, die Montagne d'Argent, berühmt in den Annalen der Deportation und eine Landmarke für die von Europa kommenden und nach Cayenne bestimmten Schiffe. Als wir bei ihm vorbeifuhren, grüßten uns Scharen von Reihern und Flamingos, und weiterhin fanden wir Tausende von Papageien auf den Bäumen am Ufer des Flusses. Das Alluvium reicht nur 10 Lieues weit in das Innere; die Vegetation dieser Strecke hat mit derjenigen am Amazonenstrome viel Analogie. Besonders sieht man kleine Bambus mit feinen Blättern, und diese Vegetation ist so dicht, daß es absolut unmöglich ist, ans Land zu gehen." Ein Brief Crevaux's vom 3. September besagt, daß er noch eine Tagereise von der Mündung des Camopi in den Oyapock (etwa unter 3° nördl. Br.) entfernt sei und die Quellen des letztern bestimmt zu erreichen, ja nochmals das Gebirge Tumuc-Humac zu überschreiten und bis zum Amazonenstrome vorzudringen hoffe, um dann auf einem andern Wege nach Französisch-Guayana zurückzukehren.

Arktisches Gebiet.

— Das schwedische Ministerium des Auswärtigen hat am 28. December 1878 von dem schwedisch-norwegischen Consul in Newyork ein vom 11. December datirtes Schreiben erhalten, in welchem es heißt, daß „die kürzlich vom arktischen Ocean nach San Francisco zurückgekehrten Walfischfänger berichten, ein vom Eise eingeschlossenes Schiff beim Ostcap gesehen zu haben, welches, wie sie sämmtlich annahmen, ein größeres zur schwedischen Polarexpedition gehörendes Fahrzeug war." Die Richtigkeit dieser Annahme vorausgesetzt, so hat Nordenskiöld die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gelöst, und gleichzeitig wird man erwarten können, daß es ihm 1879 ohne größere Schwierigkeiten gelingen wird, sich frei zu machen.

— Zu obiger Nachricht bemerkt Dr. M. Lindeman in einer Mittheilung der geographischen Gesellschaft in Bremen vom 5. Januar 1879 Folgendes: In der Regel fahren die amerikanischen Waler von der Beringsstraße direct nach San Francisco, indem sie diese Strecke gewöhnlich in 15 bis 20 Tagen zurücklegen; sie verlassen aber die Beringsstraße in der Regel um Mitte, spätestens Ende October. Um diese Zeit wäre also das schwedische Schiff gesehen worden. Die bedeutend längere Reise der Schiffe, welche die Nachricht brachten, erklärt sich vielleicht daraus, daß sie sich noch bei den Kadiakgründen der Fischerei wegen aufhielten. An sich erschien die Nachricht nicht unglaubwürdig, da die Führer der an Zahl jetzt sehr kleinen arktischen Fischerflotte ihre Fahrzeuge gegenseitig schon aus ziemlicher Entfernung genau zu erkennen vermögen, eine Verwechselung mit einem Walerschiffe, das ja überhaupt für jeden Seemann durch seine Takelung u. s. w. leicht unterscheidbar ist, schwerlich stattgefunden haben konnte. Handelsschiffe, sogenannte Trader, verkehren jenseits der Beringsstraße nicht. Daß Nordenskiöld, so nahe seinem großen Ziele, im Eise besetzt und zur Ueberwinterung gezwungen worden, erklärt sich daraus, daß, wie berichtet, in diesem Sommer die Eisverhältnisse im arktischen Ocean ganz besonders ungünstig waren. Mit Recht hat die schwedische Regierung sich nicht bei der immerhin unsichern Nachricht beruhigt, sondern eine telegraphische Anfrage in Newyork gehalten, worauf von daher unterm 30. December folgende Antwort einlief: „Campbell, master American whaler Norman, left Saint Lawrence each (soll jedenfalls heißen: beach) October twentieth. Natives from East Cape told having seen man of war forty miles north on north side East Cape; natives reported reliable, many whaler have wintered with them. Börs." (Zu Deutsch: Campbell, Befehlshaber des amerikanischen Walers „Norman" verließ die St. Lawrence-Bucht am 20. October. Eingeborene vom Ostcap berichten, ein Kriegsschiff 40 Meilen von der Nordseite des Ostcaps gesehen zu haben; diese Eingeborenen sollen glaubwürdig sein, viele Waler haben bei ihnen überwintert.) Die St. Lawrence-Bucht liegt an der Südseite der Halbinsel, deren äußerste Spitze das Ostcap ist. Es ergiebt sich also, daß die Waler das schwedische Schiff nicht selbst gesehen haben. Vermuthlich hielten sie sich noch zum Tausch in der Lawrence-Bay auf und haben dann jene Gegend wohl erst im November verlassen. Die „Gothenburger Handels- und Seefahrtszeitung" hält es übrigens nicht für unmöglich, daß im Laufe des Winters noch directe Nachrichten von Nordenskjöld einlaufen. Sie erinnert daran, daß die nächste russische Telegraphenstation, Albazine, auf dem 53. Breiten- und 144. Längengrade liegt und rechnet eine Entfernung dieser Station von 250 bis 300 Meilen vom Ostcap aus. Die am weitesten nach Osten vorgeschobene russische Militärstation ist Anadyrsk, 40 bis 50 Meilen vom Ostcap. Von hier aus, wenn es Nordenskjöld gelänge, durch eine vom Schiffe aus zu organisirende Schlittenexpedition bis nach Anadyrsk zu kommen, könnte mittels Hundeschlitten der eingeborenen Tschuktschen in 40 bis 50 Tagen eine Botschaft nach Albazine befördert werden, da diese mit elf Hunden bespannten Schlitten bis zu 15 Meilen in 24 Stunden zurücklegen können. Uebrigens kann man annehmen, daß das Expeditionsschiff bereits in der ersten Hälfte des Juli aus seiner Eisgefangenschaft befreit werden wird, da es nicht hoch im Norden liegt. Freilich könnte es dann, wenn die Winde das Eis gegen die Küste treiben, im Eise zerdrückt werden, wie dies so manchem Walfischfangfahrzeuge in jenen Gegenden geschehen ist. Die ganze civilisirte Welt blickt mit dem höchsten Interesse auf das Unternehmen des kühnen schwedischen Professors und seiner Gefährten und hofft, daß es vollends glorreich durchgeführt werden und die „Vega" nach Vollendung der „Nordostdurchfahrt" an den Küsten von Japan im nächsten Sommer landen werde.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Eine Reise in Griechenland.

(Nach dem Französischen des Herrn Henri Belle. Die Abbildungen nach Skizzen desselben.)

V.

Kalamata. Seine Geschichte. Seine Citadelle. Seidenspinnereien. Koroni. Modoni. Navarino.

Kalamata, $1\frac{1}{2}$ Kilometer vom Meere entfernt gelegen, zählt nahe an 7000 Einwohner und ist nach Patras die wichtigste Stadt Moreas. Seit einigen Jahren sucht sie dem Gestade näher zu kommen, indem längs der nach der „Skala" führenden Straße Häuser errichtet wurden, welche allmälig zu einer langen Vorstadt zusammenwachsen werden. Umgekehrt aber weicht das Meer vor der Stadt zurück, welche der Küste früher viel näher lag als heute; das bewirken die Anspülungen der kleinen Flüsse, welche sich zahlreich in den nordöstlichen Theil des Meerbusens von Koroni ergießen. Neben der Schiffsländе und den dafür charakteristischen Magazinen und Hütten liegt eine kleine Niederlassung, wo die wohlhabenderen Familien sich der Seebäder und der frischern Luft erfreuen; denn zur Sommerszeit ist es in Kalamata unerträglich heiß, und schon im Mai steigt das Thermometer im Schatten bis auf 38 Grad.

Kalamata stellt sich dem Beschauer sehr verschieden dar je nach dem Stadttheile, in welchem er sich befindet. Wo der Ort nach Süden hin wächst, da erheben sich Häuser, welche mit ihren großen Vorhallen, hohen, luftigen Zimmern und ihren oft von antik stilisirten Säulen getragenen Balkonen an Festigkeit und Feinheit denen in der Residenz Athen nichts nachgeben. Ganz anders in dem alten Quartiere am Fuße des Burgfelsens, wo die schlecht gehaltenen, winkligen und schmutzigen Gassen die Sorglosigkeit der Bewohner wie die Nachlässigkeit des Gemeindevorstandes in gleicher Weise verrathen. Unterhalb dieses Stadttheiles „fließt" der Nedon, dessen Bett drei Viertheile des Jahres trocken liegt und alsdann als öffentlicher Spaziergang benutzt wird. Dort wurde im Jahre 1821 ein feierliches Tedeum gesungen, um die Einnahme der Stadt durch die Griechen zu feiern. 24 Priester und 5000 Bewaffnete waren bei dem Ereignisse zugegen, das einen neuen Abschnitt in dem Freiheitskampfe bezeichnete. Die Pallikaren hatten freilich alle Gefangenen, welche sich auf Ehrenwort ergeben hatten, niedergemacht; aber dabei ist zu bedenken, daß der drinnen commandirende Pascha wenige Monate zuvor sechs angesehene Griechen, die als Parlementäre gekommen waren, unter dem Hohne und Spotte seiner Soldaten hatte pfählen und ihre Leichname auf den Wällen der Stadt ausstellen lassen.

Zwischen dem alten und dem neuen Stadttheile zieht sich eine breite Straße hin, welche während der französischen Besetzung Moreas erbaut wurde und Wohnungen reicher Kaufleute sowie lebhafte Kaffeehäuser enthält, vor denen zuweilen Harfe oder Geige eines kleinen herumziehenden Italieners ertönt. An dem einen Ende der Hauptstraße führt eine hölzerne Brücke über den hier ziemlich breiten Fluß nach einer Vorstadt, wo sich das Schlachthaus befindet; jenseit derselben liegen Gärten mit großen schattenspendenden Pinien. Am entgegengesetzten Ende ist der Bazar, ein Haufen kleiner Holzbuden von malerischem orientalischem Aussehen, aber mehr einem Jahrmarkte ähnlich, als eine eines civilisirten Landes würdige Einrichtung. Einige Kaufleute haben indessen schon Schaufenster angebracht und die hölzernen

Kalamata mit seinem fränkischen Schlosse.

Schirmdächer durch Veranden aus gewalztem Bleche ersetzt, eine Neuerung, welche aber auch nicht den Beifall des Reisenden findet, der seine Freude an den bunten originellen Bildern orientalischen Marktlebens hat. Im Uebrigen ist der Bazar ziemlich gut versehen und enthält bedruckte Baumwollenwaaren aus Manchester, deutsche Seidenzeuge, Triestiner Kurzwaaren, englisches Geschirr und belgisches Glas. Frankreich ist, wie gewöhnlich, wenig vertreten: seine vollendeten und theueren Producte sind für feinere und fortgeschrittenere Civilisation berechnet.

Mehrere Kirchen des Ortes haben sich vollkommen ihren mittelalterlichen Charakter gewahrt; eine kleine schlecht ausgebesserte Capelle datirt aus dem 13. Jahrhundert. Ueber ihrer Thür, dem einzigen Theil, der sich noch von dem ursprünglichen Gebäude erhalten hat, prangt das Wappen der Templer, ein mit Lilien geziertes Kreuz. In der Kathedrale, in der Apostelkirche zeigt man einige alte Gemälde und Sculpturen aus den verschiedenen Herrschaftsepochen, z. B. den von zwei Löwen getragenen venetianischen Adler, die französische Lilie und genuesische Familienwappen. Der hohe, spitzdachige Glockenthurm von H. Athanasios erinnert an die venetianischen Campaniles auf Zante; die Türken haben ihn in ihrer Apathie, welche man oft, aber fälschlich als Duldsamkeit aufgefaßt hat, stehen lassen.

Auch unter den Häusern haben mehrere trotz der Ausbesserungen Spuren ihres Ursprungs, wie Wappenschilder in der Mauer, schmale Fenster, deren Sturz auf romanischen Kragsteinen ruht, oder rundbogige von Säulen getragene Thüren, sich bewahrt. Die Capitäle dieser Säulen zeigen fast stets vier große Blätter, wie von einer Wasserpflanze, welche sich an den Ecken zu einer kleinen Schnecke umbiegen. Ueber einer andern viereckigen Thür, deren Abbildung wir geben, sind zwei Bruchstücke eines antiken Gesimses in schrägem Winkel eingemauert und umschließen eine große erhaben gearbeitete Lilie. Diese Häuser, denen in alten französischen Städten gleichend, sind auch französisches Eigenthum gewesen: denn Wilhelm von Villehardouin, der in Kalamata geboren wurde, hatte für den Ort große Vorliebe und residirte dort. Belle will in manchen ganz griechisch klingenden Familiennamen Kalamatas alte Klänge aus der Champagne und Berry heraushören und erkennt z. B. in den Morandis Nachkommen des Ritters Castel-Morant, den Louis von Bourbon 1390 nach Morea schickte. Gleiches soll in Montenegro, auf den Inseln des Archipels, in Armenien und selbst im Kaukasus der Fall sein.

Hausthür in Kalamata.

Als die Kreuzfahrer im Jahre 1204 nach der Eroberung Konstantinopels sich in das byzantinische Reich theilten, fiel Morea an zwei Ritter aus der Champagne, Wilhelm von Champlitte und Gottfried von Villehardouin. Nach des erstern Tode ließ sich Gottfried zum Fürsten von Morea und Achaia ausrufen, behielt sich die Gebiete Kalamata und Arkadien vor und theilte den Rest des Landes unter zwölf große Barone, drei Ritter- und sieben Mönchsorden, neben welchen noch mehrere einfache Ritter- und andere Lehen bestanden. Außerdem gab es solche, die Griechen übertragen waren, und zwölf freie Städte, welche sich bei ihrer Unterwerfung die Aufrechterhaltung ihrer Rechte und municipalen Freiheiten ausbedungen hatten. Die Bergbewohner mußten Tribut zahlen und Kriegsdienste leisten, die Leute in der Ebene waren Leibeigene, und über ihnen stand eine durchaus nach mittelalterlichen feudalen Regeln gegliederte Gesellschaft, in welcher es an Soldaten, an allerlei Bürgern und an Kaufleuten nicht fehlte, welche hier im Osten Sitten und Sprache ihrer französischen Heimath wiederfanden und ihre Familien nachkommen ließen. Fürst und Barone bauten um die Wette feste Burgen, um sich den Besitz des Landes zu sichern; Verwaltung und Rechtspflege wurden nach den damals in Frankreich geltenden feudalen Normen gehandhabt, die Assisen von Jerusalem als Codex des Fürstenthums angenommen, und dieses selbst genoß so viel Sicherheit und Freiheit, wie lange Zeit nicht zuvor. Aber ihm fehlte leider die Unterstützung des Mutterlandes, das nach der Niederlage von Azincourt die Arme aller seiner Kinder brauchte; allein gelassen unterlag die Frankenherrschaft in Morea bald ihren Feinden ringsum, während sie doch, hätte sie Nachschub an Leuten und Gelder aus Frankreich empfangen, zum Bollwerke der Christenheit gegen Osten hätte werden können. Nach dem Tode des letzten weiblichen Nachkommen der Villehardouin kam zu der von außen drohenden Gefahr noch Anarchie im Innern, bis sich Genuesen der Macht und des Titels eines Fürsten von Achaia bemächtigten. Später kam Morea in venetianischen Besitz und in der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in türkischen.

An jene glänzenden Zeiten französischer Herrschaft mußte Belle zurückdenken, als er durch Pflanzungen von Orangen- und Citronenbäumen zur Citadelle hinaufstieg; in zwanzig Minuten hatte er die Gipfelfläche des Fluß und Stadt beherrschenden Felsens, der die ansehnlichen Ruinen trägt, erreicht. Ueber dem Thore hat sich zwar ein steinernes Bild des Marcus-Löwen erhalten, aber der merkwürdigste und

best erhaltene Theil der Ruinen im Westen gehört zu dem Bau Villehardouin's. Die Mauern sind sehr breit, hoch und fest gebaut, und unverletzt stehen noch die Ausfallthore, die Rundgänge, die schmalen Zugänge zu den Thürmen und die Wendeltreppen. 1685 ließ der Baron Degenfeld, ein deutscher General in venetianischen Diensten, die Citadelle schleifen; aber die Türken stellten sie wieder her.

Von der Spitze des größten Thurmes, den man nicht

Koroni.

ohne Gefahr erklettern kann, genießt man eine herrliche Aussicht über die messenische Ebene, den Meerbusen und die ordnungslos herumgestreuten, von fränkischen Thürmen überragten und ringsum von üppigem Grün umgebenen Häuser von Kalamata. Diese reiche Alluvialebene gleicht einem einzigen großen Garten voll Oel-, Citronen-, Orangen-,

Modoni.

Granaten- und sonstigen Bäumen. Weiter abwärts theilt sich das breite Flußbett in zwei Arme, welche getrennt das weithin glänzende Meer erreichen.

Die hauptsächlichste Industrie Messeniens bildet neben dem Olivenbau die Zucht der Seidenwürmer, für welche, was Europa anlangt, Griechenland der Ausgangspunkt war. Nur von dort kamen einst seidene Gewebe nach dem Orient wie Occident. Aber die türkische Eroberung hemmte jeden Aufschwung, und selbst die Ausfuhr des Rohstoffes wurde eingestellt. Erst 1837 wurden wieder einige Spinnereien eingerichtet, aber sie machten nur schwer Fortschritte, wegen der starken Concurrenz der griechischen Arbeiter, welche, wenn

Einfahrt in die Rhede von Navarino.

sie das Abhaspeln der Cocons erlernt hatten, mit einem Kochtopfe und einer Haspel im Lande herumzogen und den Bauern ihre kleinen Vorräthe an Ort und Stelle abhaspelten. Jetzt freilich wird diesen unternehmenden herumziehenden Handwerkern das Leben durch Unterhändler sauer gemacht, welche in den Dörfern die vorhandenen Cocons für die Besitzer der Spinnereien aufkaufen. Von letzteren giebt es heute in Griechenland zwölf, darunter acht mit Dampfbetrieb, und zwar je eine in Athen und im Piräus und je fünf in Sparta und Kalamata. Sind dieselben alle im Gange, was freilich nicht jedes Jahr sich ereignet, so beschäftigen sie an 523 Abdampfbecken 50 männliche und 820 weibliche Arbeiter und erzeugen 16 000 Kilo Seide, die in Lyon als erste Qualität verkauft werden.

In Kalamata besuchte Belle eine einem Franzosen, frühern Philhellenen, gehörige Spinnerei, deren Einrichtung überaus einfach war. In dem einzigen Raume, welchen dieselbe enthielt, saßen etwa fünfzig junge Mädchen in einer langen Reihe, vor sich je ein Becken mit kochendem Wasser, und waren mit dem Abhaspeln der Cocons beschäftigt. Die Haspeln wurden von einem Wasserrade, das hier zu Lande leichter als eine Dampfmaschine auszubessern ist, getrieben; die Seide ist im Ganzen von guter Beschaffenheit, weich, fein und fest. Die Arbeiterinnen schienen intelligent und geschickt; nach Aussage des Fabrikbesitzers lernen sie ihre Obliegenheiten auch schnell, müssen aber gut überwacht werden und plaudern bei der Arbeit viel. Sie arbeiten von Morgens 6 Uhr bis Abends 6 Uhr mit einstündiger Pause zum Mittagessen, das meist, wie alle Mahlzeiten der unteren Volksclassen in Griechenland, aus ein paar Gurken, Weintrauben und Brot besteht.

Die große Klippe für jede Industrie in Griechenland ist die Kostbarkeit der Handarbeit, welche im Verein mit den Preisschwankungen, denen die Cocons auf den europäischen

Die Festung von Navarino.

Märkten unterworfen sind, schon mehrmals jenen Franzosen zur Einstellung der Arbeit veranlaßten, so groß auch der Vortheil ist, daß seine Fabrik sich am Productionsorte selbst befindet und er mit den Züchtern unter den leichtesten und billigsten Bedingungen verhandeln kann.

Die Fabrikation von Seidenstoffen ist in Griechenland ohne Bedeutung. In Kalamata werden leichte Zeuge mit durchsichtigen und matten Streifen, Tücher und Schärpen verfertigt, welche im Lande selbst Absatz finden, aber theuerer zu stehen kommen, als die gleichen aus Westeuropa eingeführten Waaren.

Das Dampfboot der hellenischen Gesellschaft, welches alle vierzehn Tage die einzelnen Küstenplätze berührt, und mit welchem Belle nach Navarino fahren wollte, verließ Kalamata um drei Uhr Morgens, so daß er sich schon am Abend zuvor einschiffte. Bei Tagesanbruch näherte es sich Koroni; zur Rechten lag ihm der felsige Vorsprung von Petalidi, welcher einst das antike Korone trug, und wo 1828 die Franzosen unter Marschall Maison landeten. Leicht unterscheidet man die Einzelheiten an der Küste, die öde, verlassen und viel weniger großartig ist, als die gegenüberliegende maniotische und kakovuniotische. Sie besteht aus einer Aufeinanderfolge haufenförmiger Berge und großer tiefgefurchter Sandhügel von dunkelbrauner Farbe; selten nur zeigt sich Terrassenbau und einige Dörfer, deren Farbe genau diejenige des sie umgebenden Bodens ist. Ihr charakteristisches Zeichen ist der „Pyrgos" (Thurm), wie er aber auch isolirt dicht am Strande oder auf einem steilen Vorgebirge vorkommt und einst als Beobachtungsposten diente. Steht er allein, so ist er gewöhnlich von einer sehr hohen Mauer umgeben, deren Thür unten am Boden und nicht, wie in Mani, zwanzig Fuß über demselben sich befindet. Jetzt fallen sie alle in Trümmer.

Die Küste besitzt weder Häfen noch Buchten; nur bei der kleinen malerischen Stadt Koroni bildet eine ins Meer vorspringende Felsecke eine etwas geschützte offene Rhede. Auf der Spitze bauen sich die alten Häuser eines über dem andern auf; ganz oben steht ein venetianisches Schloß, und das Ganze umgiebt eine Zinnenmauer mit Thürmen. Wegen ihrer Lage am Meere hatte die Stadt viel auszuhalten: Wilhelm von Villehardouin trat sie für geleistete Hülfe an die Venetianer ab; 1622 fiel sie den Spaniern in die Hände, war dann bald venetianisch, bald türkisch, wurde 1770 von den Russen belagert und 1828 von den Franzosen besetzt.

Von Koroni setzte der Dampfer seine Fahrt südwärts fort bis zu den schwarzen Felsen des Cap Gallo, dem südwestlichsten Vorgebirge Moreas, wendete dann scharf nach Nordwesten zwischen dem Festlande einerseits und den Inseln Venetiko, Schiza und Sapienza hindurch. Die Küste ist fortdauernd öde und wird nur von Fischern bewohnt, die hauptsächlich zur Nachtzeit beim Scheine von Harzfackeln den Fischfang betreiben. Halb nackt stehen sie dann hoch aufgerichtet auf einem vom Meere umbrandeten Felsen, den Dreizack in der Faust, so daß sie bei der phantastischen Beleuchtung für Statuen eines Neptun gelten könnten.

Modoni, ein Städtchen von noch nicht 1000 Einwohnern, liegt am Eingange einer tiefen Bucht auf einem felsigen, gegen die Insel Sapienza hin vorgestreckten Felsvorsprung. Mitten im Hafen erhebt sich auf einem Felsen ein alter Thurm, der durch eine Brücke mit der Stadt in Verbindung steht. Die alten venetianischen Mauern haben sich wohl erhalten und wurden seiner Zeit von den Franzosen ausgebessert. Auf dem einzigen Platze der Stadt erhebt sich eine Granitsäule mit byzantinischem Capitäl und einer ziemlich verwischten lateinischen Inschrift zu Ehren des Dogen Morosini. In Modoni besteht auch eine Strafanstalt, die als Muster für die übrigen im Lande dienen sollte; aber weder in Athen noch an Ort und Stelle vermochte Belle das Geringste über dieselbe in Erfahrung zu bringen.

Von Modoni an ist die Fahrt genau nach Norden gerichtet und den Nordwinden aus dem Adriatischen Meere ausgesetzt. Sie dauert zwar zum Glück nicht lange, kaum eine Stunde; diese aber genügt bei bösem Wetter vollständig, um alle Schrecken eines Aufenthaltes auf einem griechischen Dampfer kennen zu lernen. Plötzlich öffnet sich die bisher schroff abfallende, gerade Küste, und der Dampfer fährt durch eine enge Mündung in einen wahrhaften, von Bergen umgebenen See, den nach dem Meere zu eine Reihe mächtiger schroffer Felseninseln, darunter die lange, aus dem peloponnesischen Kriege hochberühmte Sphakteria, abschließen. Im Hintergrunde dieser Bucht liegen auf einem Felshügel die weißen Häuser von Navarino und darüber eine große, jetzt als Bagno dienende Festung. Ohne Bedauern verließen unsere Reisenden ihren Dampfer, trafen mit Hülfe des wie immer gefälligen Demarchen die Vorbereitungen für ihre Weiterreise am nächsten Tage und ließen sich in einem Boote nach der Stelle hin rudern, wo 1827 die berühmte Seeschlacht von Navarino stattgefunden hat.

Die plastische Gliederung Europas[1]).

Von Dr. **Otto Krümmel**, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

I.

Alexander von Humboldt hatte im Jahre 1843 als die mittlere Höhe Europas über dem Niveau des Oceans nach Ausgleichung aller senkrechten Unebenheiten den geringen Werth von 205 Meter gefunden[2]). Neuerdings wurde jedoch dieses Ergebniß durch Gustav Leipoldt an der Hand vollständigerer Materialien und einer schärfern Methode auf 296,8 oder rund 300 Meter erhöht[3]). Humboldt glaubte nach seinen vergleichenden Berechnungen annehmen zu dürfen, daß Europa unter allen Continenten der niedrigste sei. Er fand nämlich für:

Asien . . .	351 Meter	Nordamerika . .	228 Meter
Ganz Amerika	285 „	Südamerika . .	345 „

Für Afrika und Australien hatte er keine Werthe ausgemittelt. Doch darf man Afrika vielleicht mit Asien auf dieselbe Stufe stellen, Australien aber gewiß nicht eine höhere Mittelelevation zuerkennen als Europa. Wenn wir nun auch, durch die Berechnungen Leipoldt's ermuntert, Zweifel gegen die Richtigkeit jener Humboldt'schen Ziffern erheben könnten, so werden wir doch immerhin Europa für ein niedriges Festland erklären müssen.

Die Gebirge selbst haben wenig Einfluß auf die mittleren Zahlen, einen weit geringern als wir, durch die augenfälligen Gebirgsschraffen unserer Karten getäuscht, glauben möchten. Der Kartograph liefert von den Gebirgen stets übertriebene, im Grunde genommen karikirte Darstellungen, weil er seine Terrainzeichnung übertreiben muß, damit sie überhaupt Beachtung finde. Diese Täuschung wird jedoch hinfällig, wenn wir, wie Humboldt es zuerst gethan hat, die Gesammtmasse eines Gebirges berechnen und auf die Fläche Europas ausbreiten, um so zu erfahren, um wie viel dadurch die Mittelelevation des Continentes erhöht wird.

Leipoldt, der auch diese Berechnungen wiederholt hat, fand, daß die Pyrenäen so die Basis Europas nur um 8,1 m erhöhen würden. Bei den viel massenhafteren Alpen beträgt dieser Effect immer nur noch 27,2 m[1]). Dagegen würde die Iberische Halbinsel, welche im Mittel rund 700 m sich erhebt, auf den Continent ausgebreitet diesen um 43 m erhöhen, also um das Fünffache der Pyrenäen, fast das Doppelte der Alpen. Endlich aber fällt das russische Europa, weniger ausgezeichnet durch absolute Erhebung als durch colossale Flächenausdehnung derselben, schwerer ins Gewicht, als man mit der Karte vor Augen erwarten sollte. Obwohl es sich nämlich nur zu einer mittlern Elevation von 167 m erhebt, trägt es damit zur allgemeinen Erhöhung des Continentes doch um 90 m bei — also zehnmal mehr als die Pyrenäen, dreimal mehr als die Alpen.

Wir erkennen daraus, daß gerade die Hochebenen von ungleich größerm Effecte auf das allgemeine Resultat sind als die Gebirge, aber auch, daß die Umrisse des Continentes unmöglich abhängig sein können vom Verlaufe so winziger Falten und Runzeln, wie es die Gebirge im Verhältniß zu dem breiten Fundamente sind, auf dem sie sitzen.

Wenn wir uns nunmehr von diesen ideellen Werthen zu einer allgemeinen Darlegung des concreten Charakters des europäischen Reliefs wenden, so wollen wir zunächst die gol-

---

[1]) Ein Abschnitt aus der Einleitung zur „Staatenkunde von Europa", welche der Verfasser auf Grundlage von Oskar Peschel's Vorlesungen bearbeitet und von welcher der erste Band demnächst erscheinen soll.

[2]) A. v. Humboldt, Centralasien. Berlin 1844, Bd. I, S. 128.

[3]) G. Leipoldt, Ueber die mittlere Höhe Europas. Plauen 1875.

[1]) Humboldt hatte für die Pyrenäen kaum eine Toise (1,95 m), für die Alpen 3,5 Toisen (6,8 m) ermittelt. Centralasien I, 122.

denen Worte voranschicken, mit denen Alexander von Humboldt seine orographischen Untersuchungen über Asien eingeleitet hat. „Ungeachtet der Sorgfalt," sagt er[1]), „welche ich der Coordinate der Höhe gewidmet, habe ich stets daran erinnert, daß die absolute Höhe der Kammlinien und ihrer Gipfelpunkte, welche dem Himalaya und Hindu-Kho wie den Andes von Bolivia und Quito eine so große Berühmtheit verschafft haben, in den Augen des Geologen ein meist minder wichtiges Phänomen ist als die Direction und Durchkreuzung der Ketten, das Alter der Felsformation, aus welcher sie bestehen, die mittlere Höhe der Ebenen und insbesondere die relative Lage der Ebenen und der großen Anschwellungen der Erdkruste." Im Geiste dieser Rathschläge wollen wir im Folgenden die plastische Gliederung Europas betrachten.

Ein starker Contrast besteht zwischen dem Relief des südlichen und westlichen peninsularen Europa einerseits und dem skandinavisch-russischen Osten andererseits. Orographische und geognostische Karten zeigen übereinstimmend, daß der Südwesten unendlich viel reicher gegliedert, vielfacher gerunzelt und gebrochen, der Osten dagegen frei von Störungen aller Art ist. Während im Südwesten Poseidon's Dreizack das Festland mannigfach zerspalten und gebogen, Mulden und Sättel an einander gedrängt hat und plutonische Kräfte die Risse wieder zugekittet und ausgefüllt haben, mangeln im europäischen Osten jenseits des basaltischen Annaberges bei Oppeln alle jüngeren Eruptivgesteine, und erst am kaukasischen Isthmus begegnen wir modern vulcanischen Emanationen, zunächst an der Straße von Kertsch, wo 1799 und 1814 Inseln unter Feuerausbrüchen auftauchten, um bald wieder im Meere zu verschwinden[2]). Die erste große im Relief zum Ausdruck gelangende Dislocation aber treffen wir am Ostabfall des Uralgebirges, wo eine Verwerfungsspalte von mehr als 300 Meilen Länge sich über fast 20 Breitengrade erstreckt.

Diese Intactheit der gewaltigen russischen Flächen hat bereits die Verwunderung Murchison's und Leopold v. Buch's erregt, welch letzterer sie einer großen und festen Tafel von irgend einer alten vulcanischen Felsart zuschrieb, die sich in der Tiefe gebildet, die Erdkruste hier frühzeitig verstärkt und spätere Unterbrechungen so ferngehalten habe[3]).

Jedoch zeigt ein erweiterter Blick auf die geologisch durchforschten Räume in anderen Erdtheilen, daß jene großartige, wenig gestörte Flächenentwickelung der Sedimente als die Regel, eine minutiöse Faltung, Zertrümmerung und Wiederverkittung der Erdschichten aber, wie sie in Südwesteuropa vorliegt, als die Ausnahme betrachtet werden muß. Weder in Nordamerika, noch in Indien, welche man bereits recht gut kennt, noch in Sibirien, Australien, Südamerika oder China beobachtet man etwas dem Aehnliches. Wo sich hier Falten und Knickungen finden — überall sind sie in viel großartigeren Proportionen entwickelt.

Als eine gewaltige geognostische Mulde (Synklinale) breiten sich in Rußland die Schichtenreihen aus zwischen der großen skandinavisch-finnischen, aus den ältesten Massen- und Schiefergesteinen bestehenden und über 20 000 Quadratmeilen messenden Scholle im Norden, dem uralischen Bruchrand im Osten, dem Kaukasus im Süden und dem durch tief eingeschnittene Flußläufe bloßgelegten podolischen Granitplateau im Südwesten — so ungestört, daß am Südrande des finnischen Golfes die horizontal gelagerten Thone der cambrischen Formation in solchem Grade weich erhalten sind, daß man sie für diluvial erklären müßte, wenn nicht die Lagerungsverhältnisse ihr überaus hohes Alter verriethen[1]). Denn die Härte der Sedimentgesteine steht immer im richtigen Verhältniß zu der Intensität der Schichtenstörung und des Druckes, den sie erlitten, so daß selbst ein so junges Gestein wie der eocäne Flysch in den Alpen bei gehörigem Druck eine Festigkeit erlangen konnte, welche der von devonischen Dachschiefern gleichkommt (z. B. bei Glarus).

Wirthschaftlich hat ein solcher Typus der Tektonik den Vortheil, daß, wofern einmal die weitgedehnten Schichten nutzbare Mineralien bergen, auch alsbald große Länderräume diese Gunst ausbeuten können. Daher der enorme Eisenreichthum der krystallinischen Schiefer in Schweden und Finnland auf unendliche Zeiträume hin den Bedarf Europas decken könnte, wenn nur Transportmittel und Brennmaterial ausreichten; daher in Rußland die kohlenführenden Schichten des Bergkalkes sich über Hunderte von Quadratmeilen ausdehnen (ohne jedoch übrigens auch überall den Abbau zu lohnen); daher jenseits des Atlantischen Oceans in der flachen über 50 000 Quadratmeilen beherrschenden Synklinale des Mississippibeckens Kohlenflötze der Benutzung sich darbieten, welche kaum in ganzer Ausdehnung in Angriff genommen sein werden, wenn die europäischen Reviere vielleicht schon der Erschöpfung sich nähern. Der Nachtheil dieser Flächenanordnung aber besteht darin, daß all zu großen Länderräumen eine all zu einseitige Entwickelung vorgeschrieben wird, welche erst unter gewissen historischen Vorbedingungen begonnen werden kann. Erst wenn es ein vollständiges Eisenbahn- und Wegenetz haben wird, kann Schweden die Metallschätze seiner Felsschichten heben: jene Verkehrsanlagen vermag es aber nur zu bestreiten durch die geringen und unsicheren Ueberschüsse, welche ein vom eisenhaltigen Boden nicht begünstigter Ackerbau ihm liefert. Wie nachtheilig eine so einseitige Begabung des Bodens sein kann, zeigen die großen Flächen des afrikanischen Sudan, welche, ausgezeichnet durch einen fast absoluten Mangel an Salz, die Bewohner nöthigen, dieses nothwendigste aller Gewürze aus weiter Ferne vom Meere oder aus der Wüste gegen kostbare Landesprodukte einzutauschen.

Eine vielseitigere wirthschaftliche Entwickelung ist in dieser Hinsicht den Völkern des europäischen Südwesten geognostisch vorgeschrieben. Durch die zahlreichen Brüche und Aufsprengungen der Schichtengewölbe ist die Erdschale überall aufgeschlossener, zugänglicher, und gestattet auf kurze Entfernungen hin ihre verschiedenartigste Ausnutzung. Dort, wo am steilen Bruchrande des Uralgebirges mehrere Formationen nahe bei einander an die Oberfläche treten, ist auch sofort der wirthschaftliche Werth des Geländes gesteigert. Es werden am Westabhange die Kohlen, auf der Höhe in den krystallinischen Schiefern und ihrem Detritus das Gold und Platin, in den alteruptiven Graniten, welche die Verwerfungsspalte zugekittet haben, Kupfer und Eisen und alle jene seltenen Edelsteine hervorgeholt, durch welche der Ural vor allen anderen Gebirgen berühmt geworden ist. Ebenso verdankt der Gestörtheit ihrer Schichtenreihen die Iberische Halbinsel die reiche Production von Metallen, und gerade da, wo die Ränder der großen französisch-englischen Synklinale, welche alle Sedimente von der Trias aufwärts bis zum Tertiär so vollständig enthält, sich an die älteren paläozoischen und archäischen Schollen anlehnen, finden wir die enorm wichtigen Kohlen- und Erzreviere des westlichen Europa: in Mittelengland, Cornwallis, im Hennegau, an der Saar, und spär-

[1]) Centralasien I, 13.
[2]) K. E. v. Baer, Bull. Acad. St. Pet. V, 1863, p. 78.
[3]) Ed. Sueß, Die Entstehung der Alpen. Wien 1875. S. 157.

[1]) Murchison, de Verneuil and Keyserling, The Geology of Russia in Europe, Vol. I, London 1845, p. 25 seq. Hier natürlich als unterstes Silur beschrieben.

licher gesäet auf den Hochlanden von Centralfrankreich und der Bretagne — eine Anordnung, welche auf H. v. Dechen's geognostischer Uebersichtskarte von Mitteleuropa so vortrefflich zur Darstellung gelangt. Sobald also Europa von Neuem gefaltet und gebrochen werden sollte, würde es sich dadurch nur verbessern.

Was diese Brüche und Falten im südwestlichen Europa selbst betrifft, so ordnen sie sich nach wenigen gut zu erkennenden Hauptrichtungen. Diese aber haben, was nicht stark genug betont werden kann, mit der Längenachse des Continents nichts gemein. Dies gilt auch für die Alpen, von denen es besonders gern behauptet wird, denn der nordsüdliche Verlauf ihres Westflügels widerstreitet dem durchaus. Der Ural durchschneidet die Längenachse der europäischen Halbinsel rechtwinklig, in spitzem Winkel zweigen sich von ihr die Apenninen, das adriatische Thal und die Karstprismen der westlichen Türkei ab. Was endlich soll der doppelgeschwungene Sförmige Bogen der Karpathen und transsylvanischen „Alpen“ mit dieser Achse gemein haben? Und nur zum Theil könnten sich jene Terrainfalten nach ihr richten, welche Leopold von Buch (1824) für Mitteleuropa zuerst beschrieben hat[1]). Er unterschied außer der alpinen noch folgende drei Streichungsrichtungen oder „geognostische Systeme“.

Zunächst das niederländische System, welches, von Südwest nach Nordost streichend, in einer großen Anzahl von Parallelfalten, die sich staffelförmig neben einander legen, in dem belgisch-rheinischen Schiefergebirge auftritt. Außerdem folgen derselben Achse die beiden Flügel des Fichtel- und das ganze Erzgebirge, parallel hiermit die Silurflächen des mittlern Böhmen, ferner der mecklenburgische, pommersche und preußische Höhenrücken. Auch im Oberharz und im thüringischen Obersaalthal sind die Falten der devonischen Schichten in gleichem Winkel zum Meridian gestellt.

Als zweites System stellte er das „nordöstliche“ auf (so genannt, weil es den Nordosten Deutschlands beherrscht), wofür jetzt ziemlich allgemein und minder zweideutig „hercynisch“ gesagt wird. Hercynisches Streichen, nämlich von Südosten nach Nordwesten, befolgt der Böhmer- und Bayerwald, der westliche Theil des Fichtelgebirges, der Franken- und Thüringerwald und der Harz als Ganzes betrachtet. Ferner parallel mit dieser westlichen Reihe das System der Sudeten und, wie L. v. Buch noch besonders betont, auch die Falten des ostdeutschen Flachlandes, welche sich „in den Flüssen als Hauptniederungen“ verrathen. So hat die Aller und untere Weser, die Havel und untere Elbe und der Oderlauf an mehreren Stellen eine entschieden hercynische Richtung, ebenso aber auch die Kreideflächen des mecklenburgischen Höhenrückens und das Gestade von Neuvorpommern, Rügen und westlich von Danzig.

Als drittes System nennt L. v. Buch das rheinische, welches ebenfalls in mehreren parallelen Falten nahezu nordsüdlich, mit einer geringen Abweichung gegen Osten, streichend hervortritt und dem angehören: der Schwarzwald und sein orographisches und geognostisches Spiegelbild, der Wasgenwald — ein wahrer Antischwarzwald, wenn man diese Nomenclatur des Libanon und Antilibanon hierher übertragen will —, ferner die Haardt und der Odenwald, der Spessart und Vogelsberg, und die zu beiden Seiten der Fulda und mittlern Weser nordsüdlich verlaufenden Bundsandsteinrücken, welche meist von Basaltkegeln gekrönt sind. Parallel zieht mit dieser Reihe auch das obere Leinethal, die Rhön und die Frankenhöhe sich hin. Eine Resultante, nach H. v. Dechen's Auffassung, zwischen dem rheinischen und hercynischen Streichen beobachtet der westliche Steilabfall des fränkischen Jura, während der schwäbische Jura (die Rauhe Alp) als Fortsetzung des Schweizer Jura von uns zum Alpensystem gerechnet wird.

Von diesen drei staffelförmig geordneten und mannigfach sich in einander schiebenden Streichungsrichtungen ist nur die rheinische eine specifisch deutsche, welche sich nirgends sonst in Europa wiederholt. Dagegen treten die beiden anderen noch häufig im Westen, Norden und Osten von Europa auf.

Niederländisches Streichen zeichnet die devonischen Parallelfalten der Hochgebirge von Wales und das südwestliche Irland aus. Auch in Cornwallis und in der Bretagne (M. Noire, M. Arras) beobachten einige Höhenrücken eine gleiche Achse.

Hercynisch angeordnet sind die Höhenzüge Schonens, nicht bloß die rhätischen und kretaceischen Schichten, sondern auch solche Gneißprismen wie der Kullen am Sunde und sein nordöstliches Vis-à-vis, der Hallandsås, ebenso im Südosten der Romele Klint. Nicht minder sind hercynisch geformt die Uferränder Bornholms und eben solches Streichen verrathen die Kreideklippen der dänischen Inseln und Jütlands.

In großartigen Interferenzen aber beherrschen die hercynische und niederländische Streichungsrichtung den ganzen Nordwesten und Norden Rußlands. Die beiden großen russischen und eine Anzahl der finnischen Seen, der untere Onégafluß, die Dwina, der Mesén und die obere Petschora streichen „hercynisch“. Ebenso verläuft der Timanrücken und der Paë-jer-Zug im äußersten Nordosten des Erdtheils. Die Newa und der den Ládoga mit dem Onégasee verbindende Swir, die Suchóna und die Wytschegda, ein Theil der mittlern Petschora und ihrer rechten Nebenflüsse zeigen „niederländisches“ Streichen. Sogar der nördliche Ural giebt vom 64. Breitengrade an seine meridionale Achse auf, um eine niederländische dafür anzunehmen. Dieser Durchkreuzung zweier Hebungsrichtungen verdankt das Weiße Meer seine eigenthümliche Gliederung und die Halbinsel Kanin ihre eckige Gestalt; sogar noch in Nowaja-Semlja machen beide sich fühlbar. Auf Specialkarten kann man diesen Wechsel zwischen nordöstlicher und nordwestlicher Längenrichtung bis in die kleinsten Nebenflüsse hinein verfolgen[1]), so daß also alles Relief hier im geringsten Detail so zu sagen stilgerecht ausgeprägt ist.

Solche Anordnungen können unmöglich zufällige sein, vielmehr müssen sie ihre Begründung in den Faltungen und Bewegungen der Erdrinde finden. Das geognostische Alter und der petrographische Zustand der nordrussischen Gesteinsschichten allein kann nicht Veranlassung davon sein — denn dieselbe Streichungsrichtung tritt bei den verschiedensten Formationen in gleicher Weise auf, in den krystallinischen Schiefern Finnlands genau so typisch wie in den vom Diluvium überdeckten Triasschichten an den Ufern der Dwina.

Höchst voreilig wäre es übrigens, für diese identisch in der Mitte wie im Nordosten des Continentes wiederkehrenden Streichungsrichtungen auch identische Ursachen anzunehmen. Im Gegentheil werden wir durch eine Musterung des Hebungsalters der deutschen Gebirge schon dahin belehrt, daß

[1]) L. v. Buch's Gesammelte Schriften. Bd. III, Berlin 1877, S. 218 ff.

[1]) Man beachte z. B. auf Stülpnagel's Karte von Lappland die Einsenkung, welche aus der Onégabucht über die dazwischen liegende Halbinsel in den Golf von Archangelsk führt und parallel mit der terskischen Küste am Halse der Halbinsel Kanin wiederkehrt. (Supplement zu Stieler's Handatlas, Europäisch-russische Grenzländer, Nro. I, 1856. Ebenso Stieler's Handatlas (1876), Blatt 51.)

gleiche Streichungsrichtungen sehr verschiedene Ursachen ebenso wie verschiedenes Alter haben können.

Das Erzgebirge verdankt seinen Steilabfall gegen Südosten hin einer Verwerfung, in welcher die böhmischen Basalte und Phonolithe, gewissermaßen zur Verkittung des Risses, aufgestiegen sind. Diese Dislocation hat nachweislich noch bis in die Mitte der Tertiärperiode angedauert, denn die von den Basalten überdeckten Braunkohlenflötze haben noch mannigfache Störungen erlitten. Das doch ebenfalls niederländisch streichende rheinische Schiefergebirge dagegen verdankt einem aus Südosten kommenden horizontalen Stoß seine Parallelfältelung, welche bereits am Ende der Carbonzeit [1]) (aber vor der Ablagerung des Rothliegenden) fertig gestellt war. Von den hercynisch streichenden Gebirgen war der Böhmer Wald am Ende der Carbonzeit und der Harz erst am Beginne der Trias vollendet. Während der Böhmer Wald aber einem seitlichen Schube von Südwesten her seine Aufrichtung und sein Streichen verdankt, ist das parallel sich erstreckende Eulengebirge durch eine große Verwerfung im Osten ausgezeichnet, und endlich die Fältelung des ebenso hercynisch streichenden Osning (Teutoburgiensis saltus) nur durch einen Stoß aus Nordosten zu erklären. Das rheinische System hingegen scheint sich größtentheils auf Verwerfungen zurückführen zu lassen. Die beiden Dislocationsspalten, welche den innern Rand des Wasgen- und des Schwarzwaldes bezeichnen, hat schon Elie de Beaumont richtig erkannt, nur hat er das Alter des Einsturzes der obern Rheinebene in die Jurazeit verlegt, während neuere Untersuchungen gezeigt haben, daß dieses Phänomen nur in den Anfang der Tertiärperiode (vermuthlich) in das Oligocän) fallen kann [1]).

Aus diesen wenigen Beispielen schon ergiebt sich, daß es ein übereilter Schluß war, wenn Elie de Beaumont alle Gebirge von gleicher Streichungsrichtung auch für gleichzeitig gehoben erklärte. Solche Gebirge sind weder gleichaltrig noch gleichartig entstanden [2]). Die Unterscheidung verschiedener Streichungsrichtungen kann nur einen didaktischen Werth haben; es soll ein Ausgangspunkt damit gewonnen werden, von dem aus sich auch die verwickelteren Verhältnisse klar überschauen lassen.

[1]) Vergl. Sedgwick und Murchison, Paläoz. Geb. im Norden von Deutschland und Belgien, deutsch von G. Leonhard, 1844, S. 104 f.

[1]) S. die Arbeiten von R. Lepsius und Laspeyres in Bd. XXVII und XXVIII der Zeitschr. der D. Geol. Ges.

[2]) Für diejenigen unserer Leser, welche noch nicht damit bekannt sein sollten, fügen wir das Verfahren bei, nach welchem die Geologen das „Alter“, d. h. die Zeit der letzten Hebung, eines Gebirges bestimmen. Sie vergleichen das Alter aller gehobenen Schichten mit dem Alter der sich an diese (dislocirten) anlagernden ungestörten Flötze. In demjenigen geologischen Zeitraume, welcher zwischen der jüngsten gehobenen Formation und der nächsten ungestörten liegt, fällt alsdann die letzte Hebung. Ist auf nebenstehender Figur die Schicht a = Silur, b = Devon, c = Zechstein, so ist das Gebirge zur Zeit der Kohlenformation gehoben (z = centrale Urschieferzone).

c b a Z a b c

Die Gottesgerichte bei den Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasiallehrer in Pettau.

I.

Dieselbe religiöse Vorstellung, daß die Gottheit zur Rettung eines Unschuldigen selbst die Kräfte der Natur hemmen werde, welche bei Hebräern, Indern, Griechen, Römern, Deutschen und anderen Völkern zur Einführung der sogenannten Gottesurtheile führte, finden wir auch bei den Slaven; auch diese glaubten schon als Heiden, daß ihre Götter einen unschuldig Angeklagten, um dessen Unschuld zu beweisen, selbst durch ein Wunder aus augenscheinlicher Todesgefahr retten oder ihm übermenschliche Kraft verleihen würden, um ihm im Kampfe mit dem Gegner den Sieg zu verleihen.

Die Macht der Unschuld ist eben eine außerordentliche; nach indischem Glauben vermag der Unschuldige Wasser als Kugel zu ballen [1]); nach der Ansicht der Slovenen und Croaten haben unschuldige Jünglinge, welche noch kein Weib erkannt haben, eine solche Gewalt über das Drachengeschlecht, daß sie im Stande sind, es zu vertreiben, es zu führen, wohin sie wollen, ja es selbst zu tödten [2]).

Wie bei allen anderen Völkern standen auch bei den alten Slaven die Gerichte unter dem Schutze der Götter. Helmold [1]) erzählt von seinem Besuche des berühmten Tempels des Proven (Perun) zu Stargard in Wagrien. Dort stand in einem Haine alter, mächtiger Eichen (dieser Baum war bei allen heidnischen Völkern dem obersten Gotte geweiht) das Heiligthum Perun's. Ein künstlich verfertigter Holzzaun umschloß die heilige Stätte, welche jedoch niemand betreten durfte als die Priester, der Fürst, jene, welche Rechtshändel zu schlichten hatten, und tödtlich Bedrohte, die dort einen Zufluchtsort suchten und auch fanden. Alle Montage wurden dort Gerichtssitzungen gehalten; im Namen des Gottes wurde dort das Urtheil gesprochen, welches dadurch auch eine göttliche Sanction erhielt. Wenn aber die Richter nicht zu entscheiden wagten, nahmen sie wahrscheinlich ihre Zuflucht zum Gottesurtheile. Helmold berichtet davon zwar nichts; er meldet nur, daß den bekehrten Slaven statt ihrer heidnischen Eide bei Bäumen, Quellen und Steinen christliche Feuerurtheile auferlegt wurden [2]). Doch ist es höchst wahrscheinlich, daß Ordale bei den Slaven auch schon früher in Uebung waren, da wir sie bei den benachbarten Stämmen finden.

Das Russenrecht (pravda ruska) erwähnt schon die

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie. 4. Ausgabe. S. 931.

[2]) Archiv für slavische Philologie, herausgegeben von V. Jagić. III, 3 (1877), S. 439.

[1]) Chronicon Slavorum I, 83.

[2]) A. a. O.

Eisen- und die Wasserprobe. Die erstere sollte bei Diebstählen in Anwendung kommen, wenn der Werth des Gestohlenen eine halbe Grivna (Mark) Goldes überstieg, die zweite bei geringeren Beträgen [1]).

Wir finden also die Gottesurtheile in dem ältesten Rechtsdenkmale des russischen Volkes. Dieses Zeugniß schließt es aber noch nicht aus, daß diese Institution möglicher Weise doch noch fremden Ursprungs wäre, wie denn wirklich Macieiowski [2]) sagt: „Wenn wir genau erwägen werden, was wir oben über den Charakter der Slaven gesagt haben, so werden wir den Grund entdecken, aus welchem sie ursprünglich keine Gottesurtheile kannten. Sie verbreiteten sich zuerst bei jenen Slaven, welche von den Teutschen die Sitte der Menschenopfer angenommen haben, und durch Nachahmung verbreiteten sich die Gottesurtheile in allen slavischen Ländern, jedoch nur allmälig und stufenweise."

Nachrichten aus der heidnischen Zeit haben wir über die Ordale bei den Slaven allerdings nicht. Nur Středowský [3]) erzählt, Perun sei in Mähren als Gottheit einer Art Ordalien mit einem glühenden Eisen dargestellt worden. Dieses glühende und strahlende Prüfeisen in der Hand Perun's soll selbst „pravda", d. i. das Recht, geheißen haben. Valvasor [4]) beschreibt das Bild folgendermaßen: „In der alten Sächsischen Chronic wird er (Perun oder Prove) Provo genannt. Der erste Nam Prove muß in Wagria seyn bräuchlich gewest; denn daselbst steht noch heut der Flecken oder Markt Provenau. Welchen Namen selbiger Ort annoch davon behält, daß daselbst in einem heidnisch-geheiligten Walde das Bild dieses Goetzens gestanden, und zwar auf einer Seulen, mit einem Krantz oder Cron um sein Haupt und langen ausgespitzten Ohren. Mit dem einen Fuß tratt er auf eine Schellen oder Glöcklein, und trug Stiefel an den Füssen. In der rechten Hand hielt er ein rötlich und gleichsam glüend Eisen. Was solches Eisen für eine Form gehabt, ist nicht allerdings gewiß, wiewol Etliche sagen, es habe die Bildung einer Pflugschar gehabt. In der Sächsischen Chronic wird es genannt ein „Prov-Eysen", welches fast soviel gesagt, als „ein Prov-Eysen", weil vielleicht in seinem Walde und Tempel, und bey denen geheiligten Eychen, zwischen welchen dieß Götzen-Bild stund, diejenigen, so einer Missethat beschuldigt worden, ein glüendes Eysen oder Pflug-Eysen haben angreiffen und also ihre Unschuld bewehren müssen."

Haben wir demnach zwar keine ausdrücklichen Zeugnisse aus der Heidenzeit für den Bestand der Gottesurtheile, so dürfen wir dennoch auf deren Vorhandensein auch bei den Slaven schließen, weil wir dieselben kurz nach der Bekehrung des Volkes bei allen Stämmen in Anwendung finden. Schon Leo der Diacone sagt von den Tauroskythen (§. 93): „Die Tauroskythen schlichten noch jetzt ihre Streitigkeiten mit Todtschlag und Blut." Der arabische Schriftsteller Mukaddesi spricht von den Russen: „Wenn der Herrscher zwischen zwei Streitenden Recht spricht, dieselben aber mit dem Richterspruche nicht zufrieden sind, so sagt er zu ihnen: Entscheidet mit euren Schwertern! Wessen Schwert schärfer ist, dessen ist der Sieg" [5]).

Außerdem finden wir im Sprichwörterschatze des slavischen Volkes mehrere Sätze, welche zweifellos auf die Ordale hinweisen und wahrscheinlich denselben ihren Ursprung verdanken. Allgemein sagt der Russe: „Gott findet jedes Unrecht", „Im Rechte hilft Gott, im Unrechte stellt er ein Bein", „Der Engel hilft zum Rechte, der Teufel zur Lüge" und „Das Gold vermag viel, doch herrscht das Recht"; der Pole: „Das Recht tritt ans Licht, die Falschheit ins Dunkel" [1]). Aehnlich lautet das Serbische: „Wen Gott schützt, den trifft die Kugel nicht" [2]), und „So lange sich der Mensch hütet, hütet ihn auch Gott" [3]). Auf den Zweikampf bezieht man das russische Sprichwort: „Das werden schon die Götter entscheiden" [4]) und die serbische Redeweise: „Da ist eine Ebene und da ein Pferd" (zum Kampfe) [5]). Der Pole sagt: „Das Recht steigt in die Höhe, wie Oel im Wasser" [6]), der Serbe: „Das Wasser trägt alles, nur die Schande nicht" [7]), „Leicht ist es mit fremden Händen glühendes Eisen zu fassen" [8]) und „Manchem schwimmt sogar das Blei, manchem sinkt aber selbst Stroh im Wasser" [9]). In der Sammlung russischer Sprichwörter von Dal' heißt es: „Das Recht sinkt nicht im Wasser, verbrennt nicht im Feuer;" ja der Spruch: „Jemanden ins frische Wasser führen" bedeutet geradezu so viel als: Jemand der Lüge, des Unrechtes überführen [10]).

Ebenso deutlich spricht das Volkslied der Russen: Der reiche Kaufmann Sadko, erzählt es, versündigte sich schwer. Er unterließ es, dem Kaiser des Meeres (Morskoj Car) zu opfern; deshalb blieb ihm plötzlich das Schiff auf hoher See unbeweglich stehen. Man konnte es nicht weiter bringen. Endlich kam man auf den Gedanken, auf dem Schiffe müßte sich ein schwerer Sünder befinden, um dessentwillen die Schiffer gestraft werden sollten. Sadko beruft die Mannschaft zusammen und befiehlt ihnen, Loose zu schneiden und auf dieselben ihre Namen zu schreiben:

> „Und werfet sie ins blaue Meer:
> Deren Loose schwimmen obenan,
> Deren Seelen sind auch rein,
> Wessen Loos aber untersinkt,
> Den stoßen wir ins blaue Meer."

Die Schiffer thun nach dem Befehle und der Herr schneidet sich ebenfalls ein Loos. Doch wehe! Die Holzstückchen aller schwimmen auf dem Wasser, nur das des Patrons sinkt tief hinab. Aber Sadko will sich dem Richterspruche nicht fügen, er befiehlt noch eine Probe. Es werden Loose aus leichterm Holze (Weidenholz) geschnitzt, das Sinken derselben soll die Unschuld, das Schwimmen aber die Schuld bezeichnen. Siehe da, alle anderen Loose sinken, nur das des Herrn schwimmt auf der Oberfläche des Wassers. In Folge dieses unzweideutigen Urtheiles wird nun Sadko ins Meer geworfen, wird vom Morskoj Car in seinem Palaste aufgenommen, erregt durch sein Geigenspiel am Hofe solche Lustigkeit, daß der Kaiser und sein Hof wie wahnsinnig tanzen und das Meer in solche Aufregung kommt, daß viele Schiffe zu Grunde

[1]) Vergl. Ewers, Das älteste Recht der Russen. Dorpat 1826, S. 317. 338.

[2]) Slavische Rechtsgeschichte von W. A. Macieiowski. Aus dem Polnischen übersetzt von F. J. Buß und von M. Nawrocki. Stuttgart und Leipzig 1835, II, S. 175.

[3]) Sacra Moraviae historia 1710, p. 36. Vergl. J. J. Hanusch, Die Wissenschaft des slavischen Mythus, Lemberg 1842, S. 105, welcher jedoch an der Ursprünglichkeit der Ordale bei den Slaven nicht zweifelt.

[4]) Die Ehre des Herzogthums Krain 1689. Buch VII, Cap. 1.

[5]) Izsledovanija, Zamečan. i lekc. Pogodina III, 383 — 384. Vergl. Afanasjev, Poetičeskija vozzrenija Slavjan na prirodu. Moskau 1865 — 1869, II, 271.

[1]) Čelakovský, Mudrosloví narodu slovanského ve přislovích. Prag 1852, p. 63. 64.

[2]) Vuk Stefanovič Karagjič, Srpske narodne poslovice. Wien 1849, p. 136.

[3]) Vuk a. a. O. S. 67.

[4]) Afanasjev a. a. O. II, 270.

[5]) Vuk a. a. O. S. 79.

[6]) Čelakovsky a. a. O. S. 63.

[7]) Vuk a. a. O. S. 37.

[8]) Vuk a. a. O. S. 167.

[9]) Vuk a. a. O. S. 201.

[10]) Poslovice Dalja, 3. 5. 194.

gehen, bis, nach einer Variante, der heilige Nikolaus vermittelt und Sadko gerettet wird [1]).

Auch das čechische Lied weiß von dem „richtenden" Feuer (plamen pravdozvěsten) und vom „reinigend-heiligen" Wasser (svatocudná voda) zu erzählen. Im „Gericht der Libuscha" heißt es:

> Blendend weiß geschmückt besteigt die Fürstin
> Vaters Thron im würdevollen Landtag;
> . . . zwei begabte Jungfrau'n:
> Jene hatte des Gesetzes Tafeln,
> Die das Schwert, die Unbill zu bestrafen;
> Ihnen gegenüber richtend Feuer,
> Unten reinigend-geheiligt Wasser [2]).

Außerdem finden wir viele Anklänge daran im Volksglauben oder vielmehr Aberglauben. Es giebt unzählige Mittel, durch Gottesurtheile die Zukunft zu erforschen oder einen Verbrecher zu ermitteln. Erkrankt jemand und glaubt man, es sei ihm angethan worden, so finden die gemeinen Russen den Schuldigen dadurch, daß sie eine glühende Kohle ins Wasser werfen. Dabei nennen sie der Reihe nach die Namen der Bekannten, welche das Unheil angerichtet haben könnten. Der Mensch, bei dessen Namen die Kohle sinkt, ist der Schuldige [3]).

Auf ähnliche Weise wissen abergläubische Weiber bei den Slovenen und Croaten zu erfahren, ob Kindern Kopfweh durch den bösen Blick (uroki) verursacht wurde oder nicht. Zu diesem Zwecke nehmen sie etwas warmes Wasser und werfen einige glühende Kohlen hinein; schwimmen dieselben obenan, so ist es eine natürliche Krankheit; sinken sie, so ist dieselbe durch den bösen Blick verursacht. Der Verfasser dieser Zeilen erinnert sich auch aus seiner Kindheit, daß ihn seine Mutter von Kopfweh dadurch zu befreien suchte, daß sie ihm eine Schüssel Wasser auf den Kopf stellte, einige glühende Kohlen hineinwarf, ihn von dem Wasser etwas trinken ließ und ihm die Schläfen damit benetzte. Zufällig half dieses Mittel auch.

Nach Valjavec [4]) bereitete ein Weib Wasser gegen den bösen Blick auf folgende Weise: Sie goß in einen Topf gewöhnliches Wasser und mischte etwas Wein und Weihwasser dazu. In dasselbe warf sie drei im Feuer erglühte Schlüssel, etwas Hafer und einige brennende Kohlen. Wendete sich der Hafer mit der Spitze nach unten und sanken die Kohlen, so war der Leidende in Folge des bösen Blickes krank, im entgegengesetzten Falle aber nicht. Darauf goß sie das Wasser über einige Messer und Gabeln, ging dreimal um das Haus und betete das Vaterunser. So oft sie an dem Thore vorüber kam, besprengte sie dasselbe und benetzte das Schloß und den Schlüssel. Darauf warf sie in jede Ecke des Zimmers eine Kohle; blieb dann noch eine übrig, so vergrub sie dieselbe im Garten, warf die Schlüssel über das Dach und gab den Hafer den Kühen zu fressen oder nähte ihn in ein Säckchen und hing dasselbe dem Leidenden um den Hals. Zuletzt ließ sie den Kranken von dem übrig gebliebenen Wasser trinken.

Um einen Dieb oder einen andern Uebelthäter zu eruiren, nehmen abergläubische russische Bauern ein Glas Wasser und werfen mit abgewandtem Gesichte Täfelchen, auf denen die Namen der Verdächtigen geschrieben sind, hinein. Das Täfelchen des Schuldigen springt aus dem Glase [1]). Oder sie geben den Verdächtigen gleich lange brennende Kerzen in die Hand. Die Kerze des Schuldigen brennt am schnellsten [2]).

In Deutschland legt man das Hemd des kranken Kindes aufs Wasser; sinkt es, dann ist das Kind verloren, bleibt es oben schwimmen, dann ist Genesung möglich, nur muß man ihm das Hemdchen naß anziehen [3]).

Es wäre zu weitläufig, hier alle Fälle auch nur kurz erwähnen zu wollen, in denen Feuer und Wasser, die wichtigsten reinigenden Elemente, vom Volke gebraucht werden, um die Schuld oder Unschuld eines Verdächtigen zu erforschen oder einen Einblick in die Zukunft zu gewinnen.

Den Ursprung dieses Aberglaubens dürfen wir wohl in den meisten Fällen in das Heidenthum zurückversetzen und erhalten dadurch einen Anhaltspunkt, um auf den Bestand der Gottesurtheile auch in dieser Zeit zu schließen. Als das Christenthum sich ausbreitete, kamen die Gottesurtheile nicht außer Gebrauch; giebt es ja doch in der Bibel Stellen genug, welche für dieselben sprechen. Abgesehen von der Geschichte des Propheten Jonas, von den Jünglingen im Feuerofen, von David's Kampf mit Goliath und anderen finden wir im 4. Buch Mosis (5. 12 bis 28) ein von Jehovah selbst eingesetztes Wasserurtheil, um die Untreue eines Weibes zu erkennen. Nach der Bestimmung über das Opfer in diesem Falle, nach der Bereitung des „Bitterwassers" und der Beschwörung des Weibes und nachdem das Weib von dem Wasser getrunken, heißt es ausdrücklich (Vers 27 ff.): „Und wenn er ihr das Wasser zu trinken gegeben hat, so wird es geschehen, daß, wenn sie sich verunreinigt, und an ihrem Manne sich vergangen hat, das Fluchwasser in sie kommen wird zur Bitterkeit; und ihr Leib wird aufschwellen, und ihre Hüfte schwinden; und das Weib wird zum Fluche unter ihrem Volke werden. Und wenn das Weib sich nicht verunreinigt hat, und sie ist rein; so wird sie ungestraft sein, und sehr fruchtbar werden." Aus dem Gesagten ist es erklärlich, warum die Gottesurtheile in den Legenden so häufig vorkommen. So erzählt, um nur ein Beispiel anzuführen, Hermann von Valenciennes, aus dem 13. Jahrhundert, in seinem Marienleben [4]): „Die Tochter Abrahams wurde schwanger von dem Hauche des Lebensbaumes, welchen Gott in den Garten Abrahams gepflanzt hatte. (Aus dem Holze dieses Baumes sollte einst das Kreuz für den Erlöser gezimmert werden.) Als der Vater den Zustand seiner Tochter bemerkte, ergrimmte er gegen sie. Sie bewies ihm aber ihre Unschuld dadurch, daß sie in bloßem Hemde durch ein Feuer gieng, ohne Schaden zu nehmen. Sie gebar den Helden Phanuel, der später Kaiser, Herr des Lebensbaumes und Vater der heiligen Anna wurde."

Als die alten slavischen Gewohnheitsrechte codificirt wurden, nahm man in dieselben auch Bestimmungen über die Gottesurtheile auf. Solche finden wir außer in der „Pravda ruska", aus dem 11. und 12. Jahrhundert, bei den Böhmen in den decreta Brecislai I. aus dem Jahr 1039, in dem „Jus Conradi" vom Jahre 1189, dem „Rechtsbuche des Herrn von Rosenberg" (kniha starého pána z Rožmberka), aus dem ersten Viertel des 14. Jahrhunderts, in dem „ordo judicii terrae" (řád práva zemského), aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, in der „majestas Carolina" vom Jahre 1348, welche das Gottesurtheil ausdrücklich eine „alte Gewohnheit" (antiqua consuetudo) nennt; für Polen erwähnen sie: die Urkunden, welche unter Boleslav dem Schamhaften verfaßt wurden, eine kleinpolnische Ur-

---

[1]) Kirša Danilov, 337 bis 339.
[2]) Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von J. Math. Grafen von Thun. Prag, Tempski, 1845, S. 47.
[3]) Afanasjev a. a. O. II, S. 200.
[4]) Narodne pripovjedke, skupio u i oko Varaždina Matija Kračmanov Valjavec. U Varaždinu 1858, p. 247 seq.

[1]) Afanasjev a. a. O. II, 200.
[2]) Ebendaselbst S. 199.
[3]) Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie, II, 187 und 372.
[4]) S. Histoire litéraire de la France, 18, 834.

kunde aus dem Jahre 1252 [1]) und eine pommersche [2]). Bei den Serben finden wir sie im Gesetzbuche des Caren Stephan Duschan (zakonnik cara Stepana Dušana) vom Jahr 1349. Außerdem finden wir die Ordale in mehreren Statuten von einzelnen Städten erwähnt; so enthält z. B. das Statut von Albona in Istrien einen weitläufigen Artikel „de lege caldaria" [3]).

Mag man nun auch zugestehen, daß auf die Entwickelung der Gottesgerichte die Bekanntschaft mit den deutschen Einrichtungen einen großen Einfluß ausübte, und könnte man auch meinen, daß in den an Deutschland grenzenden slavischen Gegenden die Einführung der Ordalien deutschem Einflusse zuzuschreiben wäre, so könnte man daraus deren Vorkommen bei entfernteren Völkern leicht erklären. Andererseits finden wir aber bei den Germanen so viele Arten des Gottesgerichtes, während sich bei den Slaven hauptsächlich nur die Feuer-, die Wasser- und die Zweikampfprobe erhalten haben, daß auch das Nichtvorkommen der übrigen als Beweis dafür gelten kann, daß wir es hier mit einer Entlehnung (die auch gar nicht nothwendig war, da wir die Ordale als allgemeines Gut kennen) nicht zu thun haben.

[1]) Lelewel, Początkowe prawodastwo polskie, Warschau 1828, p. 195.

[2]) Dreger, Codex diplomaticus Pomeraniae, Berlin 1800. Vergl. Macieiowski a. a. O. II, S. 177.

[3]) Bogišić im Archiv für slavische Philologie, herausgegeben von Jagić, III, S. 588.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Bosnisches. Zu Anfang November 1878 ist das von Oesterreich besetzte türkische Gebiet in die sechs Kreise Sarajevo, Swornik, Banjaluka, Bihatj, Trawnik und Mostar eingetheilt worden, deren Umfang im Ganzen und Großen dem der frühern türkischen Liwas entspricht. Eine wesentliche Verkleinerung hat aber die Hertzegówina oder Kreis Mostar erfahren, indem die Landschaft Duwno zum Kreise Trawnik, und der Bezirk von Tschainitj zum Kreise Sarajewo gelegt wurde, wozu noch der Verlust der an Montenegro abgetretenen Landschaften von Nikschitj, Banjani, Duga, Drobnjak und Piwa kommt. — Gleichzeitig hat das K. K. Militär-geographische Institut in Wien diejenigen Bosnien betreffenden Blätter seiner großen Karte von Mitteleuropa, welche es im Frühjahre 1877 provisorisch herausgab (sie tragen die Nummern J. 10, J. 11, K. 10 bis 12, L. 10 bis 12 und M. 10 bis 12), durch neue definitive ersetzt, welche gegen jene vielfache Verbesserungen und Ergänzungen aufweisen. In Einzelheiten mögen solche auch in Zukunft noch sich als nöthig herausstellen; immerhin aber hat die Geographie es dem österreichisch-ungarischen Generalstabe vielen Dank zu wissen, daß kartographisch gesprochen Bosnien und die Hertzegówina jetzt die best bekannten Theile des osmanischen Reiches — wenn man sie anders noch dazu rechnen darf — geworden sind. Jene Blätter enthalten auch die provisorische Ostgrenze des von Oesterreich besetzten Gebietes. (Jede mit drei Platten gedruckte Section kostet nur 60 Kreuzer.)

„Bosnisches". Unter diesem Titel hat der Historiker Freiherr von Helfert ein zierliches Buch veröffentlicht (Wien 1879, Manz), welches in dem, was es berichtet, wie in dem, was es vorschlägt, viel des Beachtenswerthen enthält. Die ersten Capitel enthalten einen geschichtlichen Rückblick auf die Zeit von 630 an und behandeln dabei besonders die Zeit seit Prinz Eugen, d. h. der österreichischen Action im Orient; Cap. VII bis IX schildern die türkischen und mohammedanischen Barbareien und die Mißwirthschaft der früheren Herren, was z. B. Straßen, Brücken, Bergbau u. s. w. anlangt, welche endlich im Jahre 1875 den Anfang vom Ende der europäischen Türkei herbeiführten, das, „was theils die Kurzsichtigkeit, theils das mangelnde Einverständniß der europäischen Cabinette so lange Zeit und zur unbeschreiblichen Qual von Millionen nach Erlösung seufzender Menschen hinauszuschieben verstanden hat." Nachdem dann Cap. X, „Reine Race" überschrieben, das Volk jener Länder, speciell die Eigenschaften der Crnagorzen, beschrieben, behandelt Cap. XI die vorhandenen „Bildungskeime", den lebhaften Lerntrieb der Südslaven, das wohlthätige Wirken der Franziskaner und neuerdings der Trappisten, „die in unserm Jahrhundert unter Umständen etwas Aehnliches zu leisten versprechen, was in früheren die Benedictiner für Entwilderung von Land und Leuten zu wirken verstanden." Die ärmliche Kost und strenge Lebensweise, ihr einfaches ernstes Wesen macht diese Mönche ganz besonders geeignet, solcher unter Noth und Bedrückung aufgewachsenen Bevölkerung helfend und lehrend zur Seite zu stehen und sie durch ihren eisernen Fleiß zur Nacheiferung zu veranlassen. Heute schon sind um das Kloster „Maria Stern" in der Nähe von Banjaluka mehr als hundert Joch Landes urbar gemacht, in vortreffliche Aecker und Wiesen umgewandelt worden; die Landleute veredeln ihre Obstbäume, wozu sie die Edelreiser im Kloster holen; schon geht man damit um einen Weinberg anzulegen, woran bisher, da dem Muslim der Genuß des Weines verboten ist, nicht gedacht werden konnte. Eine der ersten Anstalten, welche der Orden ins Leben gerufen, war ein Waisenhaus, das trefflich gedeiht. Die munteren frischen Jungen hängen mit kindlicher Liebe und Ehrfurcht an ihren Lehrern, die für ihre junge Welt Nützliches mit Heiterm wechseln lassen. Auf den Unterricht folgt Arbeit in den verschiedenen Werkstätten, in Feld, Wiese oder Garten. Sonntag Nachmittags wird Schule für „Externe" gehalten, an welcher sich selbst schnurrbärtige Männer betheiligen. „Maria Stern" bedarf zwar noch der Geldunterstützung, die ihr namentlich aus Oesterreich in reichlichem Maße zu Theil wird; aber schon denken die Trappisten an die Errichtung einer zweiten Anstalt im südlichen Bosnien. — Die beiden letzten Abschnitte bringen Rath- und Vorschläge für die Behandlung der neuen österreichischen Provinzen. Man soll, meint Frhr. von Helfert, die Vorurtheile der Mohammedaner schonen, aber doch streng und gerecht zu Werke gehen: wenn sie den Herrn sehen, werden sie sich beugen, und wenn sie ihn gerecht finden, werden sie anfangen, ihn zu loben. Ausgeschlossen sei jede Proselytenmacherei. Der Einfluß der griechischen Geistlichkeit, des Fanars, ist möglichst zu beseitigen; slavische Priester aus österreichischen Diöcesen müssen an ihre Stelle gesetzt werden, wobei der Umstand zu Hülfe kommt, daß der Metropolit von Karlowitz in Oesterreich Rechtsnachfolger des ehemaligen gesammt-serbischen Patriarchen von Petsch ist. In einer der schwierigsten Fragen, der agrarischen, hat die neue Regierung bereits eine Entscheidung getroffen, wie sie unserm Autor angemessen erscheinen dürfte: es sollen die Verpflichtungen der Pächter zuvörderst durch ein eigens dafür bestimmtes öffentliches Verfahren festgesetzt werden, andererseits aber darf kein Grundherr seinen Pächter ohne gesetzliche

Gründe und ohne Intervention der Behörden von dem betreffenden Pachtgute entfernen. Später mag dieser Regelung des Pachtverhältnisses die Umwandelung in freies Eigenthum folgen. Für die Gemeindeeinrichtung auf dem offenen Lande wünscht Helfert die bei den Südslaven fest eingebürgerte patriarchalische Hausgemeinschaft (zadruga) zur Grundlage genommen zu sehen, die darin besteht, daß jeder ländliche Haus- und Familienstand, wozu auch die verheiratheten Söhne und Enkel mit den Ihrigen gehören, eine einheitliche wohlgefügte Genossenschaft bildet, die von dem Familienhaupt (starješchina), das nicht eben das älteste Glied sein muß, regiert und von der Frau desselben, oder wenn mehrere Frauen vorhanden sind, von ihnen der Reihe nach verwaltet wird. Was Helfert ferner über den Waldschutz, die Errichtung von Musterwirthschaften, die Erbauung guter Straßen und Einführung guten Fuhrwerks, die Regulirung der Narenta, die Gründung von Schulen und einer höhern Bildungsanstalt in Sarajewo, die wissenschaftliche Durchforschung des Landes, die Errichtung eines Creditinstitutes &c., sagt, bitten wir unsere sich dafür interessirenden Leser im Originale selbst nachzulesen — es wird ihnen eine anregende und belehrende Lectüre sein.

Bosnien in Bild und Wort (A. Hartleben, Wien) betitelt sich eine Reihe von 20 Federzeichnungen von J. J. Kirchner, mit erklärendem Texte von A. v. Schweiger-Lerchenfeld, welche malerische Ansichten von der großen Straße von Brod durch das Thal der Bosna nach Sarajewo und dieses selbst darstellen, zwar nur einen kleinen Theil des Landes, aber diejenige Reiselinie, welche bisher am meisten frequentirt war und es wahrscheinlich auch in Zukunft bleiben wird. Gegenüber den zahlreichen bosnischen Veduten, welche in jüngster Zeit in den illustrirten Zeitungen erschienen sind und es nicht immer mit der Wahrheit ganz genau nahmen, resp. mehr die Staffage als den landschaftlichen Hintergrund berücksichtigten, verdienen diese Blätter entschieden höheres Lob.

Südamerika.

— Die kürzlich durch ein Erdbeben zerstörte venezolanische Stadt Cera soll nicht an ihrer frühern Stelle auf einem Bergabhange, sondern auf einer angrenzenden Ebene, deren Dörfer von dem Erdbeben fast gar nicht zu leiden hatten, wieder aufgebaut werden. Die von einem schönen Flusse bewässerte Ebene von Marin unweit des zerstörten Cera wird für die geeignetste Stelle zum Wiederaufbau desselben angesehen, wenn sie auch von den Aeußerungen des Vulcanismus nicht ganz verschont geblieben ist, wie Ueberreste einer alten Stadt, von welcher nur noch eine vage Tradition umgeht, beweisen.

— Dr. Edwin R. Heath beabsichtigt, die durch Professor Orton's frühzeitigen Tod (s. „Globus" XXXIII, S. 299) unterbrochenen Forschungen in Südamerika aufzunehmen und ist am 18. November von Neuyork nach Pará abgefahren. Von dort wird er per Dampfer sich nach S. Antonio begeben, daselbst den Winter verweilen und den Ort zum Standquartier für seine Ausflüge machen, bei welchen er auf Beistand Seitens der Herren T. und P. Collins von Philadelphia, der Erbauer der Mamore- und Madeira-Eisenbahn, rechnet.

— Montevideo exportirt jetzt mit Vortheil Maulthiere nach Westindien, wo sie sehr gesucht sind. Das Stück kostet am Einschiffungsplatze 6 Pf. St., am Bestimmungsorte aber 20 Pf. St.

— Der Streit zwischen Chile und Argentinien um Patagonien, der vor Kurzem fast zum Kriege zu führen drohte, scheint nunmehr friedlich beigelegt werden zu sollen. Die Chilenen hatten ein nordamerikanisches Schiff, welches mit argentinischer Bewilligung an der patagonischen Küste Guano lud, mit Beschlag belegt, haben es aber nun freigegeben und zeigten sich zu Verhandlungen geneigt.

— In Argentinien sind die militärischen Operationen behufs Vorschiebung der Indianergrenze (s. S. 336 des vorigen Bandes des „Globus") von Erfolg gekrönt gewesen und die wilden Indianer sind gezwungen worden, das Land nördlich vom Rio Negro zu räumen. Senor Don Alvaro Barros wurde zum Gouverneur des neuen Territoriums Rio Negro ernannt und wird seinen Wohnsitz in einem Dorfe unweit Carmen de Patagones aufschlagen.

— Ausgrabung eines Tumulus in Buenos Aires. Von einer sehr wichtigen Ausgrabung berichtet Herr Estanilao Ceballos, Secretär der wissenschaftlichen Gesellschaft Argentiniens, an die „Revue d'Anthropologie" (1878. S. 577). Es handelt sich um den einzigen bisher bekannt gewordenen Tumulus der La-Plata-Region, welcher in der Nähe des Hafens Campana am Parana, 90 Kilometer von Buenos Aires entfernt, liegt. Der Tumulus ist von elliptischer Form, 79 m lang, 32 m breit und nur $2\frac{1}{2}$ m hoch. Rings umher lagen Topfscherben, Feuersteinsplitter, Hirschhörner und dergleichen. Vier regelmäßig gepflanzte Bäume zieren die Spitze des Tumulus, auf den außerdem eine Allee zuführt, so daß man sofort die künstliche Anlage des Ganzen erkennt. Die Ausgrabung, bei der 1600 Cubikmeter Erde entfernt wurden, fand im Auftrage der „Sociedad cientifica Argentina" durch eine Commission statt, in welcher außer den Herren Pico, Moreno und Ceballos sich noch unser bejahrter Landsmann Prof. H. Burmeister befand.

Die Anzahl der ausgegrabenen Gegenstände übertraf jede Erwartung. Im Ganzen fand man 27 Skelete, darunter 2 Kinder; 18 davon ziemlich gut erhalten. Leider sind nur zwei Schädel ganz vollständig und zehn lassen sich wieder zusammensetzen. Ungemein reich war die Ausbeute an Steingeräthschaften. Sie bestanden in sehr schön gearbeiteten Lanzen- und Pfeilspitzen, Handmühlen, Beilen, Schabern für Hautbereitung, bolas perdidas oder Wurfkugeln mit einer Furche um die Wurfschnur daran anzubringen.

Von Töpferwaare wurden mehr als 3000 Stück, meist Scherben mit Malerei und Zeichnungen (dessins très-avancés), gefunden, darunter 20 vollständige Kochtöpfe und Vasen von seltener Form. Unter diesen keramischen Producten fallen besonders die Nachahmungen wilder Thiere durch ihre erstaunlich künstlerische Bildung auf. Auch die Knochengeräthe waren beachtenswerth; es waren Instrumente, die man im täglichen Leben, zur Jagd, zum Krieg, zum Ackerbau benutzte. Als Material diente das Geweih von Cervus rufus und C. campestris. Die Steingeräthe sind nicht so schön wie die Töpfersachen gearbeitet, doch zeichnete sich ein Schleuderstein aus polirtem blauen Granit aus. Er ist vollkommen kugelrund. Die Mühlen gleichen genau den vorgeschichtlichen europäischen Handmühlen und bestehen aus Läufer und Reibstein, so wie sie auch bei den Rothhäuten und Negern in Gebrauch sind.

Als die Ausgrabung stattfand, kamen die Gauchos der Umgegend heran, da sie glaubten, es handle sich um Schatzgräberei. Der Tumulus war den ältesten Leuten von Jugend an bekannt und sie erzählten, daß zuweilen Irrlichter auf ihm gesehen wurden.

Ceballos schreibt den Tumulus den Guarani zu, welche vor Ankunft der Spanier (1553) diese Gegend bewohnten, und er nennt ihn aus diesem Grunde „prähistorisch". Mehr will er in einem demnächst in Paris erscheinenden Werke: Notes préliminaires sur l'homme primitif de Buenos Aires, veröffentlichen.

Ob wirklich diese gemeinsame Begräbnißstätte von den Guarani herrührt, möchten wir vor der Hand dahin gestellt sein lassen. Jedenfalls ist der Tumulus das Denkmal eines merkwürdigen südamerikanischen Volkes, ein bisher einzig in seiner Art dastehendes Monument. Denn er deutet mit seinen keramischen Producten und „sehr vorgeschrittenen" Zeichnungen auf einen höhern Culturgrad, als ihn die Jägervölker der La-Plata-Region besaßen, die wir dort seit Ankunft der Spanier kennen lernten.

— Die neue Colonie russischer Mennoniten in Olabarria in der Provinz Buenos Ayres macht zufriedenstellende Fortschritte. Sie zählt 320 Seelen in 60 Familien, welche schon 1200 Acres unter den Pflug gebracht haben. Die Ansiedler sind mit ihrem Loose zufrieden, verbessern ihre Wohnhäuser und kaufen mit eigenem Geld neue Ackergeräthe. Eine ähnliche Colonie in Coroya in Cordoba soll gleichfalls gedeihen.

— Der von der argentinischen Regierung abgesendete Ingenieur Stant hat die Aufnahme des Landes bei der Walliser Colonie am Rio Chubut (s. „Globus" XXIX, S. 223) vollendet und befürwortet die Errichtung von Dämmen zur Erleichterung der Bewässerung.

— Ein Correspondent des Buenos Ayres „Standard" sagt: Kein Schatten von einem Zweifel besteht, daß in Patagonien Gold weit verbreitet ist. In jeder Formation vom Flusse Chubut im Norden an bis Sandy Point im Süden habe ich stets Gold gefunden — und auf dieser weiten Strecke giebt es gewiß manche Stellen, welche mehr als gewöhnlichen Ertrag geben. Bisjetzt hat nur die Wäscherei im Flusse bei Sandy Point gelohnt, wo der Mann etwa 3 Pf. St. wöchentlich verdient. Bei genauerer Untersuchung mögen noch manche andere Flüsse gefunden werden, die ebenso goldhaltig sind.

— Die Herren Doncal, Andrieu u. Comp. lassen jetzt im Gran Chaco Hölzer von verschiedenen Arten, welche sich zur Fournüre, zum Gerben und Färben eignen, schlagen. Eine Firma in Rosario hat es contractlich übernommen, für sie monatlich 1000 Tonnen Holz zu einem um 40 Procent erniedrigten Frachtsatze auf Segelschiffen zu verführen. Die Aussichten dieses Unternehmens gelten für gut.

— Es taucht das Project auf, den bei Asuncion in den Paraguay mündenden Pilcomayo für die Schifffahrt, welcher ernste Hindernisse entgegenstehen, zu eröffnen. Der 1600 englische Meilen lange Strom wurde zuerst 1721 von dem Jesuitenpater Portins und dann 1843 im Auftrage der bolivianischen Regierung erforscht. Für die diesmalige Expedition wird die Argentinische Republik einen Dampfer von geringem Tiefgange leihweise überlassen.

— Die Regierung von Chile hat jetzt in allen ihren durch den Telegraphen verbundenen Häfen einen meteorologischen Dienst eingerichtet und läßt die einlaufenden täglichen Beobachtungen in der Santiagoer Regierungszeitung veröffentlichen.

— Eine Nachricht aus Lima vom 16. November meldet die Ermordung des frühern peruanischen Staats-, jetzigen Senatspräsidenten Don Manuel Pardo, dem eine unter seinen Standesgenossen nicht gerade häufige Achtung vor den Principien constitutionellen Regimentes nachgerühmt wird. Ueber die Motive der Blutthat, wie solche die Geschichte der südamerikanischen sogenannten Republiken nur allzu häufig zu verzeichnen hat, verlautet nichts.

Nordamerika.

— Stephen Powers erzählt folgenden Fall von galanter Selbstaufopferung in den Contributions to North American Ethnology. Sieben Makhelchel-Indianer und eine junge Squaw dieses Stammes fuhren in einem kleinen Canoe über den Clear Lake in Californien. Als sie drei Miles vom Ufer entfernt waren, schlug das Boot um. Sie richteten dasselbe schwimmend wieder auf, da es aber voll Wasser war, konnte es nur eine Person tragen. Die Männer setzten nun die Squaw ins Boot und hielten dasselbe, so lange sie konnten, im Schwimmen aufrecht, bis einer nach dem andern erschöpft und vor Kälte erstarrt versank. Keinem von allen aber fiel es dabei ein, dem Weibe seinen Platz streitig zu machen, das auf diese Weise durch ihre heroische Selbstaufopferung gerettet wurde.

— Indianische Botanik. Ein Patawat-Indianer, mit dem Stephen Powers die Wälder am Mad River in Californien durchzog, bezeichnete diesem jede Pflanze, welche besondere Heilkräfte besaß. Es waren im Ganzen etwa fünfzig verschiedene Kräuter und für jedes derselben hatte der Indianer eine besondere Bezeichnung. „Es giebt," fügt Powers hinzu, „nicht das kleinste Moos oder die ärmlichste Flechte, keinen blühenden Strauch oder Baum, kein Rankengewächs, keine Schmarotzerpflanze, keinen Pilz, kein kleines Wasserkraut, keine Alge, für die sie nicht einen specifischen Namen hätten." (Contributions to North American Ethnology III, 99.)

— Bei den Yuki-Indianern Californiens sah Powers, wie diese die Haare scheeren. Die Mutter, die dieses Geschäft bei ihrem Kinde besorgen wollte, erschien mit einem flachen Steine und einem scharfschneidigen Knochen. Der Stein wurde unter das Haar gehalten und mit dem Knochen dasselbe abgesäbelt, so gut es ging. Um die Coiffüre zu beenden, wurden dann die Haarspitzen noch mit einer glühenden Kohle gleichmäßig abgebrannt. (Contribut. to North American Ethnology III, 130.)

Nekrologe.

N. L. Westergaard, Professor der indischen Philologie in Kopenhagen, daselbst geboren 1815 und gestorben am 9. September 1878. Er studirte in Kopenhagen, Bonn, Paris und London und reiste Ende 1841 nach Bombay, wo er den größten Theil des Jahres 1842 verweilte. Im Januar 1843 ging er nach Persien, zuerst nach Buschir, dann nach Persepolis, um dort die Achämeniden-Inschriften theils zu vergleichen, theils zu copiren. Niebuhr und Rich hatten die leichter zugänglichen derselben schon abgeschrieben; der schwierigere Theil, die mindestens 70 Fuß über dem Boden gelegenen Inschriften des Dariusgrabes, war noch zu vollenden. Mit Hülfe des Teleskops und unter Benutzung der Morgenstunden, in welchen die Sonne auf das Denkmal fiel, gelang es ihm, die erste Abschrift des wichtigen Textes nach Europa zu bringen. Ueber ein drittel Jahrhundert hat es gedauert, ehe eine zweite, die Photographie des Dr. F. Stolze, ihr folgte. Von Persepolis aus unternahm er einen Ausflug nach der fast nur vom Hörensagen bekannten Parsenstadt Yezd, wo er zwölf Tage verweilte und mit den dortigen Parsen verkehrte. Dann erkrankte er Ende Juni in Ispahan und konnte erst Ende September die äußerst beschwerliche Rückreise über den Kaukasus und Rußland in die Heimath unternehmen. — Auf seine philologischen Arbeiten näher einzugehen, ist hier nicht der Ort; erwähnt sei nur sein Hauptwerk, die Ausgabe des Zendavesta (1852 bis 1854), von welchem aber nur der erste, den Text bietende Band erschienen ist.

Johann Georg Kohl, fruchtbarer Reiseschriftsteller und Historiker der Geographie, geboren 28. April 1808 zu Bremen, gestorben ebendort am 28. October 1878. Er studirte die Rechte, war Hauslehrer in Kurland, bereiste dann Rußland, lebte von 1838 an in Dresden, und ließ 1841 mehrere Reisebeschreibungen in zusammen 11 Bänden („Petersburg in Bildern und Skizzen"; „Reisen im Innern von Rußland und Polen"; „Reisen in Südrußland"; „Die deutschrussischen Ostseeprovinzen") erscheinen. Durch den Beifall, welchen dieselben fanden, veranlaßt, bereiste und beschrieb er in den beiden folgenden Jahrzehnten einen großen Theil Europas (Oesterreich, Ungarn, die Alpen, Großbritannien, Dänemark, Deutschland, die Niederlande) und Nordamerikas in nahezu 50 Bänden. Seit 1858 lebte er wieder in Bremen, wo er das Amt eines Stadtbibliothekars bekleidete. Der historischen Seite seiner Thätigkeit verdankt man unter anderen folgende Werke: „Der Verkehr und die Ansiedelungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche"; „Geschichte der Entdeckung Amerikas" (Bremen 1861); „Die beiden ältesten Karten von Amerika, 1527 und 1529" (Weimar 1860); „Entdeckungsgeschichte der Küsten der Vereinigten Staaten"; „Geschichte des Golfstroms und seiner Erforschung" (Bremen 1868); „History of the

discovery of Maine" (Portland 1869); „Geschichte der Entdeckungsreisen und Schifffahrten zur Magellans-Straße" (Berlin 1877). Außerdem hat er noch manches unedirte Manuscript hinterlassen, von denen eines, eine Geschichte der Entdeckung einer nordwestlichen Durchfahrt, der Verein für Erdkunde zu Halle herausgeben wird.

Nikolas von Chanikow, der russische Orientalist, welcher sich besonders um die Kenntniß Persiens und Bucharas verdient gemacht hat, starb am 3. November 1878 in Rambouillet bei Paris, wo er seit vielen Jahren lebte. Er wurde am 24. October 1819 geboren und im Lyceum von Tzarskoje Selo erzogen. Frühzeitig kam er in den Orient und nahm 1839/40 an dem unglücklichen Feldzuge Perowski's gegen Chiwa Theil. Jahre lang war er russischer Consul in Persien, das er ebenso wie Buchara auf seinen Reisen genau kennen lernte; manche Theile von Chorassan, Afghanistan und Aderbeidschan (seine vorzügliche Karte dieses Landes veröffentlichte die Berliner Zeitschrift für Erdkunde) erforschte er als der erste Europäer. 1843 erschien in Petersburg seine „Beschreibung des Chanats Buchara" (russisch; englische Uebersetzung von Baron C. A. de Bode 1845). 1861 empfing er die große goldene Medaille der Pariser geographischen Gesellschaft. Er übersetzte außerdem C. Ritter's Werk über Persien ins Russische und schrieb: „Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie Centrale" (Paris 1861); „Études sur l'instruction publique en Russie" (Paris 1865); „Mémoire sur l'ethnographie de la Perse" (Paris 1866).

James Bayard Taylor, nordamerikanischer Reisender und Schriftsteller, zuletzt Gesandter der Vereinigten Staaten in Berlin, geboren 11. Januar 1825 im Dorfe Kennet Square in Pennsylvania, gestorben am 19. December 1878 zu Berlin. Seine Erziehung war sehr bescheidener Art; doch lernte er autodidaktisch Latein, Französisch und Deutsch. Mit 17 Jahren erlernte er die Buchdruckerei, wandte sich aber bald der Schriftstellerei zu. 1844 bis 1846 bereiste er, von zwei Zeitungen unterstützt, Europa zu Fuß und veröffentlichte darüber „Views Afoot", trat dann in die Redaction und später in den Mitbesitz der „New York Tribune" und bereiste 1848 zur Zeit des Goldfiebers Californien (beschrieben in Briefen an die „Tribune" und gesammelt als „El Dorado; or, Adventures in the Path of Empire"). 1851 reiste er über Mittel-Europa nach Aegypten, Nubien und dem Sudan bis in das Gebiet der Schilluks, dann durch Syrien nach Konstantinopel, Sicilien, Tyrol und Deutschland, im Herbst 1852 über London nach Spanien und über Land nach Bombay, Bengalen, Hinterindien, Hongkong und mit einer Gesandtschaft seines Heimathlandes, welcher er beigegeben wurde, nach Japan und von da nach 2½jähriger Abwesenheit nach Newyork. Diese Reise beschrieb er zuerst in Briefen an die „Tribune", dann in Buchform (1854 A journey to Central Africa; 1855 The lands of the Saracens; 1856 In India, China and Japan). Von 1856 bis 1858 bereiste er verschiedene zum Theil wenig besuchte Gegenden von Europa, wie Lappland, Norwegen, Schweden, Griechenland, Creta, Rußland, Island, die Balearen (beschrieben in „Northern travel", „Greece and Russia" und „Home and abroad"). 1862 bis 1863 war er Gesandtschaftssecretär in St. Petersburg, worauf er nach Amerika zurückkehrte und zahlreiche belletristische Werke, Novellen, Romane, eine Faust-Uebersetzung 2c., veröffentlichte. 1867 besuchte er das Felsengebirge, dann den Himalaya, 1874 wieder Aegypten und schrieb darüber 1867 „Ceylon", 1874 „Central Asia" und „Aegypt and Jceland". 1869 erschien in Newyork eine Gesammtausgabe seiner Reisen in 10 Bänden.

Johann Martin Bernatz, der bekannte Landschafts- und Architekturmaler, starb in München am 19. December 1878 im 77. Jahre seines Lebens. Er war der Reisegefährte des Hofraths Dr. Gotthilf Heinrich v. Schubert auf dessen Wanderungen durch die Morgenlandsgegenden 1836 bis 1837 und der Illustrator von Schubert's Reisebeschreibung. Hierdurch, wie späterhin noch mehr durch Text und Kunstbeilagen zu dem Werke über eine lange, im Auftrage der ostindischen Regierung nach Südabessinien unternommene Forschungsreise (englische Originalausgabe als „Scenes in Aethiopia", deutsch: „Bilder aus Abessynien"), dann durch seine künstlerische Ausstattung des bahnbrechenden Werkes von Dr. Heinrich Barth: „Reisen und Entdeckungen in Centralafrika" (Gotha, bei Justus Perthes), und Wilhelm v. Harnier's „Reise am obern Nil" machte er sich in geographischen Kreisen bekannt.

Arktisches Gebiet.

— Commander Cheyne, über dessen arktisches Project wir auf S. 271 des 32. Bandes näher berichteten, fährt fort, durch öffentliche Vorträge in den großen Städten Englands das Publicum für sein Unternehmen zu interessiren. Am 2. December 1878 sprach er in Glasgow. Wenn er mit dem Schiffe so weit als möglich vorgedrungen ist, will er es mit sechs Schlitten weiter versuchen und endlich mit drei unter einander verbundenen Ballons. Vom glücklich erreichten Nordpole aus will er zwei der Luftschiffe zurücksenden und mit dem dritten bewohnte Gegenden Rußlands zu erreichen suchen.

— Mr. James Gordon Bennett's Yacht „Jeannette" (früher Pandora), welche zu einer arktischen Reise bestimmt ist (s. „Globus" XXXIV, S. 96), ist in San Francisco angelangt, nachdem sie zu der Fahrt von Havre nach der Magelhaens-Straße 84 und von dort bis San Francisco 81 Tage gebraucht und unterwegs vier Stürme und ein Erdbeben vortrefflich bestanden hat.

Berichtigung.

— Prof. A. Raimondi schreibt uns aus Lima vom 6. November 1878 mit Bezug auf die in Nro. X unseres vorigen Bandes enthaltene Skizze „Zur physikalischen Geographie von Peru", wo der Flächenraum des Landes zu circa 67 700 Quadratleguas = 338 500 Quadratkilometer angegeben war, und mit Bezug auf die dazu gehörige berichtigende redactionelle Anmerkung Folgendes: „Daß hier ein Irrthum vorliegt, ist prima facie ersichtlich; nämlich der wohlmeinende Uebersetzer, welcher bei Reduction der Quadratleguas in Quadratkilometer den Lapsus beging, mit 5 anstatt mit 25 zu multipliciren (67 700 . 5 = 338 500), als handele es sich bloß darum, das Längenmaß zu gewinnen. Würde man aber das von mir in Quadratleguas ausgedrückte Areal, um Quadratkilometer zu erhalten, mit 25 multiplicirt haben, so würde der Flächenraum, auf welchen Peru Anrecht hat, sich höher gestalten, als Behm und Wagner denselben angeben, nämlich zu circa 1 692 500 Quadratkilometer, also eine Differenz zu meinen Gunsten von 388 798 Quadratkilometer. Der dritte Band meines Werkes „El Peru", worin ich, gestützt auf die glaubwürdigsten Urkunden, große Strecken brasilianischen und bolivianischen Gebiets für Peru reclamire, wird es zur Genüge darthun, daß ich stets bestrebt war, das Anrecht Perus auf ungeheuere Länderstrecken zu bekräftigen, und deswegen ersuche ich die Redaction um die Aufnahme dieser Zeilen. A. Raimondi."

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

VI[1]).

Am Tanganika. Durch Manjuema nach Westen. Ankunft am Lualaba.

F. B. Am 27. Mai 1876, 17 Monate nach Verlassen der Ostküste, zog Stanley in Udschidschi am Tanganika-See ein. Das Land Udschidschi hat gegen 36 000 Einwohner; Mgassa, der Mtemi oder König, wohnt im Innern des Landes in einem abgeschlossenen Bergthal, in Folge des Aberglaubens, daß er beim Anblicke des Sees sterben müsse. Der Hafen von Udschidschi besteht aus den von arabischen Händlern bewohnten viereckigen Tembes von Ugoy und den Kegelhütten von Kawele, dem Quartier der Wanguana, Sklaven und Eingeborenen; beide Stadttheile haben zusammen gegen 3000 Einwohner. Der Marktplatz liegt in dem Araber-Viertel; auf demselben findet sich eine reiche Auswahl von Waaren, wie Getreide, Bohnen, Geflügel, Ziegen, Schafe, Rindvieh, Palmöl, Nüsse, Butter, Bananen, Draht und Ringe aus Eisen, Cassava oder Maniok, frische und getrocknete Fische, Salz, Buttermilch, süße Kartoffeln, Mais, Tomaten, Yams, Gemüse, Erdnüsse, Melonen, Gurken, Zuckerrohr, Palmwein, Eier, Milch, Töpferwaaren, Elfenbein, Körbe, Netze, Speere, Bogen, Pfeile, Reis, Honig, Sklaven u. s. w. Diese Waaren werden fast täglich von den Eingeborenen der meisten an den See grenzenden Länder nach Udschidschi gebracht. Für Sklaven giebt Stanley folgende Preisliste an: für einen Knaben oder Mann 16 bis 50 Dotis (Shirtingtücher von je 4 Yards oder $3^1/_2$ Meter Länge), für ein Mädchen unter 13 Jahren 50 bis 80 Dotis, für ein solches von 13 bis 18 Jahren 80 bis 200 Dotis, für eine Frau von 18 bis 30 Jahren 80 bis 130 Dotis, für eine solche von 30 bis 50 Jahren 10 bis 40 Dotis. Am Strande neben dem Marktplatz liegen die Dhaus der Araber, deren größte 48 Fuß lang ist. Der damalige Gouverneur der arabischen Colonie in Udschidschi war Muini Keri; er kannte Stanley von seiner ersten Expedition her und war höflich und gastfreundlich gegen ihn.

Am 11. Juni trat Stanley mit seinem zusammengesetzten Segelboote die Umschiffung des Sees an, mit dem Hauptzwecke, den wirklichen Abfluß desselben zu suchen, sowie den zwei Jahre vorher von Cameron entdeckten angeblichen Lukuga-Abfluß zu erforschen. Er wurde von dem Steuermann Uledi und seinen zehn Bootleuten sowie zwei Gewehrträgern und zwei Führern begleitet; von letzteren hatte einer ihn bereits im Jahre 1871 mit Livingstone nach dem Nordende des Sees begleitet, während der andere 1874 Cameron geführt hatte. Auch eine schwere arabische Dhau fuhr als Begleitschiff mit, so daß Stanley im Ganzen 40 Mann bei sich hatte.

Wir können Stanley's Schilderung seiner Umschiffung des Tanganika (dessen Namen er von den Kidschidschi-Worten: Kitanga „ein Teich oder kleiner See", und Nika „eine Ebene" herleitet, also „der ebenenartige See") um so kürzer behandeln, als den Lesern des „Globus" diejenige des Lieutenant Cameron bekannt ist (vergl. „Globus" XXXI, S. 340 ff., 353 f.) und beide Forschungsreisende zum Theil denselben Cours verfolgten.

Wie sein Vorgänger fuhr Stanley zuerst am Ostufer

[1]) Vergl. S. 369 des vorigen Bandes.

entlang nach Süden; am nächsten Tage lief das Boot in die 600 Yards breite Mündung des Malagarazi-Flusses, des größten in den Tanganika mündenden Stromes, ein, dessen trübe, braune Fluthen das Seewasser auf weite Entfernung hin färben; der Strom verengt sich bald auf 200 und 5 Miles von der Mündung auf 150 Yards Breite, doch ergaben mehrere Lothungen über 50 Fuß Tiefe. Am folgenden Tage umsegelte Stanley das hohe Vorgebirge Kabogo; zwei Meilen von demselben entfernt fand er im See mit einer 1200 Fuß langen Lothleine keinen Grund.

Am 15. Juni landete er bei Urimba in der Nähe des Luwegeri-Delta, wo Wild sehr zahlreich war, so daß er zwei Zebras erlegte, deren Fleisch seine Leute in lange Streifen schnitten und auf hölzernen Rosten als Reiseproviant trockneten. Zwei Tage später passirte das Boot den 3000 Fuß hohen Kungwe-Berg, auf dessen höchsten Spitzen die letzten Familien des einst mächtigen Volkes von Kawendi sich zurückgezogen haben. Südlich von diesem Gebirge bildet die Küste eine hohe Bergkette, durch deren steile Schluchten zahlreiche Wasserfälle zum See herabstürzen. An der mit Papyrus und Rohr verwachsenen Mündung des Rugufu-Flusses zeigte der Führer, welcher zwei Jahre vorher Cameron begleitet hatte, ihren damaligen Lagerplatz am Ufer, der jetzt tief unter Wasser lag. Ueberhaupt fand Stanley überall, wie vor ihm auch schon Cameron, zahlreiche Anzeichen, daß der See seit Jahren in stetigem Steigen begriffen sei, oder wie die Eingeborenen sagen „das Land verschlinge!" Drei Palmen, die fünf Jahre vorher mitten auf dem Marktplatz von Udschidschi standen, waren jetzt schon gegen 100 Fuß weit im See draußen; zahlreiche frühere Inseln lagen jetzt tief unter Wasser, aus dem nur noch ihre höchsten Bäume hervorragten; ehemalige Landspitzen und Vorgebirge waren jetzt vom Festlande abgeschnitten und bildeten Eilande, und an zahlreichen Orten waren frühere Dörfer und bebaute Felder vom Wasser bedeckt, ja an einer Stelle fuhr das Boot über den Zaun eines Dorfes hinweg, von welchem der Kiel noch 3 Fuß entfernt blieb. Alle diese Umstände überzeugten zugleich Stanley, daß der See keinen genügenden Abfluß haben könne.

Eingeborener von Rua auf Besuch in Udschidschi.

Am 24. Juni erreichte er das Mpimbwe-Cap, eine Masse von Granitfelsen der sonderbarsten Form, Größe und Gestalt, welche merkwürdigerweise bis zu 100 Fuß Höhe über dem See deutliche Spuren von Wellenthätigkeit zeigten. In der Nähe derselben steht ein Baum, der vor wenigen Jahren auf dem Festlande war, jetzt in 9 Fuß tiefem Wasser. Von hier beginnt auf dem Festlande das Land Fipa, dessen ganze Küste eine fortgesetzte Reihe von Granitfelsen und Riesenblöcken bis zu Hausgröße bildet. Am 27. lagerte Stanley auf der kleinen, aber dicht bebauten Insel Msamba, deren zahlreiche Einwohner ein starkes, grobes Tuch aus der dortigen Baumwolle anfertigen. Nicht weit davon erheben sich bei einem Vorgebirge drei 50 bis 80 Fuß hohe, weithin sichtbare Felsensäulen, deren mittelste einer Memnonsstatue ähnlich sieht. Alle Eingeborenen waren freundlich und lieferten Lebensmittel in Masse; auch erlegte Stanley Büffel und Antilopen für seine Leute. Manche Dörfer waren sehr groß und von Pallisaden und Gräben umgeben. Der Zinga-Fluß bildet die Grenze zwischen Fipa und Urungu, welches das Südende des Sees umfaßt.

Am 3. Juli erreichte Stanley bei Ukituta das äußerste Südende des Tanganika, dessen Lage er auf 8° 47′ südl. Br. feststellte, und an welchem Cameron bekanntlich vorbeifuhr, eben so wie an vielen Bayen und Einbuchtungen, welche Stanley alle genau erforschte. Der kleine Bach Kapata mündet dort in einem dichten dunkeln Walde, dessen vorderste Baumreihen schon abgestorben im Wasser stehen. Das Land war unbewohnt; auf den höheren Terrassen wuchsen zahlreiche Borassus-Palmen und Myombo.

Jetzt führte die Fahrt am Westufer des Sees nach Norden weiter. Bei Mtombwa erheben sich drei seltsame Tafelberge zu 1200 Fuß Höhe über den See; sie bilden natürliche Thürme aus Basaltterrassen mit schmalen Streifen von Buschwerk. Der Aberglaube der Eingeborenen bevölkert sie mit zahlreichen Geistern. Die Küste geht dann in 200 Fuß hohe Klippen über.

Am 6. Juli lief das Boot in den 400 Yards breiten Rufuwu-Fluß ein; die dort vor neun Jahren von Livingstone gesehene 4 Miles breite Ebene, auf welcher damals

wilde Büffelheerden in riesigem Graswuchs weideten, bildet jetzt einen kleinen See voll hellblauer Lotosblumen! Die Bevölkerung des kleinen Bezirkes beträgt gegen 2000 Seelen. Am nächsten Tage wurden beide Boote durch einen heftigen Sturm getrennt, in welchem die Dhau ihr Steuer verlor. Im Norden der von Stanley benannten großen Cameron-Bayen hat ein Häuptling aus Unjamuesi eine Sklavenhändlercolonie am See gegründet. Obgleich die Küste steil, rauh und felsig ist, scheint doch das Land äußerst dicht bevölkert zu sein; denn selbst die Gipfel von 2500 Fuß hohen Bergen im Innern waren mit Dörfern und bebauten Feldern bedeckt. Am 12. Juli fuhr Stanley an dem sonderbaren Murumbi-Berg vorbei, dessen dichtbewaldete Abhänge und senkrechter Tafelgipfel sich 2000 Fuß über dem See erheben. Am 15. erreichte er die breite Mündung des Lukuga, den Cameron für den Abfluß des Sees hielt, und fuhr am nächsten Tage den erst 800 und nach einer Meile 400 bis 500 Yards breiten Fluß hinauf [1]). Zu Cameron's Zeit erstreckte sich eine niedrige Sandspitze mit einem schmalen Canal in der Mitte quer über die 2500 Yards breite Mündung; Stanley fand, daß bereits 2 bis 4 Fuß tiefes Wasser mit starker Brandungslinie diese Barre bedeckte. Das Wasser des Lukuga wird von seinen eisenhaltigen Ufern rothbraun gefärbt; auf beiden Seiten war alles stille Wasser in den Einbuchtungen mit Matete-Rohr, Papyrus und Schilf bewachsen, während in der Mitte die Breite des offenen Wassers zwischen 90 und 450 Yards wechselte.

Gegen 3 Miles von der Mündung erreichte das Boot eine dichte Barriere von hohem Papyrus in nur 7 bis 11 Fuß tiefem Wasser, welche den Strom von Ufer zu Ufer versperrte und die Weiterfahrt verhinderte. Eine Strömung war nicht vorhanden und höher hinauf schlossen schwarze

Der Berg Murumbi.

Schlammbänke mit dichtem Rohrwuchs in Tümpeln und Pfützen von stehendem Wasser das Flußbett vollkommen ab. Dieser halbfeste, verstopfte Theil des Lukuga, den die Eingeborenen Mitwansi nennen, hat gegen 3 Miles Länge; noch jetzt in seiner Mitte stehende, abgestorbene Tamarinden und Akazien beweisen, daß er noch vor Kurzem festes Land bildete. An seinem westlichen Ende beginnt das Wasser durchzusickern, um sich am Fuße der Kijandscha-Berge in einem gemeinsamen Bette zu sammeln und als Luindi-Fluß nach Westen zu fließen. Nach mehrtägigen gründlichen Untersuchungen und Forschungen erlangte Stanley die Erkenntniß, daß der Lukuga heutigen Tages noch nicht den Abfluß des Tanganika bilde, daß aber in wenigen Jahren die immer höher steigenden Gewässer des Sees das schwache Hinderniß des Mitwansi-Morastes, dessen Schlamm, Papyrus und Rohr das Flußbett versperren, hinwegfegen und dann durch den Luindi sich in den Lualaba, den Oberlauf des Congo, ergießen werden. Nach Stanley's Theorie bildete in früheren Zeiten die südliche größere Hälfte des Tanganika mit viel höherem Niveau als heute einen abgeschlossenen See, der durch den Lukuga abfloß; als dann durch eine ungeheuere vulcanische Katastrophe die jetzige Nordhälfte des Sees entstand, sank der Wasserspiegel in Folge seiner Vergrößerung beträchtlich und der Lukuga wurde trocken. Erst jetzt, wahrscheinlich nach Jahrhunderten, scheint der Zeitpunkt nahe gekommen, in welchem der von Hunderten von Flüssen gespeiste See sein altes Niveau erreichen wird, um dann den Ueberschuß seiner Gewässer durch das alte Abflußbett des Lukuga in großartigem Strome nach Westen in den Congo zu senden.

Am 21. Juli segelte Stanley an der Küste von Uguha nach Norden weiter; die dortigen Eingeborenen sowie diejenigen des westlichern Uhjeja und Ubudschwe zeichnen sich durch ihre sonderbaren Haartrachten aus. Der „Chignon" ist sehr beliebt und wird mit eisernen und geschnitzten Holznadeln befestigt. Zur Gala gehört ein Halbkreis von feingeflochtenem Haar über der Stirn, welche, wie auch die Ohren, mit Oker roth angemalt wird; das übrige Haar wird fest über den Hinterkopf gezogen und mit einem flachen, kreuzförmigen Brett bedeckt und befestigt. Oft wird auch der Kopf mit einer Mütze aus geflochtenem Grastuch mit Troddeln zum Schutz gegen Staub bedeckt und eine kleine hölzerne Ruhebank für den Kopf im Gürtel getragen.

Auf der kleinen Kasenge-Insel, welche Stanley am 21. Juli erreichte, wachsen viele von den arabischen Händlern eingeführte Fruchtbäume, da jene seit langer Zeit dort

[1]) Vergl. die Karte desselben „Globus" XXXI, S. 278.

Frau aus Uguha. Eingeborene von Uhiexa, Ubudschwé und Uguha.

ansässig sind. Von hier kehrte Cameron seiner Zeit nach Udschidschi zurück, aber Stanley setzte die Fahrt nach Norden am Ufer des großen Landes Goma mit seinem hohen Alpengebirge, dem höchsten am Tanganika, seinen ungeheuren Wäldern mit Riesenbäumen, steilen Abhängen und dunkelen Schluchten und Thälern mit zahlreichen Gießbächen, Wasserfällen und Katarakten fort. Die Ränder der Buchten und Bayen sind von grünem Wasserrohr eingefaßt, in welches zahllose kleine Vögel mit gelber Brust ihre Nester gebaut haben.

Am 24. Juli passirte das Boot bei heftigem Winde und hohen Wellen das 3000 Fuß hohe Misossi-Vorgebirge und entging nur mit knapper Noth den scharfen Felsen des Cap Mdanga. Es umschiffte dann die 27 Miles lange Halbinsel Ubwari, die bisher für eine Insel gehalten wurde, aber in Wirklichkeit durch eine 7 (Miles) breite und gegen 200 Fuß hohe grasbewachsene Landenge mit dem Festlande zusammenhängt. Die tiefe Bucht zwischen letzterm und der Halbinsel benannte Stanley nach dem Entdecker des Tanganika Burton-Golf. Die Eingeborenen von Ubwari sind ein fleißiges Volk, das große Quantitäten von Cassava oder Maniokwurzeln sowie Hirse anbaut; die Eingeborenen von Masansi auf dem Festlande zeigten dagegen zum ersten Male feindliche Gesinnung; doch vermied Stanley einen Zusammenstoß. Am 28. Juli erreichte er die Mündung des Luwumbu-Flusses, den er bereits im Jahre 1871 mit Livingstone von Norden her erreicht hatte. Er hatte somit die vollständige Umschiffung des Tanganika und die Erforschung seiner 930 Miles langen Küstenlinie vollendet, wobei er die Gesammtlänge des Sees auf 329 geogr. Miles feststellte.

Eingeborene von Ubudschwé.

Eingeborener von Uhjeja.

Ein Mhjeja aus Uhombo (von hinten gesehen).

Am 29. Juli fuhr er quer über den See nach dem Ostufer hinüber; in der Mitte lothete er mehrmals mit 1280 Fuß langer Leine, ohne Boden zu finden. Am 31. Juli nach einer über 800 Miles langen Seefahrt und 51tägiger Abwesenheit fuhr er wieder in den Hafen von Udschidschi ein.

Hier erwarteten ihn schlechte Nachrichten: die Pocken waren ausgebrochen und forderten täglich 50 bis 75 Opfer aus der kleinen Bevölkerung. Auch von Stanley's Leuten, obgleich er sie vor Antritt der Reise geimpft hatte, waren bereits fünf Wanguana gestorben. Es war also absolut nothwendig, den Ort zu verlassen, um der Pest zu entgehen, und den Weitermarsch nach Westen anzutreten; aber bis zum 25. August wurde Stanley durch heftige Fieberanfälle zurückgehalten, und als endlich am Morgen Horn und Trommel zum Abmarsch riefen, fand er, daß von seinen 170 Leuten 38 Mann desertirt und die Uebrigen durch die Furcht vor den Menschenfressern von Manjuema gänzlich demoralisirt waren. Er ließ die unzuverlässigsten unter Bewachung in die Canoes bringen und zog mit den Uebrigen, von denen er nur 30 Mann mit Gewehren betraute, zu Lande nach dem Kabogo-Cap. Von hier wurde die ganze Expedition auf der gewöhnlichen Ueberfahrtsstelle der Araber bei der Kasenge-Insel nach der Westküste des Sees übergesetzt und bei Mtowa in Uguha gelagert, wo die Handelsstraße der arabischen Karawanen nach Njangwe am Lualaba ihren Anfang nimmt. Noch immer fanden Desertionen statt, darunter selbst diejenige des Knaben Kalulu, den Stanley von seiner ersten Expedition nach Europa mitgenommen und erzogen hatte; doch wurde er sowie einige Andere wieder eingefangen. Als Stanley am 14. Sept. das Ufer des Tanganika verließ und seinen Marsch nach Westen antrat, bestand seine Expedition noch aus 134 Seelen.

Am dritten Tage wurde der gegen 800 Fuß über dem See gelegene Höhenzug mit schwach bewaldeten Thälern voller Büffelheerden gekreuzt, welcher die Wasserscheide zwischen dem Tanganika und den Nebenflüssen des Lualaba bildet, worauf die Expedition in das Land Ubudschwe einzog, dessen Wälder sich durch eine große Anzahl von Fruchtbäumen auszeichnen, darunter der Masuku, Mbembu (Holzapfel), Singwe (wilde afrikanische Pflaume), Matonga (Nux vomica), Flaschenbaum u. s. w.; auch Honig war reichlich vorhanden. Die Eingeborenen sind freundlich und friedfertig und scheinen in der Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit ihrer Haartrachten alle anderen Völker Afrikas zu übertreffen. Sie schnitzen Holzfiguren, die sie in ihren Dörfern aufstellen, und verzieren auch ihre Hausthüren oft mit gesichtähnlichen Schnitzereien. Ihre rothgemalten Gefäße und Becken aus leichtem Holze sind von ausgezeichneter Arbeit. Bei Lambo fließt eine heiße Quelle zwischen Speergras und Zwergpapyrus; sie hat 115° F. Wärme und enthält eine starke Eisenlösung.

Das nächste Land ist Uhjeja, dessen Volk eine viel niedrigere Culturstufe einnimmt als seine Nachbarn. Sie bemalen sich mit rothem Ocker und schwarzer Farbe und formen aus schwarzer Erde eine runde Tafel, welche sie sich als Schmuck hinten am Kopf befestigen. Ihre Oberzähne sind spitz gefeilt, doch leugnen sie jede Vorliebe für Menschenfleisch ab, obgleich sie jedes Fleisch, außer demjenigen des Hundes, essen. In dem kleinen Thale von Uwinza bezeugten zahlreiche zerstörte Dörfer den Durchzug von Sklavenhändlern; das fruchtbare, wohlbewässerte Uhombothal zeichnete sich durch seine Wälder von Guinea-Palmen aus. Die dortigen Dörfer bestanden aus einem Kreise von kuppelförmigen Grashütten mit sehr niedrigen Thüren, in dessen Mitte mehrere Feigenbäume stehen. Die Eingeborenen, obgleich abschreckend häßlich und niedrigstehend, waren sehr freundlich und brachten viele Lebensmittel herbei, wie Ziegen, Hühner, süße Kartoffeln, Erbsen, Bohnen, Nüsse, Zuckerrohr, Palmbutter, Maniok, Hirse und anderes Getreide, Ba-

nanen und Palmwein. Alle Gewässer strömten nach Westen in den Luama, einen Nebenfluß des Lualaba.

Am 5. October zog die Expedition bei dem 4000 Fuß über dem Meere gelegenen Grenzdorfe Nibariba in das große Land Manjuema ein, das sich westwärts bis an den Lualaba erstreckt. Bemerkenswerth ist, daß von hier an die Bauart der Hütten sich verändert, und statt der bisherigen runden Kuppelform die viereckige Hütte mit schrägem Giebeldache erscheint und bis zum Atlantischen Ocean das Feld behauptet. Auch die mageren, kurzbeinigen Ziegen werden durch die großen Manjuema-Ziegen mit langen Beinen und großen Eutern ersetzt; graue Papageien mit rothen Schwänzen beginnen zahlreich zu werden, und in den Wäldern ertönt zum ersten Male das heisere Gebrüll der scheuen und wilden „Soko" (Gorilla oder Schimpanse). Seit dem Ueberschreiten der Wasserscheide zwischen dem Tanganika und dem Quellgebiet des Lualaba hat die Vegetation der durchzogenen Länder in Folge der größern Feuchtigkeit und der unzähligen Gewässer stetig zugenommen, um in Manjuema den Höhepunkt ihrer Ueppigkeit und Mannigfaltigkeit, aber zugleich auch Furchtbarkeit zu erreichen, denn dort sind alle Gräser spitz und scharf und verwunden wie Nadeln und Messer, die Rohre sind zäh und hoch wie Bambus, die Lianen und Schlingpflanzen so dick und lang wie Ankertaue, die Dornen gleichen Stahlhaken und die Bäume schießen zu 100 Fuß Höhe empor.

Am 6. October erreichte Stanley den Ort Ka-Bambarre, dessen Häuptling und Einwohner sich an Livingstone erinnerten und nach ihm fragten, da derselbe sechs Jahre vorher durch Fußgeschwüre viele Monate dort zurückgehalten worden war. Die Eingeborenen zeigten den wahren äthiopischen Negertypus, fast gleich dem der edleren Waganda

Ein Dorf im südöstlichen Manjuema.

und weit über demjenigen der Barbaren von Uhombo. Der Häuptling war in ein 24 Yards langes Grastuch gekleidet, das in doppelten Falten seinen Leib umgab und mit Troddeln und Fransen verziert war. Er war schwarz, weiß und gelb angemalt und trug einen Kopfschmuck von Hahnenfedern sowie einen scepterartigen Stab.

Nachdem Stanley gegen zwanzig Dörfer und mehrere Tausende Eingeborene von Manjuema gesehen, schildert er einige ihrer bemerkenswerthen Eigenthümlichkeiten. Als Waffen tragen sie ein kurzes Schwert mit hölzerner Scheide, welche mit kleinen Glocken aus Messing und Eisen behängt ist, einen leichten, schön gearbeiteten Speer und einen Holzschild von der Größe einer Hausthüre. Ihre Kleidung besteht aus einem schmalen Schurz von Antilopenfell oder feinem Grastuch. Ihr Haar und ihre Bärte verzieren sie nach ihrem Geschmack mit Knöpfen, Kegeln und Knoten von Lehm; manche tragen Halbmonde, Hörner und selbst Kronen von Schlamm und Erde auf den Köpfen. Die Frauen verarbeiten ihr sehr dichtes, langes Haar mit Einlagen von leichtem Rohr zu einem hutartigen Kopfschmuck und lassen das Hinterhaar in Locken auf den Rücken hängen. Sie scheinen alle Arbeit zu thun und gehen zu jeder Tageszeit mit großen Flechtkörben auf den Fischfang oder kehren mit Holzladungen zurück, die an der Stirn vorgeschnallt werden.

Ihre Dörfer bestehen aus ein oder zwei Straßen von 100 bis 150 Fuß Breite, an welchen die niedrigen viereckigen Hütten in ziemlich geraden Reihen stehen. Am Ende einer dieser Straßen steht das Versammlungshaus; in der Mitte befindet sich die Dorfmühle, d. h. eine Plateforme aus Lehm mit einem schweren Baumstamm, in welchem eine Anzahl Tröge ausgehöhlt sind, so daß mehrere Weiber zu

Eingeborene von Manjnema.

gleicher Zeit Getreide darin stampfen können. Die Hütten sind im Innern in mehrere Räume getheilt und werden leicht rein gehalten, da der Boden aus gestampftem Lehm besteht. Das Hausgeräth bilden Körbe, irdene Töpfe, geflochtene Teller und Schilde, Speere, Messer und Schwerter. Der Pisang wächst im Ueberfluß, die Guinea-Palme liefert Oel und Wein, die Flüsse Fische und die Gärten Kassava, Erdnüsse und Mais. Die Eingeborenen sind deshalb ziemlich gastfrei und erlauben Fremden den Zutritt zu ihren Hütten. Die Häuptlinge besitzen wenig Macht, lieben aber Ceremonien und sind stets von einem Trommler begleitet.

Am 11. October überschritt die Expedition den 200 Yards breiten und 8 Fuß tiefen Luama. Von hier gingen Stanley's Vorgänger, Livingstone und Cameron, nach Westen weiter; er selbst beschloß aber, den Fluß hinab bis zu seiner Mündung in den Lualaba zu ziehen. Das Luama-Thal ist gegen 20 Miles breit mit schlechtem Boden voller gelber Quarzfelsen, während die Bergrücken aus großen Granitmassen bestehen. Die Eingeborenen waren sehr schüchtern, aber freundlich und trugen freiwillig Lasten. Stanley's Reitesel und besonders ihr Geschrei erregten großes Aufsehen und Bewunderung bei den Eingeborenen, die in Schaaren mitgingen, um die wunderbaren Thiere zu betrachten. Die Kornkammern der Eingeborenen bestanden aus einer Anzahl von hohen Stangen, je 10 Fuß von einander aufgestellt, zwischen denen etwa ein Dutzend Lianen ausgespannt werden; an diese werden die Maiskolben neben einander aufgehängt. Jeder erschlagene Mann liefert den Waldkannibalen von Manjuema ein Festmahl.

Am 13. erreichte Stanley Kabungwe, wo er zum ersten Male 8 bis 10 Fuß lange Speere ganz aus Holz mit im Feuer gehärteter Spitze bemerkte, von denen jeder Krieger, außer seinem großen Schilde, ein Bündel bei sich führte. Die Münze in ganz Manjuema besteht aus Kauri-Muscheln, von welchen jeder Wanguana sechs Stück als tägliches Rationsgeld erhielt. Ein Huhn kostete drei Kauris, für zwei derselben erhielt man zehn Maiskolben. Ein dort vorkommendes Lorbeerholz verursacht im Feuer einen unerträglichen Gestank. Das Land ist äußerst dicht bevölkert, doch sind die Eingeborenen ruhig und friedfertig.

Am 16. October zog die Expedition in Mpungu, dem östlichsten Dorf des Bezirkes Uzura, ein. Kitete, sein Häuptling (s. die Abbildung desselben in Nro. 7), zeichnete sich durch seinen geflochtenen Bart von 20 Zoll Länge aus, dessen Ende mit einer Anzahl blauer Glasperlen verziert war; sein Scepter war eine schwere im Feuer gehärtete Keule. Auch sein Bruder und einige Andere hatten Bärte von 3, 4 und 6 Zoll Länge.

Das Luama-Thal besteht in Uzura aus grasbewachsenen Dünen, welche eine weite Aussicht gestatten. Am 17. October erblickte Stanley plötzlich von der Höhe eines kleinen Hügels die Einmündung des Luama in den majestätischen Lualaba; dieser, ein hellgrauer Strom von 1400 Yards Breite, kam langsam in Windungen aus Südost hergeströmt. In seiner Mitte lagen mehrere kleine Inseln mit grünem Schilf und Bäumen. Stanley vergleicht das Aussehen des Stromes dort mit dem des Mississippi oberhalb seiner Vereinigung mit den braunen Gewässern des Missouri.

Mit lauten Freudenrufen begrüßten die Mitglieder der Expedition den majestätischen Strom und eine stille Begeisterung erfüllte bei seinem Anblicke Stanley's Seele. Das große Geheimniß, welches seit Jahrhunderten der Welt verborgen geblieben, lag vor ihm und harrte der Lösung. Wohin wälzte der gewaltige Strom seine ungeheure Wassermasse? Unter den schrecklichsten Gefahren, mit fast übermenschlichen Anstrengungen sollte Stanley dieses Räthsel erfolgreich lösen.

Die plastische Gliederung Europas.

Von Dr. **Otto Krümmel**, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

II.

Während die bisher betrachteten Erhebungen durch einen geradlinigen Verlauf ihrer Kämme ausgezeichnet waren, darf dieses Merkmal unter den drei Hochgebirgen Europas nur dem Kaukasus und den Pyrenäen zugeschrieben werden, nicht aber den Alpen.

In einer seiner glänzendsten Arbeiten hat Eduard Sueß neuerdings gezeigt [1]), daß zum Alpensystem geotektonisch mehr gehört als das herrliche, schnee- und eisgekrönte Hochgebirgsland zwischen Nizza und Wien, daß vielmehr noch das Juragebirge, die Karpathen, das ungarische Mittelgebirge und auch die croatisch-slavonischen Höhenzüge ihrem Baue nach als eine Fortsetzung oder Abgliederung der Alpen zu betrachten seien. Er weist auch überzeugend nach, daß die Apenninen gleichfalls als dem Alpensystem nahe verwandt zu betrachten sind.

Umgrenzt wird das Alpensystem im Sinne von Sueß durch eine Reihe älterer Schollen von altkrystallinischen Schiefern, Graniten und Gneißen, an denen die Kräfte, denen die Alpen ihr Aufsteigen verdanken, sich stauten. So liegt gegenüber den Meeralpen das Massiv der Maurienne und der Hyerischen Inseln; dem ganzen Westflügel das Centralplateau von Frankreich, dessen südöstlichen Steilabfall die Schulgeographie nach Cäsar's Vorgange Cevennen genannt hat; dem Jura gegenüber das kleine Gneißgebirge der Serre nordöstlich von Dôle, welches übrigens nur auf guten geologischen Karten dargestellt wird; ferner die Granitmassen des Wasgen- und Schwarzwalds; weiterhin gegenüber dem östlichen Flügel der Alpen die gewaltige böhmische Gneiß- und Granitscholle und endlich im fernsten Osten die podolische Granitplatte.

Die Alpen sind nach Sueß kein einfaches, sondern ein polygenetisches Gebirge, das aus mehreren an einander geschobenen Streifen zusammengewachsen ist. Die frühere Vorstellung ließ die Alpen als ein symmetrisches Gebilde erscheinen: im Querschnitt lehnten sich an die Flanken des krystallinischen Kerns in gleicher Neigung und als gleichwerthige Nebenzonen die „nördlichen" und die „südlichen Kalkalpen". Diese Auffassung, bereits in Cours gesetzt, als man den innern Bau der Alpen nur ungenügend überschaute,

---

[1]) Eduard Sueß, Die Entstehung der Alpen. Wien 1875. 168 S. 8.

entsprang einer gegenwärtig veralteten geologischen Theorie, welche alle Gebirge von unten her durch Empordringen feuerflüssiger Massen aufgerichtet werden ließ; jene krystallinischen Gesteine traten „activ“ auf und drängten die „passiven“ Sedimentschichten aus einander. Heutzutage aber erblickt man in einer Verwerfung oder Spaltenbildung die Vorbedingung einer Eruption feuerflüssiger Massen. Neuere Untersuchungen nun haben in der evidentesten Weise gezeigt, daß die vorliegende Schichtenstellung auf dem Nord- und Südabhange der Alpen keinerlei Symmetrie zeige, daß sie sich nicht erklären lasse durch vertical oder radial von unten kommende Stöße, sondern allein durch horizontalen oder tangentialen Schub, welcher immer aus dem Innern der alpinen Gebirgsbögen nach außen gerichtet gewesen sei: also bei der Westhälfte der Alpen aus Südosten, bei der Osthälfte aus Süden, bei den östlichen Karpathen aus Südwesten. Es haben also nach Eduard Sueß' Ausdruck die Alpen und ihre östlichen Abgliederungen eine auf der Karte convex erscheinende Außenseite und eine concave Innenseite.

Die äußere Seite charakterisirt sich durch parallele Faltungen, Ueberkippungen und Ueberschiebungen, welche im Relief überall eine wunderbare Regelmäßigkeit der Kettenbildung zur Folge haben und ein Resultat des Widerstandes sind, den die älteren krystallinischen Schollen dem wagrechten Stoße entgegensetzten. In den bayerischen und Salzburger Alpen sieht man dieselben parallel einherziehenden und in wohlgeordneten Fluchten am Horizont sich verlierenden Kalkklippen, welche auch am Außenrande der Karpathen und der Apenninen wiederkehren.

Die innere Seite aber der Alpen ist ausgezeichnet durch großartige und zahlreiche Verwerfungen, Risse und Spalten, in welchen ältere und jüngere Eruptivgesteine emporgedrungen sind; diese treten am Luganer See oder bei Botzen ebenso typisch auf wie am Innenrande der Karpathen in der Marmarosch oder im östlichen Siebenbürgen an der Hargitta. So gestört ist die Schichtenfolge der Sedimente hier in den Alpen, daß westlich vom Langensee die innere „Kalkalpenzone“ völlig unter die lombardische Ebene abgesunken ist. Für den Westflügel der Alpen gilt also irgend welche Symmetrie des Baues ganz und gar nicht. In gleicher Weise gestört ist die innere Seite der Apenninen, wo an den zahlreichen Sprüngen und Spalten entlang heiße Quellen, oder vorhistorische und noch thätige Vulcane, oder auch, wie an der calabrischen Westküste, Zonen großartiger Erderschütterungen auftreten — wie ein Wahrzeichen noch andauernder Dislocationen.

Diese Vorstellungen, die wir hier nur andeutungsweise reproduciren können, gewähren uns eine erwünschte Hülfe zur Lösung eines alten Problemes der Geographie — der Alpeneintheilung. Schon Carl von Sonklar hat sie auf geologischer Grundlage versucht, wobei er jedoch richtigerweise in allen Fällen da, wo die Plastik mit der Geologie in Conflict geräth, der ersteren den Vorzug gegeben hat. Jede orographische Eintheilung muß ganz gewiß in erster Linie sich richten nach den Niederungen, Thälern, Seen und Gebirgspässen. Carl von Sonklar nun hat zum ersten Mal eine longitudinale Eintheilung der Alpen vorgeschlagen, indem er auf Grund der großartigen Längenthalbildungen, durch welche die Alpen vor allen anderen Hochgebirgen ausgezeichnet sind, eine Zone der Nordalpen, der Centralalpen und der Südalpen unterschied. Hierbei entsprechen die ersteren ungefähr den nördlichen „Kalkalpen“, die letzteren den südlichen, während seine „Centralalpen“ „hauptsächlich, d. h. nicht ausschließlich, aus den Gesteinen der Urformation zusammengesetzt“ sind [1]).

[1]) In „Petermann's Mittheilungen“ 1870, S. 317.

In der That sind die Alpen ganz besonders ausgezeichnet durch Längenthäler ersten Ranges. Schwach ausgeprägt in dem französischen Westflügel der Alpen, treten sie vorzugsweise im östlichen Theil in klarster Form auf. Während im äußersten Westen vielleicht schon das Thal des Drac von St. Bonnet bis Grenoble, mit seiner Fortsetzung an der Isère und Arly bis in das Thal Chamounix hinauf, der Achse des Hochgebirges parallel verläuft, wird ein classisches Längenthal doch erst am obern Rhoneeinschnitt bemerkbar. Es verläuft dieses von Martigny über den Furka, das Urserenthal, den Oberalppaß zum Vorderrhein und diesen entlang bis Chur, wo der Rhätikon es unterbricht. Alsdann nimmt das Paznaunerthal diese Längenrichtung wieder auf, welche der Inn von Landeck bis zur Einmündung des Zillerthales fortsetzt. Hieran schließt sich das Salzachthal (das Pinzgau) bis St. Johann und Wagrein, und als klare Weiterführung das Oberennsthal bis Hieflau. Minder deutlich schließt sich hieran das Salzathal. Diese Linie, welche mit einigen Ausnahmen (wie am Berner Oberland) auch der Grenze zwischen den archäischen und sedimentären Schichten entspricht, sondert also eine äußere Nebenzone der Alpen ab.

Am Südabhange oder richtiger an der innern Seite zeigen sich die Längenthäler besonders gut entwickelt in den Ostalpen. Hier löst sich das Hochgebirge beinahe in die Einzelglieder, aus denen es zusammengeschoben ist, wieder auf. Als Längenthal ersten Ranges ist das Pusterthal ausgeprägt, welches die Drau nach Osten und von einer kaum merklichen Wasserscheide zwischen Innichen und Toblach die Rienz gegen Westen entsendet. Parallel hiermit zeigen die Karten als Längenthäler zweiten Ranges das Teffereggen und Iselthal, sowie das bedeutendere Mur- und Mürzthal, welche bei Bruck zusammenstoßen. Südlich von der Drau aber bildet das Gailthal bis Villach eine deutliche Parallele. Für uns ist wichtig allein nur das Pusterthal. Schwierigkeiten in der Auffindung von Längenthälern begegnen wir im Westen von Brixen. Hier wäre vielleicht das Thal der Etsch von Meran bis Glurns, welches v. Sonklar hervorhebt, und parallel damit das Val di Sol oder Sulzbergerthal aufzuzählen. Deutlicher longitudinal tritt wieder der obere Oglio und das Veltlin auf, mit einer weniger klaren Westverlängerung über den Comer- und Luganersee und das Thal von Tresa zum Langensee. Hier aber hört mit allen Sedimentärgesteinen auch alle longitudinale Gliederung auf. Also treffen auch auf dieser südlichen Seite die Längenthäler im Allgemeinen mit der Grenze der sedimentären und altkrystallinischen Gesteine zusammen.

Diese von Sonklar zuerst versuchte longitudinale Eintheilung ist also sicherlich von einer gewissen Naturwahrheit. Nur würden wir, den neuen geologischen Anschauungen Rechnung tragend, folgende Aenderung der Nomenclatur empfehlen.

Statt Nordalpen sagen wir „Aeußere Voralpen“, welcher Ausdruck auch für den Westflügel eher anwendbar ist als der erstere. Zu den „äußeren Voralpen“ zählen wir auch den Schweizer Jura, der sich zwischen dem Fort de l'Ecluze unterhalb Genf bis zum Knie der Rhone bei St. Genix deutlich von den französischen Voralpen abgliedert; ferner seine geognostische Fortsetzung, den schwäbischen Jura, der uns wie die letzte alpine Hebungswelle erscheint, welche in dem weiten freien Raume zwischen den Granitschollen des Schwarzwaldes und des Bayerwaldes ungehindert ausklingen konnte.

Zweitens sprechen wir die Südalpen Sonklar's als „Innere Voralpen“ an. Statt der Centralalpen, welche eine Verwechselung mit den ganz anders aufgefaßten „Mittelalpen“ der älteren Eintheilungen in gefährliche Nähe legen,

würden wir vorschlagen „Hauptalpen“ zu sagen, wenn dieser Ausdruck nicht hypsometrischen Bedenken begegnen dürfte. Passender würde schon „Kernalpen“ dafür erscheinen, wenn man nicht die „Uralpen“ des alten Ebel wieder aufleben lassen will. Wir sind geneigt, den zweiten Ausdruck zu bevorzugen. Die von den älteren Geographen allein ausgeführte transversale Eintheilung auf Grund von Querthälern wird für die Detailabgrenzung der einzelnen kleineren Alpengruppen sich stets fruchtbar erweisen; sie aber zu einer Zergliederung der Alpen im Großen zu benutzen ist eben so naturwidrig, als wenn man eine Tricolore in ein linkes, mittleres und rechtes Drittel zerstückeln wollte, statt sie einfach in einen schwarzen, weißen und rothen Streifen zu theilen. Oder wollte jemand in Abrede stellen, daß jene drei Längenzonen der Alpen, geotektonisch betrachtet, so gründlich von einander verschieden sind wie Schwarz und Weiß und Roth? Auf eine Detaileintheilung der Alpen näher einzugehen, liegt hier inmitten allgemein gehaltener Betrachtungen über die plastische Gliederung Europas keine Veranlassung vor; dieses ist Aufgabe der speciellen Länderbeschreibung.

Nicht bloß eine seltene Zierde der Gebirgswelt, sondern auch ein charakteristisches Merkmal der Alpen sind ihre Seen. Als äußerste Vorposten im Westen zeigen die Karten die Seen von Annécy und Chatillon, reichlich treten sie erst auf in der Schweiz zwischen dem Genfer- und dem Bodensee. Zahlreich erscheinen sie dann wieder in den oberbayerischen und Salzburger Alpen. Wie hier an der Außenseite so finden wir sie auch am innern Abhange in der herrlichen lombardischen Seenreihe vom Lago maggiore bis zum Gardasee. Ganz peripherisch und kaum noch als alpine Wasserbecken anzuerkennen erscheinen hiergegen die Klagenfurter Seen und, sicherlich außeralpin, noch weiter östlich der Balaton und der Neusiedlersee. Wir finden sie also nur in den Voralpen an wenigen Stellen, nirgends im ganzen West- und Ostflügel oder in den Kernalpen; was hier an Wasserbecken vorkommt sind winzige und unbedeutende Weiher im Vergleiche zu den Schweizer oder lombardischen Binnenmeeren.

Diese ungleichmäßige Vertheilung erregt noch mehr unsere Verwunderung, wenn wir bedenken, daß weder die Pyrenäen noch der Kaukasus sich solcher Alpenseen erfreuen. Sie mangeln auch dem Himalaya — nur im Thale von Kaschmir treten sie hier auf in einem obendrein wenig großartigen Theile des Gebirges. Einzig die californische Sierra Nevada darf sich derselben landschaftlichen Zierde rühmen, wie unsere Alpen. Die weitgereisten englischen Geologen haben sich zuerst eifrig bemüht, die Ursache dieser ungleichen Begabung der Hochgebirge zu ergründen [1]). „Wilde geologische Träumereien wurden über den Ursprung dieser Seenbecken veröffentlicht und vor Allem an die Eiszeit und ihre Gletscher ganz unbillige Zumuthungen gestellt, nämlich das Auspflügen jener Becken verschuldet zu haben, die auf italienischem Gebiete nicht nur bis, sondern noch um 300 Meter und mehr unter den Meeresspiegel herabreichen. Ueber den Bau dieser Becken, die theilweise in hohlen Terrainfalten oder Mulden, theils in senkrechten Klüften, theils in den tiefen Stellen ausgewaschener Felsmassen liegen, hat Desor uns den besten Aufschluß gegeben [2]). Doch beantwortet er nicht die Frage, warum in anderen Gebirgen, denen doch weder die Mulden, noch Spalten (Clusen), noch Comben fehlen, keine Seen sich finden. Und doch läßt sich der Sachverhalt nicht schwer erklären.

„Die Seen, aus denen uns das Spiegelbild der Gebirge entgegentritt, gehören zu seinen vergänglichsten Reizen. Mögen sie völlig abgeschlossen liegen oder von einem Fluß durchzogen werden, jedes Wasser, was ihnen zu- oder durch sie

Mulde Cluse Combe

hindurchrinnt, jedes Gewitter und schmelzende Schneefeld führt Sand und Schutt in ihr Becken und jeden Tag vermindert sich, wenn auch unmerklich, der Rauminhalt dieser Gefäße. Portus Valesiae lag zur Römerzeit noch am Genfer See, jetzt liegt Port Valais schon eine Wegstunde landeinwärts [1]). Schritte die Ausfüllung jenes Beckens in gleichem Tempo fort, so würde die Trockenlegung des Genfer Sees in 70 000 Jahren vollendet sein. Ein solcher Zeitraum erscheint dem Laien wohl unfaßlich groß, allein die neuere Geologie hat uns an weit gewaltigere Ziffern gewöhnt. Daß am Fuße der Alpen sehr viele Seen in historischen Zeiten verschwunden sind, bezeugen uns viele bayerische Ortsnamen. Die schwäbischen Torfstiche und die Moose erzählen uns ebenfalls von früheren, seenreicheren Zeiten. Warum also die Alpen und der westliche Abhang der Felsengebirge noch Seen besitzen und warum sie in den Pyrenäen, im Kaukasus und im Himalaya fehlen, läßt sich nun leicht beantworten. Die Alpen und die Sierra Nevada haben noch nicht so viel Zeit gehabt, um alle jene Seen auszufüllen und in glatte Thalebenen zu verwandeln. Wir schließen also daraus, daß die Alpen später aufgestiegen sind als jene anderen Gebirge, weil sie ihre Jugendreize sich noch erhalten konnten. Selbst wenn auch der Himalaya sich in dem gleichen Weltalter wie unsere Alpen emporgehoben haben sollte, würden seine Gewässer viel rascher die Thalspalten ausgefüllt haben als die unserigen, weil die Monsunregen in der Hälfte der Zeit die dreifachen Quantitäten von meteorischen Niederschlägen auf das Hochgebirge ergießen. Der Himalaya mußte also rascher altern als die Alpen. Geologisch gesprochen sind also die Felsengebirge, der Himalaya und die Alpen jugendliche Erhebungen der Erdoberfläche, jünger jedenfalls als die Pyrenäen und der Kaukasus. Da nun die Gebirgsseen in unseren östlichen Alpen fehlen und am häufigsten auftreten in der Schweiz, so würde die Vermuthung berechtigt erscheinen, daß die nordwestlichen Alpen eine jüngere Erhebung als die Ostalpen seien. Und wirklich bestätigt auch die Geologie vollständig diese Annahme, denn die Hebung stand in den Ostalpen schon in der Pliocänperiode still, während in den westlichen Alpen noch pleistocäne Schichten aufgerichtet wurden.“

Doch ermangeln noch die Salzburger, oberbayerischen und italienischen Seen einer hinreichenden Erklärung. Von den ersteren zeigt uns ein Blick auf die Karte, daß sie nur von unbedeutenden Zuflüssen gespeist werden, die Thäler der großen Donaunebenflüsse aber, wie des Inn oder der Salzach, von Seenbildungen frei sind. Darum dürfen wir annehmen, daß diese wasser- und schuttreichen Ströme solche Becken längst ausgefüllt haben, ebenso wie der Rhein seine alte Seemulde oberhalb Chur. Sicherlich hat einst oberhalb des Passes Lueg die Salzach ein großes Wasserbecken gespeist. Wenn nun ferner der Westabfall der Seealpen und der venetianischen Alpen östlich von der Etsch der Seenbecken völlig entbehren, so glauben wir die Ursache davon vielleicht in den mächtigen Erosionsvorgängen suchen zu müssen, von denen jene Hochgebirgsregionen besonders betroffen werden. In den venetianischen Alpen liegt der Thalkessel von Tolmezzo, einer der regenreichsten Punkte des europäischen Festlandes,

[1]) Für das Folgende wurde zum Theil wörtlich angezogen: Oskar Peschel's Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Neue Folge. Leipzig 1878, S. 321 f.

[2]) E. Desor, Der Gebirgsbau der Alpen. Wiesbaden 1865, S. 128 f.

[1]) Lyell, Principles of Geology (12. ed.) I, p. 431.

und während es hier die kolossalen Wassermassen sind, welche die Thäler tief ausgefurcht, die Seen entleert haben, konnte in den französischen Alpen die periodische Vertheilung der Niederschläge und ihre Concentration auf wenige Tage mit furchtbaren Wolkenbrüchen Aehnliches erzielen. Wir brauchen nur an die Ueberschwemmungen der Durance und ihrer Nachbarflüsse zu erinnern, welche eine so traurige Berühmtheit erlangt haben.

Die lombardischen Seen und die Wasserflächen der oberbayerischen Randebene der Alpen haben zum Theil eine etwas andere Entstehung, welche sich wirklich auf die Eiszeit zurückführen läßt. Damals waren alle großen Thäler erfüllt mit gewaltigen Gletschern, deren Schrammen und Kritzen uns überall da noch erhalten sind, wo die Gesteine der Thalwände hart genug sind, sie zu conserviren. Die Gletscher, welche weit in die vorliegende Ebene hineinragten, haben großartige Endmoränen aufgeschüttet und verrathen durch diese halbmondförmig aufgetragenen Schutthügel noch heute ihre vormalige Anwesenheit. Innerhalb dieser Moränenwälle allein finden sich in Oberbayern noch Seenbildungen, außerhalb derselben aber auch nicht der kleinste Weiher [1]). Von den italienischen Seen ist der Lago di Garda ganz unzweifelhaft an seinem Südende durch Moränen abgeschlossen und auf diesen Schutthalden alter Gletscher wurden die Schlachten von Solferino und Custozza geschlagen. Ebenso sind die beiden kleinen Seen unterhalb Ivrea von alten halbmondförmigen Moränen, welche die Dora Baltea durchbrochen hat, eingeschlossen. Während die übrigen lombardischen Seen wohl als ehemalige Fjorde anzusprechen sind, erscheint die Entstehung der Klagenfurter Becken augenblicklich noch unklar.

[1]) Hauptmann Stark, Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins, IV, 1873, und C. W. Gümbel, Abriß der geognostischen Verhältnisse bei Miesbach ꝛc. München 1875, S. 21.

Die Gottesgerichte bei den Slaven.

Von **Fr. Hubad**, Gymnasiallehrer in Pettau.

II.

Von solchen Beweismitteln finden wir folgende Arten. Bei Verbrechen. a. Die Probe des heißen Wassers (pravo voda), an deren Stelle in späterer Zeit der Reinigungseid mit zwei oder drei Eideshelfern trat. b. Die Probe des glühenden Eisens (pravo železo), später ersetzt durch den Reinigungseid mit sechs Eideshelfern. c. Der Zweikampf (čechisch sědanie, russisch poedinok) mit Knütteln (kyj) oder mit Schwertern (s meči). Bei Rechtsstreitigkeiten finden wir die Probe des kalten Wassers oder den Wassergang, wofür manchmal auch das Looswerfen eintrat [1]). Man brauchte die Ordale nur dann, wenn keine andere Beweismittel vorhanden waren; da dabei das Leben in Gefahr kam, nannte man das Beweisverfahren auch „životem ličiti“.

Die Probe des heißen Wassers bestand im Kesselfange, die des kalten im Wassergange. Bei Rechtsstreitigkeiten wegen unbeweglicher Sachen mußte der Kläger durch einen Fluß schwimmen; drei Klafter hinter ihm schwamm der Geklagte. Sank der Kläger, so durfte der Geklagte umkehren und war freigesprochen; im entgegengesetzten Falle behauptete der Kläger sein Recht. Kamen beide ohne Schaden durchs Wasser, so war der Geklagte frei. Bekannt war auch das Wassertauchen; dabei mußte nach der Bestimmung des „Jus Conradi“ (§. 8) die Geistlichkeit den Vorgang leiten. Sind die Förmlichkeiten in den Quellen auch nicht angegeben, so werden dieselben von den in Deutschland üblichen doch kaum wesentlich verschieden gewesen sein.

Angewendet wurde die Wasserprobe beim Raube (lupež), der gewaltsamen Besitzergreifung fremder beweglicher Sachen, bei Verwüstung fremden Gutes und Bodens (plen oder plenénié), bei der Wegnahme der Feldfrüchte und des Zinses (vzebránié urokóv), bei widerrechtlicher Aufackerung des fremden Feldes (vzoránié dědiny) und bei widerrechtlichem Schlagen des Waldholzes (porúbanié lesa) [2]). Die decreta Brecislai I (§. 4) verordnen, daß das Gottesurtheil auch unter Eheleuten entscheiden sollte, wenn sich die Frau über ihren Mann beklagte „pari vice non amari, sed inclementer a viro suo affligi et profligari“; und nach §. 5 konnten leugnende Mörder der Feuer- oder der Wasserprobe unterzogen werden (ignito ferro sive adjurata aqua utrum culpabiles sint examinentur).

Als in späterer Zeit die Verfolgung der Hexen begann, gebrauchte man mit Vorliebe die Probe des kalten Wassers, um solche Verbündete des Teufels zu erkennen. Welche Ausbreitung dieses Gottesurtheil hatte, beweist am besten der Umstand, daß es in Europa sogar in diesem Jahrhunderte noch angewendet wurde. Nach dem Volksglauben der Herzegovzen und Bosnijaken können alte Frauen und Wittwen Zauberinnen sein (vještice). Diese verwandeln sich des Nachts in Schmetterlinge oder Hühner und fliegen um Mitternacht (u glubo doba noći) herum, wobei sie eigenthümlich leuchten; ihr Körper bleibt aber wie todt im Bette liegen. Man kann sich ihrer zwar leicht erwehren; man braucht solche Schmetterlinge nur zu fangen, ihnen die Flügel anzubrennen und sie mit den Worten: „Komme morgen um Salz!“ fliegen zu lassen; dann kommt am nächsten Tage die betreffende Frau um Salz zu bitten und kann daran leicht als Zauberin erkannt werden [1]). Doch führt dieses Mittel selten zum Ziele, da man solche Thiere gar zu leicht mit echten verwechselt.

Das Ungemach, welches solche Hexen anrichten, ist allerdings groß. Sie dringen, sagt man, in ihrer Verkleidung in die Häuser und stehlen besonders Kindern das Herz, um es zu essen. Mit einem Stäbchen schlagen sie auf die linke Brustwarze ihres Opfers; die Brust öffnet sich, sie reißen dem Schlafenden das Herz aus dem Leibe und verzehren es, worauf sich die Wunde wieder schließt, ohne eine Spur zu hinterlassen. Ein solches Kind stirbt entweder sogleich oder nach längerm Siechthum, je nachdem es ihm die Zauberin bestimmt hat. Außer diesen Greuelthaten schreibt ihnen der Aberglaube noch die Ursache mancher Kinderkrankheiten zu. Findet man den todt daliegenden Körper einer solchen Unholden und legt man denselben mit den Füßen dorthin, wo

[1]) Vergl. H. Jireček, Ueber Eigenthumsverletzungen und deren Rechtsnachfolgen nach dem altböhmischen Rechte. Wien 1855, S. 9 und 27; desselben Verfassers, Das Recht in Böhmen und Mähren, Prag, C. Bellmann, 1866, II, S. 132. Afanasjev a. a. O. II, 198 ff.

[2]) Jireček, Eigenthumsverletzungen, S. 27 f.

[1]) Vuk Stefanović Karagjić, zivot i obicaji p. 213.

früher der Kopf lag, so wacht sie nimmer auf und kann also keine Hexereien mehr treiben. Aber auch dieses Mittel wird nicht angewendet; das Volk glaubt nämlich, eine Hexe könne nicht mehr schaden, wenn sie einmal ihre Zauberei eingestanden; dann werde sie eine kräuterkundige Frau, welche den durch Zauberei Beschädigten Hülfe bringen könne.

Wenn daher früher in der Herzegovina unter den kleinen Kindern Krankheiten und große Sterblichkeit herrschten, versammelten sich nach Bogišić[1]) alle männlichen Dorfbewohner, welche das Gewehr tragen konnten, und der Ortsälteste sprach etwa folgendermaßen: Seht, ihr Brüder, die Spur der herzlosen Zauberinnen, Gott richte sie! Morgen früh führe jeder seine Frau oder Mutter, wie ich es mit der meinigen thun werde, zur Quelle (Cisterne, zum Fluß oder Teich), daß wir sie ins Wasser werfen, damit wir sehen, welche Hexen sind, und wir sie steinigen oder sie uns schwören, kein Unheil mehr anzurichten. Wollen wir es thun, Brüder? Alle antworteten einstimmig: Wir wollen es, gewiß! Am folgenden Morgen führte jeder die Seine an das Wasser, band ihr einen Strick um den Leib und warf sie dann ins Wasser. Diejenigen, welche untersanken, wurden schnell herausgezogen, sie waren keine Zauberinnen. Jene aber, welche oben schwammen, waren Hexen. Doch zur Strafe der Steinigung kam es nicht, man begnügte sich mit dem Schwure derselben, nicht mehr zaubern zu wollen.

Bogišić's Gewährsmann hörte noch als Kind in Risano, daß die Bewohner der Krivošije im Dorfe Unirini ihre Frauen ins Wasser warfen, um unter ihnen die Hexen herauszufinden.

Demselben Gewährsmanne erzählte der Bürger von Trebinje Luka Pištelja, daß im Jahre 1857 die Türken die Christen von Trebinje gezwungen hätten, ihre Weiber in die Trebischnica zu werfen, um zu erfahren, welche von ihnen Zauberinnen seien. Des Gewährsmannes selige Mutter Jana und dessen (1874) noch lebende Frau Mara seien untergesunken, sieben andere Frauen seien aber auf der Oberfläche des Wassers geblieben, weil sie mit den Füßen senkrecht auf das Wasser gefallen und ihnen dasselbe unter die Kleider gedrungen war und sie so schwimmend erhalten hatte. Die Türken hätten alle sieben steinigen wollen; mit Mühe hätten sie die Christen besänftigt, indem sie versprachen, den Igumen Jeffstatija Dučić aus dem Kloster Duži zu holen, damit die Angeklagten demselben beichteten und unter dem Petrachilion (= περιτραχήλιον = Stola) schwören, daß sie der Zauberei entsagten.

Ueberall in diesen Gegenden sind derlei Ordale jetzt gesetzlich verboten, sollen aber heimlich an manchen Orten noch geübt werden[2]).

Die Probe des glühenden Eisens bestand darin, daß der Geklagte entweder ein glühendes Eisenstück von bestimmtem Gewichte eine Strecke weit tragen, oder über glühende Eisenplatten (Pflugschare) mit bloßen Füßen gehen, oder zwei Finger der rechten Hand auf ein glühendes Eisen halten mußte, während er den Schwur, ohne zu stottern, fehlerlos nachsprach. Nach dem serbischen Gesetze hatte der Geklagte aus einem mit siedendem Wasser gefüllten Kessel, der vor der Kirche stand, ein glühendes Eisen zu holen und auf den Altar zu tragen.

Ein Beispiel für die Anwendung dieses Gottesurtheiles haben wir schon gehört; sonst wurde es noch besonders gegen Diebe angewendet[1]).

Der Diebstahl wurde überhaupt sehr strenge bestraft; erst in späterer Zeit wird er nach dem Rechtsbuche des Herrn von Rosenberg nur mit der Wasserprobe bedroht. Sonst war der auf frischer That ertappte Dieb dem Beschädigten ausgeliefert. Die „Pravda ruska" (§. 22) z. B. verfügt ausdrücklich: „Tödtet man den Dieb in der Vorrathskammer, beim Pferde, beim Rinde, so sei er erschlagen wie ein Hund"[2]). Ganz ähnlich heißt es im Gesetzbuche von Montenegro: „Kommt ein Räuber, während er auf Diebstahl ausgeht, um, oder wird er verwundet, so soll man von ihm nicht sprechen, da wir alle ausdrücklich gesagt haben, alles Land solle ihn so schlagen." Nur mußte der Beschädigte, welcher sich auf diese Weise Recht verschafft hatte, sogleich nach der That die Nachbaren vom Geschehenen in Kenntniß setzen; auch durfte man den Dieb nicht etwa einige Zeit gefangen halten und ihn erst dann tödten. Um aber dieser Art von Selbsthülfe Schranken zu setzen, bestimmt das „Jus Conradi" (§. 3), daß jener, welcher einen ertappten Dieb dem Gerichte stellte, das ganze Vermögen des Verbrechers erhalten sollte, während ihm im Falle der Selbstrache nur ein geringer Theil zufiel.

Der schweren Probe des glühenden Eisens mußte man sich unterziehen bei Beschädigung der Obstgärten (ščepov uškozenie), bei Bienenraub und bei Verletzungen der Bienenkörbe (včely), bei Verletzung von Zuchtstuten (sveřepice), bei Verletzung des Bergeigenthums (zlato), beim Ueberfall, bei der Zerstörung eines fremden Wohnsitzes und bei der Brandstiftung[3]).

Diese Bestimmungen sprechen deutlich für die Wichtigkeit, welche die Slaven dem Ackerbau beilegten.

Beispiele für diese Form des Gottesgerichtes bietet die böhmische Geschichte mehrere. Als z. B. Miroslav des Verrathes an Sobeslav angeklagt wurde, mußten seine Mitschuldigen über glühendes Eisen gehen; „und so wurden sie, von Gott dem Allmächtigen verurtheilt, wirklich schuldig befunden." (Kosmas' Fortsetzer.)

Diese Probe war sehr allgemein; nach und nach wurde dem Geklagten ganz leichtsinnig ein solches Beweismittel auferlegt; deshalb finden wir im Vertrage Mstislav's, Fürsten von Smolensk, mit Riga vom Jahre 1229 die Bestimmung, ein Deutscher dürfe einen Russen und ein Russe einen Deutschen nur dann zur Probe des glühenden Eisens auffordern, wenn der Gegner selbst dazu erbötig sei[4]).

Bei den Südslaven hat sich dies Ordal nicht nur im Volksmunde erhalten, es wurde sogar noch in diesem Jahrhunderte angewendet. Vuk Stephanović Karagjić[5]) erzählt Folgendes über das „Hervorholen des Eisenstückes" (vaditi maziju): „In Serbien bestand bis vor Kurzem der Gebrauch der Feuerprobe. Beschuldigt man einen Menschen des Diebstahls, leugnet er aber die That, so läßt man in einem Kessel Wasser sieden und wirft in das siedende Wasser ein glühendes Eisenstück oder einen glühenden Stein.

---

[1]) Zbornik pravnih običaja u južnih Slovena. Agram 1874, p. 560. Vuk bezeugt den Brauch auch für Serbien noch unter Karagjorgje. S. dessen život i običaji p. 213.

[2]) Bogišić a. a. O. S. 561. Vergl. S Ljubić, Narodni običaji kod Vlahah u Dalmaciji. Zara 1846, p. 42.

[1]) Pravda ruska §. 17. Jus Conradi §. 19. Gesetzbuch des Zaren Stephan Duschan, §. 126, 127.

[2]) Vergl. das Statut von Vinodol, §. 71.

[3]) Ordo judicii terrae, §. 62: Si quis alterius arbores fructiferas, quae ščepy dicuntur, succiderit vel apes subtraxerit aut eas quocunque modo destruxerit, vel etiam equitias, quae sveřepice dicuntur, interfecerit, vel aurum subtraxerit, effodendo de terra, vel quocunque modo in eisdem rebus damnum fecerit. Vergl. Gesetzbuch des Herrn von Rosenberg §. 161, 177, 178, 179.

[4]) Afanasjev a. a. O. II, 199.

[5]) Srpski rječnik (serbisches Wörterbuch). Wien 1852, s. v. mazija.

Der Angeklagte streift nun die Aermel auf und zieht mit beiden Händen das Eisen heraus. Wenn er sich dabei verbrennt, hält man ihn für schuldig, nimmt er keinen Schaden, so ist er unschuldig. Mir ist aber," fügt Vuk hinzu, „niemand bekannt, der sich der Probe unterzogen, ohne sich verbrannt zu haben, kenne aber zwei, die sich bei dieser Gelegenheit beschädigt haben: den Panta Stamenić aus Jadar (Landschaft am gleichnamigen Flusse in Serbien, aus dem Dorfe Tršić (Vuk's Geburtsort) und den Mitar (Demetrius) Tufekčija aus Ragjevina (Landschaft am linken Ufer der Drina, zwischen Loznica und Sokol), aus dem Dorfe Mojković."

Bogišić's [1]) Gewährsmann für die Herzegovina, Montenegro und die Bocche di Cattaro berichtet darüber Folgendes: „Die Feuerprobe zum Beweise der Unschuld ist in den Bocche di Cattaro jetzt ganz abgekommen. Doch sah der Berichterstatter in Grbalj (zwischen Cattaro und Budua) noch selbst, daß die Frau eines Popen vor den Augen ihres Mannes sich derselben unterzog, um sich von der Verleumdung, sie hätte mit einem Manne aus dem Dorfe S. verbotenen Umgang gehabt, zu reinigen. Das Verfahren ist dieses: Man stellt einen Kessel Wasser über das Feuer, bis es siedet, und legt ein Stück Eisen in die Gluth, bis es rothglühend wird. Wenn das Wasser anfängt zu sieden, hebt man den Kessel vom Feuer und wirft mit einer Zange das glühende Eisen hinein. Der Geklagte streift die Hemdärmel bis zur Achsel zurück und zieht das Eisen heraus. Verbrennt er die Hand, ist er schuldig, nimmt er keinen Schaden, unschuldig."

Dasselbe berichtet der Gewährsmann für die Herzegovina und Konavlje; er fügt nur hinzu, daß das siedende Wasser beim Himmel, bei der Erde und beim heil. Jovan beschworen werde, nicht mehr zu wallen. Doch geschehe es häufig, daß die Anwesenden den Geklagten, wenn er schon in das Wasser greifen wolle, zurückhalten und schon durch seine Entschlossenheit seine Unschuld für bewiesen erachten. Diese Probe brauchte man am häufigsten an Frauen zum Beweise ihrer ehelichen Treue.

Die Berichterstatter Bogišić's aus Bosnien und Makarska berichten zwar, der Brauch sei ausgestorben, sei aber einst in Kraft gewesen und das Volk erzähle noch immer davon.

Der Zweikampf, jene Form des Gottesurtheiles, welche sich bis in unsere Zeit bei wirklichen und eingebildeten Ehrenbeleidigungen erhalten hat, hieß in Böhmen „sedanie", bei den Russen „poedinok" oder „pole"; bei den Südslaven heißt er noch jetzt „mejdan".

Beispiele dafür liefert die Geschichte in Menge. Die Chronik Nestor's erzählt schon von dem Jünglinge von ausgezeichneter Leibesstärke, welcher einen riesenhaften Petschenegen im Zweikampfe überwand und dadurch seinen Landsleuten den Sieg errang (im Jahre 993). Vladimir machte ihn dafür zu „einem großen Manne". Vladimir's Sohn Mstislav und der Kasogenfürst Rededej rangen mit einander; dem Sieger sollten Habe, Weib, Kind und Land des Besiegten zufallen [2]).

Aus der Geschichte der Wagrier haben wir ebenfalls ein Beispiel. Zwischen diesen und den Sachsen war ein Grenzstreit ausgebrochen; ein Zweikampf sollte entscheiden, die Sachsen stellten als ihren Vertreter den „Barvido", die Wagrier den „Agrim" zum Kampfe. An einer Furth, die später den Namen „Agrimes-vidil" führte, besiegte der Sachse seinen Gegner und sein Volk richtete an der Stelle zum Andenken einen großen Stein auf [3]).

[1]) A. a. O. S. 560 und 562.
[2]) Vergl. Ewers a. a. O. S. 224.
[3]) Jireček, Das Recht in Böhmen und Mähren, I, 2, S. 63.

Von den Serben (Sorben) berichtet Wippo [1]): Die Heiden (Serben) behaupteten, der Friedensbruch sei von den Sachsen ausgegangen; dies seien sie bereit, wenn der Kaiser es wolle, durch Zweikampf zu beweisen. Dagegen boten die Sachsen, um die Heiden zu widerlegen, obwohl sie Unrecht hatten, auch den Zweikampf an. Der Kaiser gestattete, auf diese Weise die Streitfrage zu lösen. Sogleich traten zwei von ihren Parteien gewählte Streiter in den Kampf. Zuletzt fiel der Christ (Sachse) von dem Heiden verwundet.

Aus Böhmen erzählt Dalimil [2]) den Zweikampf zwischen dem heil. Wenzel und Radislav, dem Fürsten von Zlicko, und den Kampf, den der mährische Svatopluk als Mönch verkleidet bestand. Ein Gedicht schildert einen Gerichtskampf aus dem Jahre 1315. Rudolt von Koschic hatte dem Beněk einen Edelknappen getödtet; aus Rache erschlug ihm der Gegner den Sohn, dessen Tod Beněk's Sohn ebenfalls mit dem Tode büßen mußte. Die Blutrache zeigte sich in ihrer vollen Schrecklichkeit. Die Freunde vermittelten endlich einen Ausgleich; ein Zweikampf von je sechs Streitern entschied zu Gunsten Beněk's [3]).

Nach dem Rosenberger Rechtsbuche kämpfte man entweder mit dem Schwerte (der Adel) oder mit dem Knüttel (kyj; das gemeine Volk); das Jus Conradi bestimmt aber, daß man mit Knütteln nur gegen Ausländer streiten sollte. Die Majestas Carolina handelt in fünf Capiteln (88 bis 92) davon, ebenso findet man im Ordo judicii terrae Bestimmungen darüber.

Das Brünner Stadtrecht, gegeben vom König Wenzel im Jahre 1242, erwähnt noch die Wasser- und die Feuerprobe, das Stadtrecht von Iglau desselben Königs kennt aber nur die im Zweikampfe erhaltene Wunde und die Art und Weise der Ansage des Duells [4]).

Die Gegner kamen an einem bestimmten Orte und zur bestimmten Zeit in die Schranken. Nach den Vorschriften bewaffnet kämpften sie in Gegenwart der Richter und Zuschauer. Der Ermüdete durfte eine Stunde zum Ausruhen fordern. Während dieser Zeit legte man einen großen Stock (sohor) zwischen die Gegner. Dreimal durfte man ausruhen. Der Sieger durfte dem Gegner das Leben nehmen oder es ihm mit Erlaubniß der Richter schenken. Darauf ließ er sich auf ein Knie nieder und dankte den Richtern für die Erlaubniß, daß er sich sein Recht hatte suchen dürfen; dann warf er auf den Getödteten zwei Heller und ließ ein Protokoll aufnehmen, um sich vor der Rache der Verwandten des Todten zu schützen. Wollten ihn diese dann noch verfolgen, so wurden sie als Vaterlandsverräther erklärt. Auch Weiber rächten auf diese Weise die Tödtung ihres Gatten und Nothzucht. Ihr Gegner mußte aber bis zum Gürtel in einer Grube stehen [5]).

Außerdem durften sich Weiber und auch Adelige der ersten Ordnung Stellvertreter wählen [6]).

Auch in Rußland war dieses Ordal sehr verbreitet; verschiedene Gesetze bestimmten genau die Fälle, in denen es eintreten sollte, die Waffen und alle Förmlichkeiten. Da aber bei Herausforderungen von Angehörigen fremder Staaten häufig Reibungen zwischen den betreffenden Ländern entstanden, so verbot der schon erwähnte Vertrag des Fürsten von Smolensk Mstislav mit Riga (1229) den Russen, Deutsche (Lateiner) in Rußland und den Deutschen, Russen

[1]) Pistorius, 3, 479. Grimm, Deutsche Rechtsalterthümer, S. 928. Jireček a. a. O. S. 64.
[2]) Dalimil, Kronika česka, 43, 49 — 50.
[3]) Vergl. J. und H. Jireček, Echtheit der Königinhofer Handschrift, Prag 1862, S. 132.
[4]) Jahrbücher der Literatur, Band XL, Wien 1827, S. 108.
[5]) Macieiowski a. a. O. S. 178.
[6]) Jus Conradi §. 9.

in Riga zum Zweikampfe aufzufordern. Das Gerichtsbuch von Pskow (pskovskaja sudnaja gramota) aus dem Jahre 1467 bestimmt, daß selbst Frauen den Zweikampf wagen dürfen, gestattet ihnen jedoch auch einen Stellvertreter [1]).

Die Geistlichkeit trat endlich auch in Rußland dem Unfuge, der mit dem Duell getrieben wurde, entgegen; aber lange halfen die Drohungen der Kirchenfürsten, welche es den Geistlichen verboten, Zweikämpfern das Abendmahl zu reichen und die Kämpfer selbst aus der Kirche ausschlossen, nichts, bis die fortschreitende Aufklärung auch den Gottesgerichten ein Ende setzte, ohne jedoch das Duell, den letzten Ueberrest, beseitigen zu können.

[1]) Afanasjev a. a. O. II, 271 f.

Daß den Zweikampf auch die südlichen Serben kannten, lehren am besten ihre Volkslieder; am bekanntesten dürfte jedoch das Duell zwischen den beiden Schwiegersöhnen des unglücklichen Fürsten Lazar, Milosch Obilić und Vuk Branković, kurz vor der Kossovo-Schlacht sein, welcher die Ursache zum Verrathe Vuk's wurde.

Dies waren die Formen des Ordales bei den Slaven. Von den vielen anderen Formen, die es in Deutschland hatte, finden wir keine Spuren; nur das Bahrrecht lebt noch im Volksglauben der Slovenen in Krain. Dort meinen einige Leute noch heut zu Tage, daß die Wunden eines Ermordeten frisch zu bluten anfangen, wenn der Mörder die Leiche berührt oder auch nur in deren Nähe kommt [1]).

[1]) Eigene Erinnerung.

de Brazza's und Ballay's Ogowe-Expedition.

Aus Paris wird uns vom 12. Januar geschrieben, daß daselbst noch immer keine Nachrichten von Lieutenant de Semellé eingelaufen, daß aber seit drei Tagen Graf Savorgnan de Brazza und Dr. Ballay in sehr mitgenommenem Zustande vom Ogowe dorthin zurückgekehrt seien. Die Pariser Geographische Gesellschaft hat ihnen die große goldene Medaille für das Jahr 1879 verliehen; sie sagt in einem eben versendeten Rundschreiben über jene Expedition, über welche der „Globus" bisher nur in einzelnen kurzen Notizen berichtet hat, unter anderm Folgendes: Die Expedition, welche mit dem Schlusse des Jahres 1878 nach dreijährigen Anstrengungen, Leiden und Gefahren ihr Ende erreicht hat, hatte den Zweck, den größten Fluß der Gabun-Colonie, den Ogowe, kennen zu lernen. Sie wurde befehligt von dem Hülfsschiffsfähnrich Savorgnan de Brazza, dem der Marinearzt Ballay zur Seite stand; in der ersten Zeit hatte er sich auch der Unterstützung des Herrn Marche zu erfreuen, welcher bereits früher in Gemeinschaft mit dem verstorbenen Marquis de Compiègne den Lauf des Ogowe weit nach Osten hin unserer Kenntniß erschlossen hatte. Marche wurde, nachdem er ein weiteres Stück des unbekannten Flußlaufes erforscht, durch Rücksichten auf seine Gesundheit gezwungen, seine Gefährten zu verlassen und nach Frankreich zurückzukehren, als gerade der zweite Abschnitt der Reise unter den schlimmsten Aussichten seinen Anfang nahm. Er brachte die letzten Briefe der Reisenden mit, von welchen man darauf volle funfzehn Monate keine Nachricht mehr erhielt.

Von Anfang an hatten de Brazza und Ballay von Krankheit zu leiden. Als sie gegen Ende des Jahres 1874 in Gabun landeten, fühlten sie alsbald die Einwirkungen des Klimas, und sie waren noch nicht völlig wieder hergestellt, als sie im August 1875 von Lambarene, der letzten europäischen Factorei, aus ihre wirkliche Entdeckungsfahrt antraten. Ihre Geleitmannschaft bildeten zwölf Laptots, eingeborene Soldaten vom Senegal in französischen Diensten, unter Befehl des Quartiermeisters Hamon.

Von Anbeginn an hatten sie mit der Böswilligkeit und Habgier der Schwarzen zu kämpfen, und von Etappe zu Etappe, sobald man ein neues Volk erreichte, sollte sich dieser Kampf erneuern und selbst zu offenen Feindseligkeiten ausarten.

Man kann den Lauf des Ogowe in drei fast gleiche Abschnitte theilen, einen obern, mittlern und einen untern; der mittlere läuft etwa dem Aequator parallel, die beiden anderen neigen etwa $1\frac{1}{2}$ Breitengrade nach Süden, der obere von der Quelle her, der untere nach der Mündung zu.

Die Tauschwaaren und das Gepäck konnten nur auf Pirogen und mittels der Arme der Eingeborenen vorwärts geschafft werden. Zuerst brachten die Inenga die Expedition bis zum Mittellaufe des Flusses zum Gebiete des Okanda, wo sie sich weigerten, weiter zu gehen. Letztere aber machten übermäßige Ansprüche; weil sie den verlangten Lohn nicht erhielten, wurden sie verdrießlich, und diesen Verdruß mußten die Reisenden mit dem Verluste eines Theiles ihrer Instrumente und Tauschwaaren bezahlen.

In dem großen Dorfe Lope am Mittellaufe des Ogowe (unweit südlich vom Aequator) wurde der erste Aufenthalt gemacht. Von dort begab sich de Brazza zu Lande nach dem Gebiete der Fan, knüpfte mit ihnen freundliche Beziehungen an und drang bis zu dem fernen Dume am Oberlaufe vor. Dort stieß im August 1876 der Dr. Ballay mit einem Theile der Waaren zu ihm; allein Brazza war durch die Fußwanderung so erschöpft, daß er schwer krank wurde.

Nach seiner Wiederherstellung im April 1877 wollte er alle seine Waaren, das einzige Zahlmittel im Innern Afrikas, zusammennehmen und weiter vordringen, als die Aduma (circa 13° östl. L. Gr.) ernstliche Schwierigkeiten erhoben: die Weißen, sagten sie, hätten die Blattern mit sich gebracht und müßten nun ihre Kranken heilen; außerdem forderten sie enorme Preise für das Fortschaffen des Gepäcks und erklärten schließlich, daß sie nur die Fortschaffung eines Theiles der Waaren gestatten würden. Das war eine kritische Lage; aber man fand einen Ausweg, indem man heimlich eine Anzahl Kisten derartig vollstopfte, daß man eine genügende Menge leerer übrig behielt. Dann wurden die vollen von Ballay und Hamon fortgeschafft, während Brazza mit einigen Laptots bei den leeren gute Wache hielt. Als er dann den Zeitpunkt gekommen glaubte, daß seine Gefährten die Grenze des Aduma-Landes hinter sich hätten, entfernte auch er sich heimlich mit seinen Laptots. Da aber das Bett des Ogowe voller Stromschnellen ist, schlug sein kleines Boot in Folge der Unerfahrenheit seiner Insassen mehrmals um, was oft von großer Gefahr war. Bei dem Wasserfalle Pubara, oberhalb dessen der Ogowe nur noch ein unbedeu-

tender Wasserlauf ist, vereinigten sich die Reisenden wiederum. Hier hätte die Expedition ihr Ende erreichen können; denn die Frage, ob der Ogowe, wie man geglaubt, mit großen Seen im Innern in Verbindung stehe, war im verneinenden Sinne entschieden worden. Aber die Reisenden setzten ihr Werk fort; sie beschlossen im März 1878 nach einigen Ruhetagen, trotz ihrer angegriffenen Gesundheit und der Erschöpfung ihrer Mittel, das Gebiet des Ogowe zu verlassen und noch weiter in das Innere vorzudringen. Der letzte Gebrauch, den man damals von der Hülfe freier Eingeborener machte, war ein unglücklicher; man kam in 20 Tagen nur 10 Kilometer weiter und dabei wurden mehrere Gepäckstücke geraubt. Brazza nahm deshalb zu einem äußersten Mittel, das ihm bisher widerstrebt hatte, seine Zuflucht und kaufte etwa 40 Sklaven, um von ihnen das Gepäck tragen zu lassen. So durchzog er nach einander die Gebiete der Udumbo, Umbete und Bateke (von Stanley am rechten Ufer des Kongo zwischen $2^1/_2{}^0$ und 4^0 südl. Br. angetroffen), stets mit eben so viel Eifer wie Festigkeit darauf bedacht, die Plünderung seiner Waaren durch die Eingeborenen und selbst seine eigenen Träger zu vermeiden. Nachdem die Expedition das Gebiet des Ogowe verlassen, hatte sie in dem von Hungersnoth verwüsteten Lande schrecklich von Hunger und Durst zu leiden. Ein nach Osten fließender Wasserlauf, N'gambo mit Namen, führte die Reisenden an den wichtigen Alima-Fluß, dessen Namen hier zum ersten Male erscheint. Derselbe ist 150 Meter breit und über 5 Meter tief und höchst wahrscheinlich ein Nebenfluß des eben von Stanley entdeckten Congo. Die Reisenden, seit länger als Jahresfrist ohne jede Verbindung mit der civilisirten Welt, dachten freilich nicht, daß sie dieser Fluß trotz seiner Richtung an das Ufer des Atlantischen Oceans führen könnte, beschlossen aber, ihm zuerst zu Lande, später auf Kähnen zu folgen. Allein bald folgten auf die Drohungen der Eingeborenen Flintenschüsse von beiden Ufern, ein Beweis, daß die Reisenden jenes Gebiet erreicht hatten, wo Stanley so harte Kämpfe zu bestehen gehabt hatte. Erst nachdem drei Mann von ihrer Escorte verwundet waren, feuerten die Reisenden auch ihrerseits. Am Abend dieses Tages kamen sie zu großen Dörfern auf beiden Ufern, die voller Feinde waren; um einen nächtlichen Kampf auf dem Flusse zu vermeiden, landete Brazza seine Leute und ließ sie sich verschanzen. Bei Tagesanbruch wurde er von dreißig Booten voller Leute, die sämmtlich mit Flinten bewaffnet waren, angegriffen; der Kampf war nur kurz, weil die Eingeborenen bald die Ueberlegenheit der europäischen Waffen fühlten und sich zerstreuten.

Mit seinen 15 Flinten und seiner schon sehr zusammengeschmolzenen Munition durfte indessen Brazza nicht daran denken, den gefährlichen Weg nach Osten auf dem Alima fortzusetzen, und schlug deshalb eine nördliche Richtung ein, wo er auf freundlichere Stämme stieß, aber leider nur ungenügende Lebensmittel sich verschaffen konnte. Nach Ueberschreitung mehrerer nach Osten fließender Wasserläufe mußte sich die aller nothwendigen Lebensmittel entbehrende Expedition theilen: während Dr. Ballay und der Quartiermeister nach dem Ogowe zurückgeschickt wurden, setzte Brazza seine Reise nordwärts bis über den Aequator hinaus fort. Es war das eine heroische That, denn seit fünf Monaten war er hungernd, barfuß und mit Wunden an den Beinen herumgezogen; aber vor Eintritt der Regenzeit, deren Ueberschwemmungen ihm die Rückkehr ganz abgeschnitten hätten, mußte er doch umkehren. Im September erreichte er seine Gefährten wieder, fuhr mit ihnen den Ogowe hinab und langte am 30. November im Gabun an.

Diese Expedition hat drei Jahre gedauert, befand sich 15 Monate außer jeder Verbindung mit der Außenwelt und hatte alle nur denkbaren Leiden und Gefahren zu bestehen; dabei umfaßt die Route Brazza's auf unbekanntem Gebiete über 1300 Kilometer Länge, von welchen er circa 800 zu Fuß durchwandert hat, und das Gebiet, welches er dem bisher völlig unbekannten Innern Afrikas abgerungen und unserer Kenntniß erschlossen hat, ist ebenso groß wie das manches europäischen Staates.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der 15. Jahresbericht des Vereines für Erdkunde zu Dresden ist soeben in zwei Abtheilungen erschienen, deren eine das Geschäftliche und die Sitzungsberichte, der andere vier größere Abhandlungen (G. Radde, Das kaukasische Museum in Tiflis; Winckel, Das Strafverfahren bei Vergehen der Eingeborenen auf Java; C. Gräf, Die Gotthardbahn von Fluelen bis Biasca und Ruge, Biographie von C. E. Meinicke) enthält. Der Verein zählt jetzt 309 ordentliche Mitglieder.

— Eine amtliche Statistik giebt über die Zahl der gegenwärtig in Frankreich wohnhaften Fremden folgende Aufschlüsse: Die Gesammtzahl beläuft sich auf 801 754 Köpfe, d. i. 2,17 Procent der ganzen Bevölkerung, während das Verhältniß im Jahre 1851 1,06 und im Jahre 1872 2,03 betrug. An der Spitze stehen die Belgier in der Stärke von 374 498, wovon 244 143 auf das Nord-Departement und 40 816 auf das Seine-Departement entfallen. Dann folgen die Italiener mit 165 313 (hauptsächlich in Marseille, Nizza und Paris), die Spanier mit 62 437 (vorwiegend in den Niederpyrenäen und in Paris), die Schweizer, auf viele Departements vertheilt, mit 50 203, nun erst die Deutschen, deren Zahl seit 1866 um 38 Proc. abgenommen hat, mit 59 028, wovon 21 834 Paris und Umgebung bewohnen, weiter die Engländer mit nur 30 077 (vorwiegend in Paris, Nizza, Pau und einigen nördlichen Departements). Wir vermissen in der Liste die Zahl der Oesterreicher und Ungarn und ersehen nur noch, daß die Amerikaner, Russen, Skandinavier, Rumänier und Asiaten fast nur in Paris, die Griechen, Türken und sonstigen Levantiner auch in Marseille in größerer Anzahl zu finden sind. (A. A. Z.)

— Wie stark bei den Südslaven noch das Gefühl der Geschlechtsgenossenschaft, der Zadruga, ist, erkennen wir an einem Beispiele, welches J. Evans in seinem soeben zu London erschienenen Werke „Illyrian Letters“ mittheilt. Auf seinen Zügen durch Bosnien kam er mit Flüchtlingen zusammen, die ihren Aufenthalt in Gebirgshöhlen aufgeschlagen hatten. „Es erschien mir wunderbar,“ sagt er, „wie inmitten aller Schrecken und allen Elends die altslavische Zadruga oder Familiengenossenschaft hier sich bewahrt hatte. Jede Höhle hatte ihren Hausvater und ihre Hausmutter, die ganze Constitution wurde unterirdisch weiter geführt.“ (S. oben S. 78).

— Auf S. 269 des vorigen Bandes wiesen wir auf die Verschiebungen der Völkergrenzen im osmanischen Reiche hin, welche der letzte russisch-türkische Krieg

zur Folge gehabt hat. Sind auch die dort erwähnten Auswanderungen der Lazen aus russischem und der Armenier aus türkischem Gebiete keineswegs so umfangreich gewesen, als man anfangs glaubte, und haben sie sich auf einige Tausende von Menschen beschränkt, so schätzt doch der wohlbekannte österreichische Consul C. Sax in Adrianopel die Zahl derjenigen, welche in der kurzen Zeit vom Frühjahr 1877 bis Ende 1878 aus mehreren türkischen Provinzen ausgewandert sind, auf mehr als eine Million (Oesterreichische Monatsschrift für den Orient, 1878, S. 182 f.). Es sind dabei manche Bezirke von einer Völkerschaft gänzlich geräumt und von einer andern besetzt worden, so daß das ethnographische Bild des Reiches sich wesentlich verändert hat. Während die Flucht von christlichen Bosniern nach Oesterreich (1875), von mohammedanischen nach Albanien, Serbien und Montenegro, von Albanesen aus den an Serbien und Montenegro fallenden Gebieten verhältnißmäßig unbedeutend ist, sind es hauptsächlich Türken, Bulgaren und Tscherkessen, welche die Verschiebungen der Völkergrenzen verursacht haben. Um nur die Hauptereignisse zu erwähnen, so begannen dieselben mit der Entvölkerung vieler bulgarischen Dörfer südlich vom Balkan und am Nordabhange der Rhodope anläßlich des Bulgarenaufstandes im Mai 1876. Es folgte die Flucht der Tscherkessen aus der Dobrudscha und aus Bulgarien, der meisten Pomaken und vieler Türken aus den mittleren bulgarischen Bezirken nach Thracien, nachdem die Russen die Donau überschritten hatten; diejenige vieler Mohammedaner südwärts nach Gurko's Balkanübergang, die christlicher Bulgaren nach Norden vor Suleiman Pascha's Heere, die der Mohammedaner aus Westbulgarien und besonders aus dem Bezirke von Sofia nach dem Falle Plewnas, dann um Neujahr 1878 die allgemeine, mit großem Menschenverluste verbundene Flucht der Türken und Tscherkessen aus dem ganzen nördlichen und mittlern Thracien, welche bis Konstantinopel, theilweise auch nach Kleinasien und Syrien ging, endlich die theilweise Auswanderung der christlichen Bevölkerung (Bulgaren und Graecobulgaren) im Gefolge der abziehenden russischen Heere aus dem südöstlichen Thracien nach der neuen Provinz Ost-Rumelien, wo sie, bis jetzt 20 000 an der Zahl, in den von den Mohammedanern verlassenen Ortschaften angesiedelt werden. Consul Sax, der diese Völkerwanderung noch keineswegs für ganz abgeschlossen hält, kommt zu folgendem Resultate: „Gegenwärtig ist das türkische Element in West-Bulgarien und in den ostrumelischen Districten zwischen Balkan beinahe als ausgerottet zu betrachten, und noch entschiedener sind die Tscherkessen aus diesen Gegenden, sowie auch aus den östlicheren Bezirken der europäischen Türkei, mit Ausnahme Konstantinopels, verschwunden. Im Rhodope-Gebirge hält sich aber noch eine große Menge mohammedanischer Flüchtlinge auf, welche einen günstigern Zeitpunkt für ihre Rückkehr abzuwarten scheinen. Die Tataren sind fast überall in ihren Wohnsitzen geblieben, ebenso die meisten Türken in Ost-Bulgarien.“

Arktisches Gebiet.

— Nachdem der Ausschuß in den Niederlanden, welcher die erste arktische Expedition organisirte, die Versicherung des Marineministers erhalten, daß derselbe bereit sei, eine zweite ebenfalls zu unterstützen, geht der Ausschuß nunmehr mit dem Plan um, das Schiff „Willem Barendsz“ im Mai 1879 von Neuem abgehen zu lassen. Die Kosten dieser zweiten Reise sind auf mindestens 20 000 Gulden veranschlagt, wozu von Neuem Sammlungen im Lande veranstaltet werden sollen. (A. A. Z.)

— Von Herrn W. H. Dall, Assistent der U. S. Coast Survey, ist in diesen Tagen bei der Geographischen Gesellschaft in Bremen eine Mittheilung eingegangen, welche interessante Aufklärungen über die bekannte Walernachricht giebt, wonach das schwedische Entdeckungsschiff des Prof. Nordenskjöld, nachdem es die Fahrt durch das sibirische Eismeer beinahe vollendet, im Norden von Ostcap, nahe der Beringsstraße, im Eise besetzt wurde. Herr Dall schreibt unterm 31. December v. J.: „Ich habe Nachricht von San Francisco, daß einige Walfängerfahrzeuge beim Weggang aus dem arktischen Ocean Ostcap am 20. October berührten. Zu dieser Zeit hatte sich die Eisbarriere von der Spitze von Ostcap, in der Richtung nach Nordost schon gebildet, wie dies immer vor dem gänzlichen Schlusse der Osthälfte der Beringsstraße durch Eis geschieht. Nördlich von dem Cap ist eine kleine Bucht, die sich auf den meisten Karten nicht findet. Einige Eingeborene kamen am 20. zu den Schiffen mit der Nachricht, daß ein russisches Kriegsschiff in der Bucht sei, aber wegen des Eises nicht ostwärts kommen könne. Die Waler hielten die Geschichte von so geringer Bedeutung, daß sie sie bei ihrer Ankunft in San Francisco nicht berichteten. Gleichwohl wurde an einige Zeitungen telegraphirt, daß ein Schiff im Eise besetzt gesehen worden sei, und ist diese Meldung wahrscheinlich auf obige Thatsachen zurückzuführen. Die Waler verließen die Küste am 23. October beim Schluß der Schifffahrt. Jene Bucht bildet einen ziemlich guten Ankerplatz und Winterstation. Auch befindet sich an der Küste ein großes Dorf der Eingeborenen, welches noch nicht 200 Miles von einem Handelsposten weißer Männer an der Ploverbay gelegen ist. Dieser Handelsposten kann von hier aus im Winter mit Schlitten in drei oder vier Tagen erreicht werden. Wenn das Schiff durch das Eis zertrümmert werden sollte, so kann die Bemannung eine gute Zuflucht in dem Dorfe der Eingeborenen finden und da jene Bucht jedes Jahr offen ist, so ist die Nordostdurchfahrt praktisch gemacht. Das Schiff kann kein anderes als die „Vega“ sein, da im vorigen Jahre kein russisches Kriegsschiff im Arktischen Ocean war.“ (Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— Herr Sibiriakoff von Irkutsk hat nach den „Times“ mit einer Firma in Kockum einen Vertrag geschlossen, wonach letztere einen Dampfer von 350 Tons erbaut, welcher Nordenskjöld's eingefrorener „Vega“ zu Hülfe kommen soll. Man hofft, denselben früh genug fertig zu stellen, daß er mit voller Ausrüstung und Provisionen im kommenden August via Suez-Canal die Beringsstraße erreichen kann. Später soll das Schiff nach der Lena und wenn möglich nach dem Jenisei Handel treiben und ist von vorn herein demgemäß entworfen und eingerichtet worden.

— Die „Florence“, um deren Schicksal man wegen der starken Stürme schon besorgt war, ist glücklich am 26. October in Provincetown in Massachusetts angelangt (vergl. „Globus“ XXXIV, S. 272). Ihr Befehlshaber, Capitän Tyson, behauptet, daß er mit seiner Mannschaft frisch nordpolwärts hätte gehen können, wenn nicht die verheißene Unterstützung aus den Vereinigten Staaten ausgeblieben wäre. Der höchste Kältegrad (— 52°) wurde am 21. Januar, der höchste Wärmegrad ($55^1/_2$° F.) am 8. Juni beobachtet; die längste Kälteperiode dauerte vom 5. bis 13. März, wo das Thermometer auf 40° unter Null stand. Auch waren rasche Temperaturwechsel, oft im Betrage von 6° bis 8° in der Stunde, zu notiren. Unter den Sammlungen befinden sich einige interessante Zeichnungen nach Art der Eskimos, Jagden auf Renthiere, Seehunde und Walfische darstellend, sowie eine Reihe von landschaftlichen u. s. w. Photographien, Arbeiten des Mr. Sherman.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

VII.

Ankunft in Njangwe. Durch Uregga. Den Congo hinab.

F. B. Nach Erreichen des Lualaba folgte Stanley's Expedition dem Strom hinab auf dem Wege nach Njangwe. Nach einem Eilmarsche über eine breite und durch die Sklavenhändler entvölkerte Ebene, deren Grashalme (Genus Panicum) einen Zoll im Durchmesser und 8 Fuß Höhe hatten, zog sie am 18. October 1876 in der arabischen Handelsstation Muana Mamba ein. Hier traf Stanley den aus Cameron's Reisebericht bekannten Araber Tipputib, der ihm mittheilte, daß Cameron nicht den Fluß hinabgegangen sei, da er selbst ihn nach Süden begleitet habe; Mangel an Canoes, Feindseligkeit der Eingeborenen und Feigheit der Begleiter hatten ihn, wie vor ihm Livingstone, an der Ausführung seiner Pläne verhindert. Jetzt war für Stanley der kritische Moment gekommen, in welchem er sich endgültig entschließen mußte, ob er dem Strome bis zum Meere folgen wolle. Nachdem er Pocock's, seines weißen Begleiters, Zustimmung erlangt, schloß er mit Tipputib einen Vertrag, durch welchen dieser sich verpflichtete, für 5000 Dollars mit 140 Gewehrträgern und 70 Uanjamuesi-Speerträgern Stanley 60 Tagemärsche von je vier Stunden, von Njangwe aus, den Fluß hinabzubegleiten. Ohne diese Verstärkung wäre es Stanley unmöglich gewesen, seine Leute zum Weitermarsch durch das Land der Menschenfresser von Uregga zu bewegen, welche schon mehrere Expeditionen der Araber vernichtet hatten, während andere in den Fällen des Flusses umgekommen waren. Am 27. October zog die Expedition in guter Ordnung in Njangwe ein, nachdem sie den 338 Miles langen Weg vom Ufer des Tanganika in nur 43 Tagen zurückgelegt, wozu die arabischen Handelskarawanen gewöhnlich 3 bis 4 Monate brauchen.

Njangwe, die fast im Centrum Afrikas gelegene westlichste Station der arabischen Händler aus Zanzibar, ist durch Livingstone's und Cameron's Schilderungen hinlänglich bekannt [1]). Das Fischervolk der Wagenja bewohnt auf weite Entfernung beide Ufer des Lualaba, den sie selbst Lu-alowa, und die Araber danach U-garowa nennen. Vor der ersten Ankunft letzterer im Jahre 1868 hatte die breite Uferebene zwischen dem Luama und Njangwe über 40 000 Einwohner, die jetzt durch die Greuel des Sklavenhandels auf die Hälfte zusammengeschmolzen sind. Mtagamojo, der das 1871 von Livingstone gesehene Blutbad unter den Eingeborenen auf dem Markte anrichtete, lebt noch in Njangwe.

In dem zusammengesetzten und fast neu erbauten Boot machte Stanley eine Probefahrt auf den graubraunen Gewässern des großen Stromes. Derselbe hatte in diesem, dem trockensten, Monat 1500 Yards Breite bei Njangwe, während seine größte Tiefe in den von mehreren Inseln gebildeten Canälen $27^1/_2$ Fuß betrug. In der Regenzeit (April bis Juli) breitet er sich über die westlichen Ebenen aus und erreicht dann 4000 bis 5000 Yards Breite.

Am 2. November kam Tipputib mit 700 Begleitern an; von diesen sollte eine Abtheilung von 300 Mann nach einer Handelsstation im Nordosten ziehen, die anderen 400 sollten Stanley's Escorte bilden und bestanden aus 250 Arabern,

[1]) Vergl. „Cameron's Reise", „Globus" XXXIII, S. 1.

Mischlingen und Wanguana mit Gewehren, 100 Unjanunesi und anderen Eingeborenen verschiedener Länder mit Speeren, Bogen und Schilden, ferner Sklaven, Weibern, Troß u. s. w. Stanley's eigene Leute zählten 154 Männer, Weiber und Kinder mit zusammen 65 Gewehren. Am 5. November verließen die vereinigten Expeditionen Njangwe und zogen auf den Wald zu, der sich im Norden gleich einer schwarzen Mauer vom Flußufer bis zum Horizonte zog.

Von jetzt an beginnt der beispiellose über 1600 Miles lange Zug, welchen Stanley nicht allein als erster Weißer, sondern überhaupt als Erster, trotz zahlloser Hindernisse und Gefahren Seitens der Natur und der Menschen, mit Ausdauer und größtem Heldenmuthe ausführte, und welcher ihn während zehn Monaten in großem Bogen mitten durch den Kern der bisher gänzlich unbekannten, 12 Längengrade breiten Aequatorialzone führte, welche auf allen bisherigen Karten Afrikas eine leere, weiße Fläche bildete.

Am 6. November zog die Expedition in den endlosen, dunkeln Wald von Uregga ein, der Mitamba genannt wird. Dichte, hohe Bäume mit verschlungenen Zweigen und Laubwerk von breiten dicken Blättern schließen jeden Sonnenstrahl aus und ewiges Halbdunkel herrscht in seinen Tiefen; 20 Fuß hohes undurchdringliches Unterholz erhebt sich aus dem dunkelbraunen Boden, der einen vegetabilischen Humus aus Generationen von verfaulten Aesten und Blättern bildet. Dieses Wunder von Vegetation besteht aus einem Chaos von Farren, Speergras, Wasserrohr, Orchideen, wildem Wein, Feigengebüsch, Mimosen, Akazien, Tamarinden, Lianen, vielen Palmarten, wilden Datteln, Pisang, Bombax und hundert anderen Pflanzenarten in unbeschreiblicher Ueppigkeit und Dichtheit. Dabei fallen von jedem Baume, von jedem Blatte große schwere Thautropfen wie Regen herab und durchnässen Alles bis auf die Haut. Der schmale Pfad aus zähem Lehm verwandelt sich in einen Sumpf, der von unzähligen Gräben, Schluchten, Bächen mit steilen Ufern und gestürzten Baumriesen versperrt ist. Die Luft ist erstickend schwer und heiß und der Dampf steigt von dem heißen Boden auf und bildet am Morgen einen so dichten Nebel, daß das Laub der verschiedenen Bäume kaum zu unterscheiden ist. In dieser Wildniß leben Riesenschlangen, Vipern und Nattern; schwarze, kleine graue und weißhalsige Affen bewohnen die Bäume, der Schimpanse und Lemur erhebt sein Gebrüll und schwarze und braune bis 6 Zoll lange Tausendfüßer, zahllose Käferarten und Armeen von dunkelbraunen Termiten bedecken den Boden.

In diesem schrecklichen Urwald führen die Kannibalen von Uregga ein eben so abgeschlossenes Leben wie die Schimpansen ihrer Heimath. Ihre Dörfer bestehen aus 50 bis 300 Yards langen Hüttenreihen mit Giebeldächern, welche an einander stoßen. Die Thür ist eine viereckige Oeffnung, 18 Zoll über dem Boden; im Innern ist die Hüttenreihe für die einzelnen Familien abgetheilt. In das Strohdach werden die Hausgeräthe gesteckt, wie Pfeifen und Tabacksblätter, getrocknete Schnecken und Felle von Ziegen, Zibetkatzen, Wieseln, Affen und Leoparden, sowie Muschelhalsbänder, Rothholz zum Färben, geschnitzte Talismane und geschmackvolle Löffel; über der Thür und an der Wand sieht man Ziegen- und Rehhörner, den bunten Kriegskopfputz aus grauen und rothen Papageifedern, die Kriegstrommel und die schweren Speere mit breiter Spitze und Eisenholzgriff. Jede Familie besitzt ein in Afrika seltenes Geräth in Form einer hübschen Lehnbank aus Wasserrohr, auf welcher drei Personen Platz haben, sowie eine 4 bis 5 Fuß lange Bank aus einem einzigen Stück weißen Rubiaceenholzes. Die südlichen Waregga sollen vor fünf oder sechs Generationen vom Norden hergekommen sein; viele können die Namen ihrer Vorfahren auf zehn Generationen angeben. Alle erwachsenen Männer tragen eine Art Mütze aus Ziegen- oder Affenfell; nur die Häuptlinge dürfen solche aus Leopardenfell tragen, an denen der Schwanz als Troddel herabhängt. Die Weiber schmücken sich mit vielen schweren, blanken Eisenringen an Armen und Beinen; eine der vornehmeren trug an denselben gegen 12 Pfund Eisen und 5 Pfund Kupfer sowie ein Dutzend Muschelhalsbänder.

E. RONJAT — CH. BARBANT

Kitete, Häuptling von Mpungu.

Nach zehn Tagen erschöpfenden Marsches durch den Mitamba-Urwald kündigte Tipputib seinen Vertrag mit Stanley und verlangte die Rückkehr nach Njangwe; erst durch lange Unterhandlung gelang es, ihn zum Weitermarsch an den Lualaba und 20 Tagemärschen an dessen linkem Ufer zu bewegen.

In Wane-Kirumbu sah Stanley eine große Schmiede der Eingeborenen, an welcher ein Dutzend Schmiede emsig beschäftigt waren, aus dem sehr reinen Eisenerz breite Speerspitzen und Messer aller Art herzustellen. Vier Blasebälge mit doppelten Griffen erzeugten den Zug, dessen Lärm eine halbe Meile weit hörbar war. Der Ofen bestand aus einem 4 Fuß hohen gestampften Lehmhaufen, in dessen Mitte ein 2 Fuß breites und tiefes Loch das Erz aufnahm, während vier Thonröhren auf den Seiten den Zug zum Feuer leiteten und eine breite Oeffnung am Boden des Ofens die Schlacken empfing. In der Nähe standen Mattensäcke voll Holzkohlen, mit welchen Knaben das Feuer unterhielten, und daneben befand sich eine kleinere Schmiede, wo das Eisen zu Hammern, Aexten und Kriegsbeilen, Speeren, Messern, Schwertern, Draht, Eisenkugeln mit Spieken, Arm- und Beinbändern und Eisenperlen verarbeitet wurde. Im Ganzen scheint die Schmiedekunst in diesem verlassenen Urwald eine hohe Stufe erreicht zu haben.

Am 17. November zog die Expedition in Kampunzu, einem Dorfe der echten Waldwilden, ein, das aus einer 30 Fuß breiten Straße mit zwei Reihen der 500 Yards langen, geraden Hüttenreihen bestand. Sofort fielen Stanley zwei Reihen von halb in der Erde steckenden Schädeln auf, welche je 10 Fuß von einander, gebleicht und glänzend, die ganze Länge der Straße entlang liefen. Es waren ihrer im Ganzen 186, von denen die Hälfte mit Beilen eingeschlagen schien. Die Eingeborenen und Araber sagten, es seien Schädel von „Sokos" (Schimpansen oder Gorillas), welche von ersteren als Nahrung verzehrt worden waren, aber zwei Exemplare derselben, welche Stanley nach England mitbrachte, wurden von Prof. Huxley zweifelsohne als menschliche Schädel des echten Negertypus erkannt, wodurch der Kannibalismus der Waregga klar bestätigt wird. In diesem Dorfe sah Stanley auch die Spielbretter der Eingeborenen sowie ausgezeichnet geschnitzte Stühle, die am Rande mit Messingnägeln und „Soko"-Zähnen verziert waren. Kupfer schien hier im Ueberfluß vorhanden: die Speer- und Messergriffe und Spazierstöcke waren mit Kupferdraht verziert, während Beine und Arme der Eingeborenen damit, sowie ihre Hälse und selbst das Haar mit Perlen desselben Metalles verziert waren.

1 2 3 4 6

Geräthe der Waregga: 1 Sessel. 2 Löffel. 3 Bank mit Lehne aus Rohr. 4 Bank. 5 Speer. 6 Fes aus Leopardenfell.

Außer ihren kurzen Speeren mit breiten Spitzen waren diese Wilden mit kleinen, aber starken Bogen bewaffnet, deren Sehnen aus Rohrstreifen bestanden. Die Pfeile aus Rohr waren etwa einen Fuß lang und ohne Eisenspitze, aber mit Pflanzengift beschmiert, welches so stark sein soll, daß selbst die Elephanten der kleinsten Wunde erliegen. Mit großer Geschicklichkeit schießen die Wilden diese Pfeile 200 Yards weit.

Die Weiber tragen nur 4 Quadratzoll große Schürzen aus Rinde oder Grastuch, die mit Schnüren aus Palmfiber befestigt werden. Die Männer tragen Katzen- oder Affenfelle mit herabhängenden Schwänzen, wodurch wohl die Sage von „geschwänzten Menschen" entstanden sein mag.

Am 19. November erreichte die Expedition 41 geogr. Miles nördlich von Njangwe das rechte Ufer des Lualaba, welchen Stanley von jetzt an den Livingstone nennt, während wir den alten Namen des Congo beibehalten werden. Auf dem unbewohnten rechten Ufer des Stromes, welcher dort 1200 Yards Breite hat, wurde das Lager für die 550 Leute aufgeschlagen. Stanley hielt hier eine Anrede an seine Leute, in welcher er ihnen mittheilte, daß er jetzt fest entschlossen sei, den unbekannten Strom bis zum Meere hinabzugehen, und fragte, wer ihm folgen würde. Der Steuermann Uledi sprang sogleich auf, umfaßte Stanley's Knie und rief: „Sieh mich an, Herr; ich werde Dich bis in den Tod begleiten!" Ihm folgten noch 37 Andere, meistens junge Leute, aber die übrigen 95 blieben stehen und schwiegen.

Mit den das linke Ufer bewohnenden Wenja-Stämmen wurden Unterhandlungen angeknüpft, welche, trotz einer von den Eingeborenen versuchten Verrätherei beim Abschluß der Blutsbrüderschaft, zur Folge hatten, daß die ganze Expedition durch das Boot und viele Canoes der Wenja auf das andere Ufer hinübergesetzt wurde. Auch in den dortigen Dörfern bildeten Doppelreihen von gebleichten Menschenschädeln die Verzierung der Straßen.

Am 22. wurde der Weitermarsch angetreten, indem Stanley mit 35 Mann in dem Boote den Fluß hinabfuhr und Pocock mit Tipputib und der Hauptmacht am linken Ufer nachfolgten. Beim Anblick des Bootes entflohen alle Einwohner der zahlreichen in Hainen von Pisang, Bombax, Teak, Eisenholz und Nußpalmen gelegenen Dörfer und wiesen alle Freundschaftsbezeugungen mit dem drohenden Kriegsrufe: „Uhuhu! Uhuhu!" zurück. Am Nachmittage erreichte das Boot die 100 Yards breite Einmündung des schwarzen Ruiki-Flusses, wo Stanley ein starkes Lager bauen ließ,

um die Ankunft der Landabtheilung zu erwarten. Als er am nächsten Tage eine Fahrt den Ruili hinauf unternahm, machten plötzlich die Eingeborenen in 30 Canoes einen heftigen Angriff auf die im Lager Zurückgebliebenen, wurden aber mit Verlust zurückgeschlagen, während von Stanley's Leuten keiner verwundet wurde, obgleich hölzerne Speere und solche mit Eisenspitzen sowie Rohrpfeile in großer Anzahl in das Lager geworfen wurden. Dieses war der erste einer langen Reihe von Kämpfen mit den Wilden des Congo.

Als nach zwei Tagen die Landabtheilung noch nicht erschienen war, wurde Uledi mit fünf Bootsleuten ihnen entgegengesandt, und bereits am Abend verkündeten Gewehrschüsse die Ankunft der Vermißten; sie hatten den Weg verloren und waren mit den kriegerischen Bakusu zusammengestoßen. Mit dem Boote wurde die ganze Expedition über den Ruili gesetzt und am 26. November weitergezogen.

Der Strom erweiterte sich auf 1700 Yards Breite und enthielt viele bewaldete Inseln; auch beide Ufer waren von dichten Wäldern bedeckt. Sämmtliche Dörfer wurden verlassen gefunden. Unterdessen stellten sich in Folge von Erschöpfung und mangelhafter Nahrung Krankheiten in der Expedition ein, durch Dornwunden und Fußgeschwüre wurden Viele marschunfähig, und als auch die Blattern und Durchfall ausbrachen, mußten sechs verlassene Canoes genommen und zusammengebunden werden, um ein schwimmendes Hospital herzustellen. Am nächsten Tage wurde der Ulassa-Fall erreicht, welchen ein Ausläufer der Ussi-Hügel bildet. Das Boot wurde zu Lande um denselben getragen und die Canoes an der ruhigsten Stelle des Kataraktes hinabgelassen, doch gerieth Manwa Sera, der Führer, und einige Begleiter fast in einen Hinterhalt der Wilden. Der Fluß blieb dann eine Strecke weit auf 800 Yards verengt und enthielt viele Wirbel, Schnellen und Inseln, um dann wieder seine frühere Breite anzunehmen. Am 30. ließ Stanley auf einem Marktplatze lagern, wie solche sich in Zwischenräumen von 3 bis 4 Miles am Flußufer entlang finden, und wo die Eingeborenen auf neutralem Boden zum Tauschhandel zusammentreffen. Wo die Inseln groß sind, ist das Ufer

Schmelzofen und Schmiede in Wane-Kirumbu.

spärlich bevölkert, aber 2 Miles vom Flusse lebt eine dichte Bevölkerung.

Am 4. December ließ Stanley bei der merkwürdigen Ortschaft Ikondu Halt machen; dieselbe besteht aus einer Reihe neben einander liegender Dörfer, welche zusammen eine gleichmäßige, 30 Fuß breite Straße von 2 Miles Länge bildet. Aehnliche Städte wurden später noch häufig getroffen. Jedes Haus ist eine zierlich aus Panicum-Gras geflochtene Doppelhütte, deren jede 7 Fuß lang, 5 breit und 6 hoch ist, während beide von einem gemeinsamen Dache bedeckt werden, so daß der Zwischenraum zugleich von beiden Familien benutzt werden kann. Der Ort war, wie gewöhnlich, von seinen Bewohnern beim Nahen der Fremden verlassen worden, aber Lebensmittel, wie Bananen, Melonen, Cassava, Erdnüsse, Zuckerrohr und Palmwein, waren im Ueberfluß vorhanden. Doch breiteten sich die Krankheiten in der Expedition immer mehr aus, so daß täglich zwei oder drei Todte in den Fluß geworfen wurden. Hier fand Stanley ein riesiges, aber halbverfaultes Canoe, welches er repariren ließ, so daß es 60 Kranke aufnehmen konnte.

Jetzt näherte sich die Expedition dem Lande der wilden Wasongora Meno, „dem Volke mit den gefeilten Zähnen," und bereits bei der ersten Ortschaft derselben fand am 8. December ein heftiger Kampf mit einer Flotte von 14 großen Canoes statt, wobei mehrere Wangwana von vergifteten Pfeilen getroffen wurden, deren Wirkung Stanley jedoch sogleich durch Anwendung von Höllenstein unschädlich machte.

Die Hauptschlacht mit diesem Volke fand jedoch bei dem großen Dorfe Winja-Ndschara statt. Nachdem Stanley, welcher mit der Bootsmannschaft und 72 Pocken- und Typhuskranken vorangefahren war, eine ganze Nacht lang in einem verschanzten Lager die Angriffe der Wilden zurückgewiesen, ließ er den genannten Ort nehmen und beide Enden seiner 300 Yards langen Hauptstraße mit Baumstämmen befestigen. Die Kranken wurden in die Hütten gebracht und mehrere 15 Fuß hohe Wachtthürme für die Schützen errichtet. Nach mehreren kleinen Angriffen unternahmen die Wilden am folgenden Mittag den Hauptsturm, wobei sie nicht allein in großer Anzahl von der Landseite, sondern auch mit einer großen Flotte voller Krieger auf dem Flusse angriffen. Unter dem betäubenden Lärm ihrer Hörner und Trommeln

und wildem Kriegsgeschrei, welches hier statt dem „Uhuhu“ der Wenja „Boboh! bobo=o=o=oh!“ lautete, warfen sie unzählige Speere und vergiftete Pfeile in das Dorf und suchten die feindliche Stellung zu erstürmen, aber der Wirkung der Feuerwaffen waren sie nicht gewachsen, und als nach halbstündiger Dauer der Schlacht der Vortrab der Landabtheilung unter Tipputib ihnen im Rücken erschien, traten sie zu Land und zu Wasser den Rückzug an. Während der Nacht unternahm Stanley mit 40 Mann eine Expedition nach der Insel im Strome, hinter welche sich die große Canoeflotte der Wilden zurückgezogen, und gelang es ihm, 38 ihrer Fahrzeuge zu entführen. Dies schien die Eingeborenen einzuschüchtern, und nachdem Unterhandlungen mit ihnen angeknüpft worden, wurde am 22. December Frieden und Blutsbrüderschaft geschlossen. Im Ganzen verlor Stanley während der mehrtägigen Kämpfe 4 Todte und 13 Verwundete.

An demselben Nachmittage theilte ihm Tipputib mit, daß er jetzt fest entschlossen sei, mit seinen Leuten nach Njangwe zurückzukehren, und obgleich er seinen Vertrag nicht erfüllt, entband ihn Stanley desselben und beschenkte ihn und alle seine Begleiter reichlich. Der Weihnachtstag wurde mit einem Festmahl, Bootrudern und Wettrennen gefeiert, und am 27. December trennten sich beide Lager, indem Stanley seine 149 Leute in dem Boot und 22 Canoes, welche paarweise zusammengebunden waren, nach einer nahegelegenen Insel bringen ließ.

Am nächsten Morgen fuhr die Flotte nochmals an dem alten Lager vorbei, wo die Araber und Uanjamuesi in Reihen am Ufer standen und das ergreifende Abschiedslied sangen, so daß Stanley's Leute voll Kummer den Kopf beugten und alle weinten. Aber schwächer und schwächer wurde der Gesang, während die starke Fluth die Fahrzeuge fortführte, und bald war das letzte Zeichen von Civilisation verschwunden. „Söhne von Zanzibar,“ rief Stanley, „hebt das Haupt und seid Männer! Seht, dieser Fluß ist der Weg nach Zanzibar! Taucht Euere Ruder tief ein, ruft Bismillah! und laßt uns vorwärts!“

Die Ufer waren äußerst dicht bevölkert; auf kurzer Strecke standen 14 große Dörfer in langen Reihen. Zuerst waren die Eingeborenen freundlich, aber schon im Bezirke Luawala

Kochtopf der Wahika.

Kriegsbeil aus Ukusu.

Spielbrett aus Uregga.

Schemel aus Ukusu.

begannen am nächsten Tage die großen aus Riesenbäumen gehöhlten Kriegstrommeln zu donnern, und von beiden Ufern zugleich schossen Canoes mit scharfem Bug voller Krieger mit Federschmuck, breiten schwarzen Holzschilden und langen Speeren herbei. Stanley hatte von Tipputib zwei junge Cannibalen aus Ukusu als Dollmetscher übernommen, aber trotzdem diese laut ihr „Sennen=neh!“ (Friede!) riefen, antworteten die Wilden mit Speerwürfen und dem Rufe: „Njama, njama! (Fleisch, Fleisch!) Boboboh!“ [1]), bis das Gewehrfeuer sie zurücktrieb, wobei sie mehrere Schilde verloren, welche Stanley als Brustwehren für die Canoes sammeln ließ.

Am 30. December wurde an der Mündung des großen Lowa=Flusses gelagert, welcher mit 1000 Yards Breite sich auf dem rechten Ufer in den dort doppelt so breiten Congo ergießt. Die Eingeborenen waren friedlich und brachten Riesenbananen von 13 Zoll Länge herbei. Als die Flotte dann quer über den Fluß nach dem linken Ufer fuhr, warf ein heftiger Nordwind so große Wellen auf, daß zwei Canoes mit zwei Mann und vier Gewehren untergingen. Bei der Vorbeifahrt an den zahlreichen Dörfern erhob sich regelmäßig das dumpfe Gedröhn der großen Trommeln und Kriegshörner.

Auch am Neujahrstage des Jahres 1877 fand ein Kampf mit den nach „Njama“ rufenden Kannibalen statt. Der Strom hatte sich auf 3000 Yards erbreitert und behielt noch immer die Richtung nach Norden bei. Am nächsten Tage fand sogar ein laufendes Gefecht von dreistündiger Dauer statt, indem von mehreren Stämmen einer den andern ablöste und den Kampf weiterfahrend fortsetzte, und die Menschenfresser der Amu Njam sogar das Lager angriffen. Um so mehr überraschte es Stanley, das folgende Volk von Kankoré äußerst friedlich und gastfreundlich zu finden, da sie ihm freiwillig Hühner, Bananen und Kartoffeln brachten. Ihrer Aussage nach verabscheuten sie sogar Menschenfleisch, obgleich ihre Kleidung, Tättowirung und Schmuck denjenigen der Waldkannibalen von Uregga ähnlich waren.

Um so wilder waren dagegen wieder ihre Nachbarn, die Menschenfresser von Muana Ntaba, die sogleich ihre Kriegstrommeln schlugen und mit einer Flotte riesiger Canoes auf die Fremden stürzten. Ihre Krieger hatten eine Hälfte des Körpers weiß und die andere roth und darüber breite schwarze Querstreifen gemalt. Ihr größtes Canoe, welches 83 Fuß Länge hatte, wurde von Stanley's Boot gekapert und unter dem Namen „Krokodil“ (ein solches, aus Holz geschnitzes, trug es an der Seite) mit den Mannschaften von zwei kleinen Canoes besetzt. Bald darauf ertönte plötzlich der Lärm eines Wasserfalles: es war der erste der sieben Katarakte der Stanley=Fälle. Zu gleicher Zeit griffen die Wilden wieder mit neuen Kräften an und erst

---

[1]) Auch bei den Niam=niam an den westlichen Nilquellen lautet nach Schweinfurth das cannibalische Kriegsgeschrei: „Puschiō! Puschiō!“ (Fleisch, Fleisch). „Im Herzen von Afrika“, S. 343.

nach heftigem Kampfe konnte am rechten Ufer dicht an dem Falle eine Stelle für das Lager erobert werden.

Am nächsten Tage kamen die Bewohner der unterhalb des Falles gelegenen Baswa-Insel zur Unterstützung der Muana Ntaba herbei, so daß der Kampf bis zum Nachmittage dauerte. Dann fuhr Stanley nach dem linken Ufer hinüber und ließ 50 Mann unter Pocock mit Aexten einen 15 Fuß breiten Weg durch Rohr, Palmen, Schlingpflanzen, Reben und Lianen des Unterholzes schlagen, während eine Bedeckung von 20 Mann im Walde die Angriffe der Wilden zurückschlug. In zwei Tagen wurden dann das Boot und die Canoes mit großer Anstrengung auf diesem Wege um den Fall herumgetragen. Aber kaum war der Strom wieder erreicht, als der Donner des zweiten Kataraktes hörbar wurde. Stanley ließ auf einer in der Mitte desselben gelegenen Insel landen, deren Bewohner nach dem linken Ufer flüchteten, wo die wilden Bakumu-Kannibalen wohnten. Diese Insel enthielt fünf Dörfer, deren Hütten eine große Anzahl von Eisenwaaren, wie Speere, Messer, Hammer, Beile, Zangen, Ambose, Bohrer, Fischhaken, Glocken, Kugeln u. s. w., enthielten. In kurzen Entfernungen unterhalb der Insel versperrten die schrecklichen Strudel und schäumenden Schnellen des dritten, vierten und fünften Kataraktes den Strom vollständig, so daß Stanley sich gezwungen sah, am 10. Januar eine Position am linken Ufer zu erstürmen, die Bakumu aus ihren Dörfern zu treiben und während sieben Tagen unter fortgesetzten Kämpfen mit den Wilden die Fahrzeuge auf einem durch den Urwald geschlagenen Wege bis unterhalb des fünften Kataraktes zu transportiren. Hier lag die sehr große und lange Insel Afama deren Kriegsflotten sogleich wieder den Kampf begannen. Durch eine List gelang es Stanley jedoch, zwei ihrer Dörfer mit vielen Weibern und Kindern zu erobern, durch deren Freigebung er den Frieden erkaufte. Auch hier bewiesen Reihen von Schädeln und Haufen von Rippen und Hüftknochen den Kannibalismus der Eingeborenen.

Haus in Ikondu.

Nach einem Ruhetage setzte Stanley die Fahrt fort. Der Strom nahm wieder 2000 Yards Breite an und hatte über 40 Fuß Tiefe; bei den Kabombo-Inseln endete das Land Uregga auf dem rechten Ufer und nahm Koruru, auf dem linken Jambarri seinen Anfang. Am 19. wurde der sechste Fall erreicht und wieder zu Lande unter heftigem Kampf mit dem Wana-Rukura-Stamm passirt; auch dieser trug Fellmützen und Kopfschmuck von Papageifedern. Nachdem am 23. der Aequator passirt worden, begann endlich der Strom seinen bisherigen Nord- und selbst Nordostlauf nach Nordwesten zu wenden. Am nächsten Tage erhob sich wieder das dumpfe Gedröhn der großen Kriegstrommeln der Wenja, welche am siebenten Katarakte wohnen. Nach ihrer Niederlage verließen sie ihre im Falle liegende Insel und zogen sich auf das linke Ufer zurück. Ihre Dörfer bestanden aus mehreren breiten durch Quergassen verbundenen Straßen; die ganze Insel mochte 6000 Einwohner zählen. Bei seinem siebenten Falle verengt sich der Hauptarm des Congo plötzlich auf bloß 500 Yards Breite, so daß seine Strömung mit kolossaler Gewalt gegen 10 Fuß tief in einen kochenden Kessel mit 6 Fuß hohen braunen Wellenlinien stürzt. Unterhalb des Falles stehen auf beiden Seiten aufrechte Reihen von schweren Stangen, an welchen mit Rohrseilen ungeheure Fischkörbe befestigt sind. Stanley ließ mehrere derselben heraufziehen, in denen eine Anzahl großer, schwerer Fische gefunden wurden. Dieser Stamm schien sehr kunstfertig; in ihren Hütten fanden sich große Holzkisten, schöne Schaufelruder aus mahagoniartigem Holze, sehr große Thongefäße für Palmbutter und Kriegshörner aus Elfenbein. Am 28. Januar hatte die Expedition den letzten Katarakt hinter sich und schwamm wieder auf dem offenen Wasser des großartigen Stromes; die Passage der sieben Stanley-Fälle nahm in Folge der natürlichen Hindernisse und der Feindseligkeit ihrer Anwohner 22 Tage in Anspruch und kostete fünf von Stanley's Leuten das Leben.

In der Feindseligkeit der Wilden trat keine Veränderung ein; ihre aus Gummibäumen ausgehöhlten Canoes unterschieden sich durch Größe und flachen Boden von den bisher gesehenen. In dem verlassenen Dorf Usimbi fand Stanley 6 Fuß lange Kriegstrommeln mit breiten Beinen. In der Mitte der Hauptstraße stand eine rohe Holzfigur unter einem Kuppeldach, welches neun Elfenbeinzähne trugen; auf der Landseite umgaben zwei tiefe Graben den Ort. Am 29. Januar fand ein heftiger Kampf mit den Wilden von Ituko statt, welche unter dem Kriegsrufe „Ja-Mariwa!“ das Lager angriffen; sie waren weiß und roth angemalt und trugen lange, leichte, aber sehr starke Schilde aus spanischem Rohr und schwere, sehr scharfe Speere.

Der Strom nahm allmälig von 3000 auf 4000 Yards Breite zu. Dicht bewaldete Inseln wurden immer zahlreicher und bald war es nicht mehr möglich, beide Ufer zu gleicher Zeit zu sehen. Aber trotzdem Stanley sich in der Mitte des ungeheuern Stromes hielt, zwischen den Inseln hindurchfuhr und auf diesen campirte, folgten ihm die Wilden in ihren Canoes dorthin und heulten nach „Fleisch", so daß täglich mehrere Kämpfe stattfanden.

Am 1. Februar erreichte die Expedition die ungeheure Mündung des Aruwimi-Flusses und hier fand der 28. Kampf und die Hauptschlacht mit den Wilden des Congo statt. Stanley's Fahrzeuge befanden sich gerade in der Strömung dieses großartigen Nebenflusses, der mit 2000 Yards Breite auf der rechten Seite des Congo einmündet, als der Reisende, den ersteren hinaufblickend, eine große Flotte Canoes denselben herabkommen sah, welche an Größe und Anzahl Alles bisher Gesehene übertraf. Sogleich ließ er seine 11 Doppelcanoes in einer Reihe ankern und das Boot vor derselben Stellung nehmen. Alle Weiber, Kinder und Nichtcombattanten erhoben die großen von den Eingeborenen erbeuteten Holzschilde als Brustwehr und die 43 Schützen spannten ihre Gewehre. Unterdessen kam die gegen 2000 Mann enthaltende verbündete Kriegsflotte mit großer Gewalt herbeigeschossen; dieselbe zählte 54 Canoes, zum größten Theil

Kriegstrommeln der Stämme am obern Congo.

von kolossaler Größe. Allen voran fuhr das Hauptboot mit zwei Reihen stehender Ruderer, je 40 Mann auf jeder Seite, welche zum Tacte eines barbarischen Gesanges ihre am Griff mit einer Elfenbeinkugel verzierten Ruder bewegten. Im Vordertheil standen auf einer Estrade zehn junge Krieger mit dem Kopfschmuck von grauen und rothen Papageifedern, am Hintertheil lenkten acht Steuerleute mit langen Rudern das Ungeheuer, und in der Mitte führten die Häuptlinge den Kriegstanz auf. Am Bug des Bootes wehte eine dicke Mähne aus den langen weißen Fibern der Hyphaene-Palme. Unter betäubendem Lärm der großen Trommeln und Kriegshörner steuerte das Hauptcanoe zuerst direct auf Stanley's Boot zu, wie um es niederzurennen, schwenkte dann aber plötzlich zur Seite und fuhr in kurzer Entfernung vorbei, wobei die Krieger ihre Speere schleuderten. Sogleich erhoben Stanley's Leute ein heftiges Gewehrfeuer, welches während

Muana Ntaba-Canoe („Das Krokodil").

fünf Minuten selbst das Kriegsgeschrei und den Trommellärm der Wilden übertönte, worauf die ganze feindliche Flotte mit schwerem Verlust sich zur Flucht wendete. Sogleich wurden die Steinanker aufgezogen, die Wilden bis ans Ufer verfolgt und selbst noch durch die Straßen ihrer eigenen Dörfer bis in die Wälder getrieben.

Diese am rechten Ufer der Aruwimi-Mündung gelegenen Dörfer bewiesen einen hohen Culturgrad ihrer Bewohner. Vor Allem war der Ueberfluß an Elfenbein auffallend. Ein rothgefärbtes Götzenbild mit Haar, Bart und schwarzen Augen stand unter einem runden, von 33 Elfenbeinzähnen getragenen Dach; große Kriegshörner, Mörser und Keulen zum Kassava-Stampfen, Keile und Schlägel zum Holzspalten, Armbänder und Kugeln, alle waren aus Elfenbein. Ferner fanden sich 10 Fuß lange geschnitzte Ruder, davon viele mit Eisenspitzen, 6 Fuß lange Lanzen, große Messer gleich persischen Kummars in eisenbeschlagenen blanken Scheiden an breiten Gürteln von Büffel- und Antilopenfell, Speere aller Art vom leichten Assegai bis zur schweren zweihändigen Schwertlanze, Zangen, Hammer, Haken, Arm- und Beinringe aus Eisen und Kupfer, Perlen, Glocken, Kriegsbeile und Aexte, Hacken u. s. w., auch schön geschnitzte Götzen, Stühle, Doppelbänke, Spazierstöcke, Flöten, Getreidemörser, Keulen, Tröge, Löffel, gute Thonwaaren u. s. w. Alles bewies, daß die dortigen Eingeborenen in vielen Hinsichten den meisten anderen Stämmen überlegen sind, obgleich auch hier auf Stangen gesteckte Schädel und ganze Haufen von Menschenknochen ihre Vorliebe für Anthropophagie verriethen [1].

Nach der Aufnahme des Aruwimi [2]) nimmt der Congo eine ungeheure Breite an und besteht aus drei bis sechs verschiedenen Zweigen, welche zwischen den unzähligen Inseln

---

[1]) So sagt Schweinfurth über die Monbuttu: „Diese Thatsachen beweisen, daß oft gerade Völker Anthropophagen sein können, welche sich durch eine auffällig hohe Culturstufe (z. B. Fidschi-Insulaner, Karaïben) von solchen unterscheiden, die den Genuß von Menschenfleisch verabscheuen" (a. a. O. S. 284).

[2]) Stanley hält denselben entschieden für den Uelle und führt viele Gründe für diese Annahme an, während Schweinfurth wegen mangelnder Beweise sich dieser Ansicht verschließt und den Uelle für den Oberlauf des Schari hält.

Großes Kriegscanoe auf dem Aruwimi.

durchströmen. Am 6. Februar erreichte Stanley seinen nördlichsten Punkt unter 1° 52′ nördl. Br. Zwei Tage später, nach längerm Mangel an Lebensmitteln, landete die Expedition bei dem Dorfe Rubunga in Rganza, wo endlich seit langer Zeit zum ersten Male friedliche und gastfreundliche Eingeborene gefunden wurden. Hier, obgleich noch 850 Miles vom Meere entfernt, wurde der Strom „Ikutu ja Congo“ genannt.

Der siebente Katarakt der Stanley-Fälle.

Die plastische Gliederung Europas.

Von Dr. **Otto Krümmel**, Privatdocent der Erdkunde in Göttingen.

III.

Wenn wir uns nunmehr den anderen beiden europäischen Hochgebirgen zuwenden, so soll es vorzugsweise unsere Aufgabe sein, die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, welche sie im Vergleiche mit den Alpen erkennen lassen, hervorzuheben.

Schon Ramond, welcher Aehnliches für die Durchforschung der Pyrenäen geleistet wie Saussure für die Schweiz, hat seine Verwunderung darüber ausgedrückt, daß die Pyrenäen dem Kaufmanne eine schwieriger zu überschreitende Schranke seien wie die Alpen. „Sobald man sich,“ sagt er [1]), „von den beiden Meeren entfernt, welche die Pyrenäen berühren, findet man die Kette verschlossen, nur undeutliche Fußpfade führen von der einen Seite nach der andern hinüber.“ Alexander von Humboldt, der alles auf vergleichbare numerische Werthe zu bringen sich bemühte, hat zuerst versucht in der durchschnittlichen Höhe der Gebirgspässe, welche er „mittlere Kammhöhe“ nannte, einen arithmetischen Ausdruck für den Grad der Behinderung zu ermitteln, den die Modellirung der Gebirge dem Verkehr der Nachbarvölker entgegensetzt. Er hatte für die Pyrenäen so eine „Kammhöhe“ von 2435, für die Alpen von 2340 m gefunden [2]). Es übertrifft also darnach die Paßhöhe der Pyrenäen die der Alpen noch um 95 m, obwohl doch der höchste Gipfel der letzteren fast um die Hälfte höher ist als der Pic Nethou (Mont Blanc 4810, Pic Nethou 3402 m). Während ferner die mittlere Paßhöhe der Alpen fast $1/2$ ihrer höchsten Gipfelhöhe beträgt, ist dieses Verhältniß bei den Pyrenäen fast $3/4$. Damit haben wir einen vortrefflichen arithmetischen Anhalt für die Physiognomie beider Gebirge: die Pyrenäen werden wir uns nur mit mauerartigen Umrissen ohne hochstrebende Gipfel oder tiefe Lücken, die Alpen im Gegentheil aufgeschlossen von bequemen den Verkehr erleichternden Pässen und verherrlicht durch kühne, imposante Bergformen vorstellen müssen.

Wenn auch streng genommen das cantabrisch-asturische Gebirgssystem geologisch und orographisch als Fortsetzung der Pyrenäen gelten darf, so bleiben wir hier doch bei dem populären Begriff und betrachten nur das Gebirge zwischen dem Cap Creuz und dem Meerbusen von Viscaya. Schon Ramond [1]) unterschied in diesen eigentlichen Pyrenäen zwei Ketten, welche in gleicher Streichungsrichtung von beiden Küsten her sich auf einander zu bewegen und sich nach einer kurzen Strecke parallelen Verlaufes durch Querjoche verbinden und so das Val d'Arán, das Quellthal der Garonne, umschließen. Man kann sie mit Ferdinand Zirkel [2]) als

[1]) Ramond, Reise nach den höchsten spanischen und französischen Pyrenäen. Straßburg 1789, Bd. II, S. 52.

[2]) Zuerst in den Annales des Sciences naturelles, tome IV, Paris 1825, p. 240. Mit Recht hat C. v. Sonklar die Unzuverlässigkeit beider Ziffern hervorgehoben; allein so lange sie nicht von neueren und besseren ersetzt werden, müssen wir sie noch weiter brauchen.

[1]) A. a. O. I, S. 322.

[2]) Physiographische Skizzen aus den Pyrenäen. „Ausland“ 1867, Nro. 12, S. 266, und 13, S. 324. Wir haben diese ausgezeichnete Abhandlung im Folgenden mehrfach zum Theil wörtlich benutzt.

atlantische und mittelländische unterscheiden [1]). An ihren Küstengliedern bestehen sie nur aus einer Reihe unbedeutender Kuppen, die sich erst später zu einer Kette zusammenschließen, und je näher der Mitte um so mehr an Großartigkeit gewinnen. Im Osten erleidet die mittelländische Kette eine Unterbrechung, nämlich dort, wo die Fahrstraße aus der Cerdaña (dem obern Segrethal) über den Col de la Perche nach Perpignan führt. Dieser merkwürdige Einschnitt oder vielmehr diese schmale Hochebene, welche bei Puigcerda fast eine Meile breit ist und im Ganzen zehn Meilen lang sich ausdehnt, ist als Diagonalthal für die Pyrenäen ebenso charakteristisch wie das longitudinale Rhone- und Vorderrheinthal für die Alpen. In naher geologischer Vorzeit wurde diese Mulde von einem großen Süßwassersee eingenommen, welcher dem Bodensee an Fläche fast gleichkam [2]).

Was aber die Pyrenäen vor allen anderen Hochgebirgen auszeichnet, ist die wunderbare Regelmäßigkeit und Durchsichtigkeit ihres Baues, die von allen ihren Durchforschern von Ramond an gerühmt worden ist. Große Verwerfungen, welche sich auf 30 und 40 Meilen parallel der Streichungsrichtung hinziehen und deren Magnan [3]) im Ganzen sieben aufzählt, charakterisiren den Nordabfall des Gebirges. Dieser erscheint in Folge dessen complicirter im Relief als der fast ausschließlich durch eine kolossale Erosionswirkung modellirte spanische Südhang. An jenen Verwerfungsspalten entlang sind eruptive Gesteine (Ophite) emporgedrungen, ebenda finden wir immer die berühmten Thermen und Badeorte, welche seit der Römerzeit [4]) einen nie unterbrochenen Ruf genossen haben.

Es ist eine Eigenthümlichkeit der Pyrenäen, die sich übrigens auch anderwärts wiederholt, daß die höchsten Erhebungen nicht in der Centralkette, sondern auf einem senkrechten Aste neben derselben liegen. Das Massiv des Maladetta liegt südlich von der Hauptkette von dieser getrennt durch das tiefe Esserathal (Val de Benasque) und nur durch einen schmalen östlichen Arm mit ihr einigermaßen zusammenhängend. Dieser Berggruppe gehört der höchste Gipfel der Pyrenäen an, der Pic de Nethou (3402 m), von dessen Spitze man bei heiterm Winterhimmel die beiden Meere erblicken soll. Ebenso isolirt erhebt sich im Westen des Esserathals der wenig niedrigere Pic Posets mit der umfassendsten Fernsicht des ganzen Gebirges. Gleichfalls abseits vom Hauptkamme liegt der dem Range nach vierte Berg des Gebirges, der Mont Perdu, welcher von Ramond im Jahre 1802 entdeckt und am 2. August desselben Jahres zuerst bestiegen und mit dem Barometer gemessen wurde [5]). Endlich liegt in gleicher Weise, nur durch ein Grat an die mediterrane Kette befestigt, der Canigou mit herrlicher Aussicht auf das Meer zwischen Montpellier und Barcelona.

Ein ferneres Merkmal der Pyrenäen ist ihre Armuth an Längenthälern, welche in den Alpen wegen der Vielheit ihrer Fältelungen so zahlreich und schön entwickelt sind. Was sich in den Pyrenäen davon vorfindet, sind nichts als secundäre Längsschluchten. Aber auch die Querthäler erreichen nirgends beträchtliche Dimensionen, am meisten noch am spanischen Abhange. Aber gerade in ihnen liegt der Hauptreiz pyrenäischer Gebirgslandschaften, nämlich wenn sie sich zu den sogenannten „Circusthälern" entfalten. „Die steilen Wände dieser Felsenkessel," sagt Zirkel [1]), „welche in ihrer vollendetsten Gestalt drei Viertel eines Kreises beschreiben und nur an einer Stelle dem Flusse einen Ausweg lassen, zeigen mitunter ein treppenähnliches Zurückspringen nach oben, so daß sie am passendsten mit riesigen Amphitheatern sich vergleichen lassen. Das ausgezeichnetste Circusthal dieser Art, welches die Pyrenäen besitzen, ist das weltberühmte von Gavarnie, aus dem der Gave de Barèges seinen Ursprung nimmt. Nicht mit Worten zu beschreiben ist der großartige wahrhaft feierliche Eindruck, welchen dieses kolossale Bauwerk der Natur auf den Beschauer macht mit der ungeheuern Kesselrundung seiner himmelhohen starren Mauern, mit den blendenden Gletschern, die seine Zinnen krönen, mit dem ewigen Schnee, der die wagrechten Stufenabsätze wie ein Kissen bedeckt, mit den vielen imposanten Wasserfällen, deren höchster 436 m herabstürzt, und die aus der Ferne gesehen wie weiße Schleier an den schwarzen Wänden still herabhängen. Größer von Dimensionen, aber minder malerisch sind die Felsenmauern des nahebei im Osten gelegenen Cirque de Troumouse. Wenn auch den Alpen derartige Bildungen nicht fremd sind (wie das Anzascathal am Fuße des Monte Rosa), so sind sie doch zu weit geöffnet und nicht tief genug, um mit pyrenäischen Kesselthälern verglichen zu werden.

Dafür aber fehlt den Pyrenäen einer der ausgezeichnetsten landschaftlichen Reize der Alpen, zum Theil in Folge ihrer Armuth an Längenthälern, fast gänzlich: jene herrlichen tiefblauen oder dunkelgrünen Seen. Höchst spärlich ist ihre Anzahl und sehr unbedeutend der Umfang dieser Wasserbecken, die sich nur in den höchsten Theilen des Gebirges in unwirthlicher und wüster Lage, fast das ganze Jahr von Schnee umlagert, vorfinden. Der größte unter ihnen, der Lanoux (Lac noir), am Puy de Carlitte in 2200 m Meereshöhe, hat eine Länge von 3100 bei einer Breite von 520 m, ist also noch nicht einmal halb so groß als der Sempacher oder Hallwyler See der Schweiz. Darnach mag man die winzigen Dimensionen der kleineren ermessen. Ehemals, in naher geologischer Vorzeit, waren die Pyrenäen viel besser mit Seen ausgestattet als heute. Ueberall in den Circusthälern begegnet man, hoch oben an den Gehängen, den Ufermarken dieser ehemaligen Wasserbecken, und daß die Cerdaña ein Gebirgsmeer von der Größe des Bodensees beherbergte, haben wir bereits erwähnt. So verrathen also auch die inzwischen gealterten Pyrenäen Züge einer ehedem reizvollern Jugend!

Auffallend ist der landschaftliche Contrast zwischen dem östlichen und westlichen Theil der Pyrenäen. Der Reisende, welcher sie in ihrer ganzen Länge von Bayonne nach Port Vendres durchzieht, möchte, obschon er kaum 70 Meilen zurücklegt und auf demselben Breitengrade verbleibt, wähnen, einen Continent mit einem andern vertauscht zu haben. Im Westen, im Baskenlande, findet er sanft gerundete Hügel bedeckt mit Buchenwald, Eschen und Ephen, anmuthige Landschaften, welche an den Harz und Thüringerwald erinnern, in den Hochpyrenäen die großartigsten Gestaltungen majestätischer Pits, jene eigenthümlich ungeheuren Circusthäler, die mächtigsten und höchsten Wasserfälle, im Osten begrüßt ihn eine ganz afrikanische Natur mit ihren sonnenverbrannten nackten Felsen, mit ihren Gebüschen von verstaubten

---

[1]) Die mittelländische streicht W. 18° N., die atlantische W. 14° N.

[2]) Leymerie verlegt diese Periode in die Pliocänzeit. Bulletin de la Société de Géologie, 2. Sér., tome XXVI, Paris 1869, p. 626.

[3]) Magnan, Mémoires de la Société de Géologie, 2. Série, tome X, Paris 1874, mém. 1, p. 79 — 97, und die prächtige Karte.

[4]) Forbiger, Alte Geographie von Europa, Leipzig 1878, S. 113.

[5]) Nach Vogel's prächtiger Karte in Stieler's Handatlas (1876), Blatt 40, ist er 10 320 Fuß oder 3352 Meter hoch.

[1]) Zirkel, „Ausland" 1867, S. 296 f.

Korkeichen und bleichblätterigen Olivenbäumen, mit ihren Aloëhecken und tamariskenbewachsenen Sandgestaden.

Stellen wir nunmehr den Kaukasus den Alpen gegenüber, so finden wir den wesentlichen Unterschied (und eine Aehnlichkeit mit den Pyrenäen) darin, daß der Kaukasus seiner Haupterstreckung nach eine einfache, die Alpen eine mehrfache Kette, ein Hochgebirgsland, bilden. Sind wir in Luzern, so sehen wir andere Kämme als in Mailand, in Salzburg andere als von Venedig aus. Von den russischen Steppen oder von den Badeorten Pjätigorsk und Kislowodsk aus aber schaut man auf denselben Kamm des Kaukasus wie von Tiflis. Das Hauptmerkmal unserer Alpen fanden wir in den großen Längenthälern ersten Ranges, der Kaukasus hat (ebenfalls gleich den Pyrenäen) nur solche, die sich rechtwinklig von Querthälern abgliedern, also zweiter Ordnung. Diese kurzen Längenthäler sind aber gerade im Kaukasus charakteristisch ausgebildet.

Gute Karten des Gebirges zeigen dem Beschauer eine deutliche Mittelkette, die sich vom äußersten Westen am Elbrus vorüber bis mindestens zum Kasbek, vielleicht noch weiter erstreckt. Diesem Centralkamme ist südlich vorgelagert eine zweite recht stattliche Kette, die jedoch folgende Eigenthümlichkeit zeigt. Auf dem Raume vom Elbrus bis zum Adai Choch erstreckt sich fast in gerader Linie der Centralkamm, nirgends unter 3000 m herabsinkend und nur auf Schnee- und Gletscherpässen zu überschreiten. Alle Gewässer seines Südabhanges finden durch die südliche Vorkette einen Ausgang. Zwischen Adai Choch und Kasbek dagegen ändert sich dieser Bau, denn zwei größere Flüsse, der Ardon und der Terek, entspringen an der südlichen Vorkette und durchbrechen den Centralkamm in schauerlichen Querschluchten! Als ob der Inn bei Innsbruck, statt das bayerische Gebirge zu umgehen und auf die nördliche Hochebene herauszutreten, rechts abschwenken und durch das Brennerthal nach der Lombardei abfließen würde! Aehnlich ist es im Kaukasus, nur mit dem Unterschiede, daß eben sein centraler Theil bei weitem nicht so massenhaft auftritt wie in Tyrol das Hochgebirge. Eine solche Durchbrechung aber der Centralkämme durch die Gewässer, eine Ausnahme in den europäischen, ist ein Gesetz in den asiatischen Hochgebirgen, worauf F. v. Richthofen zuerst hingewiesen hat [1]). Der Kaukasus hat also in dieser Hinsicht etwas Asiatisches an sich.

Vom Kasbek gegen Osten ändert sich der Bau. Dort finden wir ein Hochland mit steilem Bruchrande gegen Süden, da die Vorberge hier in die Tiefe abgesunken sind. Eine durch heiße Quellen und Erderschütterungen charakterisirte Zone bezeichnet diese großartige Verwerfungsspalte, welche sich noch in das Kaspische Meer fortsetzt und vulcanische Eruptionen daselbst veranlaßt [2]). Ein reich entwickeltes Flußnetz hat dieses Hochland in ein Chaos von steilen Thälern zerfurcht, welche ebenso fruchtbar wie ungesund sind. Das Plateau zerfällt dadurch in zahlreiche einzelne Berggruppen von prismatischer Gestalt, oben flach, an den Seiten schroff und fast unzugänglich. Eine solche Gebirgswelt — ein Stück Abessinien in Europa — muß leicht zu vertheidigen sein, denn ein jeder dieser Tafelberge ist eine natürliche Festung.

Die eigentliche Schneekette des Kaukasus ist auf die Strecke zwischen Kasbek und Elbrus beschränkt. Der Kasbek (5043 m hoch), zuerst durch Freshfield am 29. und 30. Juli 1868 bestiegen, besitzt einen hufeisenförmigen Gipfel, so daß er dem Beschauer von einzelnen Punkten aus doppelspitzig erscheint. Sein vulcanischer Ursprung ist nach Abich's Versicherung ebenso unzweifelhaft wie der des Elbrus (5632 m), des Monarchen des Kaukasus und Europas. Dieser ist leichter zu besteigen als der Kasbek, sein imposant gewölbter Dom aber endet oben in einem gut erhaltenen Kratercircus mit anstehenden alten Laven. Wollte man den Elbrus als Vulcan und als seitlich von der Hauptkette gelegen nicht für den Gipfelpunkt des Gebirgssystems gelten lassen, so würde dieser Rang dem wenig niedrigern Kaschtan-tau (5220 m) zukommen, der sich über dem unzugänglichen Felsenkamme unersteigbar schroff erhebt.

Ueberhaupt zeichnet sich der Kaukasus durch größere Steilheit der Gipfel aus: gewöhnlich heben diese sich in geschlossenen Wänden empor, dann spitzen sie sich oben krystallinisch zu, so daß das Wetterhorn in unserer Schweiz am meisten kaukasisch erscheint. Im Kaukasus finden wir also eine noch größere Kühnheit der Linien, als sie die Alpen darbieten im Vergleiche zu den Pyrenäen.

Wegen der Schmalheit des Centralkammes und der Schroffheit der Gehänge ist die Schnee- und Gletscherentwickelung jedoch nur eine sehr geringe. Damit hängt es auch wohl zusammen, wenn im Kaukasus das Alpenglühen nur schwach auftritt, wie Moritz Wagner versichert. Der größte Gletscher, der Kaltschi-don, findet sich am Nordabhange des Adai-choch bei dem Dorfe Zenaga und giebt dem Karagumflusse den Ursprung. Nach Abich's Angaben ist er 450 m breit und senkt er sich bis auf 1740 m Meereshöhe herab — die niedrigste Höhenstufe, die ein kaukasischer Gletscher erreicht. Ein Eismeer, wie in den Alpen das des Aletschgletschers oder der Oetzthaler Gruppe, welche nach Sonklar [1]) $10\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Gletscherareal aufweist, ist hier nicht vorhanden, denn die Umgegend des Elbrus hat insgesammt nur $2\frac{1}{2}$, die des Kasbek nur $\frac{1}{3}$ Quadratmeile Eis- und Schneeflächen [2]). Dagegen sind die Eisstürze, also die schrägen Abhänge der Gletscher, im Kaukasus weit steiler und dem Auge erfreulicher als in unseren Gebirgen.

Die Eiszeit hat dem Kaukasus nicht gänzlich gefehlt. Zwar hat noch im Jahre 1858 Abich erklärt, daß sich dort Spuren einer solchen nicht vorfänden, später aber hat er selber in den Thälern des Ardon und Ingur Zeugnisse einer vormals größern Ausdehnung der Eismassen gefunden. Der Genfer Geologe Favre hat eben solche am Kreuzbergjoch und in der Darjalschlucht an der großen grusinischen Heerstraße wahrgenommen. Aber aus allen Angaben würde nur folgen, daß die Eiszeit im Kaukasus bei weitem nicht die großartige Entwickelung erreichte wie in der Schweiz oder in den Pyrenäen, ebenso wie die heutige Vergletscherung schwächlich ist im Vergleich zu den Alpen.

Höchst bezeichnend für den Kaukasus sind die tiefen Querthäler oder vielmehr Querschluchten. Der Tscherekschlund mit seinen gewaltigen Thalabstürzen verdunkelt alle ähnlichen Bildungen der Alpen, denn die Via mala oder die Taminaschlucht erscheinen daneben nur wie schwächliche Gebirgsrisse, während hier die Einschnitte bis auf 1500 m herabreichen. Unten zwischen lothrechten Wänden tobt der Tscherek, der dreimal auf Brücken überschritten werden muß, von denen aus er kaum noch sichtbar ist. Die erhabene Wildheit, die jeder Beschreibung spottet, erreicht aber hinter der dritten Brücke ihren Abschluß, denn durch eine in den Felsen gesprengte Gallerie gelangt man — welche Aehnlichkeit mit

[1]) F. v. Richthofen, Ueber Shaw im Himalaya und Tietze am Demavend, in den Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. V, 1878, S. 73 und 107.

[2]) Abich, Mémoires de l'Acad. St. Petersburg VI, 1863, p. 45.

[1]) C. v. Sonklar, Die Oetzthaler Gebirgsgruppe, S. 273.

[2]) Abich im Bull. Acad. St. Petersb. XXIV, Heft 2, S. 262.

der Via mala und dem Urnerloch! — in ein zahmeres ſonniges Thal mit wallenden Kornfeldern und ſteinernen Ortſchaften. Einen ähnlichen Schlund von 1000 m Tiefe bildet der Urudh, einen dritten aber ſchwächern der Terek auf der großen Heerſtraße von Wladikawkas, der „Zwinge des Kaukaſus", nach dem Darjalpaſſe und dem Dorfe Kasbek. Es iſt eine Paßenge, die ſich mit den ſchönſten in der Schweiz meſſen kann. Wie in der Taminaſchlucht führt der Weg auf der Sohle des Thales neben dem Bergwaſſer entlang. Uebrigens iſt die oft wiederholte Behauptung, daß der Darjalpaß periodiſch durch Lawinenſtürze abgeſperrt und Rußland zu Lande auf dieſe Weiſe von Transkaukaſien abgeſchnitten werde, weiter nichts als ein ruſſiſcher Beamtenmythus. Die Wahrheit beruht nur auf der Thatſache, daß zuletzt im Jahre 1832 wirklich die Heerſtraße durch den Bruch eines benachbarten „Eisſees" vernichtet worden iſt. Der Desdorakigletſcher nämlich hatte ſich ſo tief herabgeſenkt, daß ein Nebenthal des Terek quer verriegelt und oberhalb dieſer Eismauer ein „Eisſee" aufgeſtaut wurde, welcher dann plötzlich ſeine Schranke durchbrach und dabei die Kunſtſtraße vernichtete. Da gegenwärtig der Gletſcher wieder ein bedenkliches Wachsthum zeigt (von 1863 bis 1876 iſt er um 118 Ssaſhén = 252 m abwärts vorgerückt), hat die ruſſiſche Regierung ihn einer ſcharfen Aufſicht unterſtellt, da ihr an der ſteten Brauchbarkeit dieſer einzigen über das Hochgebirge führenden Heerſtraße natürlich ſehr viel gelegen ſein muß [1]).

Wenden wir uns zu den landſchaftlichen Eigenthümlichkeiten des Kaukaſus, ſo finden wir vieles anders als in den Alpen. Wir wollen abſehen von jenem echten unberührten Urwalde am Nordabhange des Gebirges, aus dem nur hin und wieder Gebirgsflüſſe aufblitzen, während das Auge nur ſehr ſeltene Lichtungen antrifft und nur zerſtreute Rauchſäulen die Nähe des Menſchen verkünden. Wir wollen auch nicht verweilen an der menſchenleeren abchaſiſchen Küſte, wo dunkle, buſchige Wälder ſich von den Bergen bis unmittelbar an die See herabziehen, kein Dorf, keine Hütte weit und breit die unheimliche Todtenſtille unterbricht, nur ein oder das andere Mal die Trümmer eines zerſtörten Forts trübe Erinnerungen wachrufen. Doch iſt die Pflanzenwelt des Kaukaſus ſicherlich um vieles ſchöner als die tyroliſche und vollends die ſchweizeriſche. Unſere Alpenroſen dürfen ſich nicht meſſen mit den kaukaſiſchen Rhododendren und Azaleen, ſelbſt die Genzianen erſcheinen dort blauer, weil ſie neben Polſtern von Schneeglöckchen auftreten. Es fehlen bei uns auch die Feuerlilien und die Malwen Swanetiens unter den Wieſengewächſen und die mannshohen Umbelliferen in unſeren Lichtungen.

Wenn ſo der Kaukaſus auch an Ueppigkeit der Vegetation und Reinheit der Gletſcher über den Alpen ſteht, ſo fehlen ihm dafür die Waſſerfälle; man begegnet nicht einmal einem zweiten Ranges. Das hängt naturgemäß zuſammen mit den tiefen Einſchnitten der Thäler: die Gewäſſer haben hier bereits ihre Eroſionsarbeit über die früheſten Stadien derſelben gefördert. Denn Waſſerfälle gehören zu den Jugendreizen des Gebirges, der Kaukaſus aber trägt ſchon tiefe Furchen des Alters. Aber alle landſchaftlichen Herrlichkeiten des Kaukaſus werden gedämpft durch die gänzliche Abweſenheit der Seen. Es fehlen ihm ſelbſt ſo winzige Weiher wie der Daubenſee am Gemmipaß! Würde daher zwiſchen Alpen und Kaukaſus und Pyrenäen ein Calame zum Preisrichter beſtellt, ſo könnten wir nicht in Zweifel ſein, welchem der Gebirge er den Kranz auf die Stirn drücken würde.

So hat jedes dieſer Hochgebirge einen beſtimmten Charakterzug in Relief und Phyſiognomie, welche ſich zum Theil auf Art und Weiſe, zum Theil auf das Alter der Erhebung zurückführen laſſen. Nicht ſtark genug aber möchten wir hier noch zum Schluſſe vor der Vorſtellung warnen, daß jene Hochgebirge in einer beſtimmten kurzen Zeit, etwa mit einer Art von „Kataſtrophe", aus der vorher nicht modellirten Rinde der Erde aufgeſtiegen ſeien. Schon Alexander von Humboldt hat zu einer Zeit, als man den innern Bau der Alpen nur wenig, den der Pyrenäen kaum kannte, geäußert [1]), er habe Mühe zu glauben, daß eine und dieſelbe Kataſtrophe die Gebirge gehoben und die früher in der Tiefe horizontal gelagerten Schichten gegen die Ebene geneigt habe. „Sind die Alpengebirgsketten," ſo fragt er zweifelnd weiter, „aufgeſtiegen aus Spalten . . ., die parallel dem Streichen der vorher bereits geſtörten Schichten gebildet waren?" In der That, unſere Hochgebirge haben ganz ſicher bereits in früheren Weltaltern mehrfache Dislocationen erfahren. Das Rhone- und Vorderrheinthal iſt nachweislich älter als die Hebung der Alpen am Ende der Tertiärperiode, und was die Pyrenäen betrifft, ſo hat Henri Magnan klar bewieſen, daß ſie in drei verſchiedenen Epochen aufgerichtet wurden, zuerſt in der Zeit der productiven Kohlenformation, dann zwiſchen der untern und mittlern Kreide und das letzte Mal in der Miocänperiode, als das Lophiodon und das Paläotherium den Südweſten Frankreichs bewohnten [2]). Zahlreicher noch dürften die verſchiedenen Hebungen ſein, welche das Gebiet der Alpen im Verlaufe der geologiſchen Vergangenheit erlitten hat.

[1]) Vergl. den Bericht Statkowsky's in den Iswestija der Kaiſ. Ruſſ. Geogr. Geſ. XIII, St. Petersburg 1877, S. 53 bis 85. Verſtopfungen der Straße waren vorher eingetreten 1776, 1778, 1785, 1808, 1817 und 1832. Ueber den Desdorakigletſcher vergl. Abich, Bull. Acad. St. Petersb. XXIV, p. 270 — 282.

[1]) A. de Humboldt, Essai géognostique sur la gisement des roches dans les deux hémisphères. Paris 1823, p. 60.

[2]) Henri Magnan a. a. O. S. 100 bis 105.

Die Chewſ'uren und ihr Land [1]).

I.

Unweit öſtlich von der großen Heerſtraße, welche am Fuße des Kasbek vorbei führend Wladikawkas mit Tiflis verbindet, liegen am Südabhange der Hauptkette des Kaukaſus die Quellen der Pſhawiſchen Aragwa. An ihnen und

[1]) Dr. Guſtav Radde (Director des kaukaſiſchen Muſeums und der öffentlichen Bibliothek in Tiflis), Die Chewſ'uren und ihr Land (ein monographiſcher Verſuch), unterſucht im Sommer 1876. Mit 13 Tafeln Abbildungen, vielen Holzſchnitten und einer Karte. Caſſel, Theodor Fiſcher, 1878.

nördlich über die Waſſerſcheide hinweg an dem Urſprunge der Flüſſe Argun und Aſſa ſitzt der kleine Stamm der Chewſ'uren, das ſonderbarſte unter allen verwilderten Chriſtenvölkern im Kaukaſus. Ihre wie die Schwalbenneſter an die Felſen geklebten Hütten ſind kaum 5 bis 6 geogr. Meilen von jener viel belebten Straße mit ihren civiliſirten Verhältniſſen entfernt; aber ihre wilden tapferen Bewohner haben von Alters her ihre rauhen Sitten bewahrt, halten feſt an der Ueberlieferung und ſetzen der ruſſiſchen Verwaltung zähen paſſiven Widerſtand entgegen. Das unzugängliche Hochgebirge — von Weſten nach Oſten erheben ſich dort der Tſcha-uchi zu 12 100 Fuß, der Archotis-tawi zu 10 200 Fuß, der Anatoris-gele zu 10 090 Fuß, der Tſchakis-mta zu 10 300 Fuß, der Borbalo zu 11 500 Fuß und der Tebulos-mta zu 14 780 Fuß — bewahrt eben die Gewohnheiten ſeiner Bewohner, wenn auch nicht deren Stamm eben ſo treu, wie den Firn ſeiner Gletſcher. Ueber dieſes Volk war bisher ſo gut wie nichts bekannt; denn die beiden einzigen exiſtirenden Arbeiten, die namentlich ethnographiſch werthvolle des Fürſten Raphael Eriſtow in den Schriften der kaukaſiſchen Abtheilung der Kaiſ. Ruſſ. Geogr. Geſ. (III, S. 75 ff.) und des Herrn Süſſermann (in der Zeitung Kawkas vom Jahre 1851 und im „Rußkij Wjäſtnik" von 1876) ſind, weil in ruſſiſcher Sprache geſchrieben, uns Weſteuropäern wohl völlig unbekannt geblieben. Dr. Radde hatte alſo freies Feld vor ſich, als er die Ergebniſſe ſeiner Sommerreiſe des Jahres 1876 ſeinen Landsleuten beſchrieb. Seit einer Reihe von Jahren waren wir gewohnt, in Petermann's Mittheilungen von des unermüdlichen Botanikers Reiſen in Hoch-Armenien zu leſen; aber es waren nur kurze Mittheilungen, welche er uns an jener Stelle geben konnte. Ein zuſammenhängendes Werk darüber zu vollenden, hinderte ihn bis jetzt erſtens das ſchwierige Arbeiten in Tiflis, an den „Grenzen des geiſtigen Lebens" und ohne die nöthige, ſchwer zu beſchaffende einſchlagende Literatur, und zweitens eine Fülle dienſtlicher Geſchäfte. Um ſo dankbarer müſſen wir die Raſchheit anerkennen, mit welcher Radde das, was er 1876 in ſeinem frühern Lieblingsgebiete, dem Kaukaſus [1]), geſehen, uns vermittelt hat. Es zeugt das von einer Spannkraft und Energie, welche ſich verhältnißmäßig nur wenige Deutſche in fernen Ländern bewahren wollen oder können, und von der wir hoffen und wünſchen, daß ſie dem wackern Vertreter deutſcher Wiſſenſchaft im Oſten noch lange erhalten bleiben möge. Das in Rede ſtehende Werk gliedert ſich in folgende Abſchnitte: 1. Geographiſche Mittheilungen (S. 1 bis 34), ſpeciell auf S. 16 bis 26 die Discuſſion von 37 Höhenmeſſungen, auf welche ein „Entwurf eines allgemeinen Bildes der belebten Natur" folgt. 2. Bemerkungen zu der Karte (S. 35 bis 42). 3. Die Bevölkerung von Chewſ'urien, Tuſchetien und Pſhawien nach officiellen Quellen (ſtatiſtiſch; S. 43 bis 60). 4. Ethnographiſcher Theil (S. 61 bis 167). 5. Marſchroute (S. 169 bis 338). 6. Botaniſcher Anhang (S. 339 ff).

Die erſten Chewſ'uren, aus dem Hochgebirge dorthin gewandert und unter Georgier, Pſhawen und Tuſchen gemengt, trifft der von Tiflis nordwärts Reiſende an, wenn er nach Ueberſchreitung des 4852 Fuß hohen Sabadur-Paſſes aus dem Flußgebiete der Aragwa in das der Jora gelangt und in den etwa 3500 bis 3600 Fuß hohen, lieblichen und ſtark bevölkerten Erzokeſſel hinabſteigt. Dort hat er die heiße Zone mit ihren Weinreben, Maisfeldern und Schlingpflanzen hinter ſich und betritt die gemäßigte Gebirgszone, welche der Cultur der nordiſchen Cerealien ſo günſtig und dem Anſiedler ſo geſund, bequem und ergiebig iſt. Freilich brennt auch hier noch die Sommerſonne den kurzen Kleeraſen der unbewäſſerten Wieſe faſt alljährlich aus, und erſt in 4000 Fuß Meereshöhe iſt dieſelbe auch ohne Zuthun des Menſchen geſichert. Weiter nördlich befinden ſich in beſonders günſtiger Lage das Gut Sakaraulo des Fürſten Tſchawtſchawadſe (3400 Fuß), wo neben der Rebe, kräftigen Nußbäumen und den ſüdlichen die nordiſchen Cerealien und ſämmtliche Gemüſe üppig gedeihen. Der wenig höher (3573) gelegenen Ebene von Tioneti, der erſten namhaften Erweiterung des Jora-Thales, mit ihren häufigen Nordwinden und ſtrengen Wintern fehlen die Nußbäume und ſelbſt die härteren Sorten des veredelten Kernobſtes, und an die Stelle der Rebe tritt die wilde Hopfenranke, deren Cultur ſehr zu wünſchen wäre, denn die deutſchen Brauer in Tiflis führen ihren Bedarf noch immer aus Süddeutſchland ein. Mit dem Abſchluſſe der Tionetiſchen Ebene gegen Norden betreten wir die breite Waldzone der Südſeite des Großen Kaukaſus, welche ſich durch den abſoluten Mangel an Nadelhölzern auszeichnet. Rüſtern, Roth- und Weißbuchen, Eſchen, Zitterpappeln, Ahorne und in den öſtlicheren Gegenden die edle Kaſtanie, auch Quercus robur und rieſige Stieleichen bilden die dortigen Hochwälder, welche namentlich im menſchenleeren Ilto-Thale in geſchloſſenen Beſtänden auftreten. Mit der mächtigern Gebirgsentwickelung aber im Quelllande der Jora und beſonders der Pſhawiſchen Aragwa, welche zuſammen das Gebiet der Pſhawen ausmachen, werden die weithin zuſammenhängenden Waldbeſtände vielfach unterbrochen; hier reicht die Rothbuche als Hochſtamm durchſchnittlich bis zu 6000 Fuß Höhe, während die Weißbirke noch höher geht, und an der Nordſeite des Gebirges Radde die äußerſten Gerſtenfelder, wie auch die Baumgrenze zu über 7500 Fuß, ja nahezu bei 8000 Fuß antraf. Er fand hier ſeine früher ſchon ausgeſprochene Anſicht beſtätigt, daß im Kaukaſus die Kultur- und Baumgrenzen allmälig nach oben ſteigen, je mehr man ſich von den waſſerreichen kolchiſchen Landen entfernt und in die Zone des continentalern Klimas tritt. Den bei weitem größern Theil der Oberfläche vom Chewſ'uren- und vom öſtlich davon gelegenen Tuſchen-Lande nehmen aber die baſalpinen und die hochalpinen Zonen ein, die erſteren dem Nomaden nützlich durch ihre weiten Weideplätze, welche von der ſtattlichen baſalpinen Flora (Alpenroſen an allen gegen Norden exponirten Abhängen, Pedicularis-Arten, Betonica grandiflora, Linum hirsutum, das duftende Lilium Szovitsianum, Kleearten u. ſ. w.) bedeckt werden und hier und da an ihrem untern Rande noch ein kleines Gerſtenfeld aufweiſen; die letzteren nur auf kurze Zeiten vom Fuße des verwegenen Alpenjägers berührt, der in ihnen dem Steinbock und dem Königsalpenhuhn nachſpürt, während ihm Gemſe und Bezoarbock ſchon tiefer, ja ſelbſt noch auf den nackten kahlen Zahnungen des Gebirges im Waldgebiete zu thun geben. So beſchaffen ſind die an der Südſeite des Hauptzuges gelegenen Quellhöhen des Aragwa-Syſtems und an der Nordſeite die vollſtändig waldloſen Aſſa-Quellen; ebenſo iſt der größte Theil des Tuſchen-Gaues ein bereits über der Baumgrenze gelegenes Alpenland, deſſen Bewohner den Holzbedarf zum Bauen mühſam thalaufwärts ſchleppen müſſen, während aus ihrem Lande von den Unterläufen der Bäche der harzige Kieſernſpahn ſogar bis weithin zur Südſeite des Gebirges wandert, um die Burg der Chewſ'uren und Pſhawen Nachts zu erleuchten.

Und nun zu den merkwürdigen Bewohnern dieſer Gebirgswildniß! Von einem körperlichen Typus der Chewſ'uren iſt nicht die Rede; es betheiligten ſich vielmehr an ihrer Bildung die verſchiedenartigſten Nachbarelemente, ſo

[1]) Vergl. den biographiſchen Artikel „Guſtav Radde" (mit Portrait) auf S. 22 des 25. Bandes dieſer Zeitſchrift.

daß die einzelnen Individuen enorme Differenzen zeigen, wenn ſie auch alle ein hoher Grad von Wildheit, ſcheuer Blick und ſelbſtbewußte Haltung auszeichnet. Radde will aus Tauſenden der Nachbarvölker den Chewſ'uren heraus erkennen, auch wenn er nicht ſein originelles Coſtüm oder ſeine Rüſtung trägt; aber eine Diagnoſe für den Stamm im Allgemeinen kann er darum doch nicht geben, ſondern höchſtens von Localtypen in den verſchiedenen Dörfern ſprechen. Während im Allgemeinen der Pſhawe in ſeinem Aeußern dem Georgier am nächſten ſteht und der Tuſche ſtarken Körperbau, brünettes Haar und Teint und kurzen ſchwarzen Schnurrbart beſitzt, hält der Chewſ'ure am wenigſten eine typiſche Form ein. An der Südſeite des Kaukaſus fielen Radde die Chewſ'uren durch ſchwachen Wuchs auf, in Guro an der Argun-Quelle bemerkte er zwiſchen mittelhohen Männern wahre Rieſen mit enormen Händen und Füßen. Dabei beſitzt der ganze Stamm, ſo Männer wie Weiber, eine große Körperſtärke, die ſie ſtetig üben: ſchleppen doch erſtere, nicht ſelten noch in voller Rüſtung, mehr als einen Centner Steinſalz auf ihrem Rücken von Wladikawkas über die ſteilſten und unwegſamſten Gebirgspartien in ihr heimathliches Dorf. Nicht mindere Uebung und Gewandtheit erfordert die Jagd auf den Steinbock. Den Weibern aber liegt mit Ausnahme des Ackerns und der Heumahd alle Arbeit ob; wenn im Winter hoher Schnee liegt, müſſen ſie die im Sommer an der Baumgrenze fertig geſtellten Holzbündel oft 3 bis 4 Werſt weit zum Hauſe ſchleppen, und das auf den ſteilſten kaum eingetretenen Gebirgspfaden. Jene Verſchiedenheit im Aeußern der Chewſ'uren hat ihren Grund darin, daß der Stamm aus den Nachkommen einzelner Flüchtlinge beſteht, die der Hauptſache nach, wie Sprache und Tradition beweiſen, aus Gruſien kamen. Es iſt ein „Miſchvolk von vorwiegend georgiſcher Baſis, welches im Laufe der Jahrhunderte aus den Nachbar-Populationen ſich in den Verſtecken des Hochgebirges bildete und hier eine große Anzahl ſchon mitgebrachter ſonderbarer Gebräuche conſervirte, andere, beeinflußt durch eine wilde unbändige Natur, in ſich entwickelte und, ſich um die Außenwelt abſolut nicht kümmernd, in antikem Typus erhielt."

Das Chewſ'uren-Kind kommt nicht in dem elterlichen Hauſe zur Welt, ſondern abſeits vom Dorfe in einer elenden eigens dazu errichteten Hütte, wo ſeine Mutter allein und ohne Hülfe ihre Entbindung abwarten muß, eine Sitte, deren Rauhheit erſt in neueſter Zeit durch den Einfluß chriſtlicher Prieſter hier und da ein wenig gemildert zu werden anfängt. Einen vollen Monat bleibt nach altem Gebrauch die Mutter mit dem Neugeborenen in der Hütte, in deren Nähe ihr Kinder zur Dämmerungszeit Milch, Käſe und grobes Gerſtenbrot bringen in Gefäßen, die dadurch unrein werden und ſonſt nicht benutzt werden dürfen. Neuerlich darf die Mutter nach 3 bis 6 Tagen in die Nähe des Dorfes überſiedeln und auf 6 bis 7 Wochen eines jener niedrigen kleinen Häuſer aus ſchwarzen Schieferplatten beziehen, welche bei allen Dörfern meiſt am Bache errichtet und zur Aufnahme der Wöchnerinnen und der menſtruirenden Frauen und Mädchen beſtimmt ſind. Abends müſſen die Inſaſſen dieſer „Samrewlo" genannten Hütten, trotzdem ſie für unrein gelten, die Kühe beſorgen und vor dem definitiven Betreten des Dorfes ſich am ganzen Körper waſchen. Gleich nach der Geburt wird dies Ereigniß durch einen Boten den Verwandten gemeldet, welche für einen Knaben der Geiſtlichkeit ein Schaf oder Geld (1 Rub. 60 Kop.) opfern, dafür aber vom Vater eine Woche lang mit Bier und Schnaps bewirthet werden. Doch nimmt dieſer ſelbſt die erſten ſieben Wochen lang an keinen Feſtlichkeiten Theil. Stirbt das Kind während dieſer Zeit, ſo wird die Leiche nach alt-chewſ'uriſcher Sitte getauft, d. h. mit einer Miſchung aus Aſche und Waſſer beſtrichen; bleibt es am Leben, ſo tauft es der ruſſiſche Prieſter. Chriſtliche Namen ſind ſelten, dafür um ſo beliebter ſolche wie Loma = Löwe, Mgela = Wolf, Wepchuria = Panther, Daturia = Bär, Wajika = tüchtiger Kerl u. ſ. w. für Knaben, und Msia = Sonnchen, Wardua = Roſe, Deduna = Mütterchen, Msekala = Sonnenmädchen, Gandsa = Schatz ꝛc. für Mädchen. Die Ehen der Chewſ'uren ſind kinderarm, aber die Liebe der Eltern zu den Kindern und namentlich den Söhnen ſehr groß, wenn auch öffentliche Liebkoſungen derſelben verpönt ſind. Was die Erziehung, wenn man bei den Chewſ'uren von einer ſolchen reden darf, anlangt, ſo lernen die Mädchen Spinnen und Weben und nehmen, wenn ſie dazu ſtark genug ſind, an den häuslichen Beſchäftigungen Theil. Zeitig müſſen die Kinder Waſſer von der Quelle herbeiſchleppen und Morgens den Kuhmiſt mit den Händen zuſammentragen und womöglich gleich zu Kiſik verarbeiten, d. h. in dünnen Kuchen an die Steinwände kleben, um ſie dort trocknen zu laſſen und im Winter als Brennmaterial zu verwenden, denn der Wald wird ſorgſam geſchont. Die Knaben dagegen müſſen ſich im Sprechen, Fechten und Schießen üben; im Sprechen, um bei Feſten und unter Gäſten würdig theilnehmen und Lobreden auf tapfere Männer, verſtorbene Eltern u. ſ. w. halten zu können. Da gilt es, den Muth eines Jägers, ſein Unglück im Hochgebirge oder einen Zweikampf in voller Waffenrüſtung, oder die ausgezeichneten Eigenſchaften eines Verſtorbenen zu ſchildern. Solche Erzählungen werden bei jedem Feſte gewiſſermaßen improviſirt und zwar nicht ſelten rhythmiſch geſprochen und durch monotone Refrain-Geſänge der Anweſenden begleitet.

Ehebündniſſe werden ſchon in der Wiege geſchloſſen, d. h. von den Eltern verabredet, aber nicht früher, als bis das Mädchen das zwanzigſte Jahr erreicht hat, vollzogen, eine Verzögerung, durch welche eine Uebervölkerung des kleinen und unergiebigen Gebietes vermieden werden ſoll. Es gilt als Schande, wenn einem jungen Ehepaare vor Ablauf der erſten vier Jahre ein Kind geboren wird; erſt nach weiteren drei Jahren darf ihm ein zweites folgen, damit dieſes nicht dem ältern die nöthige Pflege entziehe. So erklärt ſich die Kinderarmuth der Chewſ'uren. Die Mädchen gelten für keuſch oder nehmen ſich wenigſtens das Leben, wenn ihnen Mutterſchaft droht; doch ſoll die urſprüngliche Geiſtlichkeit, Dekanoſſe genannt, geſchlechtliche Unſittlichkeit, ſo lange ſie ohne Folgen bleibt und nicht mit Fremden getrieben wird, billigen.

Obwohl nun die Paare ſchon von Jugend auf einander beſtimmt ſind, ſo findet doch ein Freien und Rauben der Braut ſtatt, wenn dieſelbe das erforderliche Alter erreicht hat. Der Entführung des Mädchens geht aber oftmals auch ein formelles Freien durch Andere um ihre Hand voran. Gewöhnlich entführt der Bräutigam, in voller Rüſtung und in Geſellſchaft einiger Freunde, die zum Schein ſich ſträubende Braut zur Nachtzeit, wenn ſie ſich im Samrewlo (ſ. oben) befindet, und bringt ſie in ſein väterliches Haus, wo für ſeine Gefährten ein kleines Feſt veranſtaltet wird. Dann führt man ſie zu ihren Eltern zurück, welche abermals ein beſcheidenes Gelage veranſtalten, und wo der Tag der Hochzeit feſtgeſetzt wird. Sie folgt meiſt in 5 bis 6 Tagen und wird vom Chuzeſſen (ſ. unten), einem Geiſtlichen, der auch die Todten beſtattet, eingeſegnet, wobei derſelbe die Kleider des jungen Paares mit einer Nadel zuſammenſteckt oder ſogar mit einem Faden aneinanderheftet. Dieſe Ceremonie findet am heimathlichen Herde ſtatt, d. h. am Feuer, welches in der Mitte der Hütte der Eltern des Bräutigams brennt. Der Prieſter reicht beiden Brautleuten ein Wachslichtchen

und stellt vor ihnen fertige Speisen hin; sie stehen auf, er wünscht ihnen Segen im Hause und am Leibe in reichlicher Nachkommenschaft, und es beginnt der gemeinschaftliche Schmaus.

Selbst nach dieser Feierlichkeit bleibt das Verhältniß zwischen Mann und Frau zuerst ein geheimnißvolles, und es gilt für eine Schande, wenn der Mann seine Frau öffentlich liebkost oder mit ihr spricht. Nur die ersten drei Nächte schlafen sie zusammen; dann begiebt sich die Frau auf eine gewisse Zeit in ihr elterliches Haus zurück. Die Ehen sind nicht besonders fest; der Mann kann sein Weib jederzeit wegen Unfruchtbarkeit oder, weil sie ihm nicht gefällt, verstoßen, und man kennt Fälle, wo ein Mann zehnmal geheirathet hat. Auch Polygamie kam früher vor. Der Einfluß der russischen Geistlichkeit hat aber hierin schon manches gebessert. Verläßt das Weib den Mann, so muß letzterer entschädigt werden, im Maximum mit 80 Rubel, die meist in Vieh erlegt werden. Eine verstoßene oder solcher Gestalt losgekaufte Frau darf wieder heirathen, eine Wittwe aber, welche einen Sohn hat, nicht. Untreue der Frau wurde früher durch Abschneiden von Ohr oder Nase bestraft — im Dorfe Blo lebt noch jetzt ein so verstümmeltes Weib —, auch ist dafür das Zerschneiden der Backen üblich.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa. Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Albin Kohn und Dr. C. Mehlis. Erster Band. Jena. Costenoble 1879.

r. Die Idee, uns dasjenige zu vermitteln, was polnische und russische Forscher bisher auf dem Gebiete der Vorgeschichte Osteuropas geleistet haben, ist eine sehr glückliche, und das Bedürfniß nach einem derartigen Werke um so mehr vorhanden, je geringer bei westeuropäischen Gelehrten die Kenntniß slavischer Sprachen ist. Herrn Kohn fällt dabei, wie die Vorrede von Dr. Mehlis besagt, der Löwenantheil zu, denn er ist der Uebersetzer und wohl auch zumeist der „Bearbeiter“. Er ordnet seinen Stoff in Höhlenfunde, Pfahlbautenfunde, Funde in megalithischen Gräbern, Funde in Gräbern aus kleinen Steinen oder ohne Steine, Funde in Kurganen und in Funde in Bergwällen.

Am liebsten hätten wir es gesehen, wenn das Werk uns ganz einfach aneinander gereiht die einzelnen Arbeiten der polnischen und russischen Forscher entweder in guten Auszügen oder in extenso gebracht hätte. Jetzt wissen wir nicht, was den „Bearbeitern“, was den Polen und Russen gehört, und werden an ein Gängelband genommen, welches uns wenig anmuthet. Wir können nicht selbst beurtheilen, wie das gesammelte meist sehr dankenswerthe Material übersetzt wurde, können aber Vertrauen nicht gewinnen, wenn wir sehen, wie das einschlägige deutsche Material benutzt wurde. Da finden wir denn Flüchtigkeiten und Unwissenheiten, die bei Autoren, welche mit anthropologischen Dingen sich beschäftigen, unverzeihlich sind. So wird der Hapsaler Lehrer Rußwurm (S. 341) wiederholt zu einem Professor Rusevurm gestempelt, Professor Grewingk in Dorpat ist regelmäßig Grevingk geschrieben, der allbekannte Dr. Pruner wird zu Prunner (S. 350) gemacht und, was am allerschlimmsten, S. 347 werden als Schriftsteller über die slavischen Götter „Ditmar, Helmhold und Stryjkovski“ aufgeführt, wobei die beiden ersteren, wie die Falschschreibung und Zusammenstellung beweist, den Bearbeitern wohl als moderne Schriftsteller erscheinen. Das ist arg. Ein zweiter Band mit einer Fundkarte steht noch aus. Vielleicht giebt uns dieser Gelegenheit nochmals auf das Werk zurückzukommen.

— Am 8. (20.) November hielt der Viceadmiral Krusenstern vor der Versammlung der Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg einen Vortrag über seine Expeditionen auf der Petschora, deren Aufgabe es war zu erforschen, ob eine Verbindung dieses Flusses mit dem Ob möglich sei. In Nro. 312 des „Golos“ finden wir hierüber folgendes Referat: „Die Frage über die Möglichkeit einer Wasserverbindung zwischen dem europäischen Rußland und Sibirien beschäftigt seit lange den Herrn Krusenstern, doch gelang es ihm erst im Jahre 1874 sein Ziel zu erreichen und die Mittel zur Ausrüstung einer Expedition zu erhalten. Die erste Reise war jedoch nicht vom Erfolge gekrönt. Eine Reihe ungünstiger Umstände verhinderte den Forscher die Wasserscheide zu erreichen. Der erste Mißerfolg erschütterte jedoch den Muth des unternehmenden Forschers nicht; Krusenstern begann mit neuer Energie die Ausrüstung einer neuen Expedition, welche auch 1876 ausgeführt wurde. Trotz vieler ungünstiger Umstände erzielte sie bedeutende Resultate. Krusenstern fuhr den Fluß Sartju, einen Nebenfluß der Petschora, bis an die Wasserscheide hinauf, und konnte sich hier von der Nähe des Flusses Sartjugan, eines Nebenflusses des Ob, überzeugen. Ebenso überzeugte er sich von der Schiffbarkeit des Sartju und Sartjugan. Wegen der späten Jahreszeit konnte er nicht mehr bis an den Ob gelangen. Eine Reihe topographischer Aufnahmen, das Nivellement des größten Theils des zurückgelegten Weges, eine Anzahl astronomischer Ortsbestimmungen und eine allgemeine Beschreibung der Gegend sind die Resultate dieser Reise.“

(A. K.)

— Als Schreiber dieses im Frühjahr 1870 in den Gebirgen Kariens reiste, sah er allabendlich an vier, fünf Stellen leuchtende Waldbrände: Bauern hatten sie angelegt, um Weideland zu gewinnen oder um die Bäume, deren Holz sie brauchten, nicht umsägen zu müssen. Einen Stamm hatten sie vielleicht nöthig, Hunderte verzehrte der unbewachte Brand. So ist es im türkischen Reiche seit lange der Brauch. Unlängst hat nun endlich die Pforte, wie der Pera-Correspondent der „A. A. Z.“ meldet, eine Verordnung an die Waldhüter und Förster (welche nirgends existiren) und sodann an die Statthalter erlassen, daß sie für den erforderlichen Schutz der Wälder sorgen. Die unter Sultan Abdul Medschid errichtete, unter Abdul Aziz eingegangene Forstschule soll jetzt reorganisirt werden.

Asien.

— Das unlängst erschienene Doppelheft (Nro. 2/3) der Zeitschrift des Deutschen Palästina-Vereins enthält außer Vereinsnachrichten einen Nekrolog Titus Toblers von Pfarrer C. Furrer, ferner eine Abhandlung über die Antonia und ihre Umgebungen (mit Plan) von Baron von Alten, „Die Pilgerfahrt des Herzogs Friedrich II. von Liegnitz“ (1507), herausgegeben von H. Meisner und R. Röhricht, und einen Aufsatz über die Wasserversorgung der Stadt Jerusalem (mit Karte) vom Baurath Schick. Letzterer, von hohem culturhistorischen Interesse und auf genauen Untersuchungen fußend, behandelt die drei Hauptgruppen der Ein-

richtungen, welche der heiligen Stadt ihren Wasserbedarf liefern, nämlich Cisternen von vier Arten, künstliche Teiche, deren in und bei Jerusalem noch sechs vorhanden sind, und die Wasserleitungscanäle, unter denen wegen ihrer Großartigkeit die von den Salomonsteichen und aus dem Wadi 'Arrub (12 resp. 25 Kilometer im Südwesten der Stadt) herkommenden ausführlicher behandelt wurden. „So reichlich das Quellwasser im Wadi 'Arrub fließt, so schwierig war es, dasselbe nach Jerusalem zu bringen, nicht nur wegen der großen Entfernung, die in gerader Linie 5½ Stunden beträgt, sondern hauptsächlich wegen der im Norden vor dem Thale gelagerten, in langgedehnte Tiefthäler auslaufenden breiten Hochebene, über welche das Wasser nicht ohne großartige Tunnelbauten hinübergebracht werden kann. Da auch die Ueberbrückung jener Schluchten und Durchbohrung der dazwischen liegenden Felsrücken zu schwierig gewesen wäre, half man sich durch Umgehung derselben und führte, allerdings unter außerordentlicher Verlängerung des Kanals, die Leitung in nahezu gleichem Niveau mit ganz wenig Fall so lange an den Abhängen der Berge hin und her, bis sie mit der jedesmaligen Thalsohle zusammenkam und an der gegenüberliegenden Bergwand weitergeführt werden konnte. Die Leitung bestand aus einem ungefähr 2 Fuß breiten und meistens etwas tiefern, im Durchschnitt viereckigen Kanal, der durch Mauerwerk hergestellt, mitunter aber auch in den Felsen eingehauen ist. Er war, wie man noch deutlich erkennen kann, gut cementirt und oben mit großen Steinen zugedeckt; jetzt fehlen letztere an vielen Stellen, und an anderen ist der Kanal auf der einen Seite oder auch ganz zerstört, öfters auch mit Erde angefüllt oder mit knorrigem Gebüsch durchwuchert, zuweilen jedoch ist er noch so gut erhalten, daß er kaum einer Reparatur bedarf." Von den bekannten Salomonsteichen an ist die Leitung eine doppelte: oben eine geradere, kürzere, ältere, welche in wasserdichten Röhren fällt und steigt, und unten eine längere, jüngere, welche ebenfalls den Ausbuchtungen der Bergesabhänge in zahllosen Windungen folgt. Während die Entfernung von den Teichen bis Jerusalem drei Stunden beträgt, mißt die zweite noch vorhandene und von Herodes erbaute Leitung deren sieben. Demselben Fürsten wird auch die 'Arrub-Leitung zugeschrieben, während nach Schick kein Grund vorliegt, die Erbauung der Salomonsteiche und der obern Leitung dem Salomon abzusprechen.

— Die Eroberung Sibiriens durch die Cultur hat begonnen; man schreibt nämlich dem „Golos" (Nro. 325) aus Ekaterinenburg: „Die Eisenbahn zwischen Perm und Ekaterinenburg ist seit mehr als vier Wochen dem Verkehr übergeben. Der Zug braucht, um die Strecke von 468 Werst zurückzulegen, 26 Stunden. Hiernach kann man sich ein Urtheil über die Bahn bilden. Den mittlern Theil, zwischen Tschussovaja und Kuschwa, betrachten alle als zu frühzeitig eröffnet, doch ist dort noch kein Unglück passirt. Der Personenverkehr ist nach der Einstellung der Schifffahrt (auf der Kama und Wolga) unbedeutend, für den Waarentransport hat man aber nicht die nothwendigen Waggons." Während so die Cultur einerseits per Dampf über den Ural schreitet, sucht sie andererseits von Norden her durch die Lena ins Herz des ungeheuren und reichen Landes einzudringen. Hierüber bringt die in Irkutsk erscheinende Zeitung „Sibir" folgende Mittheilung: „Am 9. (21.) September um 11 Uhr Morgens langte der schwedische Dampfer „Lena" in Jakutsk an. Commandeur des Schiffes ist Capitän Johannesen. Außer dem Capitän befinden sich sieben Mann auf dem Schiffe. Außer seinen Mundvorräthen und Kohlen hat das Schiff keine Ladung. Die kühnen Seefahrer fuhren in die Lenamündung und bis Jakutsk ohne Lotsen. Ein solcher war zwar auf Veranlassung des Herrn Sibiriakow dem Schiffe aus Jakutsk entgegengeschickt, er kreuzte sich jedoch mit demselben, so daß ihn die „Lena" nirgends finden konnte. Der Dampfer hat Gotenburg am 6. (18.) Juni verlassen. Die Seefahrer sind während ihrer ganzen Reise auf dem Meere auf keine Hindernisse gestoßen; wenn sie auch hin und wieder Eis gesehen haben, so waren doch die Schollen unbedeutend. Von Jakutsk fuhr das Schiff stromaufwärts nach Witim. Von der Mündung der Lena bis Jakutsk, 13 Tage lang und eine Entfernung von gegen 800 Werst, fuhr der Dampfer ohne Lotsen; von Jakutsk aus führte ihn ein Jakut." Die Fahrt von Tromsö bis Jakutsk, allen Aufenthalt abgerechnet, dauerte 55 Tage. (A. K.)

— Die holländische Sumatra-Expedition (s. „Globus" XXXI, S. 192, XXXIII, S. 112 und 208) fährt mit der Erforschung des Djambi und seiner Nebenflüsse fort und ist zuletzt in einem kleinen Dampfboote den Tembesi bis Ladang Pajang hinaufgefahren. Trotzdem sie aber vom Schwiegersohne des Sultans begleitet war, wurde sie doch feindselig empfangen und zur Rückkehr gezwungen. „Nature" zufolge sollen sich die meisten Mitglieder der Expedition sogar schon auf der Rückreise nach Europa befinden. Gegen Ende des Jahres 1877 hat die Expedition, speciell die Herren van Hasselt und Veth, wie in einem fünften Extraheft der „Aardrijkskundig Genootschap" berichtet wird, ihre Arbeiten in den Padangschen Binnenlanden mit einer interessanten Besteigung des Indrapura oder Pik von Korintji, des anscheinend nie zuvor bestiegenen höchsten Berges der Insel Sumatra, beschlossen. Sie waren am 11., 12. und 13. December auf dem Kraterrande und haben von dort aus ein Panorama aufgenommen. Die Höhe des Berges wurde mit dem Barometer zu etwa 3600 Meter über dem Meere ermittelt.

Afrika.

— Port Said am Nordende des Suez-Kanals ist bis auf den heutigen Tag ein elendes, geradezu abgelegenes Nest, nur als Kohlenstation von Wichtigkeit, ohne Verbindung mit dem Nil-Delta und durch einen gewaltigen Sumpf davon getrennt, nur von Kohlenagenten, Verkäufern von Schiffsbedürfnissen und Konsuln bewohnt. Trotzdem ist seine geographische Lage im Verhältniß zum fruchtbaren Delta ungefähr dieselbe, wie die Alexandriens. Die zwischen beiden liegenden Häfen von Damiette und Rosette sind durch den abgesetzten Nilschlamm fast unbrauchbar gemacht worden; das Bedürfniß des östlichen Delta nach einem nahen Ausfuhrhafen ist aber so stark, daß man anfängt, die Landesproducte auf der Bahn nach Damiette und von dort in kleinen Fahrzeugen nach Port Said zu schaffen, in Folge dessen sich die Hafeneinnahmen von Damiette schon verdoppelt haben. Jetzt taucht das Project auf, Damiette mit Port Said durch eine Bahn zu verbinden, und wird von französischer Seite stark unterstützt, denn Alexandriens Hafen untersteht dem ägyptischen Minister englischer Nationalität, die übrigen aber, Port Said eingeschlossen, dem französischen. Glücklicherweise sind bei diesem Unternehmen die Interessen des Auslandes und Aegyptens dieselben.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

VIII.

Den Congo hinab und durch seine Fälle.

F. B. Am 8. Februar 1877 landete Stanley bei dem Dorfe Rubunga im Lande Nganza am linken Ufer des Congo, wo er endlich wieder friedliche Eingeborene fand. Auf der andern Seite des hier 1700 Yards breiten Stromes liegt der große Ort Gundschi. Am nächsten Tage rief die große Markttrommel die Bewohner beider Ufer mit ihren Waaren herbei; unter diesen fielen Stanley besonders die Messer von Rubunga als eigenthümliche Proben afrikanischer Schmiedekunst auf. Sie waren meistens in flammenartiger oder Sichelform; diejenigen der Häuptlinge waren gegen 18 Zoll lang und zweischneidig, mit Messinggriff, breiter Spitze und zwei Blutrinnen in der Mitte der breiten Klinge versehen, während letztere in der Nähe des Hefts von zwei halbkreisförmigen Oeffnungen durchbrochen war und die Spitze des Griffs eine Verzierung von Otterfell trug.

Das Haar der Eingeborenen war mit hübschen Eisennadeln in Büfcheln befestigt. Jeder Theil ihres Körpers von der Stirn bis an die Knie war tätuirt, und zwar ohne Farbstoff allein mit Schnitten und zahllosen Stichen; die Brust bildete eine Musterkarte von erhöhten Figuren, Rändern, Vierecken, Kreisen, Wellenlinien, Rosetten u. s. w. Ihre Halsbänder bestanden aus Zähnen von Menschen, Gorillas, Krokodilen und Ebern. Die in vielen Beziehungen merkwürdigsten Gegenstände, welche Stanley in jenem Orte sah, waren vier alte portugiesische Musketen, welche die Eingeborenen, die vor Stanley nie einen Weißen oder Araber gesehen, von einem westlicheren Stamm, und dieser von Hand zu Hand von der Küste erhandelt hatten. Da die Mündung des Congo im Jahre 1485 entdeckt wurde, haben die vier Musketen zu ihrer 965 Miles langen Reise von der Küste bis Rubunga gegen 390 Jahre gebraucht! Stanley's Leute begrüßten diese ersten Anzeichen wiederkehrender Cultur mit großem Jubel.

Nach zweitägigem Aufenthalt fuhr Stanley weiter und erreichte nach zwei Stunden das aus mehreren Dörfern bestehende Urangi auf dem linken Ufer, in dessen Nähe er auf einer bewaldeten Insel das Lager aufschlug, zu welchem die Eingeborenen in zahlreichen sehr schnellen, eleganten Canoes herbeikamen. Die Ankunft ihres Häuptlings wurde durch die melodischen Töne eines sonderbaren Gongs in Form von zwei langen eisernen Glocken angekündigt, welche mit einem Klöppel mit Gummikugel angeschlagen wurden. Die Eingeborenen waren auch hier schrecklich tätuirt und ihre Zähne gefeilt; sie trugen Halsbänder von Menschenzähnen und große Gewinde von Messingdraht um Arme und Beine. Die Männer waren mit Grastuch bekleidet, während die Weiber nackt gingen. Stanley sah hier gegen ein Dutzend Musketen, und Elfenbein war im Ueberfluß vorhanden. Trotz der scheinbaren Friedlichkeit der Eingeborenen erhob sich während der Nacht der Lärm ihrer Kriegstrommeln, und als die Expedition am nächsten Morgen weiterfuhr, machte ihre Canoe-Flotte einen plötzlichen verrätherischen Angriff, wobei einer von Stanley's Leuten erschossen wurde. Erst zwischen den zahllosen Inseln und Kanälen in der Mitte des jetzt gegen 7 Miles breiten Stromes gelang es, den nachfolgenden Wilden zu entkommen.

Ein äußerst reiches Thierleben bevölkert diese Inseln;

auf einer derselben sah Stanley einen Elephanten mit langen Stoßzähnen und eine Heerde rother Büffel. In dem Rohr der niedrigen Sandbänke lebten Marabu-Störche, Kraniche, der kurzbeinige Balaeniceps Rex, Flamingos, wilde Gänse und Enten, Königsfischer, Tauchervögel, Reiher, weiße und schwarze Ibisse und Schnepfen, während die höher und dichter bewaldeten Eilande von Pavianen, Hundskopfaffen, Lemuren und kleinen langgeschwänzten Aeffchen wimmelten, und in den Wasserstraßen Nilpferde, Krokodile und Warneidechsen sich tummelten.

Am 13. Februar passirte die Expedition unglücklicherweise in Sicht der 500 Yards breiten Einmündung des Sankuru, an welcher zahlreiche Dörfer des Marundscha-Stammes lagen. In 70 Kähnen griffen die mit Musketen bewaffneten Wilden an und tödteten Nehani, einen der besten Leute Stanley's. Nach den Kriegsrufen „Uhuhu" und „Bobobob" am obern Congo lautete der dortige Schlachtruf „Jahahaha", gleich einem Pferdegewieher. Nach halbstündigem Gefecht wichen die Wilden, wie stets, den überlegenen Waffen der Expedition.

Aber schon am nächsten Tage fand der 31. und vorletzte Kampf mit den Wilden des Congo statt, als Stanley gegen Mittag das Land der weit und breit als wilde Kämpfer bekannten Mangala erreichte. Als die Flotte derselben von 63 Canoes mit über 300 Gewehrträgern herbeikam, stand Stanley in seinem Boote auf und hob als Friedenszeichen Messingdraht und rothes Tuch in beiden Händen empor. Als Antwort aber feuerten die Wilden ihre Gewehre ab und verwundeten drei der Bootsleute. Sogleich entbrannte der Kampf, welcher von den Eingeborenen unter dem Kriegsgeschrei „Ja Bangala! Jahahaha!" mehrere Stunden lang mit großer Heftigkeit und Hartnäckigkeit unterhalten wurde. Da sie aber, ganz wie die Aschantis, mit zackigen Klumpen von Eisen- und Kupfererz aus weiter Entfernung schossen, hatte ihr Feuer nur wenig Effect auf die von Stanley's Leuten zum Schutz vorgehaltenen großen Schilde, während die 44 weittragenden Gewehre der Expedition schwere Verluste unter den dichten Bootsmannschaften der Feinde verursachten. Die Häuptlinge der Mangala, welche mit Kopfschmuck und kurzen Mänteln von weißen Ziegenfellen und Kränzen dicken

Messer aus Rubunga.

Messingdrahtes an Armen, Beinen und Hälsen geschmückt waren, zeichneten sich durch große Tapferkeit aus, so daß die feindliche Flotte erst gegen Sonnenuntergang den Rückzug antrat. Jedenfalls scheinen die Mangala ein ihren Nachbarn überlegenes Volk zu sein, obgleich ihr Land nur eine Flußfront von etwa 10 Miles umfaßt.

Jetzt nahm der Strom seine Richtung fast nach Süden; tägliche Gegenwinde aus Südosten erschwerten die Weiterfahrt. Die dortige Temperatur wechselte zwischen nur 64° F. am frühen Morgen bis 85° am Mittag, bei durchschnittlich 74° im Schatten. Am Morgen des 18. Februar erreichte der große Bogen des Congo wieder den Aequator; am nächsten Tage passirte die Expedition die ungeheuere Mündung des Ikelemba (wahrscheinlich des Unterlaufes des Kasai), des größten am linken Ufer einmündenden Nebenflusses des Congo, dessen schwarze Gewässer sich erst 130 Miles unterhalb des Zusammenflusses mit den hellbraunen Fluthen des Hauptstromes vermischen und dem untern Congo seine dunkelbraune Farbe geben. Seit der Abfahrt von Urangi, neun Tage vorher, hatte die Feindseligkeit der Wilden Stanley verhindert, Lebensmittel zu erlangen, so daß seine Leute dem Hungertode nahe waren; erst hier bei dem Orte Ikengo wurde wieder ein friedfertiger Stamm getroffen, welcher reichliche Vorräthe von Bananen, Kassava, Mais, Kartoffeln, Yams, Fleisch und Fischen eintauschte. Alle Waffen dieser Eingeborenen waren mit Messingdraht und Nägeln verziert. Ihre schönen hakenartigen Messer hatten breite Scheiden aus Büffelhaut, welche an Riemen von demselben Material hingen. Jeder Krieger trug außer einer alten Muskete mit Feuersteinschloß noch vier oder fünf lange und leichte Wurfspeere. Die Farbe der Eingeborenen ist ein Chokoladenbraun, doch reiben sie ihre Haut mit Rothholzpulver und Palmöl ein; auch brauchen sie einen sehr scharfen Schnupftabak.

Bei Irebu nahm der Strom wieder eine seeartige Breite an und war voll unzähliger Inseln mit breiten, tiefen Kanälen, aber schon einige Tage später begannen hohe Hügelketten auf beiden Seiten ihn auf wenige Tausend Yards einzuengen. Auf dem linken Ufer lagen zahlreiche Dörfer auf den 200 Fuß hohen steilen Bolobo-Höhen, bei welchen das Land Ujanzi beginnt. Am 27. Februar erreichte die Expedition den Ort Tschumbiri, dessen König am nächsten Tage mit fünf Canoes voller Musketiere Stanley's Lager besuchte. Er war ein etwa 50jähriger Mann mit kleinen Augen, etwas breiter Nase und dünnen Lippen; auf seinem Gesichte waren alle Barthaare sorgfältig ausgezogen. Mit sanfter Stimme und ruhigem, ceremoniösem Benehmen verband er einen so listigen, verschlagenen Handelsgeist, daß Stanley, welcher gegen 500 afrikanische Häuptlinge hat kennen lernen, ihn den abgefeimtesten Schurken von ganz Afrika nennt. Die Form seines aus der Fiber der Hyphäne-Palme geflochtenen Hutes gleicht derjenigen der armenischen Priester. An einem umgehängten Riemen trug er ein Hakenmesser gleich jenen von Ikengo, und auf seiner linken Schulter stand aufrecht der Borstenbüschel eines Elephantenschwanzes. In der Hand hielt er einen Büffelschwanz als Fliegenwedel und an den Gelenken trug er Armbänder von vielen Amuleten und rothen und schwarzen Tuchlappen, sowie ein Bündel Tabaksblätter und einen Tabaksbeutel, aus dem er fortwährend große Prisen nahm. Seine 6 Fuß lange Pfeife mit sehr großem Kopf aus Eisen war mit Messingnägeln und Troddeln verziert und wurde, wie der Calumet bei den Sioux-Indianern, bei den Anwesenden im Kreise herumgereicht. Die Weiber des Königs waren hübsch zu nennen, von dunkel-

brauner Farbe, mit großen Augen und guten Formen. Alle zeichneten sich durch ihren sonderbaren Halsschmuck aus, welcher aus massiven, 2 bis 3 Zoll dicken Messingringen von 20 bis 30 Pfund Gewicht bestand, welche fest um den Hals geschmiedet waren. Stanley glaubt, daß der König auf diese Weise seine Schätze von Messing in Sicherheit bringt, und berechnet, daß seine 40 Weiber, sechs Töchter und Lieblingssklavinnen zusammen fast 1400 Pfund dieses Metalles auf solche Art lebenslänglich mit sich herumtragen. Auf Stanley's Frage an den König, was er mit dem Ringe am Halse einer todten Frau thue, lächelte dieser vielsagend und fuhr mit dem Finger über seine Kehle! Die Krieger und jungen Männer fallen durch ihre Haartracht auf, welche aus vier Flechten besteht, von welchen zwei über der Stirn hervorstehen. Ein anderes nur den Eingeborenen von Ujanzi eigenthümliches Merkmal sind zwei tätuirte Linien auf der Stirn.

Nach längerer Rast fuhr Stanley am 7. März weiter, begleitet von einer Escorte von drei Canoes mit 45 Mann unter dem Befehl des ältesten Prinzen von Tschumbiri. Bald war der Strom zwischen 400 bis 600 Fuß hohen Ufern nur noch 1500 Yards breit; drei Lothungen ergaben 158, 163 und 79 Fuß Tiefe. Am 9. wurde die 450 Yards breite Mündung des großen Ibari (Fluß) Nkutu passirt, dessen Oberlauf wohl der bekannte Kwango ist. In der Nähe derselben machten die Eingeborenen von Wabuma plötzlich einen Angriff auf das Lager und verwundeten 14 Mann mit Gewehrschüssen, wurden aber nach einstündigem Gefecht in das Dickicht zurückgetrieben; dies war der 32. und letzte Kampf am Congo.

Am 10. März campirte Stanley am Fuße steiler rother Sandsteinklippen, welche den Strom, dessen Strömung dort 3 Knoten per Stunde beträgt, auf nur 1000 Yards Breite einengen, aber zwei Tage später breitete dieser sich wieder über 1500 und 2500 Yards Breite aus und gegen Mittag fuhr die Expedition in eine seeartige Erweiterung von 4 Miles Breite und 6 Miles Länge ein, deren Fläche gegen 30 Quadratmiles bedeckt; auf Pocock's Vorschlag erhielt dieser See den Namen „Stanley Pool“. Zahlreiche Sandbänke und Dünen liegen in demselben und auf seinem Nordufer erhebt sich eine lange Reihe glänzend-weißer Kalksteinklippen, welche zu Ehren der englischen Stadt „Dover-Cliffs“

Der König von Tschumbiri, eine seiner Frauen und sein Sohn.

benannt wurden und auf welchen sich ein grünes Tafelland ausbreitet, welches von den wilden Bateke-Kannibalen bewohnt wird. Dieselben zeigten sich jedoch freundlich, so daß Stanley ein Lager am rechten Ufer des wieder verengten Stromes bezog. Hier war es, wo zuerst der dumpfe Donner des ersten Kataraktes der untern Reihe von 32 Fällen des Congo hörbar wurde. Zwischen diesem und dem siebenten Falle der obern Reihe (Stanley-Fälle) war Stanley eine ununterbrochene schiffbare Entfernung von 898 Miles herabgefahren; da der Höhenunterschied zwischen den genannten Fällen 364 Fuß beträgt, hat der Strom demnach auf dieser ganzen Strecke nicht ganz 5 Zoll Fall per Mile.

Mit den Häuptlingen der umwohnenden Stämme wurde Freundschaft geschlossen, besonders mit dem Könige Itsi von Ntamo am linken Ufer, welcher in seinem großen Kriegscanoe von 85 Fuß Länge mit 60 Ruderern und vier Steuerleuten Stanley besuchte.

* * *

Jetzt begann für die Expedition eine neue schreckliche Zeit, gegen welche alle Gefechte und Schlachten mit den Wilden und Menschenfressern wie Kinderspiel erschienen; denn jetzt mußte der Kampf mit dem Riesenstrome selbst begonnen werden, welcher mit unbeschreiblicher Wuth über Felsenriffe und Lavaterrassen durch seine tiefe gewundene Schlucht in einer langen Reihe von Fällen und Katarakten schäumend und donnernd von dem breiten Tafellande des Innern zum Meere hinabstürzt. Der Ort Ntamo am ersten Falle liegt 1104 Fuß höher als das nur 155 Miles entfernte Boma am untern Congo, so daß also der Strom auf dieser Strecke einen Fall von $7^1/_8$ Fuß per Mile hat. Stanley hätte nie diese wahnsinnige Passage der Fälle unternommen, welche nach ihm nie wieder Jemand wagen wird, wenn nicht sämmtliche Eingeborene nur immer von ein oder zwei weiteren Fällen gesprochen hätten, wie auch Tuckey's Karte nur einen oder zwei „Jellala-Fälle“ angab, und Stanley demnach jeden neuen Fall für den letzten halten mußte.

Es ist unmöglich, in dem engen Rahmen dieser Artikel eine vollständige Schilderung, gleich derjenigen des Stanley'schen Reisewerkes, von den fast übermenschlichen Arbeiten und Anstrengungen zu geben, mit welchen Stanley und seine Leute die schrecklichen Hindernisse und Gefahren des Stro-

Kalulu's Tod.

Die „Lady Alice" in den Stromschnellen.

nes bekämpften und überwältigten, und es können deshalb nur die Hauptthaten jener Periode der Expedition erwähnt werden.

Am 16. März begann die Passage des Ntamo-Falles, welcher eine 4 Miles lange Reihe der furchtbarsten Katarakte bildet, über welche die wüthenden Gewässer unter betäubendem Donner mit einer Schnelligkeit von 30 Miles per Stunde hinabstürzen. Die Weiber, Kinder und Waaren wurden zu Lande vorausgeschickt, und dann durch fünftägige unausgesetzte Arbeit die 18 Fahrzeuge auf mit Buschwerk belegten Pfaden über Land gezogen. In den von Stanley „Kochkessel" benannten Stromschnellen unterhalb des Falles wurde das 75 Fuß lange Hauptcanoe, welches 50 Mann an Rohrseilen hinabließen, von der rasenden Strömung hinweggerissen. Am 27. ließ Stanley die Boote auf Walzen und Holzrollen um den Felseninsel-Fall ziehen. Am nächsten Tage erlitt die Expedition einen schweren Verlust. Stanley war mit dem Boote den 7 Knoten schnellen Strom hinabgefahren und dicht über den später so benannten Kalulu-Fällen gelandet. Drei Canoes waren ihm glücklich nachgekommen, aber das folgende, von den Mwana Ntaba erbeutete 85 Fuß lange „Krokodil" wurde von der Strömung in die Mitte des Stromes gerissen; in demselben befand sich der Knabe Kalulu und fünf andere gute Leute. Pfeilschnell eilte das Canoe dem Fall entgegen, der sich laut brüllend an einer kleinen Felseninsel theilte, und schoß über den linken Zweig hinab, um weit unterhalb, umgeworfen und leer, wieder aufzutauchen; von seinen Insassen entkam kein einziger.

Am 1. April gelang es Stanley, auch diese für ihn so verderblichen Fälle zu umgehn. Die Eingeborenen, welche sich durch vier tätuirte Linien auf beiden Backen auszeichneten, blieben friedlich, aber alle Lebensmittel, außer Kassava, waren sehr theuer, so daß Stanley und sein Begleiter Pocock vier Wochen lang ohne Fleisch blieben; auch begannen jetzt die Waaren rasch abzunehmen. Im Strome wurden graue Wasserschlangen bis zu 7 Fuß Länge bemerkt; auf dem linken Ufer erhob sich eine steile Reihe rother Klippen zu 600 Fuß Höhe, auf welchen ein breiter Waldgürtel sich entlang zog.

Am 12. April wollte Stanley sich in dem Boote „Lady Alice" mit der Mannschaft vermittels langer Rohrseile, welche seine Leute am Ufer hielten, durch eine lange Reihe von Stromschnellen langsam hinabgleiten lassen, aber plötzlich rissen die Seile und sogleich schoß das Boot in die Mitte des schäumenden Stromes und stürmte zwischen Felsen und Klippen auf schwarzen Riesenwellen durch Wirbel und Strudel über die Schnellen hinab. Nur mit Anspannung aller Kräfte gelang es, mit den Rudern den unzähligen Hindernissen zu entgehen, und erst dicht vor dem Nkenke-Fall das Ufer zu erreichen. Obgleich das Boot diese 3 Miles lange Fahrt in nur 15 Minuten zurücklegte, dauerte es drei volle Tage, bis die jetzt noch übrigen 13 Canoes dieselbe Strecke hinabgebracht wurden.

In den 37 Tagen vom 16. März bis zum 21. April betrug die auf diese Weise am Congo zurückgelegte Entfernung nur 34 Miles. Jetzt endete das Land der Bateke auf dem rechten Ufer und es begann dasjenige der Babwende, während auf dem linken Ufer das große Volk der Bassese wohnte. Stanley's Entbehrungen nahmen täglich zu; seine Vorräthe von Zucker, Kaffee und Thee waren schon lange zu Ende, Fleisch war unerschwinglich theuer und, was das Schlimmste war, sein letztes Paar Schuhe begann zu reißen; die meisten Leute der Expedition litten an schmerzhaften Wunden und Fußgeschwüren.

Am 24. erreichte Stanley die Inkisi-Fälle, bei welchen der auf 500 Yards Breite zusammengedrängte Strom ein 2 Miles langes, unpassirbares schreckliches Chaos bildet, so daß Stanley sich zu dem einzigen Ausweg gezwungen sah, seine Boote den 1200 Fuß steilen Uferabhang hinaufziehn zu lassen. Gegen ein Geschenk von 40 Tüchern führten die Häuptlinge 600 Eingeborene herbei, mit deren Beistand in vier Tagen sämmtliche Fahrzeuge auf den höchsten Theil des Plateaus hinaufgebracht wurden. Stanley überließ den 3 Meilen weiten Transport derselben und das Hinunterbringen bis unterhalb des Falles seinem Führer Manwa Sera und ging mit den Weibern und Waaren nach Nzabi voraus, dessen Häuptling ihm mehrere große Bäume schenkte, aus welchen Stanley, an Stelle der verloren gegangenen, neue Canoes machen lassen wollte. Am 1. Mai wurde eine ungeheure Boswellia gefällt und aus derselben durch die angestrengte Arbeit der 10 Bootsleute unter Uledi's Führung binnen sieben Tagen das 37 Fuß lange Canoe „Stanley" hergestellt, und dann noch in weiteren acht Tagen mit 15 Mann ein zweites, 45 Fuß langes Fahrzeug aus einem kolossalen Teak-Stamme ausgehöhlt. Mittlerweile rückte Manwa Sera täglich mit den Fahrzeugen eine Strecke näher und erreichte endlich am 15. Mai mit denselben das Lager. Nach dieser Riesenarbeit gestattete Stanley ein paar Ruhetage, die er aber zugleich zum Bau eines dritten noch größern Fahrzeuges benutzte. Durch Tag- und Nachtarbeit, wobei je 20 Mann unter Stanley's und eben so viele unter Pocock's Aufsicht sich ablösten, konnte schon nach sechs Tagen das 54 Fuß lange Canoe „Livingstone" vom Stapel gelassen werden, so daß Stanley's Flotte jetzt aus 12 großen Canoes und dem Boot bestand. Während dieser Zeit stieg der Congo in Folge der Regenzeit in 23 Tagen gegen 16 Fuß; die fast täglich heranziehenden Gewitter waren von äußerster Heftigkeit.

Am 23. Mai wurde weitergezogen und der Nseto-Fall ohne große Schwierigkeit passirt, doch waren jetzt bereits 13 Mann, darunter auch Pocock, durch Geschwüre, Durchfall und Schwäche, am Gehen über die scharfen Felsen verhindert und mußten theils getragen, theils womöglich in den Booten transportirt werden. Auch die beiden Mowa-Fälle wurden glücklich bewältigt, obgleich sich das Boot an einem Felsen ein großes Leck stieß. Die Waaren mußten wieder den Abhang hinauf, über das Plateau und wieder zum Lager unterhalb der Fälle hinabgetragen werden. Dieses Hochland war in der Nähe des Stromes dicht bevölkert und mit Gruppen der Guinea-Palme und Pisanghainen bedeckt, in welchen die hübschen Hütten der Babwende lagen. Von dieser Palme wird der Malofu-Wein sowie die gelbe Butter gewonnen, aus welcher das Palmöl gesotten wird. Der untere Mowa-Fall wird durch eine Mauer von Eisenstein, vulcanischen Felsen und Bimsstein gebildet, welche sich gegen 20 Fuß über dem Wasser erhebt und durch welche der Strom sich zahlreiche Auswege gebrochen hat, während steile Felsmauern von 300 bis 600 Fuß Höhe die Ufer bilden.

Um diese Zeit fanden häufige Diebstähle an Stanley's Waaren, besonders den Perlen, statt, und endlich wurde als Thäter der Steuermann des Bootes, Uledi, entdeckt, Stanley's bester Mann, der in seinen Diensten vor keiner Gefahr zurückschreckte und bereits 13 Leute vom Ertrinken gerettet hatte. Stanley überließ seine Strafe den Führern der Expedition und diese verurtheilten ihn, durchgepeitscht zu werden; als aber zwei der Bootsleute sich erboten, diese Strafe für ihn zu tragen, erließ Stanley ihm dieselbe seiner außerordentlichen Dienste wegen.

Das gegen 8 Quadratmiles große Land Mowa besteht aus zwei Bezirken unter vier Häuptlingen; die Eingeborenen waren im höchsten Grade abergläubisch. Als sie Stanley in seinem Tagebuch schreiben sahen, hielten sie dies für eine

Zauberei, welche ihr Land verheeren, ihre Ziegen tödten, ihre Bananen verfaulen und ihre Weiber unfruchtbar machen würde. Sie erhoben sogleich den Kriegsruf und sammelten 500 bis 600 mit Musketen bewaffnete Krieger. Stanley ging ihnen entgegen und erhielt das Ultimatum, entweder das schreckliche tara-tara (Papier) zu verbrennen oder den Krieg zu erwarten. Stanley holte aus seinem Zelte einen seinem Taschenbuch ähnelnden vielgelesenen Band Shakespeare und verbrannte ihn unter dem Jubel der Babwende.

Dieser Stamm hat den sonderbaren Gebrauch, seine Trauer bei Todesfällen durch das Abfeuern schwergeladener Gewehre zu bezeugen, und zwar werden bei dem Tode eines Kindes sechs Schüsse gelöst, bei dem einer Frau zehn und bei dem eines Mannes funfzehn. Die Basundi, welche nordwestlich von Mowa wohnen, wagen sich nie an den Rand der tiefen Schlucht, in welcher der Congo entlang donnert, und trägt der Wind je den Lärm der Fälle bis zu ihnen, so halten sie sich sogleich die Ohren mit den Händen zu.

Unterhalb des Mowa-Falles folgen die Stromschnellen von Masesse, deren schäumende Wellen über den Massassa-Katarakt in das Bolo-bolo-Bassin stürzen, wo der Strom eine breitere Stelle mit verhältnißmäßig ruhigem Wasser bildet, um dann seinen fürchterlichen Lauf über den Zinga-Fall fortzusetzen. Ehe die Expedition jedoch diesen erreichte, sollte ein neuer, noch schrecklicherer Verlust Stanley treffen, denn Frank Pocock, sein letzter weißer Begleiter, sollte nach fast dreijährigem treuen Zusammenleben von ihm gerissen werden.

An dem Unglückstage des 3. Juni ging Stanley zu Lande nach dem 3 Miles entfernten Zinga voraus, um mit den Häuptlingen Freundschaft zu schließen; Uledi sollte mit neun Mann in einem Canoe einen Weg durch die Stromschnellen hinab suchen und Pocock in Folge seiner Fußgeschwüre in einer Hängematte über Land nachfolgen. Trotz dieser Anordnung bestand er darauf, in dem Canoe mitzufahren. Als dieses sich dem Massassa-Falle näherte, erkannte Uledi die Gefahr desselben und weigerte sich, denselben hinabzuschießen. Als aber Pocock voller Ungeduld ihn der Feigheit beschuldigte, gab er nach und steuerte auf die Mitte des brüllenden Falles zu. Hier schlug natürlich das Canoe um und Pocock und zwei Andere verschwanden in den wüthenden Strudeln, obgleich Uledi zweimal nach ihm untertauchte.

Auch seine Leiche konnte nicht gerettet werden, aber acht Tage später hörte Stanley, daß ein Eingeborener beim Fischfang in dem weit unterhalb gelegenen Kilanga-Bassin etwas Helles im Wasser treiben sah. Er ruderte darauf zu und war entsetzt, das Gesicht eines todten weißen Mannes zu sehen!

Ueber die Verwendung von Elephanten bei Afrika-Reisen und Anlage von Stationen.

Von **Dr. Pogge**.

Im Band XXIV, 1878, Heft 7 der Mittheilungen aus J. Perthes' Geographischer Anstalt begeistert sich Herr von Koppenfels für die Benutzung von Elephanten bei Reisen ins Innere von Afrika. Seine Ansicht kann ich nicht theilen; allerdings klingen die Vortheile solcher Ausrüstungen verführerisch; in praxi auszunutzen sind sie nicht, wenigstens nicht im äquatorialen Theile des Landes.

Die Straßen, welche sich im Innern des Landes befinden, sind fußbreite Steige, welche sich schlangenartig durch Steppe, Sumpf und Wald winden und als Communicationswege das eine Dorf mit dem andern verbinden. In wenig oder gar nicht bewohnten Gegenden fehlen sie stellenweise ganz. Solche Steige werden von den Karawanen benutzt und wo der Weg aufhört, müssen die Karawanen durch Geschenke und gute Worte die Eingeborenen als Führer dingen, oder so lange suchen, bis ein neuer Weg, oder der nächste Ort aufgefunden ist.

Ich möchte zur Vergegenwärtigung eines innerafrikanischen Karawanenweges ein mir bekanntes Terrain wählen: die Straße von Kimbundo bis Mussumba im Lunda-Reiche, der Residenz des Muata Jamvo. Lunda ist überall von Karawanenstraßen durchschnitten und wird allerseits von Handel- oder Tributkarawanen durchreist, welche große Quantitäten von Callico, Perlen, Schießpulver ꝛc. importiren, Wachs, Kautschuk und Elfenbein exportiren oder welche Sklaven bringen und abführen. Die Waaren kommen und gehen direct oder indirect auf den Schultern der Träger von und nach der Küste. Sklaven bleiben im Innern. Nach dem Muster solcher Handelszüge muß sich der europäische Reisende seine Karawane formiren, welche die Reiseeffecten transportirt resp. den Reisenden escortirt.

Im Gänsemarsche, immer einer hinter dem andern, bewegt sich, einer Schlange gleich, die Karawane von Lager zu Lager. Führt der Weg durch Savanen, jene dünn mit niedrigen Bäumen und Büschen bewachsenen Steppen (einem europäischen Obstgarten nicht unähnlich), so giebt es keinen Aufenthalt, auch nicht zur Zeit, wenn das Gras ausgewachsen ist und mannshoch so dicht wie ein Weizenfeld über den Köpfen der Träger zusammenschlagen mag. Die Savanen sind aber von Bächen durchzogen, deren Ränder regelmäßig an beiden Seiten ganz und gar mit Urwald, wenn auch nur in geringer Breite, bewachsen sind, so daß solche hohe Wälder in Folge ihres egalen Wuchses wie eine geometrische Linie den Lauf der Bäche bezeichnen. Bei der Passage dieser Wälder und Bäche giebt es aber schon Aufenthalt; die Träger und die Ochsen müssen sich mühsam Bahn brechen und kriechen gleichsam durch das oft dicht verschlungene Gehölz. Vom Lulua-Strom bis Mussumba besteht die ganze Gegend mehr oder weniger aus Savanen, welche mit Bächen und ihren Waldmauern durchzogen sind. Auf Strecken von $1\frac{1}{2}$ bis 2 deutschen Meilen 4, 5, 7, 11 und mehr solcher mit Wald bewachsenen Bäche tagelang hinter einander zu passiren, ist Regel. Solchen Weg nennen die Neger bequem, weil die Ufer der Bäche meistens festen Lehm oder Sand haben und keinen grundlosen Wiesenboden, und die Hindernisse werden verhältnißmäßig auch leicht überwunden, sowohl von den mit schwerem Gepäck belasteten Trägern als auch von den nur leicht oder gar nicht belasteten Weibern und Kin-

dern, nicht aber so von den europäischen Reisenden. Mir wenigstens war es höchst unbehaglich in der Nähe schon wieder eine Waldmauer, unwiderruflich den Weg versperrend, auftauchen zu sehen, wenn ich froh war eben erst eine solche absolvirt zu haben.

Und wie war der Weg von Kimbundo zum Kassai-Strom? Er war eben so mit dem Unterschiede, daß die Bäche mehr oder weniger nicht mit dickem Wald, dafür aber mit breiten sumpfigen Wiesen umsäumt waren, so sumpfig, daß stellenweise die Ochsen mit Gewalt auf die Seite geworfen und an allen Vieren von den Trägern auf festen Boden geschleift werden mußten. Dann und wann hatte die Karawane weithin ausgedehnte dichte Wälder zu passiren, mit denen die Steppe bedeckt war.

Durch Urwälder wird der Elephant ohne Gepäck ebenso gut und besser kriechen als der Ochse; aber wie wird es für erstern bei der Passage der grundlosen Wiesen und auf der Strecke zwischen dem Tschikapa-Fluß und dem Kassai?

Vor der Passage der Wälder kann das Gepäck abgeladen und nachher wieder aufgeladen werden. Wie oft aber müßte dann ein solches Ab- und Aufladen sich wiederholen, und wie viel Zeit würde es in Anspruch nehmen, um eine Strecke Weges von $1^1/_2$ bis 2 deutschen Meilen zurückzulegen und wer endlich sollte das Gepäck durch die Wälder tragen, wenn die Träger fehlten? Ohne Elephanten braucht eine Karawane hierzu schon eine Zeit von 5 bis 6 Stunden in solchen bewaldeten Gegenden. Und wie wird es bei der Passage breiter sumpfiger Wiesen? Kann der Elephant mit Gepäck solche Sümpfe durchwaten? oder soll er von den Trägern auf die Breitseite geworfen und geschleift werden? In diesen Gegenden giebt es weder Büffel noch Elephanten, so daß ich diese Frage zu beantworten nicht im Stande bin. In den grundlosen Wiesen habe ich aber niemals Spuren großer Antilopen angetroffen, und in Gegenden, wo es Büffel und Elephanten giebt, habe ich die Thiere selbst oder ihre Spuren nur in solchen Wiesen angetroffen, in denen meine Reitochsen sich auch bewegen konnten.

Ich rathe den Reisenden in Afrika so zu reisen, wie es im Lande Mode ist, also in Aequatorial-Afrika mit Trägern. Viele afrikanische Expeditionen sind und werden an der Großartigkeit ihrer Ausrüstung scheitern. Dieselben gleichen ja dann in der That auch mehr einer Kriegs- als einer Reiseexpedition. Ich meinestheils hege weit mehr Vertrauen zu den kleinen nothdürftig ausgerüsteten als zu jenen großen. Eine kleine Expedition, welche nur das Allernothdürftigste an Ausrüstungsgegenständen: Tauschartikel, Kleidung, Waffen, Instrumente ꝛc., mit sich führt, wird bei allen Volksstämmen verhältnißmäßig besser aufgenommen, und ohne Hindernisse reisen, wenn ihre Mitglieder die Gesetze des Landes achten und mit Vernunft und Geduld die Leute behandeln, als die großen, welche ohne Ausnahme dazu angethan sind, bei den mißtrauischen Eingeborenen Verdacht zu erregen, oder deren Führer, auf ihre Macht pochend, mit Gewalt ihren Willen durchsetzen. Derjenige Reisende, welcher meine Ansicht beherzigt, wird von Westen aus, und zwar von Angola mit verhältnißmäßig sehr geringen Mitteln reisen können, während den großen Expeditionen dort alle mögliche Gelegenheit geboten sein wird, unnöthiger Weise große Summen Geldes zu verausgaben.

In Europa war oder ist vielleicht noch das Gerücht verbreitet, daß Europäer portugiesischer Nationalität bei den Eingeborenen im Innern mißliebig wären und daselbst nicht reisen dürften. Dies Gerücht ist falsch. Die Afrikaner des Innern kennen nur eine europäische Nation, das ist „der weiße Mann, der Mann des großen Wassers“, welcher überall willkommen ist, sobald er nach den Gesetzen des Landes handelt, und den Eingeborenen womöglich europäische Waaren mitbringt. Obgleich nur sehr wenig europäische Portugiesen von Angola aus ins Innere reisen (die schwarzen Händler in Angola nennen sich auch Portugiesen), so sind es gerade diese, welche einem Reisenden als Muster hingestellt werden können. Sie reisen mehr oder weniger ebenso einfach wie die eingeborenen Händler. Die gewöhnlichen üblichen Tauschartikel mit sich führend, die Karawanen mit Musketen dürftig bewaffnet, gehen sie, allem Comfort entsagend, für lange Zeit ins Innere. Sie kennen die Gesetze der verschiedenen Länder und respectiren sie; sie behandeln ihre Leute und die Eingeborenen gut, sind tolerant und verbeißen sich bei Streitigkeiten nicht auf Principien, sondern sind die Klügsten und geben nach, wo es angeht.

So hat denn auch der Neger an der Küste zu den ihm bekannten portugiesischen Reisenden Vertrauen und begleitet ihn weit lieber auf Reisen ins Innere, als den neuen Europäer, dessen Moden und Behandlungsweisen ihm fremd sind.

Aus allen diesen Gründen empfehle ich dem Reisenden, welcher von der Westküste aus sein Heil versuchen will, ländlich sittlich zu reisen.

* * *

Für den Fall, daß die internationale Gesellschaft in Brüssel noch die Absicht hegen und es ihr gelingen sollte, feste Stationen mit Waaren-Depositorien im Innern zu gründen, so würden solche ohne allen Zweifel von der Zeit ihrer Entstehung an einen durchschlagenden Erfolg für die Entdeckungsgeschichte der noch unbekannten Landestheile ausüben müssen. Wenn für die Westküste Mussumba, für die Ostküste Njangwe und für das Centrum etwa die noch unbekannte Residenz des großen Häuptlings Kanioka als Station gewählt würde, so wäre mit einem Schlage die große Heerstraße für Reisende geschaffen, welche von hier aus ihre Excursionen nach allen Richtungen hin zwischen den Flüssen Zambesi und Congo unternehmen könnten. Die Haupthindernisse für den Reisenden bestehen einestheils in der Anwerbung von Trägern für Reisen in unbekannte Länder, anderntheils in Mißtrauen solcher Eingeborenen, welche wenig oder gar nicht mit den Weißen verkehrt haben und aus Furcht ihm das weitere Vordringen in ihren Ländern untersagen.

Die Herstellungskosten einer Station z. B. in Mussumba, können incl. eines Depositoriums von etwa 600 bis 1000 Stücken Zeug, 400 bis 800 Pfund Schießpulver und 400 bis 800 Pfund Perlen ꝛc. nicht mehr betragen, als eben die Waaren in der Kolonie kosten und ihr Transport, Kosten, welche im Vergleich zu denen großer Expeditionen verschwindend klein erscheinen werden. Die Aufgabe einer Station wird es sein, Ackerbau, Viehzucht und den unvermeidlichen Handel mit den Eingeborenen zu treiben. In Mussumba, wo es leicht sein wird, Hunderte von Menschen in wenigen Monaten zu werben, kostet ein kräftiger Sklave 1 bis 2 Stück Callico. Ein richtiger Sohn der Wildniß, als Sklave eingekauft, gleicht nach kurzem Umgange mit den Weißen nicht allein dem besten, intelligentesten freien Träger von der Küste, wie ich aus Erfahrung ersehen habe, sondern er gewährt dem Reisenden den Vorzug, daß der Sklave seinen Herrn auf Reisen begleiten muß, wohin es auch sei. Die Erhaltung solcher Leute kostet nichts, da sie als Arbeiter auf dem fruchtbaren Boden des Landes weit mehr Nahrungsmittel produciren, als sie zu ihrer Ernährung brauchen können. Bei richtiger Führung einer solchen Station muß dieselbe deshalb nicht allein ihre Kosten decken, sondern sie muß jährlich zwei und drei Expeditionen die nöthigen Träger, Waaren und Reitochsen stellen können, wenn letztere ihr die üblichen Preise berechnen werden. Die Station selbst aber kann

event. jährlich ein Mal und vielleicht öfter eigene Expeditionen ausrüſten, um Vorräthe von der Küſte zu holen, und damit wäre die Straße nicht allein offen, ſondern es wäre dem neuen Reiſenden mindeſtens jährlich ein Mal Gelegenheit geboten, mit der Stations-Karawane ins Innere zu gehen. Ein Reiſender auf einer Station, welcher bei den Eingeborenen das Mißtrauen beſeitigt hat, wozu neben richtiger Behandlung lange Zeit des Verkehrs und der Handel mit ihnen das Ihrige beitragen werden, wird es dahin bringen, daß jeder Weiße ungeſtört im Lande nach ſeinem Wunſche operiren kann. Im Innern werden die meiſten Länder von großen Häuptlingen regiert, und da handelt es ſich für den Europäer hauptſächlich darum, den Häuptling ſelbſt als Freund zu gewinnen, damit jeder Weiße als Freund ſein ganzes Gebiet bereiſen kann. So iſt es beim Muata Jamvo und ſo wird es auch beim Muata Kanioka ſein, deſſen Reich ſich bis nahe an den Congo nördlich erſtrecken ſoll.

Roſtock. Auguſt 1878.

Ich nehme meine Anſicht auch nicht zurück, nachdem die Gordon'ſchen Elephanten in den Nilgegenden ſich mit Erfolg auf Reiſen bewährt haben[1]). Ich frage: 1. wie iſt der Weg dort beſchaffen? 2. was und wie viel haben die Elephanten getragen? Die Elephanten zu benutzen, um die Eingeborenen einzuſchüchtern, iſt ein ſchlechtes Princip, da es einem Reiſenden darauf ankommen muß, der Lebensmittel wegen ſich mit den Eingeborenen gut zu ſtehen — letztere machen ſich meiſtens auch ohne Anwendung von Elephanten ſchon oftmals mehr unſichtbar als zu wünſchen iſt — und denjenigen, welche beſonders für Elephanten plaidiren, muß ich entgegnen, daß der Hauptfeind der Reiſenden im Innern — der Hunger iſt.

[1]) S. „Globus" XXXIV, S. 270.

Die Chewſ'uren und ihr Land.

II.

Beſonders viel des Intereſſanten bieten die Gebräuche bei der Todtenfeier der Chewſ'uren, wie ja bei allen Gebirgsvölkern des Kaukaſus den Todten große Ehren erwieſen werden. Um nicht das Haus durch ſeinen Tod zu entehren und zu verunreinigen, wird der Sterbende hinaus in das Freie getragen, um dort den Geiſt aufzugeben. Vater und Mutter dürfen zunächſt keinen Schmerz zeigen, ſondern bleiben heiter. Die Leiche wird nicht gewaſchen, aber, wenn ſie männlich iſt, raſirt und mit dem beſten Anzuge und dem vollen Waffenſchmucke bekleidet. Drei bis vier Tage bleibt ſie über der Erde, und während dieſer Zeit muß der Chuzeſſe, der chewſ'uriſche Todtenprieſter, Gebete für ſie ſprechen. Die nächſten Verwandten bleiben im Hauſe; die Männer raſiren ſich während der Trauerzeit nicht. Nun erſcheinen die Nachbaren, um ihr Beileid auszudrücken, während draußen die leidtragenden Weiber unter Anführung eines bezahlten Klageweibes jammern. Drinnen ſitzen die männlichen Verwandten mit offener Bruſt und tief in das Geſicht gedrückter Mütze; jeder Ankommende kniet vor ſie nieder, und ſie beginnen zu weinen und führen klagende Zwiegeſpräche. Inzwiſchen haben ſich draußen die Dorfbewohner um die Leiche verſammelt und hören den klagenden Weibern zu, welche für ihre Mühe ein flaches Brot, 1 bis 2 Pfund Butter und Käſe und 2 Pfund Salz erhalten. Die Anführerin ſtützt ſich entweder auf einen Stab, an welchen ein Tuch gebunden iſt, oder auf den Säbel des Verſtorbenen und ſingt nun ſeinen Kriegerruhm, und wenn ſie geſchloſſen, ſo bricht der Chor in lautes Heulen, Weinen und Wehklagen aus, ſchlägt ſich Bruſt und Knie mit der Fauſt und zerrauft ſich das Haar.

Früher ſetzten die Chewſ'uren ihre Todten in oberirdiſchen Leichenhäuſern bei, wie Dr. Radde deren ſechs, alle von gleicher Größe und Geſtalt, an der Stelle Anatori unweit des Dorfes Schatil am Nordabhange des Kaukaſus zu ſehen bekam. Dieſelben ſind 14 Fuß (engl.) lang, 10½ breit und bis zum Carnieſe circa 9 Fuß hoch. Die Wände dieſer Bauten ſind auf das Sorgfältigſte aus dünnen, faſt ſchwarzen Schieferplatten zuſammengelegt, die aus dem gleichen Materiale beſtehenden Dächer flach. An einer der Schmalfronten, gleichviel welcher, befindet ſich eine quadratiſche Oeffnung, groß genug, daß ein Menſch ſich hindurchzwängen kann; ſie kann durch eine gut einpaſſende Schieferplatte geſchloſſen werden. Damals aber ſtanden ſie alle offen, und die betreffenden Verſchlüſſe lagen daneben, während ſie früher offenbar nach jeder Beiſetzung befeſtigt wurden, um die wilden Thiere von den Leichen fernzuhalten.

Blickt man in die ziemlich dunkelen Todtenhäuſer hinein, ſo bemerkt man entlang ihren Längsſeiten breite fortlaufende ſteinerne Sitze, die wenig höher als der äußere Boden ſind, ſo daß die innere Bodenfläche der Häuschen vertieft werden mußte, um die Leichen gut zu placiren. Auf dieſe Bänke wurden die Leichen geſetzt, zwar ohne Schmuck, aber vollſtändig angezogen und neben ihnen Taback und Pfeife, letzteres entſchieden auf mohammedaniſchem Einfluſſe beruhend.

Obgleich dieſe Beſtattungsart in Schatil ſchon ſeit 25 bis 30 Jahren und an den Quellen der Aragwa ſchon früher aufgehört hat, fand Dr. Radde die Inſaſſen der anatoriſchen Leichenhäuſer zum Theil noch gut erhalten. Aus der geringen Anzahl der Skelete, welche in keinem Gebäude die Zahl zehn überſchritt, erhellt, daß nur wenige Individuen dort ihre Ruheſtätte fanden, vielleicht nur diejenigen Bewohner eines Dorfes oder einer Genoſſenſchaft, welche oft ohne verwandt zu ſein doch denſelben Familiennamen führten. Denn dieſe werden auch heutigen Tages zuſammen begraben. „Da ſaßen ſie nun, dieſe einſt ſo wilden Kerle. Im bunten, kurzen Feſtrocke lehnte ſich das Skelet eines Mannes mit dem Rücken in die Ecke und ſein Kopf nickte nieder auf die Bruſt. Sein Nachbar hatte das Gleichgewicht verloren und war links hin umgefallen; in ſeinen Schooß bettete ein drittes Individuum den Schädel und vom vierten lagen die zertrümmerten Reſte bereits am Boden. In neuerer Zeit ſchiebt man wohl noch Kinderleichen in ihren Wiegen in dieſe

Todtenhäuschen; wenigstens bemerkte ich mehrere, die nicht so gar lange dort stehen konnten.

Draußen säuselte es in dem Birkenlaube, der Ardotiskali warf seine schäumenden Wasser dem Argunj zu und vom heitersten Himmelblau ergoß sich freundlich die Sonne auf die alten Grabstätten der Chewſ'uren."

Gegenwärtig werden die Leichen in Steingräbern von circa 5 Fuß Breite und über 7 Fuß Länge beigesetzt. Hier und da wird der Todte schon vorher gewaschen und von dem russischen Priester eingesegnet; am vierten Tage wird er ohne Anwendung eines Sarges bestattet, und zwar so, daß alle, welche denselben Familiennamen haben, auch ohne verwandt zu sein, in dasselbe Grab kommen, nicht auf die früheren Insassen darauf, sondern so, daß die alten Knochen auf die frischen Leichen zu liegen kommen. Seitwärts werden die Erdwände des Grabes von schweren Schieferplatten eingefaßt, der Deckstein hat oben keine Oeffnung und die Gräber liegen nur circa 7 Fuß tief. Die Leiche, der man den Hauptschmuck und die Waffen abgenommen, wird auf den Rücken hingelegt, auf ihre Brust etwas Brot in Form runder kleiner Kuchen und daneben, ein Anklang an Mohammed's Lehre, Kamm und Spiegel, wilde Aepfel und Nüsse.

Das Pferd des Hingegangenen folgt dem Trauerzuge; bei der Beerdigung seines Herrn hält der Chewſ'ure ihm eine Rede, dabei den Reiter lobend, und gießt dem Pferde von dem mitgebrachten Branntewein auf den Kopf. Nach Eristow's Angabe soll das Pferd dem besten Freunde des Todten geschenkt werden und nach der Beerdigung sollen die Anwesenden dem Todten eine „Friedenspfeife" ausrauchen. Radde hat diese Sitte nicht kennen gelernt, wohl aber, daß im Sterbehause die Trauergesellschaft mit Butterkuchen und Schaffleisch bewirthet wird, wobei der Chuzesse zuerst von der Leber den Wirthen ein Stückchen giebt, um dadurch die Seele des Todten von Judas freizukaufen. Den Beschluß machen halsbrechende Wettrennen und bei ärmeren Leuten Scheibenschießen um Preise.

Am vierzigsten Tage nach dem Tode findet ein erstes Gedächtnißfest statt, nach einem Jahre das volle drei Tage dauernde Hauptfest; der erste Tag gilt dem vierzigsten Tage nach dem Tode, der zweite ist der Jahrestag des Todes, und der dritte wird zum Danke den Engeln gefeiert. Es versammeln sich dazu alle Verwandten, selbst aus den entferntesten Dörfern, auf dem Dache des Trauerhauses und jeder bringt ein Quantum von etwa 10 bis 15 Flaschen Schnaps mit und gießt jedem, der vor ihm da war, ein Trinkgefäß, die Spitze eines Turhornes, welches 3 bis 4 Unzen faßt, davon ein, indem er sich auf ein Knie niederläßt und die Mütze abnimmt. Daß solche Feierlichkeit, bei welcher auch das Lob des Todten gesungen wird, nicht selten in Folge des massenhaft genossenen Fusels ein blutiges Ende nimmt und die scharfzackigen Daumenringe, mit welchen die Chewſ'uren ihren Gegnern über das Gesicht schlagen, zum Schlusse eine große Rolle spielen, darf nicht Wunder nehmen.

So hoch es aber bei solchen Gelegenheiten hergeht, so ärmlich ist doch im Ganzen das Leben der Chewſ'uren, eine Folge ihrer Seßhaftigkeit, welche sie scharf von ihren tuschischen und pshawischen Nachbaren unterscheidet, und des Naturcharakters ihres Landes. Ihr Viehstand ist gering, weil ein Durchwintern größerer Herden unmöglich ist; sieben bis acht Monate lang, von October bis Ende Mai, sind sie von jedem Verkehre mit der Außenwelt völlig abgeschnitten; die Ernten sind unergiebig, und Hühner und Eier werden geradezu verabscheut. Das Brot ist ein ungesäuerter harter Fladen, in welchem dem groben sandigen Mehle sämmtliche Kleie vereint bleibt. Unter solchen Umständen helfen sich namentlich Weiber und Kinder durch massenhaftes Vertilgen von verschiedenen Kräutern, namentlich einer Rumex-Art. Die Häuser der Chewſ'uren wimmeln von Ungeziefer; drastisch ist Radde's kurze Beschreibung einer im Weiler Kwiritsminda (d. h. heiliger Sonntag) zugebrachten Nacht. „Wir ließen uns in der obern Etage eines der Häuser nieder. Stall und Wohnzimmer waren hier in einem dunkelen Raume vereinigt. Die Querwände waren mit Kuhmist verschmiert, der Gestank, durch Rauch, Mist und wilde Zwiebeln verursacht, war überwältigend. Dazu eine Unmasse von Ungeziefer. Auch die Wanze lebt bei den Chewſ'uren. Der Floh in auffallender Größe wüthet bis gegen 2 Uhr. Dann wird es stiller, nur das langsame Hinkriechen der Kleiderläuse verhindert den Schlaf. Durch die kleine viereckige Oeffnung im Boden, welche die Verbindung mit der untern Etage herstellt, kroch in der Nacht unser Wirth zu uns, um sich „ins Bett" zu legen. Dieses „Bett" ist jedenfalls das primitivste der Menschheit. Ein dürftig aus dicken, behauenen Dielen gefügter Kasten auf vier plumpen Füßen, darin ein paar vertragene Schaffelle, ein Turhaut, etwas Stroh, das ist alles. Kissen, Decken fehlen, der Chewſ'ure schläft in vollem Costüm. Ein paar Katzen machten ihre nächtlichen Wanderungen, ab und zu huschten Mäuse über uns fort — draußen regnete es." (S. 236.)

Höchst anschaulich ist auch folgendes Toilettenstückchen beschrieben (S. 137): „Falsches Haar ist bei den Chewſ'urenweibern sehr im Gebrauche, wie sie denn überhaupt das Haupthaar in ihrer Weise pflegen und viel auf die Schönheit desselben geben. In welcher Weise dasselbe geschieht, davon überzeugte ich mich am frühen Morgen in dem Dorfe Ardoti. Man fängt nämlich den Urin der Kühe zum Waschen des Kopfes der Weiber auf. Der Zweck dieser Waschungen ist ein doppelter. Die Chewſ'uren behaupteten zwar, es geschehe nur zur Stärkung des Haarwuchses; aber ich denke, daß der Urin dem Ungeziefer, welches natürlich in Menge in dem dichten straffen Haare lebt, unbequem ist, und daß in erster Linie der Zweck jener Waschungen der Reinlichkeit gilt. Sehr originell ist es aber, daß gar nicht selten ein solches Kopfbad in primitivster Weise genommen wird und zwar je nach dem Belieben der Badenden. Es kommt vor, daß die Kuh durch einen Kitzel zum Uriniren veranlaßt wird und die Chewſ'uren-Dame dann das Bad direct aus dem Körper erhält."

Was die Religion der Chewſ'uren anlangt, so sind dieselben zwar auf ihr Christenthum stolz; bei näherem Zusehen erweist sich dasselbe indessen nur als sehr fadenscheinig und mit vielen mohammedanischen und heidnischen Elementen vermischt. Mohammedanischen Ursprungs sind ihre Verachtung des Schweines und des Hasen, Feier des Freitags, Rasiren des Kopfes, leichte Lösbarkeit der Ehe, die freilich selten vorkommende Vielweiberei und die Beigabe von Brot bei der Bestattung der Todten. Christlich sind die sehr entstellten Gebete der Dekanosse, die Verehrung des Kreuzes, die Erwähnung von Petrus und Paulus, die Verehrung einiger Heiligen, wie Georg und Michail, und die Feier des Sonntags. Aber dies Volk, weit entfernt, an einen Gott zu glauben, hat die es umgebende wilde Hochgebirgsnatur mit zahlreichen bösen und guten Gottheiten bevölkert; es glaubt an Engel, welche in einzelnen Bäumen oder gewissen Plätzen wohnen, an Berg- und Schutzengel z. B. des Eigenthumes, der Thür ꝛc., an einen Gott des Ostens und Westens u. s. w. und giebt sich mit allerlei Aberglauben, Wahrsagerei und Zauberei ab. Heidnisch sind auch die Opferaltäre mit den Gehörnen erlegter Thiere und die Verehrung heiliger Haine (Chatis-tke = Wald des Heiligenbildes oder Tschwaris-tke = Wald des Kreuzes), auf deren Verletzung Todesstrafe steht. Zwei solche, welche dem h. Mi-

chail und dem h. Georg geweiht waren, beſuchte Dr. Radde beim Dorfe Blo. Beide umſchloſſen je eine aus Schieferplatten erbaute, niedrige Hütte, in welcher für feſtliche Gelegenheiten Bier gebraut wird. Alles darin befindliche Geräth, die hohen Bierzuber, Trinkſchalen und der Brauapparat, gelten als Eigenthum des betreffenden Schutzengels.

Neben beiden Opferſtätten hing im Freien an rohgefügtem Gerüſt eine ruſſiſche Kirchenglocke, welche auch zum heidniſchen Feſte geläutet wird. In dem Wäldchen des h. Michail ſtand neben der Brauhütte noch eine chriſtliche Kirche; erſtere aber war von dichtem Rauche eingehüllt, denn dort wurde zum bevorſtehenden Feſte gerade gebraut. An mächtiger Kette hing der rieſige kupferne Braukeſſel, von der Geſtalt eines Kreiſels und 100 bis 200 Rubel werth, über dem qualmenden Feuer, und drinnen brodelte die Maiſche. Durch eine ſchmale Rinne, die von außen her an den Keſſelrand gelegt wird, konnte man ihr Waſſer aus dem nahen Bache zuführen. Das Gerſtenſchrot zur Maiſche iſt grob und wird möglichſt gleichmäßig unausgeſetzt mehrere Tage lang gekocht. Sodann wird das Gebräu durch wollene Säcke in Tröge filtrirt, man ſchüttet es dann in 3 bis 4 Fuß hohe und 2 bis $2^1/_2$ Fuß breite Zuber aus einem Stücke Lindenholz, ſetzt die erforderliche Menge wilden kachetiſchen Hopfens zu und läßt es 5 bis 6 Tage wohl zugedeckt ſtehen.

In Schatil beſichtigte der Reiſende wiederum zwei ſolcher heiligen heidniſchen Stätten. In der einen hatte man Tages zuvor ein Bierfeſt gefeiert, und ein Theil der Geiſtlichkeit und der Gäſte ſchnarchte noch, theils im Freien, theils drinnen in den Kammern. Ihre entblößten Häupter zeigten überall verheilte Wunden; die Schrammen von den Daumenringen fehlten keinem Geſichte, zumal älterer Perſonen. Unter dem ziemlich geräumigen Vorbau hingen viele Gehörne von Bezoarziegen und Turen. In dem vordern, wenig erhellten Raume ſtanden große hölzerne Bierhumpen und aus hohlen Stämmen gemachte Bierbehälter, deren einige noch gefüllt und ſorgſam zugedeckt waren. Radde glaubte, ein friſches „Nürnberger" oder „Erlanger" zu trinken, als man ihm den Gerſtenſaft credenzte. In dem hintern, faſt ganz dunkelen und mit langem Stroh bedeckten Raume ſtanden an 20 maſſiv ſilberne Gefäße, grob gearbeitete Schalen und Becher; dieſelben ſind heilig und unveräußerlich, bleiben ſtets am heiligen Orte und werden dort ſo geſchickt verſteckt, daß ſelbſt ihre diebiſchen Nachbaren, die Kiſten, ſie nicht finden.

Am Abend nahm Radde an einem ſolchen Biergelage in dem andern Brauhauſe, das von ſchönen, alten Eſchen beſchattet iſt, Theil. Unten am Berge hatten ſich die Weiber und Mädchen von Schatil, denen das Betreten des Heiligthums unterſagt iſt, verſammelt, und man brachte ihnen das Bier dorthin. Der Vorbau des heiligen Ortes aber war von Männern und Knaben überfüllt; denn alle haben das Recht, während der dreitägigen Feier den Ort zu beſuchen. Sonſt muß dazu die Erlaubniß der Geiſtlichen eingeholt werden. Das ſchwere Feſtgebäck aus Gerſtenmehl und Butter wird vom Prieſter geſegnet und mitunter in Kreuzesform geſchnitten. Aus kupfernen Kannen wird das Bier in ſilberne Gefäße geſchenkt und zur Begleitung der dreiſaitigen georgiſchen Panduri-Guitarre die eintönigen Melodien von Kriegs- und perſönlichen Lobliedern angeſtimmt.

Die Chewſ'uren haben eine förmliche Hierarchie, die zwar ebenſo roh und unwiſſend iſt, wie das Volk ſelbſt, aber daſſelbe doch völlig beherrſcht, und nicht auf religiöſem Gebiete allein. Obenan ſtehen die hochverehrten Dekanoſſe, deren es jetzt an jedem der 15 Opferaltäre durchſchnittlich einen giebt — früher waren es mehr als dreimal ſo viel. Die Würde iſt nicht erblich, ſondern wird durch angebliche Viſionen und Opfer gewiſſermaßen erſchlichen und von den älteren Kollegen beſtätigt. Zu ihren Befugniſſen gehört das Segnen des Volkes, das Aufmachen des Bieres beim Feſte, das Opferſchlachten, die Uebermittelung der Bitten des Volkes an die Heiligen, die Macht, das Sprechen oder Schweigen über irgend ein Ereigniß zu befehlen, das Verſöhnen feindlicher Parteien und die Befreiung der Kranken vom Teufel. Dann folgen die vom Volke gewählten Chuzeſſen oder Todtenprieſter, welche, wie oben erwähnt, bei den Beerdigungen fungiren, die Daſturen, welche ein Jahr lang dem Bierbrauen obliegen, während dieſer Zeit ſelten das Brauhaus verlaſſen und ſich von Weib und Kind fern halten, die Kadagen oder Weisſager (ein auch Frauen offen ſtehendes Amt), welche ſich in förmliche Raſerei hineinzuarbeiten vermögen; die Meſultanen, welche Todtenorakel betreiben, und die Mkitchawen, welche namentlich in Krankheitsfällen die Vermittler zwiſchen den Heiligen und dem Volke bilden und aus einem auf ein Brettchen gewickelten Faden weisſagen. Dieſe Geiſtlichkeit hat es gut verſtanden, ſich über das rohe Volk eine abſolute Herrſchaft zu erwerben und die heidniſchen Opferaltäre ſind reich zu nennen, gedenkt man der allgemeinen Armuth der Chewſ'uren.

Wo die Macht der Geiſtlichen groß iſt, werden bekanntermaßen viel Tage gefeiert: wie die Regierungsbüreaus Konſtantinopels feiern auch die Chewſ'uren den mohammedaniſchen Freitag, den jüdiſchen Sonnabend und den chriſtlichen Sonntag und machen außerdem den Montag blau. Die Weihnachtsfeier dauert volle 14 Tage; dann folgt die Faſtnacht, die Charwoche, Oſtern, dann die üppigen Sommerfeſte von der ſechsten Woche nach Pfingſten an, bei deren einem allein 500 bis 600 Lämmer und 20 bis 40 Stück Rindvieh geopfert werden, hauptſächlich zum Beſten der Prieſterſchaft. Namentlich in den Juni und Juli fallen ſo viel Feſte, daß dieſe Zeit mit einem beſondern Namen als „Atangiani" bezeichnet wird.

Zum Schluſſe einiges über die juridiſchen Anſchauungen des Volkes. Schwere Verbrechen ſind faſt ſtets Folgen der Blutrache, welche das ruſſiſche Geſetz trotz aller Strenge noch immer nicht auszurotten vermocht hat. Selten aber wendet ſich der leidende Theil an das ruſſiſche Gericht; die gewählten Alten des Dorfes, „Ptſche" genannt, entſcheiden meiſtens den ſtreitigen Fall. Dieſelben hören beide Theile, wobei der Klagende vor dem Richter kniet, erwägen die Umſtände, verlangen bei zweifelhaften Angaben eine Betheuerung in Gegenwart des Dekanoſſen und ſprechen dann ihr Urtheil. Jedes Verbrechen hat nach alter Gewohnheit ſein beſtimmtes Strafmaß; als Einheit der Bezahlung gilt der Preis einer Kuh (7 bis 10 Rubel). Die größte Strafe trifft den in Folge der (moraliſch) gebotenen und oft erblich überkommenen) Blutrache verübten Mord; ſie beſteht in 36 Schafen und 70 Kühen, eine Anzahl, welche kein einziger Chewſ'ure beſitzt. Es iſt deshalb höchſt wahrſcheinlich, daß nach gegenſeitiger Uebereinkunft der größte Theil jener fictiven Strafe erlaſſen und die Sache mit 8 bis 10 Kühen abgethan wird. Die ruſſiſchen Gerichte ſetzen den chewſ'uriſchen Mörder einfach auf ein Jahr in den Thurm, was ihm, falls er dieſe Zeit überlebt, ſicher alle Blutracheideen benimmt, und ſie erzielen damit beſſere Reſultate als die milde bekehrende Kirche.

Der nachgewieſene Diebſtahl wird mit dem ſiebenfachen Werthe des geſtohlenen Objectes beſtraft; doch findet meiſtens ein gegenſeitiges Uebereinkommen ſtatt. Wird eine Strafe vom Schuldigen nicht bezahlt, ſo kann die Summe von zwei anderen Perſonen (Mſewalen) an den Klagenden bezahlt werden, und dieſe übernehmen es dann ihrerſeits, die Schuld mit Procenten einzutreiben, können ſie auch weiter übertragen, wobei die Summe zuſehends wächſt. Es ſollen ſolche

Forderungen an zwanzigmal weiter gegeben werden und auf mehr als das Hundertfache anwachsen können.

Wir nehmen hiermit Abschied von einem Werke, das in seiner Beschränkung auf ein kleines, noch nicht 6000 Seelen zählendes Volk des interessantesten Stoffes für den Ethnologen die Hülle und Fülle bietet. Möge es viele Leser finden und möge sein fleißiger Verfasser uns recht bald mit ähnlichen neuen Ergebnissen seiner fortgesetzten Wanderungen im Kaukasus und in Armenien erfreuen!

Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

IV [1]).

Deutsch-dänischer Schnellverkehr. Italienische Eisenbahnen. Schiffsverkehr in italienischen Häfen. Getränk- und Tabaksteuer in Großbritannien. Neue Währung in Serbien. Neue Kabel. — Handel Indiens über die Binnenlandgrenze. Einwanderung auf Ceylon. Besitzverhältnisse auf den Philippinen. Der Außenhandel Japans. Der Handel von Kiungtschau (Hainan). Chinesische Einwanderung in Singapur. — Bericht der Handelskammer von King Williamstown. Kohle und Gold am Nyassasee. Eisenbahn von der Delagoabay nach Transvaal. — Butter und Käse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Frisches Fleisch aus Amerika nach Europa. Edelmetall-Production an der pacifischen Küste. Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten in 1878. Ueber mexicanische Industrie. Perus Handelsbewegung. Handel von Savanilla. Entwickelung des Verkehrswesens in Brasilien. Aus Französisch Gujana. Handel mit tropischen Früchten nach Nordamerika. — Handel der Fidschi-Inseln. Quecksilberproduction der Erde. Prof. Dr. F. v. Neumann-Spallart's Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirthschaft.

F. R. Für den Schnellverkehr zwischen Deutschland und Dänemark und dem ganzen skandinavischen Norden ist eine neue Linie vorgeschlagen, welche denselben erheblich erleichtern würde. Der mecklenburgische Landtag hat eine Unterstützung bewilligt zum Bau einer Linie Rostock-Warnemünde (14 km) und von dänischer Seite soll eine Linie auf der Insel Falster von Nyköping nach Gdjedesby (Südende) gebaut werden. Die Fahrt von Gdjedesby nach Warnemünde kann in drei Stunden zurückgelegt werden. Es würde auf diese Weise möglich werden, innerhalb weniger als zwölf Stunden die Reise von Kopenhagen nach Berlin zurückzulegen.

— Italienische Eisenbahnen. Die Eisenbahncommission der italienischen Abgeordnetenkammer hat folgende neue, auch für das Ausland wichtige Linien zu demnächstiger Ausführung vorgeschlagen: 1. Novara-Pino (Schweizer Grenze) zur Verbindung Genuas und des ganzen nordwestlichen Italiens mit dem Gotthard; 2. Rom-Sulmona, quer durch den Apennin, zur directen Verbindung des Tyrrhenischen und Adriatischen Meeres; 3. Eboli-Reggio, die nicht, wie früher geplant, als calabresische Küstenbahn, sondern als Binnenbahn ausgeführt werden soll; 4. Anschlußlinie nach Domo d'Ossola zur Verbindung mit der künftigen Simplon-Bahn. Außerdem sind 50 meist kürzere Linien von mehr oder weniger örtlichem Interesse zur Ausführung in den nächsten Jahren vorgeschlagen. — Die seit Jahr und Tag geplante Vesuvbahn soll nun endlich nach Genehmigung des Planes des dortigen Banquiers Oblight als doppelgeleisige Drahtseilbahn ausgeführt werden. Sie wird 840 Meter lang sein, und die Kopfstation wird 420 Meter über der am Fuße des Berges sich befinden, die Steigung also 50 Proc. sein.

— Der Schiffsverkehr in zwölf italienischen Häfen, welche für den Außenhandel in Betracht kommen, belief sich 1877 auf 70 739 Schiffe mit einem Tonnengehalt von $17\frac{1}{4}$ Mill. In erster Linie stehen Genua mit 3 222 000 (1871 1 696 000), Neapel mit 2 680 000 (1871 2 600 000) und Venedig mit 1 160 000 (1871 738 000). Bemerkenswerth sind die Veränderungen in dem Schiffsverkehr der adriatischen Häfen. Von 1871 bis 1878 ist Ancona von 372 000 auf 879 000 und Brindisi von 38 000 auf 838 000 Tonnen gestiegen. Civita Vecchia, das 1871 einen Verkehr von 657 000 Tonnen hatte, wies 1877 nur noch 589 000 Tonnen auf.

— Die Getränke- und Tabaksteuern ergaben in dem Jahre vom März 1877 bis dahin 1878 in Großbritannien und Irland 40 504 000 Pf. St. und zwar 29 726 753 (1,2 pro. Kopf) in England, 5 569 594 (1,6) in Schottland und 5 208 253 (0,9) in Irland. Die Zölle und Accisen von Branntewein machen hiervon 20 675 928, die auf Tabak 8 006 836, auf Malz 7 721 549, die Steuer auf Brauereien, Mälzereien, Schenken und Tabaksläden 1 941 912 und die Weinzölle 1 628 295 Pf. St.

— Neue Währung in Serbien. Das serbische Amtsblatt veröffentlicht ein Gesetz, welchem zufolge eine neue Währung, und zwar das Decimalsystem der Pariser Münzconvention vom 23. December 1865, eingeführt wird. Von nun an wird in Serbien nicht mehr nach Ducaten, sondern nach Dinars (Francs) gerechnet werden. Der Finanzminister ist ermächtigt, 250 000 Stück Miland'or zu 20 Dinars, 500 000 Stück zu 10 Dinars, 200 000 silberne zu 5 Dinars, 750 000 zu 2 Dinars, 800 000 zu 1 Dinar und 600 000 zu $\frac{1}{2}$ Dinar prägen zu lassen.

— Neue Kabel. Von Kopenhagen meldet man, daß der Plan einer Telegraphenverbindung mit Island ins Auge gefaßt sei. In Paris haben drei der bedeutendsten Finanz-Institute die Garantie des Actiencapitals für ein französisch-amerikanisches Kabel übernommen. Dem spanischen Ministerium liegt ein Plan vor, Manila mit Singapur telegraphisch zu verbinden.

— Der Handel Indiens über die Binnenlandgrenze wird für das Jahr von März 1876 bis März 1877 auf $7\frac{3}{5}$ Millionen Pfund Sterling geschätzt, 4,3 Millionen in der Einfuhr und 3,3 Millionen in der Ausfuhr. Den größten Binnenlandhandel haben Britisch Birma und das Pendschab und zwar führte das letztere für 793 130 Pf. St. nach Afghanistan aus und 716 007 von da ein.

— Die Besiedelung Ceylons durch Einwanderer aus Europa und Indien ist in stetiger Zunahme begriffen. Einen Maßstab dafür bietet der Verkauf der Kronländereien, von welchen 1877 15 385 Acres zu durchschnittlich $67\frac{2}{3}$ Rupien an Europäer und 17 135 Acres an Eingeborene zu durchschnittlich $24\frac{2}{3}$ Rupien losgeschlagen wurden.

— W. G. Palgrave, britischer Consul in Manila, giebt in seinem „Malay Life in the Philippine Islands“ folgende Schilderung der Besitzverhältnisse auf den Philippinen: „Große Grundbesitzer, in der gewöhnlichen Bedeutung des

[1]) S. „Globus“ XXXIV, S. 252, 267, 381.

Wortes, sind auf den Philippinen sehr selten, wo „jede Ruthe des Bodens ihren Mann nährt," und daher bleibt wenig Raum für die Erweiterung eines einzelnen Landguts übrig. Wenig Raum — und glücklicherweise, wie wir sehen werden, für die Wohlfahrt und das Glück der Eingeborenen —, auch wenig angehäuftes Capital. Spanische Capitalisten giebt es keine, und auch keine anderen europäischen Besitzer von Land und Feld, die erwähnt zu werden verdienten. Mestizen, im allgemeinen Abkömmlinge von chinesisch-malaischer Mischung, sind die reichsten Grundbesitzer, und die Ländereien und der Besitz, den sie nicht selten in einer Hand anhäufen, hält selten über eine Lebensdauer zusammen, sondern er wird in Bälde, dem östlichen Gesetz der Gütertheilung gemäß, zwischen Erben getheilt, und fällt auseinander. Der weit größere Theil des Landes ist in den Händen der Malaien selbst, welche sehr genügsam sind und sich sehr selten auf den Erwerb eines großen Vermögens für die Zukunft verlegen. Jeder hat sein kleines Besitzthum und verwerthet seine Producte durch Vermittelung von Chinesen — oder halbchinesischen Mittelmännern, welche sie an europäische, meistentheils englische Kaufleute abliefern — und so gelangen sie an die Küste und an Bord der Schiffe. In den meisten, wenn nicht in allen tropischen Colonien befinden sich die Verwaltung und die Unternehmung in den Händen der Europäer, und die Arbeit allein ist den Eingeborenen überlassen. Auf diesen östlichen Inseln im Gegentheil begnügen sich die Spanier mit der Verwaltung, und haben die Unternehmung und die Arbeit den Eingeborenen selbst anheimgestellt, und die Ergebnisse sind sehr bemerkenswerth."

— Der gesammte Außenhandel Japans in 1877 von 48 767 249 Dollars (25 900 541 Ein- und 22 866 708 Ausfuhr) vertheilt sich auf die verschiedenen Hafenplätze in folgender Weise: Kanagawa 35 118 822, Hiogo-Osaka 9 525 797, Nagasaki 3 656 975, Hakodate 441 655 und Niigata 24 000. Die beiden letzteren Plätze weisen nur Ausfuhren auf. Im Vergleich zu den Vorjahren ist die Einfuhr stark zurückgegangen in Baumwollenwaaren, Zucker und Rohbaumwolle, die Ausfuhr in Rohseide, Seidenwurm-Eiern und Thee. Erhebliche Zunahmen haben in der Einfuhr aufzuweisen Metalle, Wollwaaren, Waffen und in der Ausfuhr Reis, Kupfer und Tabak. Wenn man betrachtet, daß die durchschnittliche Einfuhr der fünf Jahre 1872 bis 1876 22 198 485 und die durchschnittliche Ausfuhr in derselben Zeit 22 128 304 Doll. betrug, so zeigt sich ein Stehenbleiben des Handels, welcher bemerkenswerth ist. Die Schifffahrtslisten weisen einen Schiffsverkehr im Jahre 1877 von 623 977 Tonnen auf, wovon 315 518 T. auf Großbritannien und 199 615 auf die Vereinigten Staaten fallen. Der britische Schiffsverkehr nahm um 13 479, der deutsche um 12 532, der französische um 4761 T. zu, der nordamerikanische um 87 380 T. ab (letzteres durch Uebertragung der zwischen Yokuhama und Shanghai fahrenden Schiffe auf japanische Flagge). Die Zahl europäischer und amerikanischer Residenten in Japan beträgt 2492, um 181 weniger als 1876. Der Ausfall kommt hauptsächlich auf die Rechnung von Yokuhama und Yedo.

— Der Handel von Kiungtschau auf Hainan im Jahre 1877 läßt nach dem Bericht des britischen Consuls sehr günstige Resultate von der Aufschließung der Insel erwarten. Die Einfuhr wurde auf 202 946, die Ausfuhr auf 201 568 Pf. St. geschätzt. In der erstern stehen Opium mit 101 771 und Baumwollwaaren mit 32,473 Pf. St. in erster Reihe, während Stapelartikel der Ausfuhr Zucker ist, von dem 1876 90 000 und 1877 fast 200 000 Pikuls zur Ausfuhr gelangten. Nach dem Zucker folgen Sesam und Erdnußkuchen.

— Im Jahre 1877 wanderten in Singapur 46 045 Chinesen ein und 1878 war die Zahl der Einwanderer am Beginn ihrer Wanderzeit, Mitte October, bereits auf 41 735 gestiegen.

* * *

— Aus dem Bericht der Handelskammer von King Williamstown (Kaffraria), den der Kaffraria Watchman vom 16. October 1878 mittheilt, ist zu entnehmen, daß durch die Trockniß der letzten zwei Jahre und den Kaffernkrieg die Entwickelung der wirthschaftlichen Verhältnisse der Colonie so ziemlich zum Stillstand gekommen ist. Die Eisenbahnen sind von Ende September 1877 bis zum selben Termin 1878 nur um wenige (englische) Meilen vorgerückt. Man hofft im nächsten Jahr die Linie nach Queenstown zu vollenden. Die neu errichtete Telegraphenlinie nach Pietermaritzburg (Verbindung mit der Capstadt) hat sich in wirthschaftlicher und politischer Beziehung von erheblichem Nutzen erwiesen. Natürlich liegt aber der Hauptgewinn auf der Seite Natals, welches durch dieselbe in directen Verkehr mit der Capstadt gelangte. Das Parlament hat in seiner letzten Tagung beschlossen, daß die Verbindung der Colonie mit Europa durch Kabel eine erste Nothwendigkeit sei, und man hofft, dieses Ziel innerhalb der nächsten zwölf Monate zu erreichen. Der Hafen von East London ist soweit im Ausbau fortgeschritten, daß von dem Wellenbrecher über 300 Meter fertig und 200 Meter noch herzustellen sind. Es wurden von Juni 1877 bis Juni 1878 72 227 Tonnen Güter gelandet. Eine steinerne Brücke über den Kai R. ist im Bau begriffen. Die Einwanderung in Kaffraria betrug von März 1877 bis September 1878 1065, wovon 60 Familien Schotten, der Rest Deutsche waren. Es wurden ihnen 13 586 Acres Land in Abschnitten von 33 bis 500 Acres zugewiesen.

— Kohle und Gold sind am Nyassa-See entdeckt worden. Von der erstern fand Mr. Rhodes, der Begleiter Capitän Elton's auf dessen letzter Expedition drei Flöze von 2, 1 und 1/3 Meter Mächtigkeit in 130 Meter Höhe über dem Westufer des Sees. Derselbe hat auch Gold in Schwemmgebilden am Nyassa-See entdeckt, einstweilen aber noch nicht in Mengen, welche die Bearbeitung lohnen würden.

— Eine Eisenbahn von der Delagoa-Bay nach dem Transvaal-Freistaat soll in diesem Jahre unter gegenseitiger Garantie Großbritanniens und Portugals in Angriff genommen werden.

* * *

— Die Erzeugung von Butter und Käse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde anläßlich einer Molkerei-Ausstellung, die in der ersten Decemberwoche in Neuyork stattfand, auf 15 Mill. Doll. für Butter und 3½ Mill. für Käse pro Jahr angegeben, wovon 1877 1⅓ Mill. von der erstern und 350 000 vom letztern zur Ausfuhr gelangten. Der Gesammtwerth dieser Erzeugung wurde auf 350 Mill. Doll. oder 50 Mill. mehr als die Weizenernte veranschlagt und soll 1877 um 33 Proc. gestiegen sein. Die Zahl der Kühe in den Vereinigten Staaten ist 13 Mill., also 23 auf 100 der Bevölkerung.

— In einer der letzten Sitzungen des Vereins für Gewerbefleiß in Berlin machte Geh. Rath Professor Reuleaux einige interessante Mittheilungen über die Beförderung frischen Fleisches von Amerika nach Europa. Nachdem die ersten Versuche mißglückt und die ersten Sendungen verdorben waren, ist seit Jahren dieses neue amerikanische Exportgeschäft in großen Schwung gekommen und die Summe des exportirten Fleisches von 1 Mill. Pfund auf 53 Mill. Pfund gestiegen. Das Fleisch ist Ochsenfleisch bester Qualität und wird zum Preise von 9½ Cents (38 Pfg.) verkauft. Das Verfahren der Beförderung besteht darin, daß man das Fleisch durch dichtes Einnähen in Musselin vor der innern Fäulniß bewahrt und auf den Dampfern in besonders construirte Fleischkästen bringt, die nach den Methoden von Beat oder von Craven kalt gehalten werden. Die Kasten halten 600 Tonnen Fleisch, haben etwa 10 bis 12 Fuß Höhe, eben solche Breite und 24 bis 30 Fuß Länge. Ihre Abkühlung erfolgt durch Luft, welche an Eis vorüberstreift, und auf diese Weise gelingt es das Fleisch völlig frisch nach Europa hinüberzuführen. In England treffen fortgesetzt sehr bedeutende La-

dungen derartigen Fleisches ein, und es cursiren jetzt zwischen Amerika und England nicht weniger als 45 Dampfer, welche diese Transporte ausführen. Nach Deutschland ist noch keine Sendung gekommen, es wird jedoch beabsichtigt eine der nächsten Ladungen hierher zu dirigiren.

— Nach dem Berichte von Wells, Fargo u. Comp. betrug 1878 der Werth der Edelmetallproduction an der pacifischen Küste 77 036 622 Doll., wovon $1\frac{1}{2}$ Mill. auf Mexico und $1\frac{1}{4}$ Mill. auf Britisch-Columbia entfallen. Dieser Betrag bleibt um 17 Mill. hinter dem des Vorjahres zurück und wird für 1879 auf nur 70 Mill. veranschlagt.

— Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten von Nordamerika belief sich 1878 auf 482 beziehungsweise 740 Mill. Doll. und hat die Einfuhr gegen das Vorjahr um 52, die Ausfuhr um 117 Mill. Doll. zugenommen.

— Der Gesandte der Vereinigten Staaten von Nordamerika in Mexico hat auf Wunsch einiger Fabrikanten seines Landes Untersuchungen über die mexicanische Baumwollen- und Wollenindustrie und die betreffenden Zollverhältnisse anstellen lassen und giebt in seinem Berichte folgende Statistik derselben (die erste, welche unseres Wissens existirt): Es giebt für die Fabrikation ungebleichter Baumwollgewebe (Manta) 63 Fabriken, welche jährlich 4 Mill. Stück zu 32 bis 33 Yards und 12 bis 15 Millionen Pfund Faden liefern, für Calico und gedruckte Waaren 9 Fabriken mit 400 000 Stücken pro Jahr, für Wollgewebe 10 mit 2 Mill. Yards pro Jahr. Die Fabrikation von Wollgarn und anderen Wollwaaren ist hier nicht in Betracht gezogen. Es ist wahrscheinlich, daß bei genauerer Nachforschung sowohl die Zahl der Fabriken als die Größe ihrer Leistungen sich als bedeutender ausweisen werden. Die Zölle, welche nach dem Tarif von 1872 heute in Gültigkeit sind, können in vielen Fällen als reine Prohibitiv-Zölle bezeichnet werden, sie sind für alle Gattungen von Gespinnsten und Geweben sehr hoch, z. B. für Faden von 60 bis 143 Cts. pro Kilo, für Baumwollstoff 9 bis 16 Cts., für Wollstoffe 140 pro Quadratmeter. Gleichzeitig werden die mexicanischen Fabriken (deren bedeutendste in Puebla sich befinden) durch Steuerfreiheiten verschiedener Art unterstützt und scheint dieser Weg zur Förderung der heimischen Industrie von allen neueren Regierungen ohne Unterschied der Parteifarbe eingeschlagen worden zu sein.

— Perus Handelsbewegung weist nach den officiellen Zusammenstellungen des D. Manuel A. Fuentes für 1877 folgende Zahlen auf: Einfuhr 24 179 095, Ausfuhr 31 634 275 Soles; in letzterer sind Salpeter und Guano, die großen Stapel Perus, nicht mit inbegriffen. Von Salpeter und Pottasche wurden 471 Mill. Pfund im Werth von 12 787 545, und von Guano 279 984 Tonnen im Werth von 8 075 927 Soles ausgeführt. Die Gesammtausfuhr würde demnach auf circa $52\frac{1}{2}$ Mill. Soles, also mehr als das Doppelte der Einfuhr zu beziffern sein. (Panama Star 31. October 1878.)

— In Columbia hat der Congreß 30 000 Doll. für Errichtung von zwei Acclimatisations-Gärten in Popayan und Bogata und für eine Ackerbauschule bewilligt. Derselbe hat Maßregeln gegen die zunehmende Entwaldung getroffen, indem er das Abtreiben der Wälder an den Gebirgsabhängen und auf den Höhen verbot. Im Magdalenenstrom ist der Hafen von Caracoli dem Verkehr übergeben worden.

Savanilla führte vom 30. September 1877 bis dahin 1878 insgesammt für 5 269 290 Doll. Waaren aus, davon ungefähr $\frac{2}{5}$ nach Nordamerika, den Rest nach Europa und den Antillen. Die werthvollsten Ausfuhrgegenstände sind: Kaffee, Chinarinde, Tabak, Häute und Schlachtvieh. In zweiter Linie stehen Baumwolle, Elfenbeinnüsse und Strohhüte.

— Ueber die Entwickelung des Verkehrswesens in Brasilien bringt die A. A. Z. vom 27. October 1878 folgende Daten: Brasilien besitzt 42 Seehäfen, deren Verbindung mit den Handelsplätzen und hauptsächlichsten Erzeugungsgebieten des Innern eine der ersten Nothwendigkeiten der wirthschaftlichen Entwickelung ist. Von den Dampferlinien, die diesem Zwecke mit ihren Schiffen dienen, ist die bedeutendste die des Amazonenstromes, welche 42 Dampfer besitzt und brasilianisches Land in der Ausdehnung von 400 geographischen Meilen berührt. Außerdem findet Dampfschifffahrt statt auf dem Rio Negro, dem Tocantin sammt Araguaya, und dem Madeira. Die Fälle des letztern werden durch die Madeira-Mamoré-Bahn umgangen, deren Bau bereits begonnen ist. Die Stromschnellen des Tocantin sind unschädlich gemacht. Der Sao Francisco kann unterhalb der Serra do Mar nur etwa 40 Meilen weit von Dampfern befahren werden. Die Hindernisse, welche die Serra do Mar dem Verkehre zwischen der Küste und dem Innern entgegenstellt, werden von zwei Eisenbahnen überwunden, der von Santos nach Jundiahy (westwärts) führenden Sao-Paulo-Bahn und der von Rio de Janeiro nach Norden führenden Bahn Dom Pedro II. Von der letztern sind 550 Kilometer im Betrieb und weitere 70 Kilometer nahezu fertig. Von Pernambuco nach Una am Sao Francisco führt die Recife-Sao-Francisco-Bahn, welche jetzt durch eine Schmalspur-Linie von 256 Kilometer bis Aguas Bellas verlängert werden soll. Im Süden des Reiches ist die Linie Porto-Alegre-Uruyayana in Angriff genommen. Wie rasch die Eisenbahnen auf das ganze Wirthschaftsleben des Landes einwirken, zeigt die Thatsache, daß der Kaffee heute in Santos 20 bis 30 Proc. höher steht als in der voreisenbahnlichen Zeit. In der einzigen Provinz Campinas, welche durch die Santos-Linie am meisten berührt wird, ist die Kaffee-Erzeugung von $22\frac{1}{2}$ auf 78 Mill. Kilogramm gestiegen. Indem die neuen Verkehrswege außer dem, daß sie die sicherere, havariefreiere Lieferung der Erzeugnisse aus dem Innern garantiren, auch noch das Betriebscapital der Pflanzer durch Verminderung der Lastthiere und der zur Wartung und zum Treiben nöthigen Sklaven vermehren, ist ihr Einfluß ein sehr tiefgreifender.

— Französisch Guiana. Cayenne führte 1877 442 543 Pf. St. Werthe ein und 196 586 aus. Von den Ausfuhren bestanden mehr als $\frac{9}{10}$ aus Gold, dessen Gewinnung einen so schädlichen Einfluß auf die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse übte, daß 1877 in Cayenne mehr als einmal Mangel an Brot wegen fehlender Getreidezufuhren aus Europa bestand. „Die Stadt Cayenne weist unverkennbare Zeichen von Verfall und Vernachlässigung auf. Die Straßen sind mit Gras bewachsen.“ 1877 wurden aus Pondichery und Karikal 1141 Kulis nach Cayenne eingeführt, doch wurde die weitere Ausfuhr im Laufe des Jahres von der indischen Colonialregierung verboten. (Brit. Consul.-Bericht.)

— Der Handel mit tropischen Früchten von Westindien und Mittelamerika nach Newyork ist in steigender Entwickelung. 1877 wurden allein 402 921 Bushel Bananen in den Hafen von Newyork eingeführt, wovon nahezu die Hälfte aus Colon. An Ananas kamen $3\frac{1}{4}$ Mill. zur Einfuhr.

* * *

Der Handel der Fidschi-Inseln hat sich seit der Aufnahme in den britischen Colonial-Verband bedeutend gehoben. Ohne die Dampfboote der Pacific Mail S. S. Company, welche regelmäßig anlegen, verkehrten 1877 in den Häfen von Levuka, Loma und Suva 22 Dampfer und 174 Segelschiffe mit 10 583, beziehungsweise 30 533 Tonnen. Der Werth der Ausfuhr belief sich in demselben Jahre auf 140 893 Pf. St. (gegen 94 266 in 1875), wovon 28 504 von den Nachbarinseln behufs der Wiederausfuhr eingeführt waren. Die verschiedenen Erzeugnisse der Cocospalmen (Copra, Cocosfaser, Oel), dann Baumwolle, Trepang, Zucker und Bauholz sind die Hauptgegenstände der Ausfuhr. Die Einfuhr bewerthete 1877 134 688 Pf. St. und kam vorzüglich aus England und Australien.

* * *

Die Quecksilber-Production der Erde schätzt Cortazar in der „Metall Review“ wie folgt:

	Flaschen à 76,5 Pfd. engl.
Vereinigte Staaten	69 200
Spanien	41 700
Idria	8000
Italien	1700
Borneo	2000
Mexico	500
Andere Länder	1500
	124 000

— Wir nehmen hiermit Gelegenheit, die „Uebersichten über Production, Verkehr und Handel in der Weltwirthschaft von Prof. Dr. X. von Neumann-Spallart. Jahrgang 1878. Stuttgart, J. Maier, 1878" zur Anzeige zu bringen. Dieselben erschienen bisher in Behm's „Geographischem Jahrbuch" und treten jetzt zum ersten Mal erheblich erweitert als selbständiges Werkchen auf. Für den Zweck, der im Titel angezeigt ist, giebt es kein zweckmäßigeres und vollständigeres Hülfsmittel. Der Stoff ist in Fülle, fast immer nach den besten und neuesten Quellen und sehr übersichtlich gegeben und die Darstellung ist so klar, daß man sogar mit Vergnügen sich in die von Zahlen starrendsten Abschnitte vertieft. Eine durchaus empfehlenswerthe Arbeit, der man weiteste Verbreitung wünschen muß, und deren regelmäßige jährliche Wiederkehr mit Freude begrüßt werden wird. Natürlicherweise wird dieselbe noch nicht allen Wünschen gerecht, kann aber nur gewinnen, wenn etwaige Lücken oder Mängel klar hervorgehoben werden. Wir wollen sogleich einige Beiträge geben. Unserer Meinung nach ist die Beschränkung auf die großen Industrien nicht durchzuführen; die kleineren müssen, wenn auch nur übersichtsweise, mit herangezogen werden. Wo die Jute berücksichtigt wird, sollte das Holz in seinen mannigfaltigen Verwerthungen nicht fehlen. Unter den Genußmitteln ist neben Zucker, Kaffee und Thee mindestens noch der Wein zu nennen. Unter den Rohstoffen für den Massenverbrauch dürften Kochsalz, Petroleum und Guano nicht übergangen werden. Uebrigens sind wir überzeugt, daß auch ohne diese unsere Mahnung das Büchlein in seiner jetzigen selbständigen Form von selbst immer vollständiger werden muß. Die Vollständigkeit gehört ja zu den nothwendigen Voraussetzungen einer „Uebersicht" der Weltwirthschaft. So sollte z. B in Zukunft nicht bloß die Reiserzeugung von Ostindien, sondern auch die für die Ausfuhr wichtigere von Hinterindien und den anderen Reisländern mit in Betracht gezogen werden. In den Angaben über die Baumwollenindustrie der Vereinigten Staaten hätten wir ein Zurückgehen hinter 1861, d. h. hinter die Zeit des starken Schutzzolles, gewünscht, damit nicht aus der Vergleichung von 1861 und 1877 der öfters gezogene Schluß sich zu ergeben scheine, als ob der Zollschutz allein es gewesen sei, welcher dieses starke Wachsthum erzeugte. 1861 ist als abnormes Jahr überhaupt nicht geeignet zum Ausgangspunkte eines statistischen Vergleiches. Dies sind indessen kleine Ausstellungen, die das Buch gewiß nicht verhindern werden sehr Vielen von Nutzen und Interesse zu sein.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die Aufnahmen für die projectirte Eisenbahn von Orenburg nach Taschkend sind vollendet, wobei es sich herausgestellt hat, daß sich dieselbe ganz gut durch die Wüste Kara-kum führen läßt. Im Jahre 1879 sollen die Voruntersuchungen bis nach Samarkand und in der Richtung auf Kabul und Peschawar weitergeführt werden. (Times.)

— Schlagende Beweise dafür, wie wohlthuend und entwickelnd dem durchaus reichbegabten Sohne des Kaukasus, sobald er thalwärts zieht, der Umgang mit gesitteteren Menschen wird, und wie rasch er von ihnen annimmt und lernt, erzählt Dr. G. Radde (Die Chews'uren S. 331) von den Tuschen der Zow'schen Genossenschaft. Schon 1863 schaffte der Tusche Kadakidse die Wolle seiner Schafe direct nach Marseille und emancipirte sich dadurch von den armenischen Zwischenhändlern. „Seine Brüder sollen in der Schweiz dem Studium der Chemie und Mechanik obliegen. Ebenso entstammt dieser Genossenschaft die Familie Ziskarew, aus der ein Glied ein tüchtiger Lehrer geworden ist. Die Männer sind unternehmend und die männliche Jugend wird gut unterrichtet. Es präsentirten sich mir hier ein Dutzend wohlgesitteter Tuschenknaben, welche die Sommerferien bei ihren Eltern in den Jurten verlebten. Sie sprachen alle fertig Russisch, waren sauber und hielten sich stramm, dabei nicht ohne Interesse für meine Beschäftigungen. Die Weiber aber halten in ihrer Abgeschlossenheit starr an alter Sitte fest, ja sie sind oft mit den Fortschritten ihrer Söhne nicht zufrieden. Einen traurigen Gegensatz zu dieser Bevölkerung bot ein tuschinischer ehemaliger Gardelieutenant. Dem hatte das Petersburger Leben, in welches er direct von seinen Alpenweiden kam, das Gehirn verbrannt, und er irrte zwischen den Filzzelten von Batani als ungefährlicher Verrückter umher."

— Die Seidenernte in den mittelasiatischen Chanaten und in Turkestan blieb 1878 gegen die der letzten drei Jahre bedeutend zurück, und so wurden von dort kaum 200 Ballen Seide nach Indien ausgeführt. Dagegen machen jetzt, wie wir in der „N. Fr. Pr." lesen, die Chinesen große Anstrengungen, um in dem von ihnen neueroberten Königreich Kaschgar die Seidencultur wieder so blühend zu gestalten wie sie ehedem dort war; sie haben die Steuer auf die Seidenzucht, ebenso auch den Ausfuhrzoll auf Seide auf die Hälfte reducirt. (A. A. Z.)

— Zwei Pflanzer aus Ceylon haben nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung unlängst das Land Perak auf der Halbinsel Malakka bereist und über dessen Productionsfähigkeit einen enthusiastischen Bericht erstattet. Ihrer Ansicht nach enthält es 500 000 Acres — mehr als der ganze Flächenraum der Insel Ceylon — prächtigen Bodens, der mit Thee, Chinchona, Cacao, Zimmet, Zucker, Tabak, Tapioca u. s. w. bebaut werden kann.

— Robert Shaw, welcher bekanntlich die erste Reise nach Kaschgar ausführte, schildert im Journal of the Royal Asiatic Society vol. X, p. 305, 1878 den Bergcanton Sálár, „die östlichste Niederlassung der türkischen Race". Er erhielt seine Nachrichten darüber während seines Aufenthalts in Jarkend von einigen Salaris, welche behaupteten, daß ihre Vorfahren von Rum, der (europäischen) Türkei, gekommen seien. Ihre Zahl beträgt etwa 40 000. Sie leben in zerstreuten Farmhäusern, jeder auf seinem eigenen Grund und Boden. Gruppen von vier bis fünf Dörfern werden von einem Imak regiert, der unter dem Gouverneur steht.

— Der chinesische Vicekönig Li-hung-tschang hat nach

„Nature“ mit Mr. Arnold Hague von Newyork, einem geschickten Geologen und Bergmanne, einen Vertrag geschlossen, wonach letzterer demnächst von Tientsin abreisen soll, um die Gold-, Silber und anderen Bergwerke des nördlichen China zu untersuchen. Ebenso meldet ein englischer Consularbericht aus Canton, daß General Fang den Befehl erhielt, europäische Maschinen für die dortigen Bergwerke zu bestellen. Es wäre dies ein bemerkenswerther Fortschritt, zu dem sich die chinesische Regierung entschlösse.

Afrika.

— Die ägyptische Regierung hat, ihrem bereits vor einiger Zeit gefaßten Beschlusse gemäß, vom 1. Januar dieses Jahres ab den Eintritt in das von Aegypten eroberte Königreich Darfur sowie den Verkehr und Handel mit demselben gestattet. Wie es heißt, beabsichtigt die österreichische Regierung von dieser Erlaubniß Gebrauch zu machen und in Fascher, der Hauptstadt Darfurs, eine Consular-Agentie zu errichten.

— Dr. Matteucci meldet Ende des Jahres 1878 aus Massaua entgegen seiner frühern Nachricht, daß Menelek König von ganz Abessinien geworden sei, daß derselbe vielmehr zur Zahlung eines Tributs an König Johannes sich verstanden habe und von seiner eigenen Familie im ruhigen Besitze der Herrschaft bedroht worden sei.

— Am Neujahrstage traf in London die Nachricht ein, daß Mr. Mackay, welchen die Church Missionary Society zur Unterstützung des bei Mtesa in Uganda verweilenden Rev. Wilson ausgesandt hatte, nach vielfachen Aufenthalten und Unglücksfällen endlich am südöstlichen Ufer des Victoria Njanza eingetroffen ist. Er erhielt dort eine versöhnliche Botschaft vom Häuptling Lukonge der Ukerewe-Insel, dem Mörder seiner Genossen Lieutenant Smith und Mr. O'Neill, und wagte furchtlos und unbewaffnet, denselben zu besuchen und seine Entschuldigungen anzuhören. Nach Kagehji zurückgekehrt fand er dort Rev. Wilson vor und fuhr in dessen Gesellschaft nach dem Reiche Uganda hinüber.

— In der Capstadt ist eine Gesellschaft im Begriff sich zu bilden, welche südafrikanische Volksmärchen, Fabeln, Erzählungen u. s. w. zu sammeln beabsichtigt, ehe europäische Civilisation die Möglichkeit dazu benimmt. Bekanntlich ist die mündlich überlieferte „Literatur“ Südafrikas sehr entwickelt und von hohem Alter, wie obsolete Ausdrücke darthun. Missionäre und sonstige Weiße in nicht geringer Anzahl sind wohl im Stande, diese ethnologisch wichtigen Ueberlieferungen zu sammeln, und für sie soll in jener Gesellschaft die nöthige Centralstelle geschaffen werden. Secretär derselben ist Miß L. C. Lloyd, die Schwägerin und langjährige Mitarbeiterin des verstorbenen Dr. Bleek aus Berlin, der sich um afrikanische Philologie und Ethnologie so hoch verdient gemacht hat.

— Mr. Marche, welcher den Ogowe bereits zweimal, in Gesellschaft von Marquis de Compiègne und von Savorgnan de Brazza, befahren hat, rüstet sich jetzt zu einer Reise den Binuë aufwärts und nach dem Gebiete zwischen Schari und Congo, welches auch das Ziel des Lieutenant de Semellé war. Ueber letztern, welcher todt gesagt wurde, ist bis jetzt nicht Näheres verlautet.

— Zu der Angabe auf S. 16 des laufenden Bandes, daß der bekannte Händler Saturnino eine Abneigung gegen das Cassandsche-Thal und dessen den Portugiesen feindliche Bewohner habe und dasselbe vermeide, schreibt uns Dr. P. Pogge aus Rostock: „Von Sanza (dem östlichsten portugiesischen Posten) führen zwei Wege nach Kimbundo. Der eine geht (direct) östlich von Sanza durch Cassange, der andere (im weiten Bogen) südöstlich durch Songo, Minungo u. s. w. Saturnino hat bis 1875 stets den weitern Weg durch Songo benutzt, weil in Songo die Lebensmittel für die Karawanen bedeutend billiger einzukaufen sind, als in Cassange. Seit Ende des Jahres 1875 ist aber für ihn, mithin auch für jeden andern Europäer, der Weg durch Songo versperrt worden, da der Soba Umballo, einige Tagereisen westlich vom Quango wohnhaft, sich feindselig gegen die Karawanen erwiesen hat. Als ich von Kimbundo nach Malange zurückkehrte, habe ich die mir bekannte Straße durch Songo auch nicht nehmen können, sondern ich bin nach der Passage des Quango — von Karimba in Minungo — nordwestlich abgebogen und durch Cassange nach Malange gereist. Die Einwohner von Cassange, Namens Bangela, sind intelligenter und arbeitsamer, als ihre Nachbarn, so daß reichlich Lebensmittel dort eingekauft werden können, aber die Preise sind dort theurer als in Songo. Seit der Affaire mit Umballo hat aber Saturnino trotz dessen den Weg durch Cassange nehmen müssen, und scheint es ja auch bis auf den heutigen Tag noch zu thun. Als ich Cassange passirte, wohnten mehrere weiße Händler im Lande und lebten im besten Einverständnisse mit den Eingeborenen.“

— Nach der Lissaboner Zeitschrift „Die portugiesischen Colonien“ zählt die Provinz Angola 433 307 Einwohner, davon ein Zehntel Weiße, worunter ohne Zweifel auch die Mestizen verstanden werden; denn von mehr als 40 000 Portugiesen kann da schwerlich die Rede sein. Umgekehrt leben in Portugal ungefähr 3000 Neger, davon zwei Drittel in Lissabon, die übrigen in einigen Küstenstädten. Ihre Zahl hat sich in den letzten Jahrzehnten fast gar nicht vermehrt, da die Kindersterblichkeit bei ihnen überaus groß war. Obwohl sie seit 1826 mit den Weißen gleiche Rechte haben, so sind sie doch social streng von denselben geschieden; in den letzten vierzig Jahren haben nur 13 gemischte Ehen zwischen Weißen und Schwarzen stattgefunden.

— Die Wangwana (farbige Einwohner von Zanzibar) und Wanjambu erzählten Stanley, als derselbe am 27. März 1876 im Lande Karagwe drei Nashörner geschossen hatte, mit der größten Ernsthaftigkeit, daß der Elephant das Rhinoceros oft mißhandelt wegen einer gewissen Eifersucht, die er gegen seinen feurigen Vetter hegt. Wenn der Elephant die nicht auseinander gestreuten Excremente des Rhinoceros liegen sieht, so soll er in Wuth gerathen und sich auf der Stelle an die Aufsuchung des Verbrechers machen und wehe dem Rhinoceros, wenn es trotzig ist und Lust hat, für das Privilegium zu kämpfen, daß es seinen Koth so liegen lassen kann, wie er eben fällt. Der Elephant bricht in jenem Fall einen schweren Baumzweig ab oder entwurzelt ein derbes Bäumchen, wie ein Bootsmast groß, und bearbeitet das unglückselige Thier dermaßen, daß es froh ist, sich durch die schleunigste Flucht zu retten. Aus diesem Grunde wirft das Rhinoceros, wie die Eingeborenen behaupten, jedesmal seine Excremente, sobald sie auf den Boden fallen, herum und zerstreut sie gänzlich. Sollte ein Rhinoceros einem Elephanten begegnen, so muß es ihm die Bahn freilassen und fortgehen, denn der letztere duldet auf seinem Wege keinen Gefährten; aber das erstere ist bisweilen halsstarrig und der Elephant macht ihm dann mit seinen Hauzähnen den Garaus, indem er es gegen einen Baum drängt oder es über den Haufen wirft und in aller Muße zerquetscht.

(Stanley, Durch den dunkeln Welttheil, I, S. 517.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Stanley's letzte Forschungsreise durch Afrika (1874 bis 1877).

IX.

Die letzten Fälle des Congo. Ankunft in Boma. Heimkehr.

Nach Pocock's Tod in den Strudeln des Massassa-Falles am 3. Juni 1877 bemächtigte sich tiefe Niedergeschlagenheit und allgemeine Entmuthigung aller Mitglieder der Expedition; selbst die wilden Eingeborenen zeigten wirkliches Mitgefühl für den weißen Mann, der seinen „Bruder“ verloren. Aber für Stanley selbst gab es keine Zeit zur Trauer; jeder Tag mußte zum raschen Vorwärtsdringen benutzt werden; denn schon näherten sich seine Waarenvorräthe schnell ihrem Ende, und dann war die Expedition dem Hungertode preisgegeben. Obgleich am Fieber leidend, unterdrückte er eine Meuterei unter seinen Leuten im Keime und setzte mit rastloser Energie die Arbeit, seine Boote um den verderblichen Massassa-Fall herum zu bringen, fort. Dieselbe gelang nur, indem er die ungeheuren 40 Fuß hoch über einander gethürmten Felsstücke und Blöcke am Fuße der 300 bis 400 Fuß hohen, senkrechten Uferwand auf einer 600 Yards langen Strecke mit einer Masse von abgehauenen Baumästen und Buschwerk bedecken und ausfüllen ließ, über welche die Canoes an dem Falle vorbeigezogen wurden, so-daß nach 16tägiger Arbeit alle Fahrzeuge am 19. Juni in dem ruhigen Bolobolo-Bassin schwammen.

Auf dem rechten Ufer desselben stürzt sich der Edwin-Arnold-Fluß von der Höhe des Tafellandes in einem einzigen 300 Fuß hohen Falle in das Bassin hinab. So steil ist die Felsmauer und so stark die Gewalt des Stromes, daß der Fall erst 30 Fuß vom Fuße der Klippen auf die Felsblöcke stürzt. Oberhalb seines Falles, auf dem Plateau, hat der Edwin Arnold 50 Yards Breite und durchschnittlich 3 Fuß Tiefe und bildet dort die Grenze zwischen den Bezirken von Zinga und Massassa. In der Mitte des Bolobolo-Bassins fand Stanley 330 Fuß Tiefe; aus ihm stürzt der Congo über den Zinga-Fall hinab, um seinen fürchterlichen Lauf zum Meere fortzusetzen. Bemerkenswerth ist, daß die Fälle auf beiden Seiten des Stromes verschiedene Namen haben; so heißt dieser, auf dem rechten Ufer von den Babwende Zinga genannte Fall auf der linken Seite bei den Bassesse Bungu-bungu. In dem Strome leben Hechte, Seekatzen, Wasserschlangen, Aale und die vielen auch den afrikanischen Seen eigenthümliche Fischarten. In dem Lande der Babwende bei den Katarakten hat der Lärm der Schußwaffen fast alles Wild vertrieben, doch giebt es noch kleine Buschantilopen und Kaninchen, welche die Eingeborenen mit ihren Hunden jagen; letztere sind von gewöhnlicher Mischrace.

Am 20. Juni sollte die Arbeit zur Passage des Zinga-Falles beginnen, um wieder auf Reisigwegen die Fahrzeuge über die Felsen des rechten Ufers zu ziehen; aber plötzlich meuterten und desertirten 31 Mann, die erst nach mehreren Tagen mit Hülfe der eingeborenen Häuptlinge zur Rückkehr gezwungen wurden. Am 23. wurden mit dem Beistande von 150 Eingeborenen die Boote den 200 Fuß hohen, sehr steilen Abhang der Felsenspitze an langen Seilen von spanischem Rohr und Feigenranken hinaufgezogen. Bereits waren drei Canoes oben und schon war das große, neu erbaute „Livingstone“ 20 Fuß hoch aus dem Wasser gezogen, als plötzlich alle Seile rissen und das 54 Fuß lange, gegen

drei Tonnen schwere Teakboot blitzschnell den Abhang hinab ins Wasser schoß und den ersten Zimmermann der Expedition, Salaam Allah, mit sich riß. Binnen wenigen Minuten erreichte es den Fall, über den es hinabstürzte und in den Wirbeln und Strudeln verschwand. Zweimal kam es nach minutenlangen Pausen wieder mit dem Manne zum Vorschein, um dann gänzlich zu verschwinden. Trotz diesem Unfall wurde die Arbeit fortgesetzt und am 25. Juni waren alle Fahrzeuge unterhalb des Falles in Sicherheit; es hatte allein fünf Stunden gedauert, um das große Hauptboot mit 200 Mann den Abhang hinaufzuziehen. In 30 Tagen hatte die Expedition eine Strecke von nur drei Miles zurückgelegt, denn noch war der am 25. Mai erreichte Mowa-Fall in Sicht.

Am nächsten Tage gerieth Stanley selbst wieder in Lebensgefahr. Er hatte glücklich die Stromschnellen von Ingulufi passirt und suchte, das Boot, in welchem er sich mit Uledi und sechs Mann befand, an Rohrseilen über den folgenden Mbelo-Katarakt hinabzulassen, als dieselben wieder rissen und das Boot auf dem Rücken der wüthenden Strömung, zwischen scharfen Felsen und Klippen, durch schäumende Strudel und Wirbel den Strom hinabraste. Wie durch ein Wunder entging es allen Gefahren, aber erst im Nguru-Bassin konnte es ans Ufer getrieben werden, wo seine entsetzten Leute Stanley wie einen vom Tode Erstandenen begrüßten. Hier fand man bei Kilanga das in zwei Theile gebrochene Canoe, in welchem Pocock über den Massassa-Fall gestürzt war.

Fall des Edwin-Arnold-Flusses in das Bolobolo-Bassin.

Stanley konnte seinen Leuten nur zwei Ruhetage in Kilanga gönnen und ließ am 6. Juli die Boote und Waaren nach Mpakabendi hinabbringen. Hier endete die enge Schlucht mit ihren senkrechten Felsmauern, in welcher die Expedition 131 Tage zugebracht hatte, obgleich die Entfernung von dem ersten Falle bei Ntamo bis hierher nur 95 geogr. Miles beträgt. Jetzt begann das tiefe Flußbett sich zu erweitern, während die Berge auf beiden Seiten weniger steil anstiegen. Bei größerer Breite und ohne Felsspitzen und Barrièren wurde der Strom ruhiger, obgleich noch häufige Stromschnellen und Wirbel vorkamen. Die Eingeborenen sahen wilder aus als die östlicheren Babwende; sie trugen ihr Haar in großen, wirren Massen und durchbohrten ihre Nasen und Ohrläppchen. In den nächsten Tagen fuhr die ganze Flotte 6 Miles weit den ruhigen Strom hinab und erreichte am 13. den Mansau-Fall, der jedoch, ebenso wie die Matunda-Schnellen, ohne Schwierigkeit auf einem Nebencanal passirt wurde. In Ngojo hielt Stanley einen Markt ab und tauschte Lebensmittel, zum größten Theil aber nur Früchte, ein. Am 16. gelangte er, begleitet von fünf Führern des Bakongo-Stammes, der am linken Ufer wohnt, an den von diesen Ngombi genannten Fall, der auf der rechten Seite Ntombo Mtaka heißt. Derselbe bildet zum größten Theile einen gegen 15 Fuß hohen Katarakt, welcher über Terrassen von Lava und vulcanischem Gestein fällt. Es stellten sich die Eingeborenen in großer Anzahl ein; sie waren äußerst friedfertig und freundlich und am nächsten Tage trugen 400 derselben unter Leitung von drei Häuptlingen sämmtliche Fahrzeuge um den Fall herum. Da auch hier die Eingeborenen keinen weitern Fall kannten, glaubte Stanley sicher „Tuckey's letzten Katarakt“ passirt zu haben. Etwa 5 Miles nördlich vom Flusse liegt die große Handelsstadt Manjanga, wo die Eingeborenen aller benachbarten Länder auf dem Markte zusammentreffen.

Am 20. Juli campirte Stanley an der Einmündung des Mata-Flusses. Die dortigen Eingeborenen beschäftigten sich hauptsächlich mit dem Fang der Elritzen, deren dichte Schaaren sie durch Pfeifen in die Nähe locken, um sie dann schwimmend mit ihren großen Handnetzen einzufangen und auf den flachen Felsen für den Markt zu trocknen. Die Weiterfahrt wurde durch zahlreiche Stromschnellen erschwert; auf dem rechten Ufer begann das Land der Basundi. Nahrungsmittel waren äußerst selten und theuer, und nur durch große Opfer konnte Stanley etwas bittere Cassawa, unreife Bananen und wenige Erdnüsse einhandeln, so daß unter seinen geschwächten Leuten Krankheiten rasch zunahmen. Einer derselben wurde beim Diebstahl von Cassawa von den Eingeborenen gefangen genommen, und da das von denselben geforderte Lösegeld um das Vierfache Stanley's ganzen Waarenvorrath überstieg, mußte er leider in ihren Händen zurückgelassen werden. Bei Kalubu steht eine 200 Fuß hohe röthliche Felsklippe am rechten Ufer, welche, sowie die ganze Umgebung, deutliche Spuren früherer vulcanischer Thätigkeit zeigt. Am 25. wurde nach achtstündiger Arbeit der gefährliche Itunzima-Fall auf der linken Seite passirt. Hier hörte Stanley zum ersten Male von dem noch fünf Tagereisen entfernten Isangila-Fall, der ohne Zweifel Tuckey's „Sangalla“ sein mußte. Als er seinen Leuten deshalb mittheilte, daß das Meer nicht mehr fern sei, verlor Saseni, der Steuermann des Bootes auf dem Ukerewe, vor Freude den Verstand; er nahm seinen Papagei, stürzte sich in die Wälder und wurde nie wieder gesehen. Gern hätte Stanley ihn suchen lassen und selbst die unbekannten Ufergegenden des Stromes erforscht, aber die täglich drohender werdende Hungersnoth zwang ihn zum rastlosen Weitermarsch.

Am 26. Juli erreichte er Kilolo, wo er nicht verhindern konnte, daß seine verhungernden Leute die Cassawa-Felder plünderten, so daß die Eingeborenen drei Mann gefangen nahmen, die wieder ihrem Schicksal überlassen werden mußten. Am 30. ging es weiter den jetzt 1800 Yards breiten Strom hinab und bald hielten die Boote dicht vor dem donnernden Isangila-Fall, der in Halbmondform mit 500 Yards Breite über mehrere 8 bis 10 Fuß hohe Terrassen hinabstürzte. Stanley war überzeugt, daß dies nach Lage und Beschreibung der Sangalla-Fall Tuckey's sein müsse, und da er somit das Hauptproblem seiner Reise, den obern Lualaba mit dem untern Congo zu verbinden, vollkommen gelöst hatte, theilte er seinen Leuten mit, daß sie jetzt den Strom verlassen und überland nach dem nur fünf Tagemärsche entfernten Embomma, der portugiesischen Handelsstation, gehen würden, was große Freude in der Expedition erregte. Die Traglasten wurden auf das Nöthigste reducirt und das Boot „Lady Alice“ nach seiner denkwürdigen Fahrt auf den Seen und Flüssen Afrikas auf den Felsen bei dem Falle zurückgelassen.

* * *

Am Morgen des 1. August trat Stanley den 56 Miles langen Landmarsch nach Embomma an, welches die dortigen Europäer Boma nennen. Fast 40 seiner Leute litten an Geschwüren, Durchfall und Scorbut und alle waren in Folge der spärlichen Nahrung und der Anstrengungen abgemagert, hohläugig und gänzlich erschöpft. Auf dem Wege

Untergang des Zimmermanns Salaam im Zinga-Fall.

von dem Strome nach dem Hochland hinauf blieb Mirambo, der letzte der Reitesel, der die ganze Reise von Unjamuezi bis hierher glücklich bestanden hatte, vor Schwäche zurück; bei Mbelo war die letzte der großen Manjuema-Ziegen durch einen Fall über die Felsklippen umgekommen. Bei dem ersten Dorfe verlangte der „König“ eine große Flasche Rum für die Erlaubniß des Durchmarsches durch sein Land, aber Uledi schlug seiner Majestät über das Gesicht, so daß er mit seinem Stuhl umfiel und kein weiteres Verlangen stellte.

Eine Zeit lang blieb der weiße schäumende Strom in seiner finstern Schlucht noch zur Linken in Sicht, dann führte der rauhe Weg durch Thäler mit vertrocknetem Gras und Haidekraut und über kahle Hügelreihen voller grauer Felsmassen. Nach Ueberschreiten der steilen, 1200 Fuß hohen Jangi-Jangi-Kette erreichte die Expedition die Dörfer von Ndambi Mbongo; doch war es hier ganz unmöglich, Lebensmittel zu erlangen, denn die mit alten rothen Uniformröcken bekleideten Häuptlinge wiesen Perlen, Draht und Kaurimuscheln verächtlich zurück; für Tuche würde erst nach drei Tagen ein Markt gehalten werden, und von dem begehrten Rum besaß Stanley keinen Tropfen. Am dritten Tage wurde das Dorf Nsanda erreicht, und hier, obgleich nur noch zwei Tagemärsche von Boma entfernt, sah Stanley, daß seine verhungernden Leute, darunter viele Weiber, Kinder und selbst mehrere an den Congo-Fällen geborene Säuglinge, vor Erschöpfung nicht weiter kommen konnten. Nach seinem gewöhnlichen Mittagsmahl von drei Bananen, 20 ge-

rösteten Erdnüssen und einem Glase schmutzigen Wassers schrieb er deshalb einen Brief auf Englisch, Französisch und Spanisch „an irgend einen Weißen in Boma“, worin er um sofortige Hülfe und Uebersendung von Lebensmitteln und Waaren bat. Als Boten meldeten sich freiwillig Uledi und drei Andere, die am nächsten Morgen mit zwei eingeborenen Führern sich auf den Weg machten. Für 20fache Preise erhandelte Stanley einige Bündel schlechter Erdnüsse und wenige süße Kartoffeln, die kaum genügten, um seinen Leuten einen Tag das Leben zu fristen.

Am 5. August setzte die Expedition langsam ihren Marsch fort, um der erwarteten Hülfe entgegenzugehen, und campirte am Abend in dem bevölkerten Thale von Mbinda. Dasselbe enthält gegen 18 Dörfer, welche alle verschiedene Namen haben, aber von drei Häuptlingen, sogenannten „Königen“, regiert werden. Die Gesammtbevölkerung des Thales zählt gegen 3000 Seelen; gutgeschnitzte Götzenbilder sind bei ihnen sehr zahlreich und der Fetischdienst äußerst ausgebildet. Das Hauptproduct dort, wie überhaupt in der ganzen Region westlich von Manjange, sind Erdnüsse, welche, besonders seit dem Eingehen des Sklaven- und Elfenbeinhandels, vermittels der abwechselnd in jedem Bezirke abgehaltenen Märkte aus weiten Entfernungen bis nach Boma gelangen, wo die europäischen Kaufleute sie einhandeln.

Begräbnißplatz in Mbinda.

Dicht bei Stanley's Lager befand sich einer der Begräbnißplätze von Mbinda. Auf den abgerundeten Grabhügeln standen sämmtliche Besitzthümer des Todten, wie Töpfe, Becher, Wasserkannen, Wäschschüsseln, Krüge, Theetöpfe, Gläser, Rum- und Bierflaschen, sowie eiserne Pfannen, Kessel, Gießkannen und Eimer, während über dem Grabe an den Zweigen eines Baumes die verschiedenen Tragnetze aus Palmfibern des Verstorbenen hingen; sämmtliche Gegenstände waren jedoch, um ihrer Entwendung vorzubeugen, vorher unbrauchbar gemacht worden.

Am nächsten Tage kam die Expedition in Folge von gänzlicher Erschöpfung in Banza Mbuko zum Stillstand; in dem gelben Gras und im spärlichen Schatten einiger Akazien und Büsche lagen die Leute apathisch und in ihr Schicksal ergeben in Gruppen umher. Da rief plötzlich ein Knabe: „O, ich sehe Uledi mit vielen Männern den Hügel herabkommen!“ und sogleich sprangen Alle auf und riefen: „Ja, es ist wahr! La il Allah il Allah! Wir sind gerettet, el hamd ul illah!“ In wenigen Minuten kam Uledi in langen Sätzen durch das Gras gesprungen und hielt triumphirend einen Brief empor; es war das Antwortschreiben der Vertreter eines englischen Handelshauses in Boma an Stanley. Eine lange Reihe von Trägern folgte ihm, beladen mit Säcken voll Reis und süßen Kartoffeln, Fischen, Tabak, Rum und Tüchern. Während die Rationen an die ungeduldigen, halbverhungerten Leute vertheilt wurden, von denen viele sogleich ihren Reis und Fisch ungekocht verzehrten, begann Murabo, der Bootjunge, ein improvisirtes Loblied auf die Weißen und den großen Salzsee, wozu der Chor laut mit dem Refrain einfiel:

„So singt, o Freunde, singt; die Reise ist zu Ende!
Singt laut, o Freunde; singet diesem großen See!“

Wasser wurde herbeigeholt, Feuer angezündet, und das Lager, welches eine halbe Stunde vorher den Anblick apathischer Verzweiflung bot, war jetzt voller Leben und Freude. „Ja,“ riefen Stanley's Leute, „wir glaubten nicht, daß dieser große Fluß ein Ende habe, aber unser Herr hat das Meer gefunden und seine weißen Brüder, und die Kämpfe und unser Elend sind zu Ende!“ Stanley mußte in sein Zelt eilen, um seine Freudenthränen zu verbergen.

Hier erwartete ihn der „Capitan“ der Träger mit den für ihn besonders bestimmten Waaren, wie Weißbrot, Butter, Thee, Kaffee, Zucker, Gelees, Bier, Sherry, Portwein und Champagner. Seit Monaten war er froh gewesen, seinen Hunger an Erdnüssen und grünen Bananen stillen zu können, und jetzt fand er sich mit einem Schlage im Besitze aller Luxusartikel der Civilisation. „Nie erschien mir das hagere Afrika so abschreckend und verächtlich als in dem Augenblicke, da das königliche Europa seine endlosen Schätze vor mir ausbreitete.“

Nachdem sämmtliche Leute aus dem mitgesandten Tuchvorrath ihre alten Lumpen mit neuen Kleidern vertauscht, zog die Expedition über das kahle, dürre Land mit 1500 Fuß hohen Hügelreihen weiter. Am 9. August 1877, dem 999. Tage seit der Abreise von Zanzibar, näherte sich Stanley der Handelsstation Boma am Congo, von wo ihm vier europäische Händler mit herzlichem Willkommen entgegenkamen. Als er in ihre weißen Gesichter blickte, überkam ihn ein Erstaunen über die Blässe derselben, und mit einem Male erkannte er deutlich das ganze Geheimniß des Verwunderns und der Neugierde, welche die wilden Negerstämme bei seinem Anblicke gezeigt hatten; denn selbst für ihn, der so lange nur tiefbraune und schwarze Gesichter gesehen, hatte die blasse Farbe der Händler von Boma im ersten Augenblicke etwas unerklärlich Grausenerregendes.

Gegen Mittag zog Stanley mit 115 Männern, Weibern und Kindern in Boma ein, wo die Expedition freundlichste Aufnahme Seitens der Europäer fand. Nach zwei Ruhetagen fuhr er mit allen Leuten auf dem Handelsdampfer „Kabinda“ den jetzt ungeheuer breiten Strom mit seinen zahlreichen Inseln hinab und bis in den Ocean hinaus: sein unvergleichlicher Zug von Meer zu Meer war vollendet.

* * *

Es ist unnöthig, nochmals die großen Verdienste hervorzuheben, welche Stanley sich durch seine beispiellose Forschungsreise erworben hat; der Leser wird dieselben aus den vorliegenden Schilderungen selbst erkannt haben. Eine Uebersicht der ganzen Expedition liefert folgende Zusammenstellung der verschiedenen Epochen derselben mit Beifügung der zurückgelegten Entfernungen in engl. Miles:

October 1874.	Erforschung des Rufidschi-Deltas . . .	75
1875.		
17. Nov. bis 27. Febr.	Von Bagamojo bis Kagehji	720
8. März „ 4. Aug.	Bootfahrten auf dem Ukerewe-See . . .	1970

Die Expedition in Kabinda.

21. Aug. bis 20. Nov.	Landreise nach Uwuma und zurück nach Ntewi in Uganda	160
1876.		
26. Nov. bis 10. Jan.	Ueberlandreise nach dem Muta Nzige . . .	$194^{1}/_{2}$
14. Jan. „ 25. Febr.	Vom Muta Nzige nach Kafurro in Karagwe	262
27. Febr. „ 21. März	Erforschungen in Karagwe zu Land und Wasser	$221^{1}/_{2}$
25. März „ 27. Mai	Von Kafurro nach Udschidschi	484
11. Juni „ 2. Aug.	Umschiffung des Tanganika	811
14. Sept. „ 19. Nov.	Landreise bis zur Kreuzung des Lualaba .	498
	Verschiedene kleinere Expeditionen . . .	200
1877.		
22. Nov. bis 30. Juli	Den Congo hinab bis zum Jsangila-Fall	1436
1. Aug. „ 9. Aug.	Ueberlandmarsch nach Boma	56
11. Aug. „ 12. Aug.	Den Congo hinab bis zum Atlantischen Ocean	70
	Gesammtlänge der Expedition	7158

Es bleibt jetzt nur noch übrig, die letzten Erlebnisse der Expedition auf der Heimkehr zu erwähnen. Am 12. August landete Stanley in Kabinda, nördlich von der Congo-Mündung, wo seine Leute in einem bequemen, schuppenartigen Gebäude untergebracht wurden, während er selbst bei den dortigen Engländern Aufnahme fand. Nach achttägigem Aufenthalt wurde die ganze Expedition auf dem portugiesischen Kanonenboot „Tamega“ nach San Paul de Loanda, der Hauptstadt der Colonie Angola, gebracht, wo der portugiesische Gouverneur Albuquerque nicht allein während eines ganzen Monats die Aufenthaltskosten der Expedition bestritt, sondern auch Stanley ein Kanonenboot zur Ueberfahrt nach Lissabon anbot. So verlockend die Gelegenheit war, binnen wenigen Wochen wieder in Europa zu sein, so gedachte Stanley doch des Versprechens, das er seinen Leuten in Zanzibar gegeben hatte, daß er ihnen Vater und Mutter sein und sie nach ihrer Heimath zurückbringen wolle, und beschloß deshalb mit edler Selbstverleugnung, sie nach Zanzibar zu begleiten. Am 27. September fuhr er mit ihnen auf dem englischen Kriegsschiffe „Industry“ nach der Capstadt, wo er am 21. October ankam und mit großen Ehren empfangen wurde. Auf telegraphischen Befehl der Admiralität in London wurde ihm dasselbe Kriegsschiff zur Weiterreise angeboten, und diese am 6. November angetreten. 20 Tage später kamen die Palmen der Insel Zanzibar in Sicht; die Freude der Wangwana, nach dreijähriger Abwesenheit ihre Heimath wiederzusehen, und ihre Dankbarkeit gegen Stanley waren unbeschreiblich. Aber mit 356 Seelen war er ausgezogen und nur 108 kehrten mit ihm zurück, doch waren viele der Fehlenden desertirt; die Zahl der wirklichen Todesfälle in der Expedition betrug 114. Am 13. December nahm Stanley Abschied von seinen treuen Begleitern und fuhr auf einem indischen Dampfer nach Aden, um über Cairo und Marseille nach Europa zurückzukehren, wo die wohlverdienten Ehren seiner warteten.

P. S. Schon wenige Monate nach seiner Ankunft in England erschien sein großes Reisewerk; während dieses Winters hält er in London und den größeren Provinzialstädten Englands eine Reihe von 100 Vorträgen über seine Reise, und binnen Kurzem soll der Supplementband mit weiteren Details und wissenschaftlichen Ergebnissen seiner Expedition erscheinen. Den Knaben Kadu, einen Pagen des Königs Mtesa, hat er, wie früher Kalulu, zur Erziehung nach Europa mitgebracht.

F. Birgham.

Amsterdam.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

I.

Noch im 13. Jahrhunderte bestand Amsterdam aus nichts als einigen Fischerhütten, welche eine Capelle des h. Olof umgaben. Rasch nahm der Ort zu, anfangs durch den lebhaft betriebenen Heringsfang und seine Brauereien, dann in Folge seiner Aufnahme in die Hansa und seines sich mehr und mehr ausdehnenden Handels in der Ost- und Nordsee, endlich durch die Tuchfabrikation. Mehr als alles dies aber nützte ihr der Umstand, daß das Wüthen der Spanier in Antwerpen (1576 bis 1577) und die Eroberung dieser Stadt (1585) deren Handelsblüthe vernichtete und zahlreiche dortige Kaufleute und Handwerker nach Amsterdam trieb. Der Anfang des 16. Jahrhunderts sah die Stiftung der Ostindischen Compagnie (Maatschappij). Die Holländer, Amsterdam voran, zwangen England, ihr Recht auf den Walfischfang in allen Meeren zwischen Nowaja Zemlja und der Davis-Straße anzuerkennen. Ungeahnte Reichthümer strömten nun in Amsterdam, dem Weltmarkte namentlich für Getreide und dem Sitze der vornehmsten Handelsbörse, zusammen, und ein Amsterdamer Bürger hielt sich für eben so gut wie manchen Fürsten. Englands Aufschwung aber und die politischen Stürme zu Ende des 18. Jahrhunderts, namentlich die Eroberung Hollands durch die Franzosen, führten das Sinken der stolzen Stadt herbei, welche erst seit dem Sturze des ersten Napoleon sich wieder zu ihrer jetzigen einflußreichen Stellung im Welthandel emporarbeitete. Sie darin zu erhalten, ist neuerdings der wohlbekannte Kanal quer durch „Hollands schmalste Stelle“ nach dem Meere erbaut und an demselben der Hafen Ymuiden angelegt worden.

So wenig stattlich sich Amsterdam von der Landseite ausnimmt, so große Augenweide bietet es, wenn man sich ihm zu Wasser, von Norden her, nähert; im mächtigen Halbkreise, dessen Durchmesser der Meerbusen Ij (spr. Ei) bildet, dehnt sich die Häusermasse hin, aus welcher die Wipfel der

vom nahenden Herbste schon gerötheten Rüstern auftauchen und spitze Kirchthürme, die Kuppel der lutherischen Kirche und der Glockenthurm des königlichen Palastes zu dem kaltblauen, mit Wolken besäeten und am Horizonte von Nebel verhüllten Himmel anfragen. Schiffe von allen möglichen Gestalten und Größen liegen im Hafen; Fischerboote mit großen braunen Segeln gleiten langsam über das ruhige Wasser hin; leicht und rasch fahren Lustkähne zwischen schwarzen Fahrzeugen mit geschnitzten Galionen und Booten voller Früchte, blauer, Milch enthaltender Tonnen oder braunen Torfes hindurch.

Die Stadt ist auf tief gelegenem, feuchtem, sumpfigem Boden erbaut, der unter dem Tritte nachgiebt und an Festigkeit dem Küstensande bei steigender Fluth gleicht. Mitunter ist es nur schwarzes Wasser und Schlamm. Darunter liegt in einer Dicke von mehr als 50 Fuß festerer Sand und schließlich Thon, auf welchen man beim Graben von Brunnen stößt. Alle Häuser stehen auf Pfählen. Man recognoscirt zuerst den Boden mit probeweis eingeschlagenen Pfählen; glückt der Versuch, so fährt man damit fort. Paläste, Privathäuser, die kleinste Mauer, ja selbst die Gasröhren ruhen auf solchem Untergrunde; 13 650 Pfähle tragen den königlichen Palast. Um das Jahr 1730 und nochmals im Jahr 1858 bedrohten Bohrwürmer, welche wahrscheinlich durch Schiffe aus den Tropen eingeschleppt worden waren, die hölzernen Fundamente der Stadt; glücklicherweise sind sie aber eben so rasch wieder verschwunden, als sie gekommen waren.

Die Heeren-Gracht. (Nach einer Photographie.)

Die Luft ist besonders zu Beginn des Frühlings und des Herbstes mit den schweren Ausdünstungen des Sumpfbodens erfüllt und mag bei Fremden Hypochondrie erwecken; doch ist die Sterblichkeit hier nicht größer als in anderen niederländischen Städten. Uebrigens sorgt auch ein sinnreiches Schleusensystem dafür, daß bei jeder Ebbe und Fluth das stagnirende Wasser der Kanäle, welche die ganze Stadt durchziehen, durch frisches aus dem Ij ersetzt wird. Das Trinkwasser kam früher aus der Vecht; eigene „waterschuiten“ führten es in Tonnen herbei und verkauften es eimerweise, bis im Jahr 1853 bei Haarlem ein großer Wasserbehälter angelegt und sein Inhalt durch Röhren nach Amsterdam geleitet wurde. Außerdem besitzen aber alle Häuser Cisternen, um den Regen aufzufangen, und deren Inhalt dient Wohlhabenden zum Kochen, Armen zum Trinken.

Die Umgebung der Stadt entbehrt keineswegs des Reizes; man findet dort weite Ebenen, entzückende Landhäuser, lachende Landschaften, durch welche die breite, klare Amstel fließt. Im Osten, Westen und Süden stoßen Baumpflanzungen und Gemüsegärten an die Häuser, im Norden begrenzt sie das Ij mit einem nach Süden gekrümmten Bogen, dessen beide Enden, das östliche und westliche Dock, bald durch eine Eisenbahn verbunden sein werden. Die Amstel durchströmt die Stadt von Südosten nach Norden und theilt sie in zwei Hälften, das Oude Ende und die Nieuwe Zijde. Durch gerade Kanäle, welche früher den Sumpfboden drainirten, werden 90 Inseln gebildet, deren Verbindung 290 Brücken erheischt. In manchen Straßen des alten Judenviertels spült

das Wasser unmittelbar an die Gebäude, deren überaus dürftiges Aussehen in nichts an die prächtigen Häuser von Heeren-Gracht und Keizers-Gracht, wo die reichen Geldleute wohnen, erinnert. Trotzdem giebt es in ihrem Innern gleichfalls ungemessenes Gold. Die Kais sind, wie in den Niederlanden überhaupt, mit Bäumen bepflanzt. Früher waren ganze Straßen ausschließlich von Handwerkern derselben Art bewohnt, wie z. B. eine nur von Sargmachern. Das hat jetzt aufgehört.

Es ist eine verbreitete Ansicht, daß die Niederlande keine Architektur besitzen. Dagegen ist manches einzuwenden. Die Baukunst unterlag dort zwei Einflüssen, von Norden und von Süden her. Ersterer, welcher das ganze frühere Mittelalter hindurch überwog, ist der romanische Stil, wie er in Niedersachsen galt; Friesland und Gröningen bieten davon Beispiele. Den Einfluß des Südens zeigt die alte Kirche in Nimwegen, die nach dem Muster des Aachener Domes, dessen Vorbild in Ravenna zu suchen ist, erbaut wurde. Das 12. und 13. Jahrhundert sind in den Niederlanden ziemlich unfruchtbar; der romanische Stil herrschte weiter, wie die Frauenkirche und der Dom des h. Servacs in Mastricht zeigen. In dieser Epoche bestanden die Bürgerhäuser aus Holz; die Schlösser des Adels, aus Ziegeln errichtet, sind meist große runde Thürme mit ziemlich flachen Dächern. Die Thürme der Waag (s. unten) und der Schreijers Toren in Amsterdam sind zum Theil noch in romanischem Stile gehalten, aber sie werden schon schlanker und zierlicher. Die in ihrer untern Hälfte noch romanische „Munt“ und der alte Doel datiren indessen aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, ein Beweis dafür, wie hartnäckig sich dieser Stil erhalten hat. Die Anfänge der großen Städte waren eben bescheiden, und man hielt am Alten fest, weil Kriege und Bedrängnisse aller Art das Streben nach Neuem verboten. Erst im 14. und 15. Jahrhundert werden die Stadtgemeinden mächtig und reich, und wie mit einem Zauberschlage wachsen überall die Gebäude aus der Erde. Flamänder bauten damals die Johanneskirche in s'Hertogenbosch (1280) und die Oude Kerk in Amsterdam (um 1300), und flämische Eleganz verräth sich noch in dem, was von den ursprünglichen, hohen Schiffen der mehrfach durch Feuer zerstörten Nieuwe Kerk übrig geblieben ist. Flamänder finden sich damals überall im Norden, selbst bis nach Schweden hin, als Maler, Maurer, Baumeister, Decorateure und Bildhauer thätig. Vor allem aber bezeichnet das 15. Jahrhundert den Anbruch einer neuen Zeit in der niederländischen Baukunst. Der Utrechter De Keyser (geboren 1567) baute die Zuider Kerk und Wester Kerk. Vredeman de Vries, Decorateur und Architekt zugleich, kommt damals zur Geltung. Er zeigt Einfluß des Südens, namentlich von Seiten Vitruvs, ist aber weder Copist noch Nachahmer. In der Ausschmückung führt er eine bis dahin in Holland unbekannte Fülle und Verschwendung von Details ein und treibt fast Mißbrauch mit Trophäen, Umrahmungen, Schilden und schweren Guirlanden. Auch in Amsterdam finden sich Spuren flämischer

Agnieten School. (Nach einer Photographie.)

Het Huis met de Hoofden. (Nach einer Photographie.)

Thätigkeit aus dem 16. Jahrhundert; man erkennt sie an den Wappenschilden mit ausgezackter Bebrämung, wie eines über dem Thore der Agnieten School, eines ehemaligen Klosters, das in eine Schule verwandelt wurde, sich erhalten hat.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wenden sich Deutschland, Dänemark und Holland jener freundlichen Bauweise zu, die rothe Ziegel und weißen Stein verwendet; so die Markthalle in Haarlem und das Rathhaus im Haag.

Der in Utrecht geborene und in Rom gebildete Van Betel beförderte nächst Vredeman den Einfluß Italiens und zog italienische Künstler nach Holland. Ein Beispiel für diese italienischen Einwirkungen ist das Leydener Rathhaus (1599).

Holland modelte den Renaissancestil um und paßte ihn seinem Geiste an; die verticalen Linien, die Tabernakel und Kandelaber, Figuren und Fialen gelangen zur Herrschaft. 1648 erbaute Jakob van Kampen das Amsterdamer Rathhaus, welches heute als Königspalast (het Paleis) dient, ein ernstes, fast klassisches und wahrhaft monumentales Bauwerk. Die Statuen und Gruppen außen und innen rühren von Arthur Quellyn her, einem Mechelner, der lange in Italien gelebt hat. Trifft man in Amsterdam auf schmale, hohe, gräcisirende Häuser, so sind sie meist von Philipp Vingborns. Das alte Comptoir der Ostindischen Compagnie stammt aus zwei verschiedenen Jahrhunderten, der Unterbau aus dem 16., der Giebel aus dem 17. (1658). Erfreulicher ist der Gesammteindruck des „Hauses mit den Büsten" (het huis met de hoofden), wenn auch seine Linien durch den Wechsel von rothen Ziegeln und weißen Hausteinen etwas Unstätes haben. Giebel und Säulen deuten schon auf das herannahende Zeitalter Ludwig's XIV. Die vier am untersten Stockwerke angebrachten übrigens ziemlich rohen Büsten, der reiche Stil und die harmonischen Verhältnisse machen es als Privathaus sehr beachtenswerth. Im 17. Jahrhundert wird französischer Einfluß vorwiegend. Während der Erbstatthalter Wilhelm III. gegen die Heere Ludwig's XIV. kämpfte, baute sein Architekt, der Franzose Daniel Marot, in Amsterdam die prächtigen Paläste in Heeren-Gracht und Keizers-Gracht, wo sich nichts als geschnitztes Eichen- und Mahagoniholz, reiche Tapeten, werthvolle Gemälde, Holz- und Marmorstatuen, Schildpattmöbel, seltene Porcellane und dergleichen fand.

H. CATENACCI del.

Muider Poort. (Nach einer Photographie.)

Von allen Stilarten hat aber das Rococo auf seinem Durchzuge durch Holland die zahlreichsten Spuren hinterlassen. Ein seefahrendes Volk hat begreiflicher Weise besondere Vorliebe für ein Genre, worin die Muschel herrscht, Tritonen und Sirenen eine Rolle spielen und die geschwungenen Linien an die Meereswellen erinnern. Möbel, Kutschen, Landwagen, Geräthe, Schmuck, kurz alles wird in diesem Stile hergestellt, dessen Spuren bis heutigen Tages noch nicht verwischt sind. Die Bauten aus der Zeit des ersten Napoleon und Wilhelm's I. unterscheiden sich in nichts von den gleichzeitigen französischen und belgischen. In diese Zeit scheint das Muider Poort mit seinem Vorbau und seiner Kuppel zu stammen; in Wirklichkeit datirt es aus der Renaissance-Zeit.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde zwar nichts Neues gebaut, dafür aber viel zerstört. Unwissende Gemeindevorstände haben damals so manches alte schöne Stadtthor niedergelegt, und auch Amsterdam war von dem gleichen Schicksale bedroht. Zum Glück hat seit ungefähr dreißig Jahren die Regierung dieser unsinnigen Zerstörungswuth Einhalt gethan, und heute hofft man unter dem Einflusse des Amsterdamer Stadtbaumeisters Kuypers eine Wiederbelebung der holländischen Kunst des 16. Jahrhunderts vor sich gehen zu sehen. Das neue Palais der schönen Künste soll in diesem Stile erbaut werden.

Neue Werke über Westafrika[1]).

„Afrika muß unser zweites Indien werden," rufen die Engländer jetzt aus und schicken sich an, unterstützt von großen Capitalien, die durch Stanley und andere Forscher aufgeschlossenen neuen Gebiete Centralafrikas auszubeuten. Auch

[1]) Ethiopien. Studien über West-Afrika mit einer neuen Specialkarte. Von Dr. Hübbe-Schleiden. Hamburg. L. Friederichsen u. Comp. 1879. — Die Loango-Expedition 1873 bis 1876. Von P. Güßfeldt, J. Falkenstein und E. Pechuel-Loesche. Mit Illustrationen. Leipzig. Frohberg 1879. Erste Abtheilung.

die Amerikaner haben bereits ein Auge auf jene reichen Regionen geworfen, um dort einen Absatzmarkt für ihre mehr und mehr sich hebende Industrie sich zu schaffen und die werthvollen Producte der Tropen als Rimesse dagegen einzuheimsen. In beiden Fällen denkt man noch nicht an Besitzergreifung und eigentliche Colonisation der Negerländer, sondern will sich, was hier auch in politischer wie commercieller Beziehung als das einzig Richtige erscheint, zunächst mit der Privatausbeutung im Wege der Handelsgesellschaften und Plantagenwirthschaft begnügen.

Allmälig wird jedoch auch in Deutschland die Ueberzeugung wach, daß für unser Volk nach jener Richtung etwas geschehen muß, sollen wir nicht wieder das Nachsehen haben. Von der Erwerbung von Colonien müssen wir der ganzen Sachlage der Dinge nach jetzt wohl absehen und es gilt nur, diesen Mangel, denn ein solcher ist es, auf die beste noch mögliche Weise auszugleichen. Daß wir eben dieses Mangels wegen materiell hinter anderen Ländern zurückstehen, lehrt ein Blick auf das kleine, aber reiche Holland, von England ganz abzusehen. Unsere Nachbarn und Vettern sind uns wahrlich nicht überlegen, aber durch ihre Weltbeziehungen hat sich ihr geistiger Horizont und ihre praktische Thatkraft nach außen hin wesentlich erweitert, während bei uns, sehen wir von den Hansestädten ab, ein weit beschränkterer Gesichtskreis für überseeische Dinge vorhanden ist.

Um diesem empfindlichen Mangel und den materiellen Nachtheilen, die er im Gefolge hat, abzuhelfen, ist der Berliner Centralverein für Handelsgeographie kürzlich zusammengetreten und aus denselben Beweggründen hat auch Dr. Hübbe sein Werk geschrieben; er verlangt eine Ausdehnung unseres Wirthschaftsgebietes, weil dies das einzige Mittel sei, um unser Volk vor Versumpfung zu retten. So gut der Verfasser auch geschult ist, erscheint er uns doch nicht als bloßer Theoretiker, denn von 1875 bis 1877 hat er sich als Compagnon eines englischen Handelshauses am Gabon im äquatorialen Westafrika aufgehalten, und da er ein warmes Herz für sein Vaterland besitzt, so will er, daß dasselbe auch Theil habe an den Reichthümern, welche der noch jungfräuliche Boden des Landes zu liefern vermag. Er schildert zunächst das jammervolle Colonisationssystem der Franzosen in Senegambien und am Gabon, erörtert die für die Arbeiterfrage überaus wichtige Entwickelungsfähigkeit der Neger und schließt daran Vorschläge, wie Aequatoreal-Afrika wirthschaftlich für uns nutzbar gemacht werden könne.

Um das Colonisationssystem der Engländer in möglichst helles Licht zu setzen, zeigt uns der Verfasser zunächst die Unfähigkeit der Franzosen auf diesem Gebiete. Es ist das zwar eine längst bekannte Thatsache, allein hier wird sie von Wichtigkeit, indem aus der mangelhaften Art und Weise, wie die Franzosen am Gabon wirthschaften, auf die Werthlosigkeit dieses Gebietes für den Handel geschlossen werden konnte. Und doch haben unter den drückenden Verhältnissen einer unfähigen französischen Colonialverwaltung am Gabon einzelne Deutsche große Erfolge erzielt. Allein die deutschen und englischen Factoreien am Gabon (in Glaß), sagt Hübbe, sind von Bedeutung; der französische Handel spielt in dieser französischen Colonie eine nur untergeordnete Rolle. Das Hamburger Haus Wörmann theilt sich mit einem Liverpooler Haus in die Alleinherrschaft über das Küstengebiet des westlichen Aequatoreal-Afrikas, doch ist ersteres entschieden im Vortheile. Da aber der „Schatten der französischen Flagge“ mit seinen unsinnigen Abgaben und der schlechten Verwaltung dem Handel dort eher hinderlich als förderlich ist, so hat dieser sich etwas weiter nördlich nach der Corisco-Bucht gezogen, die den Spaniern gehört, welche in der liberalsten und vernünftigsten Weise den Handel begünstigen. Die in dieser Bucht belegene Insel Klein-Eloby ist jetzt der commercielle Mittelpunkt des westafrikanischen Handels und hier wird sich, nach Dr. Hübbe's Ansicht, das Gegenstück zu dem ostafrikanischen Emporium Sansibar entwickeln. Ganz vortrefflich ist, was uns der Verfasser über den Handel, seine Producte und die Art und Weise seines Betriebes mittheilt; hier sehen wir den erfahrenen Händler, der persönlich mit den Schwarzen gefeilscht hat, denn ein zeitraubendes Feilschen, eine förmliche Kunst ist es, die der Weiße hier auszuüben hat. Elfenbein, Kautschuk, Ebenholz kommen zunächst in Betracht, wenn auch das erstere schon schwierig an der Küste zu erlangen ist. Aber nur mit großen Capitalanlagen ist hier etwas auszurichten und Dr. Hübbe befürwortet daher die Bildung von Handelsgesellschaften unter Berücksichtigung der Erfolge, welche die Ostindische Compagnie errungen hat. Colonisation durch Weiße in größerm Maßstabe, Einführung weißer oder fremder Arbeiter müssen außer Betracht bleiben, dagegen sei auf den Neger zu rechnen, freilich nicht auf den Neger, wie er ungehobelt getroffen wird, aber wie er zugestutzt werden kann. „Wenn einer behauptet, daß der Neger nicht arbeiten wolle, so reducirt sich dies nur darauf, daß er den Neger nicht arbeiten machen kann.“

Wenn der Verfasser auch in Bezug auf die Neger häufig allzusehr generalisirt und Woloss wie Bantu oft unter einem Gesichtspunkte behandelt oder in nicht zutreffende Parallele stellt, so enthalten doch die Capitel über die Eingeborenen eine Menge höchst wichtigen Materials. Die Mpongwes am Gabon, mit denen Hübbe zu thun hatte, charakterisirt er vortrefflich. Hier ist er tief in ihr psychisches Leben eingedrungen, zeigt er uns die Mängel und Vorzüge. „Mehr als alle Seiten ihres Wesens leidet, wie bei allen Aethiopiern, selbst bei den am höchsten entwickelten, ihre wirthschaftliche Begabung Mangel.“ Der Fond aber, aus dem der Neger gemacht ist, ist derselbe wie bei uns. In Naturanlagen erscheinen sie schon jetzt so gut als wie wir, sowohl in moralischer als in intellectueller Hinsicht, und sie sind, durchschnittlich genommen, uns vielleicht schon überlegen in physischer Kraft und Gewandtheit, in normaler Entwickelung ihrer Glieder sowie in der Stärke ihrer Constitution. „Die äthiopische Race ist wohl uncivilisirt, aber nicht entwickelungsunfähig, sondern nur unentwickelt. Ob oder wann der Neger bei günstigerer Culturentwickelung, als er sie bisher genossen hat, durch allmälige Veredelung einer Generation nach der andern zu gleicher oder gar höherer Civilisation gelangen könne, als wir sie gegenwärtig erreicht haben, mag hier dahingestellt sein.“ Scharf unterscheidet der Verfasser zwischen der Religion der Schwarzen und dem Fetischismus, der mit unserm Aberglauben, mit dem Spiritismus und ähnlichen Dingen vergleichbar. Beides ist wohl aus einander zu halten.

Als Jurist hat Dr. Hübbe sein besonderes Augenmerk auf die Rechtsverhältnisse der Neger gewandt und hierin erblicken wir einen großen Vorzug seines Buches. Nur die wenigsten von unseren Reisenden haben juristische Kenntnisse besessen und daher die hochinteressanten Rechtsverhältnisse der Naturvölker meist gänzlich übersehen, die in rechtsgeschichtlicher Beziehung von der größten Bedeutung sind. Denn nur bei ihnen können wir die Anfänge des Rechts ergründen, worüber allerdings unsere Juristen meist im Unklaren sind. Nur Post in Bremen hat sich neuerdings diesem ganz vernachlässigten Gebiete zugewandt und den Juristen ihre Unterlassungssünden gezeigt. Freilich ist es eine sehr schwierige Aufgabe, da man auf der einen Seite durchgebildeter Jurist sein, andererseits aber die ethnographische Literatur beherrschen muß. Der Kenner des römischen Rechtes wird bei den Mpongwes manche Anklänge finden; so erinnert ihr

Hauswesen in vieler Hinsicht an dasselbe. „Wir finden bei ihnen den Begriff der patria potestas gleich umfassend und gleich strenge, wenn auch nicht so abstract durchgeführt. Frauen, Kinder und Hörige (homines alieni juris) stehen in der Gewalt des Paterfamilias, der in der Mpongwe-Sprache Oga heißt. Dieser allein ist ganz frei, ein Grad der Selbständigkeit, zu dem das Weib auch bei den Mpongwes überhaupt nie gelangen kann; doch hat dieser Zustand seinen Grund nicht in der Geringschätzung des Weibes, sondern nur in der gerechten Würdigung der Verhältnisse.“ Auch in der primitiven Rechtspflege findet Hübbe eine gewisse Analogie mit jener der ältesten Römer.

Milde urtheilt der Verfasser über die im Lande bestehende und den Verhältnissen angepaßte Sklaverei, die keineswegs mit der Sklaverei zu verwechseln ist, wie sie z. B. in den Vereinigten Staaten bestand. Die äthiopischen Sklaven sind in ihrer Heimath Unfreie, aber sie gehören zur Familie und dieses Verhältniß wird durch die Natur der Verhältnisse und die Rechtsbegriffe des Landes begründet. Ueber die Polygamie lautet Hübbe's Urtheil ähnlich wie jenes Richard Burton's. Ist auch selbstredend die sociale Stellung des Weibes in polygamischen Verhältnissen niedriger als in monogamischen, so liegt die Einrichtung doch wesentlich im Interesse der Frauen selbst, als Weiber wie als Mütter, und diese sind auch daher eifrigere Vertheidiger der Polygamie als die Männer. „Freilich hat dies auch noch andere als physiologische Gründe.“

Literarisch genommen ist das wichtige und anregende Buch kein Meisterstück. Es leidet an Breite und Wiederholungen, ist oft mit Fremdwörtern, namentlich unnöthigen englischen, überladen (Hamburger Börsenjargon) und wird durch eine Buntheit der verwendeten Typen beschwerlich. Antiqua, durchschossene Antiqua und halbe Seiten Cursiv dazwischen machen es unruhig, und der Zweck, dadurch irgend etwas hervorzuheben, wird völlig verfehlt. Ganz unglücklich gewählt ist der Titel: „Ethiopien“, wie in Anpassung an die „internationale Schreibweise“ der Verfasser schreibt. Gleich daneben steht denn freilich immer inconsequenter Weise Aequator, das ja dann auch Equator geschrieben werden müßte. Auch ist die Beschränkung von „Aethiopien“ auf einen kleinen Theil der Westküste gewiß bedenklich, denn die Griechen gebrauchten Aethiopia für die von den Semiten mit Kusch bezeichneten Landschaften am obern Nil und der Name ist daher auch an den Abessiniern hängen geblieben. Wenn der Verfasser uns durch seine Anwendung der juristischen Kenntnisse erfreut, ferner gründlich die Musik der Neger studirt, so wäre es unbillig, nach der naturwissenschaftlichen Seite neue Beiträge aus den von ihm bereisten Ländern zu verlangen. Wir wollen nur darauf aufmerksam machen, daß die bei den Gottesurtheilen verwandte giftige Mbundu-Rinde nicht Erythrophlaeum guineense ist, sondern eine Strychnos-Art. Erythrophlaeum ist die zu gleichen Zwecken verwandte Nkassa. Das von Dr. Hübbe vermißte Wörterbuch der Mpongwe-Sprache existirt schon seit 1847, wo es zu New-York von amerikanischen Missionären herausgegeben wurde.

Eine ganz besondere Erwähnung verdient die von Ludwig Friederichsen herrührende dem Buche beigegebene Karte. Wie sich von einem so tüchtigen Kartographen erwarten ließ, haben wir hier eine ausgezeichnete Arbeit vor uns. In dem großen Maßstabe von 1 : 780 000 gezeichnet giebt sie uns in autographirter, doch klarer Weise ein vollständiges Bild der Westküste von etwa 2° N. bis 3° S., so weit unsere heutige Kenntniß reicht. Die gesammte Literatur ist in dieser Karte verarbeitet, selbstverständlich auch das vorhandene, oft seltene kartographische Material. Dazu kommen unpublicirte Manuscriptkarten von Dr. Hübbe, so daß wir hier in vielen Theilen ein wesentlich anderes Bild erhalten als es auf den bisherigen meisten Karten (z. B. jener Petermann's von 1878 in 1 : 2 000 000) sich zeigt, wie ein Blick auf den Muni, der in die Corisco-Bay mündet, und das Ogowe-Delta lehrt.

Einige Grade weiter südlich, als das soeben besprochene Gebiet liegt, dehnt sich der Schauplatz aus, auf dem die mit so großen Hoffnungen im Jahre 1873 von Berlin aus abgesandte deutsche Loango-Expedition der afrikanischen Gesellschaft arbeitete. Der Mißerfolg derselben ist bekannt; liest man aber den vorliegenden zum ersten Male das ganze Unternehmen zusammenfassenden Bericht des Leiters dieser Expedition, so zeigt sich zweierlei auf das Allerentschiedenste: erstens, die ausgesandten Forschungsreisenden haben in vollem Maße ihre Schuldigkeit gethan und scheiterten nur an der Unbesiegbarkeit der natürlichen Verhältnisse, wie so viele andere Afrikareisende, und zweitens, ein Mißerfolg ist nur insofern zu verzeichnen, als es der Expedition nicht gelang, räumlich unsere Kenntniß Afrikas wesentlich zu erweitern. Dagegen wurde nach der naturwissenschaftlichen und ethnographischen Seite hin ein bisher wesentlich unbekanntes Gebiet so ausgezeichnet und vielseitig, mit echt deutscher Gründlichkeit bearbeitet, wie wenige andere afrikanische Länder jetzt durchforscht sind, ausgenommen jene Colonien, wo Europäer seit langer Zeit ansässig sind. Noch mehr als in der vorliegenden ersten Abtheilung, die den erzählenden Bericht des Leiters der Expedition enthält, wird dieses in den beiden anderen Bänden zu Tage treten, in welchen Dr. Falkenstein und Dr. Pechuel ihre naturwissenschaftlichen, ethnographischen, anthropologischen und linguistischen Beobachtungen niederlegen werden.

Das sehr gut geschriebene, klare und nach jeder Richtung hin ansprechende Buch Paul Güßfeldt's ist eigentlich die Schilderung einer großen Reihe von Mißgeschicken, die mit der Seereise und einem Schiffbruch beginnen und mit einer Revolution der Träger endigen. Weniger die natürlichen Verhältnisse des Landes als die Menschen, auf welche man angewiesen war, treten feindlich den Reisenden entgegen. Das Material, auf welches sie angewiesen sind, versagt seine Dienste; ihnen fehlt das Handwerkszeug zur Arbeit und es macht den Eindruck, als sagte man zu einem Manne: „Reite“ und er hat kein Pferd.

Mit Recht kann Güßfeldt sagen, daß das Loango-Gebiet, der Schauplatz der Expedition, obgleich seit 1484 bekannt, noch von keinem wissenschaftlichen Reisenden durchforscht war. Denn was uns Lopez und andere Portugiesen, der Engländer Battel, die Franzosen Pojart und Degrandpré darüber aufzeichneten, gehört nicht in den Bereich streng wissenschaftlicher Arbeiten, so viel schätzbares Material auch in ihren Werken enthalten ist. Bastian, der Vorläufer der deutschen Expedition, erfaßte daher mit richtigem Blicke auch das in Rede stehende Gebiet, wo die Terra incognita bis an die Küste herantritt. Die deutschen Reisenden, welche nach und nach dorthin geschickt wurden — es waren die Herren Güßfeldt, Falkenstein, Pechuel-Lösche, Soyaux und Lindner —, operirten nicht frei und nach eigenem Ermessen; sie waren an die Instructionen streng gebunden, welche der Vorstand der Afrikanischen Gesellschaft ihnen mitgab. Und mit Bezug hierauf bemerkt der Verfasser: „Die Reisenden mußten nothwendigerweise jene Unbefangenheit einbüßen, deren man bedarf, um jeden sich darbietenden Vortheil frisch wahrzunehmen; denn der schlimmste Feind aller Unternehmungslust ist das Gefühl der Verantwortlichkeit.“ Das wirkte dann von Anfang bis zum Ende wie ein Alpdrücken, wozu eine ununterbrochene Reihe von Unglücksfällen trat. Zweimal

ging die Ausrüstung der Expedition durch den Schiffbruch der Dampfer „Nigretia“ und „Liberia“ verloren und schließlich versagte das Handwerkszeug. In jenem Theile Afrikas, zwischen der Congomündung und 3° südl. Br., ist der Mensch das einzige Transportmittel, und von der „Trägerfrage“ hängt allein das Fortkommen ab, da die kataraktenreichen Flüsse nur in ihrem untern Laufe für Canoes schiffbar sind. Dem Gesetze der afrikanischen Ströme folgend, bilden sie überall da, wo sie das Küstengebirge durchbrechen, Wasserfälle, und nur bis zu diesen, die in verhältnißmäßig geringer Entfernung von den Mündungen liegen, können kleine Fahrzeuge gelangen. Jeder Schritt weiter nach Osten ist nur mit der Hülfe von Trägern möglich. Aufwärts der beiden Flüsse Kuilu und Nyanga, die zum ersten Male richtig in die Karte eingetragen wurden, versuchte nun Güßfeldt seinen Weg zu nehmen; er ist auch bis jenseits des großen Systems der von Nordwest nach Südost verlaufenden Parallelgebirgsketten in die bisher noch unbetretenen Länder der Bayaka und nach Yangela vorgedrungen, doch erhoben sich diese mühseligen, an Noth und Gefahren reichen Reisen nicht über den Charakter von Recognoscirungsausflügen.

Wir wollen aus dem Leidensregister — und die Hälfte des Buches ist fast ein solches — hier eine kleine Auswahl geben, damit die Schwierigkeiten in das richtige Licht treten, unter denen die Reisenden zu arbeiten hatten. Persönlich litten die Mitglieder der Expedition unter Fiebern, von denen ja selten ein Afrikareisender verschont bleibt und durch welche sie geistig deprimirt wurden, an Sandflöhen, die kurz vorher von Brasilien importirt waren, sich unter den Fußnägeln einnisteten und das Marschiren erschwerten, und an widerwärtigen Abscessen. „An Sandflöhen litt ich meist, an Fieber häufig, an Abscessen immer. Zu dieser dreifachen Heimsuchung gesellte sich im Laufe der Reise der Uebermuth und schließliche Verrath der Träger, die Habgier und der passive Widerstand der Häuptlinge, und in demselben Maße, wie das Zusammenwirken so vieler Factoren meine Erfolge lähmte, richtete sich das Bild der in ihren Erwartungen getäuschten Heimath drohend vor mir auf.“ Dazu gesellte sich dann noch, daß in den bereisten Gebieten mit ungeheurer Schnelligkeit eine Hungersnoth ausbrach, die auch der Expedition gefährlich wurde, und daß, um das Maß voll zu machen, die Blattern mit schonungsloser Wuth ganze Dörfer entvölkerten. Schließlich griff man zu dem Auskunftsmittel, Träger aus der portugiesischen Colonie Benguela herbeizuschaffen, was nach vielen Umständlichkeiten — der diplomatische Weg über Berlin und Lissabon war dazu nöthig — auch gelang. Mit großen Kosten wurden 100 Mann nach Tschintschotscho, der deutschen Station an der Loango-Küste, gebracht und dort eingeübt; doch die Hoffnung, welche man auf diese Leute gesetzt, dauerte nicht lange. Die Furcht vor einer ungewissen Zukunft, die Einflüsterungen der Loango-Neger demoralisirten auch diese, und als sie bis auf einen kleinen Rest desertirt waren, da brach die Expedition zusammen. „Mein Spiel war verspielt, mein Witz erschöpft. Es war die Frucht mehrjähriger Arbeit, bewiesen zu haben, daß wir nichts vermöchten; das einzige Tröstliche in dieser traurigen Wahrheit lag darin, daß sie um ein Geringeres nicht zu erlangen war; aber die Lage der Expedition war von diesem Augenblicke an eine unmögliche, ihren Auftraggebern gegenüber unhaltbar, und dies fühlten meine sämmtlichen Gefährten mit mir.“

Die Station Tschintschotscho wurde aufgehoben; die Resultate aber, die dort für die Wissenschaft gewonnen wurden, behalten dauernden Werth. Werden uns darüber namentlich die folgenden Abtheilungen des Werkes belehren, so erkennen wir doch schon aus der vorliegenden den zu erhoffenden Reichthum. Aus einem bisher so gut wie unbekannten Gebiete liegen 17 vertrauenswürdige astronomische Ortsbestimmungen vor, und die erste Karte der Loango-Küste zwischen 3° südl. Br. und der Congo-Mündung, im Osten bis über die Gebirge reichend, konnte entworfen werden. Die völlig unbekannte Sprache der Bafiote, der Bewohner des Landes, ist genau studirt worden, und die 40 000 meteorologischen Beobachtungen, die dort vorgenommen wurden, sind publicirt. Steht auch der ethnologische Theil aus Dr. Peschel's Feder noch aus, so bringt doch die vorliegende Abtheilung schon manches schätzenswerthe Material über die Eingeborenen und wir pflichten dem gesunden Urtheile, das Dr. Güßfeldt bei seinem dreijährigen Aufenthalte über die dortigen Neger gewonnen, durchaus bei. Es ist eben so fern von absolut verdammenden Urtheilen, wie sie z. B. der sonst so verdienstvolle Burton zeigt, als von jener süßlich verhimmelnden Hätschelei der Schwarzen, die uns auch oft genug begegnet. Er zeigt die guten wie die schlechten Seiten. Mit Rücksicht auf die neuerdings vielfach aufgeworfene Frage von der Civilisirung Afrikas äußert sich nüchtern Güßfeldt folgendermaßen: „Es will mir scheinen, als ob unsere civilisatorische Mission in Afrika die geringsten Aussichten habe, ja ich zweifle an ihrer Berechtigung. Es ist Sache des Glaubens, nicht des Wissens, ob das Glück der Welt in der gleichmäßigen Ausdehnung unserer Cultur zu suchen sei, ob es in der Bestimmung der Völker liege, trotz ihrer verschiedenen Beanlagung und ihrer Ungleichwerthigkeit dasselbe Ziel zu erreichen. Was wird es nützen, wenn wir unsere errungenen Wahrheiten, unsere größeren Bedürfnisse, unsere verfeinerten Lebensgenüsse mit dem schwarzen Continente theilen? Sie werden nicht wirken wie der befruchtende Regen, sondern zu Wildbächen anschwellen und statt des Segens Zerstörung verbreiten.“

Schließlich hält Dr. Güßfeld daran fest, daß die Loango-Küste trotz aller Mißerfolge doch noch eine gute Basis zum Vordringen gegen Osten sei. Das von ihm erforschte Kuilu-thal sei ein Thor zum Herzen des afrikanischen Kerns und ein ohne alle Träger einzeln reisender Forscher, ohne Diener, Waffen und Tauschartikel dürfte vielleicht mehr erreichen als eine sorgsam ausgerüstete Expedition. Es ist das eine auf den Charakter der Neger gegründete Ansicht. Während Dr. Hübbe den Plan, mit Elephanten einzudringen, als zu sanguin verwirft, ist Dr. Güßfeldt demselben nicht abgeneigt, und in der That scheint dieser von Petermann herrührende Plan auch Aussicht auf Erfolg zu haben. Mehr als theoretische Zweifel beweist das Experiment, und es ist bekanntlich im vorigen Jahre Gordon Pascha gelungen, Elephanten von Kairo an die Nilseen zu bringen. Sie durchschwammen mehrmals den Riesenstrom, durchbrachen Wälder, gingen durch bisher unbekannte Sumpfländer — warum sollten sie an der Westküste nicht vorwärts kommen? Auch weist Dr. Güßfeldt auf die Chinesen als Träger hin, „die bisher wunderbarer Weise nicht als afrikanisches Culturelement in Betracht gezogen worden sind.“ Er befindet sich hier jedoch im Irrthum, denn bereits im Jahre 1873 ließ Francis Galton in den „Times“ den Ruf erschallen „Africa for the Chinese“, und wir glauben, daß die Chinesen bei ihrem Talent, den Naturvölkern fruchtbare Gebiete abzugewinnen, noch dereinst die besten Bundesgenossen der Weißen in Afrika sein werden.

Richard Andree.

Die Bay von Sandakan auf Borneo.

Von Marinepfarrer **Wesenberg.**

Die Bay von Sandakan liegt an der Nordostseite von Borneo. Aus der Richtung von Paláwan und Balábak kommend näherten wir uns auf der „Hertha“ langsam der Küste, welche am 11. April 1875 Morgens vor unseren Blicken auftauchte und sich bald in malerischer Schönheit zeigte. Die hohen waldbedeckten Bergzüge laufen in steile, grotesk geformte, scharf ins Meer vorspringende Wände aus, deren Seiten durch senkrecht sich herunterziehende Rinnen vielfach zerrissen und zerklüftet gigantische Säulen bilden. Das Gestein ist gelb, roth und braun, oben von dichter Vegetation bedeckt, im Uebrigen nackt und nur hier und da mit Buschwerk wie mit grünen Flecken besprenkelt. Diese Felsenmauer bildet die rechte Seite des Einganges zur Bay von Sandakan, während auf der linken Seite das Land nur flach gehügelt, aber mit unabsehbarem, dichtem Walde bedeckt ist; die Distanz zwischen beiden Ufern beträgt etwa $1\frac{1}{2}$ Seemeilen. Wir segelten dicht an dem hohen Felsen vorbei und legten uns in dem geräumigen Becken nahe am Lande zu Anker. Soweit das Auge reichte, trat der Wald überall unmittelbar ans Wasser heran und stieg an dem uns zunächst liegenden Ufer zu mäßigen, aber steilen Höhen auf, welche die Fortsetzung der erwähnten Felswand bildeten; weiter hinein in die Bucht verschwammen Wasser und Waldhöhen in dunkelblauem Dufte. Nirgends war ein Dorf oder eine Hütte sichtbar, nur ein Canoe bemerkten wir, welches, unsere Nähe offenbar meidend, auf der andern Seite hinter einer kleinen Waldinsel verschwand. Die herrliche Scenerie, welche uns rings umgab, war ganz danach angethan einen jeden, der sich überhaupt für eine solche interessirte, froh zu stimmen; aber fast noch mehr freuten wir uns über die frische Brise, welche vom Eingange der Bucht her zu uns herüberwehte und die kleinen grünen Wellen mit weißen Schaumköpfen krönte, ein Anblick, den wir schon lange nicht mehr gehabt hatten. Denn in den Monaten März und April, in welche der Monsunwechsel für diese Gegenden fällt, herrscht weit und breit Stille auf den Gewässern, ein kaum wahrnehmbares Lüftchen streicht dann und wann mit schüchternem Fittig über dieselben hin, und ein frischer Wind ist eine seltene Ausnahme von der Regel.

Bald nachdem wir geankert, wurden ein paar Boote an Land geschickt, um frisches Wasser zu suchen. Diese Gelegenheit benutzten einige enthusiastische Jäger unter den Offizieren, in denen der großartige Urwald die ausschweifendsten Hoffnungen auf allerhand Abenteuer erweckt hatte, um gleichfalls an Land zu gehen. Aber kaum hatten wir die Boote im Schatten des überhängenden Dickichts der Ufer verschwinden sehen, als ein schwarzes Gewölk heraufzog und auch bald ein stundenlanger Platzregen herniedergoß, so recht nach Tropenart. Wir an Bord freuten uns in Anbetracht der Kühlung, die er brachte, außerordentlich darüber, aber zugleich dachten wir an die armen Jäger und konnten uns lebhaft ihre Situation ausmalen, wie sie zusammengekauert unter dichtem Gebüsch sitzen und den abscheulichen Regen verwünschen würden. Als sie nachher an Bord zurückkamen, waren sie nicht bloß klatschnaß und über und über mit Schmutz bedeckt, sondern wurden auch noch mit lautem Gelächter empfangen, wie das gewöhnlich so zu sein pflegt, daß wer den Schaden hat, für Spott nicht zu sorgen braucht; aber sie waren klug genug, ihrerseits auch mit zu lachen und rühmten sich dann der Wunderdinge, die sie im Walde gesehen hätten, seltsame Vögel, Affen, Schlangen und auch einen Tiger. Zwar konnten sie ihre Schilderungen durch kein Stück Jagdbeute bestätigen, aber sie erklärten diesen Umstand damit, daß ihre Flinten wegen des Regens nicht losgegangen wären. Als sie nun schließlich doch sahen, daß wir ihren Jagdgeschichten keinen Glauben schenken wollten, rückten sie mit der Wahrheit heraus, daß sie außer einigen Vögeln kein Thier gesehen und wegen der dichten Vegetation, der umgebrochenen Bäume und der vielen Schlinggewächse auch nicht weit hätten vordringen können, dagegen seien sie aber öfter der Länge nach in den Morast gefallen, wie ihr Aussehen auch bestätigte. Das Resumé von dem Ganzen war, daß eine Jagd im tropischen Urwalde doch nur ein mäßiges Vergnügen sei.

Der ganze Strich an der Nordostküste von Borneo bis weit in das Innere hinein gehört zum Sultanate „Sulu“ und wird von einem Vicesultan, der den Titel „Datu“ führt, regiert, während der eigentliche Sultan seinen Sitz auf der Insel Sulu hat. Mit dieser Regierung stand nun ein deutsches Handelshaus, welches in der Bay von Sandakan eine Factorei besitzt, in geschäftlichen Beziehungen, und da sich hierbei einige Weiterungen entsponnen hatten, so war unser Commandant beauftragt, dieselben nach Prüfung der Sachlage zu regeln. Dies war der Grund und Zweck unserer dortigen Anwesenheit. Da die Factorei etwa 10 bis 11 Seemeilen weit in die Bucht hinein lag, und unser Schiff wegen des flachen Wassers nicht so weit hinaufgehen konnte, so ließ der Commandant, um sich dorthin zu begeben, die Dampfbarcasse klar machen und auf seine Aufforderung nahmen mehrere Offiziere sowie auch ich an dieser kleinen Expedition Theil. Es war in jeder Beziehung eine sehr interessante Fahrt, denn noch herrlicher als wir es von Bord aus hatten beobachten können, zeigten sich uns die Umgebungen der Ufer mit ihrer nach Form und Farbe so mannigfaltigen, großartigen Vegetation, welche überall, wo sie das Wasser erreicht, in dichtes Manglegebüsch ausläuft, so daß ein freier Strand nirgends zu entdecken ist; die Berge treten häufig in weiten Vorsprüngen heraus und bilden kleine Buchten. Zahlreiche, theils flache, theils hohe felsige, aber immer dicht bewaldete Inseln bedecken das weite Becken und sind oft tief einschneidenden Armen und Kanälen vorgelagert, so daß sie diese vollständig den Blicken entziehen; die überhängende Vegetation der Ufer, das dichte Laubwerk, die von den hohen Baumkronen herabhängenden Luftwurzeln und Schlinggewächse bilden für kleine Fahrzeuge ein vollkommenes Versteck, und die ganze Natur der Bay ist geeignet, für seeräuberische oder schleichhändlerische Zwecke vorzügliche Schlupfwinkel darzubieten. Je weiter wir mit der Barcasse hinunter dampften, desto flacher wurde das Fahrwasser, eine Menge von Untiefen und Korallenriffen bildeten ein wahres Labyrinth von tieferen Rinnen, die wir aufzusuchen hatten, um nicht festzukommen; daher waren wir mehrere Male genöthigt umzukehren und einen andern Weg zu suchen, weil wir in eine Sackgasse gerathen waren, und wenn wir nicht eine ziemlich gute Karte der Bay mitgehabt hätten, wären wir wohl kaum ans Ziel gekommen; einmal geriethen wir auch trotz Karte

und sorgfältiger Navigation auf ein Riff und hatten Mühe wieder flott zu werden.

Nachdem wir eine weit vorspringende hohe Landzunge umfahren hatten, sahen wir die Factorei in einem Winkel vor uns liegen und waren bald längsseit derselben. Ich sage „längsseit“, wie wenn dieselbe im Wasser gelegen hätte gleich einer Pier, aber so war es auch in der That. Auf Pfahlwerk erhebt sich in der Nähe des Landes ein Complex von fünf unter einander verbundenen Hütten aus dem Wasser, an der einen Seite derselben läuft der ganzen Länge nach eine Art Veranda hin, die als Quai für etwa anlegende Fahrzeuge dient. Die schmalen Gänge, welche zwischen den einzelnen Hütten hinlaufen und meistentheils ein Schutzdach haben, sind aus neben einander gelegten Bambustangen gebildet, und überhaupt ist alles aus Bambu gebaut; die Wände der Hütten sind aus Flechtwerk hergestellt, und die Dächer mit Pandanus- und anderen ähnlichen langen und breiten Blättern gedeckt. Eine Menge Canoes, im mittlern Theile mit einem Palmblätterschutzdach versehen, lag zwischen den Pfählen angebunden. Diese Fahrzeuge sind hier wie überall auf den indischen und den Südsee-Inseln mit sogenannten „Auslegern“ gebaut; es laufen nämlich vom obern Bordrande derselben seitwärts unter rechtem Winkel zwei parallele Bambustangen aus, deren äußerste Enden durch eine andere Stange, welche parallel mit dem Canoe gerichtet ist und so wie dieses auf dem Wasser schwimmt, verbunden sind. Durch diese einfache, aber sinnreiche Vorrichtung wird das Umschlagen der sehr schmalen aber langen, aus einem Baumstamme ausgehöhlten Boote verhindert, denn der „Schwimmer“ stützt dieselben nach der einen Seite, und nach der andern bildet er das nöthige Gegengewicht. Außer diesen Canoes lag auch ein kleiner niedlicher Dampfer an dem Veranda-Quai festgemacht. Als wir ausstiegen, empfing uns das ganze Personal der Factorei, malayische Männer, Weiber, Kinder und zwei Deutsche. Der eine der letzteren war der Capitän des kleinen Dampfers, der andere der eigentliche Agent der Niederlassung. Zu unserer Ueberraschung wehte aber über den Hütten nicht die deutsche, sondern die englische Flagge, denn die Factorei war kürzlich in englische Hände übergegangen, wovon der Commandant nichts gewußt hatte. Somit hatte er bei den geänderten Besitzverhältnissen eigentlich nichts mehr mit der fraglichen Angelegenheit zu thun und konnte es englischer Intervention überlassen, dieselbe zu ordnen. Aber der deutsche Landsmann stellte ihm in beweglichen Worten vor, in welcher gefahrvollen Lage er sich inmitten der wilden Bevölkerung befinde, und welchen Respect es den Malayen einflößen würde, wenn sie sähen, daß ein fremdes Kriegsschiff sich der Factorei annehme, deshalb möchte der Commandant doch nicht so ohne Weiteres wieder umkehren, denn ein englisches Kriegsschiff werde aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald nach Sandakan kommen. Dadurch ließ sich der Commandant denn auch bewegen, die Sache in die Hand zu nehmen, was jedenfalls durchaus richtig war, und ein englischer Commandant würde im umgekehrten Falle ebenso gehandelt haben.

Wir traten nun zunächst in die Wohnung des Agenten. Dieselbe lag nicht im Wasser, sondern auf dem Ufer, mit den Pfahlbauten durch eine Brücke verbunden, und gewährte den unsicheren Verhältnissen gemäß den Anblick einer primitiven Festung, indem sie mitsammt den dazu gehörigen Schuppen und dem Hofraum durch einen starken und hohen Palisadenzaun umgeben war, vor dessen Eingange zwei alte Kanonen gar kriegerisch ihre Mündungen den etwa Eindringenden entgegenrichteten. Der Agent schilderte uns die beständigen Gefahren, welche ihm von den wilden, räuberischen „Dayaks“ drohten, und unterschied zwei Arten derselben, die Land-Dayaks und die See-Dayaks. Erstere wohnen am Lande und kommen daher auch von dieser Seite auf Waldpfaden aus dem Innern der Insel, letztere in Wasserdörfern wohnend betreiben ihre Raubzüge mit einer Flottille von Canoes von der Seeseite her. Die Malayen, welche zur Factorei gehören, beweisen sich bei solchen Gelegenheiten nicht als sehr zuverlässig. In dem Hause des Agenten, das elend und schlecht, aber doch fester als die Malayenhütten gebaut war, sah es sehr wüst aus, ein paar schlechte Tische und Stühle, eine Commode und verschiedene Kasten machten die Möbel des Wohnzimmers aus, im Uebrigen war das Ganze ein Waarenlager. An den Wänden hingen alte Flinten, Pistolen, Aexte, Beile, allerlei sonstige eiserne Werkzeuge und Geräthschaften, in Kisten waren bunte baumwollene Zeuge, Schmucksachen und Flitter verpackt, alles Tauschartikel für den Handel mit den Eingeborenen. Da es Wege in den Wäldern nicht giebt, sondern nur schmale, oft unpraktikable Fußsteige die Dörfer verbinden, so wird der Handel nicht über Land, sondern immer zu Wasser betrieben. Der Agent fährt mit den zur Factorei gehörigen Malayen auf Canoes in die Buchten und Flüsse hinauf und tauscht von den dort wohnenden Eingeborenen für seine Waaren besonders Elephantenzähne ein; jedoch ist dieser Artikel in letzter Zeit schon selten geworden. Andere werthvolle Producte sind die eßbaren Vogelnester, Perlmuscheln und Perlen. Die ersteren werden besonders an dem rothen Felsen am Eingange der Bay gefunden; dort in den vielen Klüften und Höhlen nisten zu vielen Tausenden die „Salanganen“, kleine Schwalben, die ihre Nester aber an möglichst unzugänglichen Stellen ankleben, und daher ist das Einsammeln derselben nicht bloß sehr schwierig, sondern auch sehr gefahrvoll. Die Höhlen befinden sich außen an der steilen Wand, und die Eingeborenen müssen sich von oben an Seilen zu denselben herunterlassen oder sie von unten erklettern; wegen dieser mühsamen Art der Gewinnung sind die Nester auch sehr theuer. Mit unseren Schwalbennestern haben sie aber nur eine ungefähre Aehnlichkeit, vielmehr gleichen sie in Gestalt und Größe einem etwas umfangreichen menschlichen Ohre und sind aus einer weißlichen gallertartigen Masse gebaut, die aber oft ganz schwarz mit den kleinen feinen Federchen, die sich die Vögel für ihre Brut ausrupfen, beklebt sind; am meisten werden die ganz weißen geschätzt. Bekanntlich werden diese Nester in Suppe gekocht, in der sie sich vollständig auflösen, was daran aber besonders schmackhaft ist, habe ich nicht herausfinden können, denn man schmeckt eben gar nichts; jedoch würde mir ein Kenner erwidern, daß man Gastronom sein müsse, um darüber ein Urtheil zu haben, und das will ich auch nicht bestreiten, denn die Einbildung thut ja beim Geschmack eben so viel wie bei manchen anderen Dingen. Uebrigens sind die Hauptabnehmer für diesen Artikel die Chinesen. Die Perlmuscheln und Perlen werden hauptsächlich auf den Sulus gefunden, einer Gruppe von zahlreichen kleinen, theils vulcanischen, theils korallischen Inseln, die sich von der Nordostküste Borneos nach den Philippinen hinziehen. Als wir in Sandakan lagen, waren die Sulus schon seit längerer Zeit von den Spaniern, welche die Oberhoheit über dieselben beanspruchen, blockirt und von allen Handelsverbindungen abgeschnitten. Dennoch aber wurde es durch Schleichhandel möglich gemacht, die Perlmuscheln von dort nach Sandakan zu bringen. Dies Geschäft besorgte nämlich jener kleine Dampfer, den ich erwähnte, unter Führung des deutschen Capitäns. Bei Tage durfte derselbe freilich nicht wagen, sich den Inseln zu nähern, da ihn die spanischen Kriegsschiffe sonst gefangen hätten, aber er schlich in den finsteren Nächten, nachdem er vorher in den zahlreichen Buchten an der Küste unter Gebüsch verborgen gelegen hatte, an die Inseln heran

und gelangte, immer dicht unter Land und im Schatten der Vegetation hinlaufend, auf die geheimen ihm bekannten Ankerplätze, brachte seine Tauschwaaren und empfing dafür Perlmuscheln, worauf er dann eben so heimlich von dannen schlich und nach Sandakan zurückkehrte. Jedoch hatte das nicht immer so ganz unbemerkt geschehen können, und schon manchmal hatten die Spanier Jagd auf ihn gemacht; aber da er die ganze Gegend mit ihren vielen kleinen Inselchen und Untiefen, mit den verborgenen Kanälen und Schlupfwinkeln viel genauer kannte als die Spanier, so war er ihnen immer glücklich entkommen, und die nachgesandten Schüsse hatten ihn nicht getroffen. Gerade als wir mit unserm Schiff in der Bay von Sandakan zu Anker gegangen waren, hatte er von den Sulus kommend auch in dieselbe einlaufen und nach der Factorei hinunterdampfen wollen, aber da er hinter dem Felsen das große Schiff erblickt und unsere Flagge aus der Ferne für die spanische gehalten hatte, war er eiligst weiter an der Küste hinaufgelaufen und dann durch einen nur ihm bekannten ganz schmalen Kanal von einer andern Seite nach Sandakan gekommen. Wir mußten herzlich lachen, als er uns das nachher erzählte und dabei den Schrecken beschrieb, den wir ihm, freilich so ganz ohne Wissen und Willen, eingejagt hätten. — Zu meinem großen Bedauern habe ich später gehört, daß die Spanier den kühnen Blockadebrecher doch zuletzt gefangen und nach Manila geschleppt haben, was aus ihm aber weiter geworden ist, weiß ich nicht. —

Bei uns daheim hat man von den Perlmuscheln gewöhnlich eine falsche Vorstellung; man hält jene ovalen, tief gewölbten, grünlich röthlich schillernden, dünnen Schalen für solche und meint, daß in den in einer Reihe sitzenden Löchern die Perlen gewachsen und ausgebrochen seien, aber in diesen Muscheln findet man nie Perlen, sie haben daher auch gar keinen oder nur geringen Werth, da man aus ihnen höchstens schlechte Perlmutterknöpfe machen kann. Die eigentlichen Perlmuscheln sind ziemlich rund, wenig gewölbt, von fingerdicker Schale, mit einem schönen weißen Glanz und von der Größe einer Untertasse bis zu der eines Tellers, manchmal noch größer. An der innern Seite derselben sitzen die Perlen, welche durch eine Ausschwitzung des Thieres erzeugt werden. Man meine aber nicht, daß sich in jeder Muschel auch immer eine oder gar mehrere Perlen finden, vielmehr ist der Procentsatz der wirklich perltragenden nicht so groß, jedoch sind auch die bloßen Schalen sehr geschätzt, besonders von den Chinesen; sie verarbeiten dieselben nicht bloß zu Knöpfen und vielerlei Schmucksachen, sondern schnitzen in die ganzen inneren Flächen der Schalen sehr kunst- und sinnreich reliefartige Darstellungen, wie ich sie z. B. in Canton in außerordentlicher Vollendung gesehen habe. Das Kostbarste an den Muscheln aber sind selbstverständlich die Perlen, und ihr Werth bestimmt sich nach Form, Farbe und Größe. Die eckig und unregelmäßig gewachsenen gelten weniger als die runden, die gelben und weißen weniger als die grauen und schwarzen, besonders sind letztere, weil sehr selten, hoch im Preise. Aber doch noch mehr als nach diesen Eigenschaften richtet sich ihr Werth nach der Größe und steigt ganz unverhältnißmäßig zu dieser. Ich habe sie von den allerkleinsten bis zur Größe einer guten Erbse gesehen, aber bekanntlich giebt es, obwohl selten, noch bedeutend größere. Die meisten Perlen gehen ebenfalls nach China, die größeren werden zu Schmucksachen, die ganz kleinen aber zu Medicin verwandt, welche in Form von Pulvern oder Essenzen für gewisse Gebrechen großen Ruf hat. Uebrigens will ich mir gestatten, hier beiläufig einer Erinnerung zu erwähnen, die sich zwar nicht an Sandakan, aber an Perlmuscheln knüpft, und die eigenthümliche Findigkeit der Chinesen charakterisirt. In Canton sah ich in einem Laden, in dem man allerhand hübsche Sachen und auch Götzen kaufen konnte, schöne große Perlmutterschalen, auf deren innerer Seite ganz deutlich und unverkennbar das Reliefbild des sitzenden Buddha hervortrat. Der Chinese verfehlte nicht, mir dieses Naturwunder um vieles Geld zum Kaufe anzubieten, und ich war in der That über diese seltsame Erscheinung erstaunt, denn auf ein Spiel des Zufalls konnte ich sie nicht zurückführen, da an all den Muscheln dasselbe Bildchen sich zeigte, und künstlich ausgeschnitzt konnte es auch nicht sein, weil dadurch der natürliche Glanz der Oberfläche verloren gegangen wäre, den doch die Schale an sich trug. Mein Begleiter, der Missionär H., sah mich an und lachte: „Da haben Sie eine Probe von der Geschicklichkeit und Schlauheit der Chinesen; um dies Relief auf der Muschelschale hervorzurufen, schneiden sie aus dünnem Blech das Buddhabildchen aus und praktiziren es in die Muschel hinein, wenn das Thier noch darin lebt, dieses wird dadurch veranlaßt, das Stück Blech mit Muschelsubstanz zu überziehen, und so bildet sich auf natürlich künstlichem Wege dies Reliefbild, das nun als eine Manifestation Buddha's ausgegeben und theuer verkauft wird.“ Aber nun genug von Perlmuscheln.

Während wir beim Agenten in der Factorei von Sandakan saßen, kamen von dem am innersten Winkel der Bay gelegenen großen Dorfe, welches der Hauptort des Districts ist, mehrere Häuptlinge als Deputation, um die zwischen der Factorei und der Regierung schwebenden Differenzen zu besprechen. Sie hatten sich zu diesem Zweck in große Gala geworfen und sahen in ihren seidenen, gelb und roth carrirten oder sonst bunten Jacken, in den weiten Beinkleidern von demselben Stoffe, welche sie nach Art der Türken in Form eines unten zugebundenen Unterrockes trugen, und mit ihren schön verzierten Krisen im Gürtel höchst malerisch und phantastisch aus. Da nur der Commandant mit ihnen zu thun hatte, schauten wir Uebrigen uns in der Umgebung um und besuchten die malayischen Hütten. Dieselben bestehen inwendig nur aus einem einzigen Raume, der Fußboden ist durch neben einander liegende Bambustangen gebildet, zwischen denen hindurch das klare grüne Wasser heraufblinkt. Diese Bauart hat offenbar ihre großen praktischen Vortheile und Annehmlichkeiten, die erhöhte Lage über dem Wasser macht die Wohnungen kühl und gesund, da die Brise überall von unten her durch die Zwischenräume der Bambustangen hineinblasen kann und eine vortreffliche Ventilation bewirkt; außerdem trägt diese Sitte auch viel zur Reinlichkeit bei, denn Staub und Schmutz fallen unmittelbar durch den Boden ins Wasser; freilich muß man sich hüten, kleine Gegenstände, wie Messer und dergleichen, aus der Hand gleiten zu lassen, denn sie verschwinden auch sofort durch den Boden ins Wasser. In einer Ecke der Hütte befindet sich ein kleiner Feuerherd, und der Rauch zieht durch die vielen Oeffnungen unter dem Dache ab. An den Wänden hängen allerlei Geräthschaften, Gefäße, Netze, Angelzeug, Flinten, Speere, Pfeile, Blasrohre, Krise. Die Speere sind gewöhnlich vergiftet und ihre Spitzen daher mit einem schützenden Ueberzug versehen. Die Malayen suchten uns die tödtliche Wirkung derselben durch eine sehr ausdrucksvolle Geberdensprache begreiflich zu machen; sie berührten mit der Speerspitze ihren Arm, machten nach ein paar Secunden unter Zuckungen die Augen zu und ließen sich umfallen, was also bedeuten sollte, daß der Tod sehr bald und unter Zuckungen nach einer auch nur leichten Verwundung eintrete. Ebenso wie die Spitzen der Speere sind die der kleinen Pfeile von Eisen und gleichfalls vergiftet, und die Blasrohre, aus welchen sie dieselben schießen, sind aus Bambu, das sich schon durch seine natürliche Höhlung dazu eignet, oder auch aus anderm Holze verfertigt; manch-

mal werden dieselben gleichzeitig als Speerschaft benutzt, indem die Spitze seitlich angebunden ist, so daß dieselbe Waffe zugleich Schieß- und Stoßgewehr ist, ganz wie die Gewehre unserer Infanterie. Unter dem Dache der Hütten liegen auf Stangen größere und kleinere Matten, deren sich die Eingeborenen beim Schlafen bedienen, ebenso auch Kleider, die sie aber nur bei besonderen Gelegenheiten tragen, denn für gewöhnlich gehen sie nackt, nur mit einem Lendenschurz bekleidet. Ihre Hautfarbe variirt zwischen einem lichten und dunklern Braun, die Haare sind bei manchen gekräuselt, bei anderen lockig oder auch schlicht, die Nasen meistens an der Wurzel eingedrückt und unten breit, die Lippen dick. Doch habe ich hier wie auch sonst gefunden, daß der Typus der Race einen weiten Spielraum verschiedener Nüancirung gestattet und keineswegs in fest umschriebenen Formen sich ausprägt. Die widerliche Sitte des Betelkauens ist auch hier allgemein unter den Malayen vertreten, nicht bloß die Männer und Weiber, sondern auch die Kinder sind diesem Genuß ergeben. Daher sieht man bei allen in Folge des ätzenden Kalkes die Zähne schwarz und die Gaumen und Lippen blutroth gefärbt, was den Gesichtern etwas Wildes giebt. Eine der Hütten war aus Brettern gebaut und enthielt mehrere Zimmer, deren Wände mit bunten Bilderbogen beklebt waren, auch einige vorhandene Möbel verliehen der Behausung einen Anstrich von Kultur, sogar einen gewissen Comfort; das war die Wohnung des deutschen Kapitäns, in welcher er mit seiner malayischen Frau lebte, so oft er in Sandakan anwesend war.

Draußen am Ufer und in dem flachen Wasser spielte und lärmte eine ganze Schaar kleiner nackter Knaben und Mädchen, und auf dem schlickigen Boden zwischen verfaulten Baumstämmen, Mangrovebüschen und Palmen liefen die drolligen Krabben hin und her oder lagen auch still und sonnten sich. Diese Thiere mit ihrem runden, dicken, handgroßen Leibe, den vielen Füßen und den zwei großen Scheeren gleichen in einer Beziehung unseren Krebsen, sehen aber aus der Ferne großen Spinnen noch ähnlicher und machen, wenn sie mit großer Schnelligkeit dem Wasser oder einem Schlupfwinkel zueilen, einen höchst komischen Eindruck, indem sie nicht geradeaus, sondern in seitlicher Richtung zu laufen scheinen. Man trifft sie oft in ganzen Colonien zu vielen Hunderten vereinigt an, und sie unterminiren dann streckenweit den Boden durch ihre Löcher und Höhlen, in denen sie leben. Uebrigens schmecken sie ganz vortrefflich, besonders in der Zeit, wenn sie ihre alten Schalen abgeworfen haben und die neuen noch ganz weich sind. Das wissen aber in Sandakan nicht bloß die Menschen, sondern auch die Affen; diese kommen, wenn die Ebbe eingetreten ist, aus den dichten Baumwipfeln an den Strand herab, fangen die Krabben mit großer Geschicklichkeit und verspeisen sie.

Außer Affen und mancherlei Vögeln sieht man in der Umgebung von Sandakan keine Thiere; es giebt zwar auch viele Rehe und Hirsche, aber darum laufen sie einem nicht gleich in den Weg, wenn man in den Wald eindringt. Vollends aber sind Tiger und Elephanten lange nicht so häufig, als die Phantasie sich vielleicht vorstellt, wie denn überhaupt die tropischen Urwälder viel weniger von wilden schrecklichen Thieren wimmeln als manche Reisebeschreibungen, welche ihre Leser mit haarsträubenden Abenteuern zu unterhalten beflissen sind.

Leider war es uns nicht vergönnt, eine weitere Expedition ins Innere von Borneo zu unternehmen, aber die Insel soll auf den ausgedehnten Hochebenen nicht bloß gut angebaute Gegenden, sondern auch ein herrliches, gesundes Klima haben.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Wir erwähnten in Band XXXIV, Nro. 21, einer Transcontinental Expedition, welche Mr. Gresley Lukin, Besitzer der in Brisbane in Queensland erscheinenden Zeitung „The Queenslander“, auf seine Kosten aussandte, um ein günstiges Terrain für eine Eisenbahn von Queensland nach Port Darwin, die in 21° südl. Br. in das Gebiet von Südaustralien eintreten soll, aufzusuchen. Die Gesellschaft traf Ende September in bester Gesundheit und ohne besondere Unfälle an der Grenze von Südaustralien in 21° südl. Br. ein. Sie fand das von ihr bereiste Terrain für eine nordwestliche Eisenbahn durchweg günstig, nur lag in dieser Richtung eine lange Strecke wüsten und wasserlosen Landes. Man hatte an verschiedenen Lagerplätzen nach Wasser tief zu graben gehabt.

— Aus dem Jahrsberichte des Rever. F. W. Taplin, Vorstehers der bei Point Mc Leay an der Ostküste des Lake Alexandrina gelegenen Anstalt für Civilisirung der Eingeborenen, entnehmen wir, daß daselbst zu Ende vorigen Jahres 97 Personen — 80 verheirathete, 5 einzelne Männer, 8 Knaben und 4 Mädchen — angesiedelt waren. Die Anstalt besaß ein beträchtliches Areal Land für Ackerbau und Viehzucht, und die Eingeborenen erhielten außer Schulunterricht auch Unterweisung in nützlichen Gewerben. Krankheiten, namentlich Keuchhusten, waren im letzten Jahre unter ihnen sehr häufig. Wenn, heißt es weiter, die Eingeborenen dieser Colonie vom Untergange, welchen der Fortschritt der Civilisation in anderen Ländern mit sich führt, gerettet werden sollen, so müssen vor Allem die Kinder in den Sitten und Gebräuchen der Civilisation auferzogen werden. Bis dahin hielten die Eingeborenen mit großer Zähigkeit an den Ceremonien ihrer Vorfahren fest, aber auch hierin fangen sie jetzt an nachzugeben. Wenn sie z. B. bisher die Namen ihrer Verstorbenen niemals aussprachen und es verabscheuten, auf deren Gräbern Denksteine oder andere Zeichen der Erinnerung aufzustellen, so sind sie auch in dieser Beziehung nunmehr der christlichen Sitte gefolgt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Amsterdam.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

II.

De Coster begann seine Wanderungen durch die Stadt recht im Herzen derselben auf dem Neuen Markte, der seinen Namen insofern mit Unrecht trägt, als daselbst lauter altes Gerümpel, Lumpen und gewöhnliches Geschirr verkauft wird. Die näselnde Stimme der Verkäufer deutet auf die Nähe des Judenviertels hin. Das mächtige Gebäude der Wage (St. Anthonies Waag) mit ihren runden, früher gezinnten Thürmen, den rothen, vom Alter hier und da dunkeler gefärbten Ziegelmauern und dem unfreundlichen Aeußern verleiht dem Neuen Markte ein entschieden malerisches Gepräge. Ihre frühere kriegerische Bestimmung ist unverkennbar; der Bau, einst St. Anthonies Port genannt und in seiner jetzigen Gestalt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts stammend, gehörte zu der Stadtbefestigung, welche gegen Ende des 15. Jahrhunderts errichtet wurde. Sein Grundriß ist viereckig; die Nordseite nach dem „Geldersche Kade" genannten Kanale zu weist drei Thürme auf, zwei davon an den Ecken, welche den Gilden des h. Lukas (Maler und Bildhauer) und der h. Jungfrau (Maurer) geweiht sind. Etwas zurückweichend hinter der Ostfront erhebt sich der dicke Thurm St. Anthonies Burght, nach inschriftlichem Zeugnisse im Jahre 1692 erbaut, und ebendort befindet sich ein Thor, welches früher als Stadtthor diente. Auch die Südseite besitzt drei Thürme; in dem mittlern hielt die Gilde des h. Eligius (Schmiede) ihre Sitzungen, in dem nach Westen gelegenen die Brüderschaft der Chirurgen. Bis 1481 besaß Amsterdam keine Befestigung; damals aber wurde eine solche wegen der Kriege erforderlich, welche die Regierung Karl's des Kühnen von Burgund erfüllten und in deren Verlauf mehr als eine der niederländischen Städte schwere Plünderungen und Verwüstungen zu erdulden gehabt hatte. Das Antoninsthor lag zur Hälfte außerhalb, zur Hälfte innerhalb der Umfassungsmauer und war mit Graben und Zugbrücke ausgestattet, über welche die Straße nach Amersfoort und Geldern führte. Als die Stadt 1585 vergrößert wurde, kam das Thor ganz innerhalb der Mauern zu liegen; 1614 wurden die Gräben zum Theil ausgefüllt und drei Jahre später das Festungsthor selbst seiner friedlichen Bestimmung als Stadtwage überwiesen. Lange Zeit wurden dort z. B. die Schiffsanker gewogen, nachdem sie ihre Probe bestanden hatten. Die Räumlichkeiten in ihrem Innern wurden, wie gesagt, einzelnen Gilden als Versammlungsorte überlassen; noch heute sieht man ihre Embleme über einigen Thüren. Der Thurm der Chirurgen enthielt seiner Zeit Rembrandt's berühmte „Anatomie" und 17 andere Gemälde bedeutender Meister; die Decke des Saales ist reich mit den Wappen der hier docirenden Anatomie-Professoren geziert. Als 1798 die Gilden aufgehoben wurden, erhielt die Wage die prosaische Bestimmung, die städtischen Lampen und Laternen zu behausen, und heute befindet sich in ihr eine Feuerwache.

Ein kleiner Thurm der Westseite enthält den merkwürdigen Saal der Zimmerleute mit herrlichen Stücken Tischlerarbeit; in ihm steht noch von Alters her ein Tisch mit fünf Stühlen, deren Lehnen die Abzeichen des Gewerkes tragen, für den Vorstand und ein Sessel für dessen Knecht. Das

St. Anthonies Waag auf dem Nieuwe Markt. (Nach einer Photographie.)

Die Amstel und der Montelbaans-Thurm. (Nach einer Photographie.)

interessante Bauwerk mit seinen $1\frac{4}{5}$ Meter dicken Mauern soll jetzt abgerissen werden; es wäre wahrhaftig Schade darum.

Aus derselben Zeit (1482) stammt der unweit davon am Ij belegene Schrijers Toren (Klagethurm), gleichfalls zur Umwallung der Stadt gehörig. Von dort aus traten die Handelsschiffe ihre Reisen in alle Welt an, während am Ufer die Frauen der Davonsegelnden zurückblieben und weinten. Daher der Name; ein Relief an der Außenseite des Thurms, worin sich jetzt die Büreaus der Hafendirection befinden, zeigt zum Gedächtniß dessen eine weinende Frau. Ein dritter Thurm ist der Montelbans Toren an der Amstel; über den Ursprung seines Namens steht nichts fest, eben so wenig, ob er zu der Ringmauer gehörte. 1606 wurde er durchaus erneuert und höher gebaut. Ferner ist der unten fast romanische, oben im holländischen Renaissancestil erbaute Thurm der Münze zu nennen, der 1610 auf der einen Seite 7 Fuß in den Boden sank, so daß man genöthigt war, ihn durch Erneuerung der tragenden Pfähle wieder ins Gleichgewicht zu bringen. Vor ihm sitzt gewöhnlich eine typische Figur, der Medaillen-Jude, der unablässig seine Militär-Ehrenzeichen putzt und alle vorübergehenden Offiziere mit einem gewissermaßen collegialischen Gruße beehrt.

Unweit davon standen bis 1829 am Ij noch zwei andere Thürme der frühern Ummauerung, Jan Roodeport und der Heilige-Kreuz-Thurm, später Häringspackerei-Thurm genannt, weil dort zur Zeit der Häringsfischerei unter Aufsicht eines Regierungsangestellten die Verpackung und Versendung jener Fischsorte vor sich ging.

Onze Liewe Vrouwen Kerk. (Nach einer Photographie.)

Die Kirchen Amsterdams wie fast aller holländischen Städte sind nach der Reformation von den Bilderstürmern fast jeder Ausschmückung beraubt worden und stehen dadurch in scharfem Gegensatze zu denen Belgiens. Der nüchterne in Holland herrschende reformirte Cultus ist überhaupt Zierathen feind und bevorzugt kahle weiße Wände. Heiligenstatuen und Gemälde sind verschwunden und sind höchstens durch Grabmäler verdienter Männer ersetzt worden. So hat die Oude Kerk, die älteste und schönste unter denen Amsterdams und einst die reichste, ihre silberne Nikolausstatue, ihre prachtvollen Teppiche und den reichen Altarschmuck verloren und nur ihre schönen Glasmalereien bewahrt, welche die Geschichte der h. Jungfrau, ferner eine Reihe von Bürgermeistern aus dem 16. bis 18. Jahrhundert und die Anerkennung der Niederlande durch Philipp IV. darstellen. Dafür enthält sie jetzt großartige Grabmäler, so dasjenige des Admirals und arktischen Seefahrers von Heemskerk, der 1604 bei Gibraltar fiel, des Viceadmirals van der Hulst, der 1666 gegen die Engländer blieb, der Admirale Sweers, van der Zaan, Jans, des Feldmarschalls Wirtz und anderer.

An lutherischen Kirchen besitzt Amsterdam drei und eine altlutherische; von den ersteren faßt die Oude Luthersche Kerk 6000 Personen. Als Gebäude bemerkenswerther ist die neue lutherische Kirche, ein hoher kreisrunder Bau mit einer Kuppel, nach dem Vorbilde von Santa Maria della Salute in Venedig erbaut. Ein Brand hätte sie 1822 gänzlich zerstört, wäre nicht rechtzeitig noch Hülfe eingetroffen. Die Freigebigkeit der Gemeindemitglieder besserte die Schäden bald wieder aus.

Am Mittelpunkte der Stadt, dem „Dam“ genannten Platze, wo das königliche Palais, die Börse und andere wichtige Gebäude sich erheben, steht auch die Nieuwe Kerk (Neue Kirche), ausgezeichnet durch ihre Schönheit wie durch ihr Unglück. Im Anfange des 15. Jahrhunderts erbaut, brannte sie bald nach ihrer Vollendung ab, um gleich darauf wieder hergestellt zu werden. Die hohen schlanken Gewölbe, die reiche Ausschmückung ihrer 34 Altäre, ihre Bildsäulen und Gemälde, abgesehen von den Reliquien, einem Stücke des Kreuzes und höchst wunderthätigen Knochen der h. Katharina, machten sie zur schönsten Kirche in Amsterdam. Aber der äußere Schmuck wurde 1578 durch die Bilderstürmer vernichtet, und durch die Unvorsichtigkeit von Werkleuten wurde das Gebäude selbst 1645 zum zweiten Male in Asche gelegt. Wieder ließ die Stadtgemeinde die Kirche herstellen und einen Glockenthurm hinzufügen, der der höchste in den Niederlanden war. Er bestand ganz aus Holz und war innen mit eisernen Reifen ausgelegt. Aber 1783 gerieth derselbe in Brand und stürzte ein. Trotzdem ist die Kirche noch jetzt eines der schönsten Bauwerke Amsterdams; weit berühmt ist ihre prachtvoll geschnitzte Kanzel, und die auf sechs Marmorsäulen ruhende Orgel ist eine der besten in den Niederlanden. Außerdem birgt sie zahlreiche Grabmäler, wie die der berühmten Admirale Ruyter, des Schreckens der Engländer und Franzosen (fiel 1676 bei Syrakus), Bentinck (fiel 1781 in der Seeschlacht auf der Doggerbank), van Gallen (starb 1653 an den in der Seeschlacht von Li-

vorno erhaltenen Wunden), des Lieutenants van Speyk (sprengte sich 1831 vor Antwerpen mit seinem Kanonenboote in die Luft, um die holländische Flagge vor Beschimpfung zu bewahren); und auch der Fürst unter den niederländischen Dichtern, Joost van den Vondel, hat in diesem Gotteshause ein Denkmal.

Unter den 40 christlichen (davon 17 katholisch) Kirchen der Stadt wären etwa noch folgende zu nennen: die 1852 renovirte Redemptoristen- oder Liebfrauenkirche (Onze Liewe Vrouwen Kerk), ein Gebäude ohne Charakter und Kunstwerth, aber von Gläubigen, die dort das Herz Maria's verehren, stark besucht. Auf der Abbildung (s. S. 148) erblickt man rechts von ihr die drei obersten Stockwerke des Thurmes der Wester Kerk, des höchsten unter allen in der Stadt (296 Fuß). Die Moses- und Aron-Kirche, deren Hauptlinien, Giebel, Säulen und Thürme griechischen Stil

H. CATENACCI del.

Die Wester Kerk. (Nach einer Photographie.)

anstreben, ist von einem Ostender Suys erbaut, der auf dem Platz Saint-Joseph in Brüssel ein zweites Exemplar dieser Art errichtet hat.

Nun zurück zu dem schon erwähnten und an hervorragenden Bauwerken nicht armen Platze im Centrum der Stadt, dem „Dam", wo dicht bei einander der königliche Palast, die Neue Kirche, die Börse stehen, letztere ein neues Gebäude im antiken Stile, eines der größten seiner Art in Europa, dann an der Ecke der Kalver Straat der adelige Club und ihm gegenüber „Zeemans Hoop" (Seemannshoffnung), der Sitz einer aus kleinen Anfängen zu ausgebreiteter segensreicher Thätigkeit erwachsenen Gesellschaft. Im Jahr 1823 thaten sich eine Anzahl Capitäne der Handelsmarine zu einer Vereinigung zusammen und beschlossen später, Gelder zur Unterstützung ihrer Witwen und Waisen zu sammeln. Ihr muthiges Verhalten bei der großen

Ueberschwemmung Nordhollands im Jahr 1825, wo sie manches Menschenleben retteten, erweckte solche Sympathie mit ihren Zwecken, daß viele Amsterdamer als Ehrenmitglieder ihrer Gesellschaft beitraten und dieselbe zusehends wuchs. Heute besitzt sie eine an Fachwerken reiche Bibliothek; es besteht bei ihr ein Ausschuß, welcher denjenigen Mitgliedern Medaillen zuerkennt, die sich durch gute Führung ihrer Logbücher, durch astronomische Beobachtungen oder durch Theilnahme an Rettungswerken zur See auszeichnen. Ferner veröffentlicht die Gesellschaft ein Jahrbuch für Seeleute. Im Rechnungsjahre 1875 bis 1876 gab sie 38 712 Gulden aus und unterstützte 1876 in vier Classen: 197 Witwen, 52 Waisen, 18 Capitäne in der ersten, 92 Witwen, 13 Waisen, 7 Lotsen in der zweiten, 69 Witwen, 8 Waisen, 11 Unteroffiziere der Handelsmarine in der dritten und 7 Matrosen und 4 Witwen in der vierten Classe. Das sind aber keine feste Pensionen, sondern die Unterstützungen richten sich nach der Höhe der Einkünfte; alles aber, was einkommt, wird vertheilt. Auch mehrere „Zeemans-huisen“ (Seemanns-Heim) verdanken dieser Gesellschaft ihre Entstehung. Das größte derartige Hotel wurde 1857 mit Hülfe einer Anleihe gebaut; es zählt 61 einfach ausgestattete Schlafzimmer und einen großen Versammlungssaal und löst in bester Weise die Aufgabe, die leicht zu bethörenden Matrosen vor den Schlichen der Wirthe zu behüten und ihnen für wenig Geld ein anständiges, gutes Leben zu bieten.

Der königliche Palast in Amsterdam. (Nach einer Photographie.)

Natürlich giebt es in Amsterdam auch eine Schule für die Handelsmarine (Kweekschool vor de Zeevart). Sie liegt am Ij und wurde 1784 vom Admiral van Kingsbergen nach der Seeschlacht an der Doggerbank gegründet und reich dotirt. Augenblicklich wird für dieselbe ein neues prächtiges Gebäude aufgeführt.

Der königliche Palast (Het Paleis) erzeugt von vornherein den Eindruck des Gewaltigen, Soliden, Kräftigen. Im Giebel thront die gekrönte Jungfrau Amsterdam, in der Rechten ein Schild, in der Linken den Merkursstab, und ihr zur Seite vier Najaden, die ihr Blumengewinde reichen, während ihr andere Früchte aus allen Theilen der Welt in den Schoß schütten. Auch Neptun mit seinem Dreizacke ist zu sehen und Tritonen tummeln sich im Wasser und verkünden mit Muschelklang den Ruhm der großen Stadt. Auf jeder Ecke steht eine Bronzefigur. Ein Glockenthurm, dessen Wetterfahne ein vergoldetes Schiff ist, schließt das Gebäude nach oben ab. Der Giebel der Rückseite zeigt den Handel Amsterdams in Gestalt einer mit dem Merkurshute bedeckten Frau. Allerlei Geräth, das zum Lenken der Schiffe dient, umgiebt sie, und zu ihren Füßen ruhen die Personificationen des Ij und der Amstel, während Repräsentanten der verschiedenen Erdtheile ihre Früchte darbieten. Ein Atlas mit der Kugel krönt diesen Giebel, der eben so wie der andere ein Werk des schon erwähnten Bildhauers A. Quellyn aus Mecheln ist. Der Erbauer des Palastes selbst ist Jakob van Kampen und neben ihm Daniel Stalpert (1648). Das Gebäude, dessen Herstellung 30 Millionen Gulden kostete, war zum Rathhause bestimmt und blieb es, bis im Jahre 1808 die Stadt es dem König Louis Bonaparte als Residenz

anbot. Besonders reich und beachtenswerth ist das Innere; so die Kapelle, früher „Vierschare“, d. h. Sitzungssaal der Schöffen, welche nur bei ihrer Umwandlung durch König Louis einen Theil ihrer Ausschmückung und ihres wahrhaft ergreifenden und großartigen Charakters verloren hat. Die Bildwerke sind wiederum von Quellyn. Vier Karyatiden, bis zum Gürtel nackte Frauengestalten, tragen ein herrliches Gebälk, das man für den Mantel eines Kamins halten könnte, wenn nicht an Stelle des Heerdes eine Gruppe, das Urtheil Salomon's darstellend, sich befände. Durch eine hohe Flügelthür von ciselirtem Kupfer betritt man den Thronsaal, früher Rathssaal, der ganz mit weißem Marmor überkleidet und einer der größten in Europa ist (100 Fuß hoch, 120 Fuß lang, 60 Fuß breit). Er hat keine Säulen, sondern nur Pilaster korinthischer Ordnung. In den Marmorboden unter dem Teppich sind die beiden Himmelsplanisphären mit ihren Sternbildern mit Kupfer eingelegt; leider aber ist es untersagt, auch nur einen Zipfel des Teppichs aufzuheben. Fahnen und Trophäen aus den Kriegen gegen die Spanier und die Völker des ostasiatischen Archipels zieren die Wände des mächtigen Raumes. Kurz, eine Fülle von Meisterwerken und eine Pracht der Ausstattung, welche den höchsten Begriff von der Macht und dem Reichthume einer Stadt erwecken muß, welche ihre Oberhäupter in solchem herrlichen Palaste unterbrachte.

Das jetzige Rathhaus (Stadhuis), früher Prinzenhof, wurde 1661 im Stile der holländischen Renaissance erbaut. Auf seinen beiden Seiten wurde im rechten Winkel je ein Flügel ohne jeden Stil angefügt, und so entstand ein viereckiger Hof, in dessen Mitte ein Rococo-Brunnen aufgestellt wurde. Im Innern finden sich zahlreiche Gemälde der großen holländischen Meister; aber über dieselben wie über die reichen Schätze der verschiedenen Museen Amsterdams hier auch nur ein Wort zu verlieren, wäre vollständig überflüssig.

Der Nasengruß.

Wer die ganze Reihe nationaler Begrüßungsarten aufführen wollte, könnte damit leicht ein Buch füllen. Der wissenschaftliche Gewinn aus einem solchen wäre aber ein geringer. Man würde nur auf eine ungeheure Mannichfaltigkeit stoßen, mehr oder minder unerklärbar scheinende Sonderbarkeiten finden und sich über die Zeitverschwendung oder die fein ausgebildete Etikette der Grußformen wundern. Nirgends z. B. sind dieselben förmlicher als in Afrika, worüber Gerhard Rohlfs ein ganzes Capitel geschrieben. Die Tibbus brauchen zu ihrem Kauern und Fragen und Antworten fast eine Stunde, soll der Gruß in aller Form vor sich gehen; kaum minder umständlich sind die Herero. Bei den Fan setzt der Heimkehrende sich zum Gruß seinen Freunden der Reihe nach in den Schoß und wird dabei von allen von hinten umarmt, während auf den Andaman-Inseln zwei Freunde ihr Wiedersehen feiern, indem sich der eine Brust an Brust dem andern auf den Schoß setzt, worauf beide sich umarmen und hi, hi weinen (Jagor). Weinen als Begrüßung kommt noch mehrfach vor, Anblasen, Küssen, Bestreichen mit Speichel, Hutabnehmen, Händedruck u. s. w. spielen ihre Rolle.

Während nun die erwähnten Arten der Begrüßung sporadisch sich vertheilen und ein tieferes ethnographisches Interesse ihnen kaum innewohnt, ist der Nasengruß an eine mehr bestimmte Sphäre gebunden und kann als eine charakteristische Sitte einzelner Racen und Völkerfamilien aufgefaßt werden. Man hat denselben auch als Nasenkuß, Nasenreiben bezeichnet, nicht immer jedoch das Wesentliche ergriffen, worauf es hierbei ankommt. Nicht das Reiben, die mechanische Berührung ist dabei die Hauptsache, sondern der Geruchssinn. Wie die Völker ihren specifischen Geruch haben, worüber ich die erste Zusammenstellung gegeben habe [1]), so hat auch jedes Individuum seine Ausdünstung und diese ist es, die der Freund vom Freunde durch den Nasengruß einzieht, gleichsam um einen Theil des befreundeten oder geliebten Wesens in sich aufzunehmen. Man muß sich dabei erinnern, daß der Geruchssinn bei vielen Naturvölkern viel feiner ausgebildet ist, als bei uns, wie dieses z. B. von den Indiern der Philippinen uns Jagor bestätigt. Sie sind im Stande, durch Beriechen der Taschentücher zu erkennen, welcher Person sie angehören. Verliebte tauschen dort beim Abschiede Stücken getragener Wäsche aus und schlürfen während der Trennung daran den Geruch des geliebten Wesens ein [1]).

[1]) Correspondenzblatt der Anthropol. Ges. Mai 1876.

Der Nasengruß, der nun auf dieser Einschlürfung beruht, hat seine ganz bestimmten Verbreitungsbezirke. Er beginnt einmal in Lappland und geht von hier durch den Norden der alten und neuen Welt bis Grönland. Er begegnet uns alsdann wieder in Hinterindien, um von da sich östlich bis zur Osterinsel fortzusetzen.

Schon der alte Linné beobachtete in Lappland den Nasengruß [2]), und daß derselbe noch heute in voller Anwendung, darüber belehrt uns Frijs, einer der ausgezeichnetsten Kenner der Lappen. „Die lappische Begrüßung,“ sagt er, „besteht in einer halben Umarmung, wobei man die rechte Hand auf des andern linke Schulter legt, Wange an Wange und Nasenspitze an Nasenspitze reibt mit dem Wunsche därvan, därvan, wohl, wohl!“ [3]). Uns östlicher wendend, treffen wir auf die Samojeden, von denen Castrén den Nasengruß bestätigt [4]). Ich zweifle nicht, daß dieser Gebrauch bei den verwandten Völkern des nördlichen Sibiriens sich nachweisen läßt, wiewohl ich jetzt keine Beweise dafür beizubringen vermag, denn an der Beringstraße stellt derselbe sich sofort wieder ein.

Bei den Aïnos auf Sachalin ist ein sehr complicirtes Grußverfahren vorhanden, doch scheint mir darin noch ein Anklang an den Nasengruß enthalten, da Freunde, die sich nach einer Reise wiedersehen, gegenseitig ihre Köpfe auf die Schulter des andern legen [5]). Unzweifelhaft findet sich der Nasengruß bei allen Eskimostämmen. „Die Begrüßung der Eingeborenen (am Kotzebuesund) bestand im Zusammenbringen der Nasen und dem Streicheln des Gesichtes mit ihren Handflächen,“ sagt Beechey [6]), und so bei allen Eskimos im

[1]) Jagor, Philippinen 132.
[2]) Tylor, Researches 51.
[3]) „Globus“ XXII, 52.
[4]) Reise im Norden 258.
[5]) Holland im Journ. Anthropol. Instit. III, 237.
[6]) Reise nach dem Stillen Ocean. Weimar 1832, I, 396.

Norden Amerikas hin bis Grönland, wo die alte Sitte beim Liebkosen der Kinder noch allgemein angewandt wird und auch bei den Erwachsenen noch nicht völlig außer Gebrauch ist [1]).

Die zweite Zone des Nasengrußes beginnt mit Hinterindien, wo Lewin von den Bergvölkern Tschittagongs erzählt: „Ihre Art zu küssen ist sonderbar: statt Lippe an Lippe zu pressen legen sie Mund und Nase auf die Wange und ziehen den Athem stark ein. In ihrer Sprache heißt es nicht: „gieb mir einen Kuß, sondern rieche mich" [2]). Genau so, wie hier der Nachdruck auf dem Einziehen des Geruches liegt, ist dies auch bei den weiter östlich wohnenden Birmanen der Fall, von denen Mackenzie dieselbe Procedur beschreibt und hinzufügt: Instead of saying „give me a kiss", they say „give me a smell" [3]). Vom malayischen Archipel bemerkt Crawfurd, daß dort für unsern Kuß „bei allen Stämmen" das Riechen eintrete; überall seien die Wörter „riechen" und „grüßen" gleichbedeutend; Kopf und Nacken sind die gewöhnlichen Objecte der Umarmung, wobei ein Schnüffeln hörbar wird [4]). Die Alfurus von Ceram streichen und reiben sich dabei mit dem ganzen Oberkörper aneinander, „was stark an die Katzen erinnert"; sie krümmen sogar den Rücken, um ihr wohliges Gefühl zu äußern [5]). Von Mangkasser auf Celebes haben wir das Zeugniß von Wallace, dessen Leute bei der Abfahrt mit ihren Verwandten ein allgemeines Nasenreiben veranstalteten, der „malayische Kuß" fügt Wallace hinzu [6]).

Wie sich nun an die malayischen Völker des Festlandes und des Archipels die Polynesier der Südsee ethnisch angliedern, so finden wir sie auch mit ihnen durch die Sitte des Nasengrußes verknüpft. Bei den Melanesiern vermag ich denselben dagegen nicht nachzuweisen, wenigstens sind mir keine Beobachtungen darüber aufgestoßen. Darwin beschreibt das „Nasendrücken" von Neu-Seeland. „Die Weiber kauerten nieder und hielten ihr Gesicht aufwärts; meine Begleiter standen über ihnen, legten die Rücken ihrer Nasen in einem rechten Winkel über die ihrigen und fingen das Drücken an. Das dauerte etwas länger als ein herzlicher Händedruck bei uns. Während des Vorgangs ließen sie ein behagliches Grunzen hören" [1]). Heutzutage wird auf Neu-Seeland der Nasengruß fast nur noch von alten Weibern und Männern geübt; die jüngere Generation hat sich schon das europäische Küssen angewöhnt, und die modernen Maorimänner schütteln sich einfach die Hände nach englischem Vorbilde. Es ist übrigens nicht ein einfaches Drücken gewesen, wie Darwin angiebt. Wie aus dem Worte hongi, welches sowohl „riechen" als auch den Nasengruß und das von den Weißen importirte Küssen bedeutet, hervorgeht, lag auch hier der Sinn des Nasengrußes darin, daß man den Geruch des geliebten Wesens einathmen wollte [2]). Es kann nicht befremden, daß wir auf den Chatham-Inseln, deren Bewohner auch Maoris sind, den Nasengruß nach neuseeländischer Art finden [3]); von den Markesas- und Penrhyn-Inseln wird er bestätigt durch Lamont [4]) und Georg Forster [5]); die Missionäre sahen ihn noch neuerdings auf der Ellice-Gruppe [6]), er ist beobachtet, auf den Marianen [7]) und Kingsmill-Inseln [8]), ist also überall in der Südsee.

Außerhalb der beiden bestimmten Zonen wird der Nasengruß noch erwähnt von den Schwarzfußindianern Nordamerikas und den Australiern in Queensland [9]), indessen stehen diese Fälle so isolirt da, daß sie näherer Bestätigung bedürftig erscheinen.

Richard Andree.

1) Rink, Danish Greenland, London 1877, 223.
2) Jagor, Philippinen 132.
3) Mackenzie, Burmah and the Burmese 86.
4) Crawfurd, Hist. Indian Archipelago I, 100.
5) Schulze, in Verhandl. Berl. Anthropol. Ges. 1877, 118.
6) Der malayische Archipel II, 152.

1) Darwin, Naturwissenschaftliche Reisen, deutsch von Dieffenbach II, 198.
2) Buchner, Reise durch den Stillen Ocean 167.
3) Vancouver's Reisen nach der Südsee. Berlin 1799, I, 65.
4) Wild, Life among the Pacific Islanders 18, 296.
5) Sämmtliche Schriften II, 30.
6) Petermann's Mittheil. 1871. 203.
7) Waitz, Anthropologie V, 2. Abtheilung 127.
8) Wilkes, Voy. round the World. New York 1851, 558.
9) Waitz, Anthropologie III, 136. VI, 749.

Prof. Hayden's Aufnahme im Jahre 1878.

Die Commission für „geographische und geologische Aufnahme der Territorien der Vereinigten Staaten" hat soeben den vorläufigen Bericht über die Resultate ihrer Arbeiten während der Campagne von 1878 veröffentlicht. Wir entnehmen die folgenden kurzen Notizen dem interessanten Schriftstück, das einen neuen Beweis liefert für das ernste wissenschaftliche Streben der amerikanischen Gelehrten sowie für die Liberalität, mit welcher die Regierung der Vereinigten Staaten diese Bestrebungen anregt und fördert, indem sie zugleich den westlichen Continent Schritt für Schritt der Wissenschaft erobert. Im Vergleiche mit dem langsamen Vorschreiten unserer europäischen Arbeiten auf demselben Gebiete, die erst den kleinsten Theil unseres Erdtheils wissenschaftlich bestimmt haben, müssen uns in der That die Anstrengungen bewundernswerth erscheinen, welche die amerikanische Regierung auf die Territorien verwenden läßt, die voraussichtlich auf lange hinaus noch der Kultur nicht gewonnen werden können. Freilich wird eine etwaige spätere Besiedelung auf Grund der heutigen Feststellungen einheitlicher und rationeller ins Werk gesetzt werden können, als dies ohne dieselben der Fall sein dürfte. An der Spitze der betreffenden Commission steht der Geologe Dr. F. V. Hayden, der Verfasser des vorliegenden Berichtes. Ihm lag die Eintheilung und Leitung der Arbeiten ob, und er unterzog sich, wie schon in früheren Jahren, der ihm gewordenen Aufgabe mit Eifer und Energie, so daß denn auch, trotz der mancherlei Ungunst äußerer Verhältnisse, die Arbeiten der diesjährigen Campagne Resultate von bedeutendem Werthe aufzuweisen haben.

Das Feld der diesjährigen Thätigkeit der „Geological and Geographical Survey Expedition" war das Territorium Wyoming nebst dem östlichen Theile von Idaho und dem nördlichen Colorado. Der bei weitem größte Theil der Arbeiten galt der Aufnahme des sogenannten Yellowstone Park, jener merkwürdigen Gebirgslandschaft im Territorium Wyoming zwischen dem 93. und 94. Längen- und dem 44.

und 45. Breitengrade, dem Quellgebiete des Yellowstone, eines rechten Nebenflusses des Missouri [1]). Auf einem Flächenraume von 9250 qkm, in einer Senkung, die von 3000 bis 4000 m hohen Gebirgsrändern muldenartig eingeschlossen ist, finden sich Hunderte von Geysern, Thermen und Solfataren, daneben der wegen der landschaftlichen Reize seiner Ufer berühmte Yellowstone-See. Im Jahre 1871 erst entdeckt, wurde der interessante Landstrich, der die isländischen Geyserlandschaften an Mannigfaltigkeit übertrifft, vom Congreß der Vereinigten Staaten zur Staatsdomäne erklärt und seine Umschaffung in einen großartigen Nationalpark beschlossen. Seitdem von Touristen vielfach besucht und beschrieben, ist der Yellowstone Park in wissenschaftlicher Beziehung bisher terra incognita geblieben; um so dankbarer sind die Hayden'schen Arbeiten des vergangenen Sommers zu begrüßen.

Das Hauptquartier der Expedition war in Cheyenne (Wyoming), von wo aus im Juli 1878 die ganze Ausrüstung sowie die große Zahl der nothwendigen Last- und Zugthiere auf der Pacificbahn nach Point of Rocks und Green River gesandt wurden. Von dort begaben sich die vier Divisionen, in welche die Mitglieder der Expedition getheilt wurden, in nördlicher Richtung auf die resp. Gebiete ihrer Aufnahmearbeiten.

Die erste Division, unter Leitung von A. D. Wilson, wurde mit der trigonometrischen Aufnahme des ganzen zu erforschenden Gebietes betraut. Acht der bedeutendsten Piks wurden zu Vermessungspunkten benutzt, darunter die höchsten Gipfel des Yellowstone Parks. Leider wurde diese Division durch einen Ueberfall räuberischer Indianer eines großen Theils ihrer Ausrüstung sowie aller ihrer Pferde beraubt und mußte in Folge dessen lange vor der festgesetzten Zeit ihre Arbeiten einstellen. Der Yellowstone Park, nach Hayden das größte unbewohnte Terrain des Westens, bietet in seinen zerklüfteten Gebirgspartien den von Truppen verfolgten feindlichen Indianerstämmen oft einen willkommenen Zufluchtsort.

Glücklicher war die zweite Division, die unter Leitung von Mr. H. Gannett die geologische und geographische Detailaufnahme des National-Park ausführte. Es wurden die Vorarbeiten für eine Uebersichtskarte des ganzen Terrains sowie für Specialkarten der verschiedenen Geyser- und Thermenlandschaften gemacht. 47 Haupt- und viele Nebenstationen wurden für die trigonometrischen und topographischen Aufnahmen benutzt, durch Aufrichtung von Steinen an den Hauptpunkten dieselben für spätere Vermessungen verwerthbar gemacht. Einige Geysergruppen und heiße Quellen wurden neu entdeckt.

Das Terrain des Parks ist zum größten Theil eben oder wellig. Verschiedene Berggruppen und kleine Gebirgszüge erheben sich daraus, im östlichen Theil, die Wasserscheide zwischen dem Bighorn und dem Yellowstone bildend, die zerklüfteten Piks der Yellowstone-Kette. Die mittlere Erhebung über dem Meeresspiegel beträgt 7000 bis 8000 engl. Fuß, eine Höhe, die nach Hayden's Angabe auf höchstens einem Procent des ganzen Areals die Betreibung des Ackerbaues gestatten würde. Auch Weideland findet sich nur spärlich und in kleinen Flecken, am meisten noch am Nordrande des Parks. Dafür ist fast das ganze Areal mit dem herrlichsten Tannenwalde bestanden. Das Vorkommen irgend welcher verwerthbarer Mineralien konnte im Umkreise des Parks nicht constatirt werden.

Die einzige Ansiedelung im Park ist die Niederlassung des Mr. Mac Cartney an den heißen Quellen der White Mountains. Von hier aus führen gute Fahr- und Fußwege nach den schönsten Punkten des Parks, den sogenannten Amethystbergen, den Yellowstone-Fällen, dem großen See, den Schlammgeysern u. s. w. Eine der besten Straßen hat General Howard im Jahre 1877 während seines Feldzuges gegen die Nez-percés-Indianer nach dem untern Geyserbecken und von dort nach dem Flusse anlegen lassen.

Mr. W. Holmes, der Geologe der zweiten Division, beschäftigte sich zunächst mit der Untersuchung des Quellgebietes des Snake River; darauf folgte die Specialaufnahme der geologischen Structur des National-Parks. Der größte Theil desselben ist vulcanischen Ursprunges, am nördlichen Rande jedoch finden sich ungewöhnlich interessante geologische Erscheinungen: ein schmaler Streifen von nicht mehr als 15 bis 30 engl. Meilen Ausdehnung enthält eine wie für eine Sammlung geordnete Zusammenstellung aller im Felsengebirge vorkommender Mineralien; die ganze Reihe der Gebirgsformationen von den ältesten bis zu den jüngsten ist vertreten. Die einzige bemerkenswerthe Störung in der Folge der Formationen scheint in der mittlern Tertiärzeit stattgefunden zu haben. Darauf folgte eine Periode unbedeutender Bodenschwankungen, während welcher eine Menge neuerer Tertiär- und vulcanischer Felsen abgelagert wurden. Aus jenem Zeitraum stammt wohl die Bildung vieler großer Seen, von denen der bedeutendste der jetzt noch vorhandene Yellowstone-See war. Mr. Holmes legte eine reiche Sammlung aller vorkommenden Mineralien an und entwarf geologische und topographische Specialkarten des ganzen Terrains.

Die dritte Division unter Mr. F. A. Clark nahm die Wind-River-Berge, einen Theil der Wyoming-Kette, die Gros-Ventres-Kette und das obere Snake-River-Thal auf. Diese Gegend, zwischen dem 92. und 93. Längen- und dem 43. und 44. Breitengrade gelegen, enthält die Quellen des Green River sowie des Wind River. Die eingehenden Berichte über die Resultate der dortigen Aufnahmen werden von allgemeinem Interesse sein; denn nicht nur wurden bedeutende Gypslager dort aufgefunden, auch das Vorkommen von Gold, Silber und Eisen wurde an mehreren Stellen constatirt.

Die vierte Division beschäftigte sich mit photographischen Aufnahmen unter Leitung von Mr. Jackson, der schon seit neun Jahren als Photograph bei den Expeditionen nach den Territorien thätig ist. Wenn auch ungünstige Witterung die Arbeiten oft hinderte, so wurden doch der schon vorhandenen reichen Sammlung der früheren Jahrgänge viele wichtige Ansichten von hohem Kunstwerthe auch während dieser Campagne hinzugefügt. Die hervorragendsten unter ihnen sind eine Reihe von Ansichten vom Westabhange der Wind-River-Berge, eine Ansicht des ungeheuren Gletschers, der sich jetzt am Ostabhange des Fremont-Piks hinzieht, sowie mehrere Bilder des großen vergletscherten Plateaus. Auch das malerische Quellgebiet des Snake River, die Yellowstone-Fälle und die bisher noch ziemlich unbekannte Gegend um die Shoshone- und Red-Mountain-Becken lieferten wie die Geyserlandschaft in jeder Beziehung interessante Bilder. Eine projectirte Serie von Aufnahmen der schönsten Punkte am Yellowstone-See wurde leider durch den Eintritt eines langanhaltenden Schneesturmes unterbrochen. Dagegen gelang es, auf dem Heimwege am Togwotee-Paß einige Ansichten der Brecciaberge mit ihren originellen castellartigen Formen aufzunehmen.

Mr. Hayden begleitete selbst die photographische Division und fand auf ihren Streifzügen nach malerisch wichtigen Punkten reiche Gelegenheit zu einer genauen Kenntnißnahme eines weiten Gebietes. Im Hinblick auf den in der Vor-

[1]) S. die Abbildungen in Bd. XXVII des „Globus" S. 290 bis 293, 306 bis 309, 322 bis 324, 338 bis 340.

bereitung befindlichen eingehenden Bericht der Commission beschränken wir uns darauf, einstweilen mitzutheilen, daß Hayden die geologische Structur der Wind-River-Kette zum Gegenstande seiner eingehendsten Untersuchungen machte, viele interessante und nicht vermuthete Vorkommnisse dabei fand. So entdeckte er auf dem Ostabhange Gletscherschliffe und Moränenspuren in einer Ausdehnung, wie sie bisher noch nirgend im Westen vorgefunden sind, und welche die lange bezweifelte ehemalige Vergletscherung des Felsengebirges mit aller Sicherheit constatiren lassen. Die Annahme, welche in den zahlreichen Seen der dortigen Gegend mit ihren Moränenrändern alte Gletscherbecken sieht, ist daher durchaus nicht unbegründet. Auf den Wind-River-Bergen und am Fremonts-Pik wurden drei große Gletscher entdeckt, nach Hayden die ersten bedeutenderen im Osten des Großen Oceans. Im obern Thale des Snake River und auf der Ostseite der Tétons-Kette deuteten zahlreiche Moränenspuren auf das einstige Vorhandensein von Gletschern.

Der Hayden'sche Bericht schließt mit der Angabe, daß augenblicklich alle Theilnehmer der Campagne von 1878 in dem Büreau des Geological and Geographical Survey damit beschäftigt sind, das reiche gesammelte Material zu sichten und für das große, demnächst zu veröffentlichende Werk zu verarbeiten.

Die Wintun-Indianer[1]).

Nicht geistig noch physisch zeichnet sich der Stamm aus, von dem ich hier sprechen will; zählt man ihn doch zu den entwickelungsunfähigsten der californischen Indianerstämme, wohl aber — und das ist sehr bemerkenswerth — zeigt er eine große Lebenszähigkeit. Abergläubig, grobsinnlich, vergnügungssüchtig, leichtlebig, Tänze und Festlichkeiten bis zum Uebermaße liebend, dem Kriege und dem Kampfe abgeneigt, furchtsam, sanftmüthig, friedliebend, doch nicht ganz ohne gewerbliche Geschicklichkeit, so konnten sich die Wintuns in ungeschwächter Zahl erhalten, während so mancher heroische, geistig höher begabte Stamm in ihrer Nachbarschaft dahin schmolz wie Schnee in der Märzsonne. Mit der Lebensunverwüstlichkeit, welche charakteristisch ist für so manche niedrige Ordnung der Thierwelt, haben sie den Wandel der Verhältnisse überlebt und konnten nicht an Zahl vermindert, noch konnten sie von ihren alten, ererbten Wohnstätten verdrängt werden, während tapfere, bessere Stämme, die in den wildreichen Thälern und Bergen Californiens jagten, schon längst der Vergessenheit anheimgefallen sind. Mögen nun die Wintuns ihrer ganzen Charakteranlage nach nicht geneigt gewesen sein, dem weißen Manne mit der Waffe in der Hand entgegenzutreten, oder begriffen sie schon frühe, daß sie einen Kampf mit ihm nicht aufnehmen konnten, genug sie haben, einige Zweikämpfe ausgenommen, die Eindringlinge, welche kamen, ihre Berge nach Gold zu durchwühlen, niemals belästigt, und die Erfahrung zeigt, daß sie sich wohl dabei gestanden haben. Sie haben die Erbschaft, die Jagd- und Fischgründe, anderer ausgestorbener Stämme angetreten und so breiteten sie sich nach allen Richtungen von ihren ererbten Wohnstätten aus. Sie werden hoch in den Gebirgen an den Quellen des Sacramento-Flusses gefunden und wagen sich bis zum Pit-Flusse hinauf. Ihre breiten, schwärzlich-gelben Gesichter sieht man von der San-Francisco-Bay bis zum Mount Shasta und in Yreka, wo sie die reichen Fischgründe der coquetten und stutzerhaften Shasteecas, die in Folge ihrer Thorheiten und Ausschweifungen dort verdrängt worden sind, ausbeuten.

Der Name Wintun (mit der Betonung auf der letzten Silbe) bedeutet Indianer oder Volk, und die, welche ihn tragen, sind nicht wenig stolz auf diese Bezeichnung; denn in ihren Augen bedeutet sie das Volk der Völker oder das Hauptvolk. Ihre ältesten Wohnsitze, ihren Stammesursitz, haben sie am obern Lauf des Sacramento-Flusses. Von dort schoben sich die einzelnen Abtheilungen nach allen Richtungen vor und erhielten nun als Zweig der großen Familie mit Rücksicht auf die Himmelsgegend, nach welcher sie zogen, besondere Benennungen; denn Wintun ist ein Collectivnamen. Im Centrum wohnen die Dowpum Wintuns (Thal-Indianer), an dem Ruin-Fluß die Nummocs (westliches Volk), am Stony-Thomes und Elderbache die Nome Lackees (westliche Sprecher), an dem untern Stony-Bach findet man die Noocmocs (südliches Volk), und endlich leben an den östlichen Zuflüssen des Sacramento die Pooemocs (östliches Volk). Nahe an den Quellen des Trinity sitzt ein anderer Zweig dieser Familie, welcher sich Wi Kain Mocs (Volk des Nordens) nennt und zu Nachbarn die nahe verwandten Tien-Tiens hat. Dieser Name soll „Freunde“ bedeuten, und dieser furchtsame, friedliche Stamm mag sich diese Benennung wohl in der Absicht beigelegt haben, dadurch die mächtigen, kriegerischen Hoopaws, in deren Bereich sie lebten, abzuwehren. Das reiche, breite, schöne Thal von Cottonwood ist das natürliche Centrum eines weitausgedehnten, sterilen, hügeligen Gebiets und die weitzerstreuten Stämme der Wintuns betrachten es als einen Vereinigungspunkt ihres Volkes, als ein Stelldichein, ja im wintunischen Sinne genommen als ein Mekka. Bis auf den heutigen Tag lieben sie es sich dort zu versammeln, obgleich sie nicht mehr wie in den Tagen ihrer Glorie und ihrer Größe — bevor das Blaßgesicht ins Land kam — große Volksversammlungen abhalten, in welchen mit feierlichem Pompe wichtige Staatsgeschäfte berathen wurden.

Die Physiognomie der Wintuns gleicht der der übrigen californischen Indianerstämme und scheint den Chinesen, die wir hier im Lande haben, entlehnt zu sein. Nur etwas schwärzlicher ist der Teint. Sonst aber zeigen sie das flache Gesicht, die hervortretenden Backenknochen, die mandelförmigen Augen, das straffe, rabenschwarze Haar und den kurzen, stierartigen Nacken, der auf einem etwas höckerförmigen Rumpfe sitzt, wie sich diese Eigenschaften mit mehr oder minder großen Abweichungen bei allen Indianern finden, welche diesseits der Sierra Nevada wohnen. Die jungen Frauen und Mädchen fertigen sich ein recht hübsches Kleid, das aber nur aus einem breiten Gürtel aus Rehfellen besteht. Der untere Rand ist in Fransen geschnitten und mit polirten Fichtennüssen an dem Ende jeder Troddel besetzt, während der obere Rand mit hellglänzenden Muscheln besäumt ist. Die alten Weiber erscheinen oft nur mit einem Grasseil bekleidet, das sie zwei- bis dreimal um die Hüfte geschlungen haben. Sämmtliche Frauen tätuiren sich an jeder Mundecke sowie am Kinn

---

[1]) Nach Stephen Powers in Contributions to North American Ethnology III, Washington 1877.

ein gefiedertes Blatt. Die Männer tragen Phantasiegewänder; einige sah ich sogar in europäischen Frauenkleidern mit aus Binsen geflochtenen phrygischen Mützen auf den Köpfen. Wie alle californischen Indianer, so zeichnen sich auch die Wintuns durch ihren Sinn für Häuslichkeit und durch ihren Geschmack an Kaltwasserbädern aus. Um einen Trunk Wasser zu nehmen, baden sie bis an die Hüften in dem Bach und trinken dann wie Diogenes aus der hohlen Hand. Sie sind ausgezeichnete Schwimmer und im Tauchen übertreffen sie bei weitem die weißen Menschen, denn sie halten zweimal so lange unter dem Wasser aus wie diese. Wenn sie untertauchen, um Schalthiere zu sammeln, dann erscheinen sie, manchmal erst nach geraumer Zeit, wieder auf der Oberfläche, die Hände sowohl wie den Mund gefüllt mit Beute. Die Schalen der verzehrten Thiere werfen sie indessen nicht auf große Haufen, wie man sie so häufig in Californien findet und die den Archäologen schon so viel Stoff zum Nachdenken gegeben haben, sondern zerstreuen sie über den ganzen Lagerplatz. Es muß also ein anderes Volk mit anderen Gewohnheiten wie die Wintuns gewesen sein, von welchem die großen Schalenhaufen herrühren.

Will der Wintun fischen, dann verfertigt er aus zwei starken Aesten ein Kreuz, das er ins tiefe Wasser pflanzt und durch einen wagerecht gelegten Balken mit dem Ufer verbindet. Auf diesen Balken stellt er sich, ruhig und bewegungslos, den Speer zum Stoße bereit haltend, den er im geeigneten Augenblick mit solchem Erfolg niedersausen läßt, daß er oft zwei Lachse zugleich anspießt. Manchmal construirt er sich sogar eine Hütte über dem Wasser, jedoch ist er darin nicht so geschickt wie seine Rivalen, die Cahroc-Indianer am Klamath-Flusse. Der Wintun gebraucht denselben Speer, wie ich ihn bei den nördlicher wohnenden Indianern, die an der Küste dem Seeotterfange obliegen, gesehen habe. Es liegt ihm dieselbe Idee zu Grunde wie der Harpune des Walfischjägers. Das getroffene Thier soll einen gewissen Spielraum haben, um seinen Schmerz auszutoben, zu verbluten und zu verenden, und doch soll ein Merkmal alle Bewegungen des Opfers verrathen. Das erreicht der Indianer in ausgezeichneter Weise mit seinem Speer. Ein langer schmaler Schaft steckt nur lose in einem scharf zugespitzten Rehknochen, beide Theile aber sind mit einem kräftigen Strick verbunden. Wird ein Lachs angestochen, so läßt der Wintun sofort den Schaft fallen, der sich von der Speerspitze wohl trennt, aber, von dem Bande gehalten, dem Fische überall hin folgt und dessen Bewegungen auch in hohem Grade hemmt. Erscheint der Fisch auf dem Wasser, so eignet sich ihn der Wintun mühelos an, während es eine harte, in vielen Fällen sogar resultatlose Arbeit für ihn gewesen wäre, seine Beute mit untrennbarem Spieße festzuhalten. So geschickt sind die Wintuns im Fischestechen und so zahlreich sind die Lachse noch in den Flüssen und Bächen Californiens, daß ich einst sechs Wintuns beobachtete, die in einer Nacht 500 Lachse spießten, was für jeden Fischer einen Antheil von mindestens 500 Pfund eßbarem Fleisch ergab. Wenn die Fischerei am frühen Morgen beendet ist, dann legt der Wintun die Fische in eine Reihe, abwechselnd Kopf bei Schwanz, und stößt einen dünnen, scharf zugespitzten Zweig durch sie, den er dann wie einen großen Radmantel um seine Schultern hängt. Den Speer nachlässig im Sande schleifend, so schlendert der Wintun nach seinem Wigwam hin. Zu seinem Ruhm muß es übrigens bemerkt werden, daß er das Ausnehmen und Trocknen der Fische selber besorgt und nicht seiner Frau aufbürdet.

Die größte Delicatesse, für welche der Wintun ein Verständniß hat, ist Lachsrogen, und ihn sammelt er sehr sorgfältig in Körbe, welche er gern zur Schau stellt, damit er, der glückliche Besitzer, bewundert und beneidet werde. Eine andere Delicatesse wissen die Wintuns aus den Beeren des Manzanitastrauches (Arctostophilos Glauca) zu bereiten. Dieser immergrüne Strauch findet sich außerordentlich häufig in Californien, namentlich auf trockenem, sterilem Boden, wo andere Gewächse nicht mehr fortkommen wollen. Seine rothen, traubenförmigen Beeren, ähnlich den Ebereschenbeeren, nur kleiner, bilden einen Leckerbissen für die Bären, und das mag wohl die Wintuns auf den Gedanken gebracht haben, auch ihrerseits Gebrauch von diesen Manzanitabeeren zu machen. Drei verschiedene Wege haben die Wintunweiber erdacht, sie genießbar zu machen. Eine Quantität Beeren legt eine Frau in einen flachen Korb, legt über diesen ihre Beine, um ihm Halt zu geben und zerquetscht dann den Inhalt mit einem passenden Stein. Die geschlagene Masse wird in kleinen Abtheilungen auf eine nach allen Seiten abschüssige Matte gelegt, wo der Samen wegrollt, wenn das Zerstoßene mit der Hand gemengt wird. Das Ueberbleibsel, das man als Mehl bezeichnen kann, wird in einem Korbe mit heißen Steinen gekocht und giebt dann einen süßen, nahrhaften Kuchen, oder auch ein sehr angenehmes, gegen Verschleimungen heilsames Gelee, das mit dem zottigen Ende eines Rehschwanzes gegessen wird. In heißen Sommermonaten werden die zerstoßenen Beeren in kaltem Wasser aufgeweicht und ebenfalls mit dem Rehschwanz gegessen. Das Familienhaupt weiß seinen Gast nicht höher zu ehren, als daß er den Rehschwanz tief in den Manzanitabeerenbrei taucht, ihn kräftig durch den Mund zieht, um ihn dann dem Gaste zum gleichen Gebrauche zu überantworten, der, wenn er eine Rothhaut ist, der ehrenden Aufforderung kaltblütig nachkommt.

Eine andere Lieblingsspeise der Wintuns ist Klee, der im blühenden Zustande massenweise vertilgt wird. Man sieht oft ganze Stämme auf den Wiesen nach Klee suchen, dessen Köpfe sie abrupfen und in kleinen Kugeln zusammenrollen, was nach ihrer Ansicht vortrefflich schmecken soll. Im Norden Californiens tritt oft der Winter sehr scharf auf und zieht sich lange in den Frühling hinein. Das ist denn eine harte Zeit für die Wintuns, die in echt indianischer Sorglosigkeit sich niemals auf das Schlimmste vorbereiten. Da muß denn der nagende Hunger mit der süßen innern Rinde der Gelbfichte, mit welcher sich der Wintun den Magen vollpfropft, beschwichtigt werden. Ist aber der Winter vorüber, dann kann er nach Belieben seinen Speisezettel variiren. Gewöhnlich ändert sich derselbe in dieser Reihenfolge: zuerst als Vorspeise Fichtenrinde, dann der sehnsüchtig erwartete Klee, dem Wurzeln und wilde Kartoffeln folgen. Im Juni und Juli sind Lachse an der Tagesordnung, dann kommt wilder Hafer und Grassamen, Manzanitabeeren und Fichtennüsse schließen sich an und zuletzt können Eicheln gegessen werden, während Wild und Ungeziefer die ganze Saison hindurch als wünschenswerthe Beigabe gelten. Die strengen Jagdgesetze Californiens, welche dem arg reducirten Wildstande wieder aufhelfen sollen, ignorirt der Wintun, und darin folgt er nur dem Beispiele seines weißen Stiefbruders.

So lange die Wintun in Frieden mit den Indianern leben, die höher im Gebirge wohnen, treiben sie mit diesen einen lebhaften Handel in getrockneten Lachsen, Krebsen und Muscheln, welche sie gegen Bogen, Eicheln und Manzanitabeeren austauschen. Obgleich sich die Wintuns auch selber Bogen anfertigen, so ziehen sie doch mit Recht solche vor, die aus Holz gemacht sind, das im Gebirge wuchs. In neuerer Zeit machen sie mit unglaublicher Beharrlichkeit Pfeilspitzen aus den dicken braunen Whiskeyflaschen, die sehr tödtlich sind, aber doch auf der Jagd nur wenig gebraucht wer-

den. Sie dienen mehr — wie soll ich sagen? als Nippsachen und als Werthobjecte, um die gespielt wird.

Tritt ein Wintunmädchen in das Alter der Mannbarkeit, ein Ereigniß, das sich zwischen dem 12. und 14. Lebensjahre vollzieht, dann veranstaltet ihr Dorf zu ihren Ehren einen großen Tanz, der bathless chuna (Reifheitstanz) genannt wird und zu welchem die Bewohner aller umliegenden Dörfer eingeladen werden. Das Mädchen hat sich für das Fest in der Weise vorzubereiten, daß es drei Tage vor Beginn desselben sich jeder animalischen Nahrung gewissenhaft enthält und nur von Eichelbrei lebt. Während dieser Fastenzeit ist sie aus dem Lager verbannt und hat allein in einer entfernten Hütte zu leben. Todesstrafe wird über den verhängt, der sie während dieser Zeit berührt oder es nur wagt, sich ihr zu nähern. Nach Ablauf der drei Tage nimmt sie eine geweihte Suppe zu sich, die von den Früchten der buckeye california in folgender Weise bereitet wird: die Früchte werden erst eine geraume Zeit unterirdisch geröstet, um das Gift auszuziehen; dann kocht man sie in einem Sandloch mittels heißer Steine. Durch das Verzehren dieser Masse macht sich das Mädchen würdig, an dem bevorstehenden Tanze Theil zu nehmen und die Pflichten einer Frau zu übernehmen. Die eingeladenen Stämme erscheinen nun nach und nach und der Tanz kann beginnen. Sobald eine Ortschaft oder die Deputation einer solchen auf dem Gipfel eines Hügels erscheint, dann formirt sie sich in eine lange Reihe und tanzt den Hügel hinunter und um den Lagerplatz, feurige, sinnliche Lieder singend. Wenn alle Deputationen versammelt sind, was zwei bis drei Tage in Anspruch nimmt, dann vereinigen sich alle zu einem großen Tanze, der aber streng genommen nur in einem Rundmarsch um das Dorf besteht, während ununterbrochene Chorgesänge erschallen. Einer dieser Rundgesänge, der bei den Nummocs üblich ist, lautet folgendermaßen:

Hen-no way-ai
Hen-no way-ai
Hen-no.

Zum Schluß der Ceremonie nimmt der Häuptling das Mädchen bei der Hand und tanzt mit ihm die ganze Linie entlang, während die Gäste für diese Festivität improvisirte Gesänge anstimmen. Dieselben haben niemals eine feste Form und wechseln mit der Veranlassung, für welche sie gedichtet sind. Ein Lied, wie es bei einem großen Tanze zu Ehren eines Mädchens gesungen wurde, lautete in der Uebersetzung:

Du bist kein Mädchen mehr,
Du bist kein Mädchen mehr,
Der Häuptling, der Häuptling,
Der Häuptling, der Häuptling
Ehret Dich
In dem Tanz, in dem Tanz,
In der langen und doppelten Linie
Des Tanzes,
Tanz, Tanz,
Tanz, Tanz.

Nicht immer sind die Gesänge so unschuldig und keusch wie der vorstehende, sondern so obscön werden sie manchmal, daß eine Publication derselben unmöglich sein würde. Dann kommen auch Gesänge, in welchen jeder Indianer seine eigenen, separaten Gefühle ausdrückt, doch halten sie, seltsam genug, vollkommen Tact mit einander. Doch die Frauen, das mag zu ihrer Ehre gesagt sein, drücken bei dieser Gelegenheit keine unkeuschen Gefühle aus.

Die Wintuns haben einen bemerkenswerthen Hang zu gesellschaftlichen Tänzen und Vergnügungen. Wenn das Feld, der Wald und das Wasser eine reiche Ernte geliefert haben, dann werden die Herolde in Athem gehalten; wird dann doch beständig getanzt, bald in dem einen, bald in dem andern Dorf. Wenn ein Häuptling sich für die Abhaltung eines Tanzes entschieden hat, dann entsendet er den flinkfüßigsten Mann seines Dorfes nach dem nächsten Stamme, der einen andern Schnellläufer nach dem benachbarten Lager abfertigt, welche Methode fortgesetzt wird, bis die Einladung die Runde gemacht hat. Todesnachrichten werden in derselben Weise zur Kenntniß der befreundeten Stämme gebracht, und es ist wunderbar, mit welcher Schnelligkeit das geschieht. Ich habe einmal die Erfahrung gemacht, daß ein Indianer 50 engl. Meilen von unserm Lagerplatz um Mitternacht starb, und am frühen Morgen wußten es schon meine Begleiter vom Stamme der Nummocs. — Sobald der für den Tanz bestimmte Tag anbricht, rückt Alles aus: Mann, Frau und Kind, selbst die altersschwachen Greise werden auf einen großen, freien Platz mitgeschleppt. Die Frauen füllen ihre tiefen, conischen Körbe mit Eichelnkuchen und davon werden die gewöhnlichen Tagesportionen gegessen, denn — für Indianer gewiß seltsam — nicht zum Schmausen, sondern zum Tanzen kommt man zusammen. Zahllos sind die Lieder, welche während der Tänze gesungen werden. Zwei Mädchen aus dem Stamme der Nummocs sangen mir einst in gedämpftem, weichem Tone das folgende Lied, dem ich die Ehre widerfahren lassen muß, daß es prächtig klang:

Me-e hen-nay
Me-o hen-nay
Hoo-i-ker hoo-nay-hay
Hoo-i-ker hoo-nay hay
Hoo-i-ker hoo-nay hay
Me-e-e.

Von dem Nome-Lackee-Stamm weiß ich folgendes Lied:

Hilly shoo min-an
Hilly eevey wick-o-yeh
Hi-ho-ho
Hi-ho-ho
Hi-ho-ho.

Es läßt sich nicht leugnen, diese Gesänge klingen im Anfang reizend; wenn sie aber ohne Unterbrechung 50 bis 60 Mal wiederholt worden sind, dann hören sie sich schon etwas langweilig an. Unter den verschiedenen Tänzen ragen durch besondere Feierlichkeiten der Fichtennußtanz, der arrangirt wird, wenn die Fichtennüsse (von der Pinus sabiniana) gesammelt werden können, und dann der Kleetanz hervor, der im Frühjahre in Scene gesetzt wird. Die Wintuns haben zwar einen Kriegstanz; allein das friedliebende Volk vernachlässigt ihn so sehr, daß er nahezu vergessen ist. Dasselbe ist mit dem Scalptanze der Fall. Sollte der letztere gefeiert werden, so formte man einen menschlichen Kopf aus Gras und setzte ihn auf einen hohen Pfahl. Sobald eine Stammesdeputation auf einem Hügel erschien, formirte sie sich in eine lange Reihe, tanzte singend und schreiend den Hügel hinunter und um den Pfahl. Um den letzteren tanzte und sprang die ganze Gesellschaft schreiend, heulend und ihre Pfeile nach dem Graskopf abschießend. Derjenige Stamm, welcher die meisten Treffer aufzuweisen hatte, wurde als der Sieger betrachtet und mußte sich mit der Ehre, aber auch nur mit dieser, zufrieden geben. Zwischen den Stämmen der Nummocs oder Norboß herrscht eine traditionelle Freundschaft, die sie von Zeit zu Zeit durch eine Art Cartel erneuern. Den großen Gabentanz (dooryoopoody) nennen sie die Ceremonie, welche das alte von den Vätern überkommene Verhältniß fester kitten soll. Eine große, lange

Stange rammt man in die Erde, die von einem Herold oder Ceremonienmeister, wenn man will, mit Federnschmuck im Haar tanzend und singend umkreist wird. Die Gäste kommen auf dem Hügel an und tanzen, wie ich es schon oben beschrieben habe, hinunter und um die Stange. Der Ceremonienmeister ruft nun eines Jeden Namen aus und der also Aufgeforderte tritt hervor und legt eine Gabe bei der Stange nieder. Selbstverständlich wird nun im Dorfe des andern Stammes ebenfalls ein Tanz gefeiert, und mit einer gewissen Eifersucht sucht ein Stamm durch die Größe und den Werth seiner Geschenke den andern auszustechen. Ein Indianer, der sich von diesem Gabentanze ausschließen wollte, würde als ein gemeiner Geizhals erachtet werden.

Die Wintuns bezahlen nicht wie andere Indianer für ihre Weiber, sondern nehmen sie einfach weg; nur der Häuptling, der das schönste Mädchen des Stammes für sich reservirt, giebt den Schwiegereltern etwas Geld. Ohne Ceremonien wird das eheliche Band geknüpft und leicht und ohne Ceremonien auch wieder gelöst. Der Häuptling mag zwei oder mehr Weiber haben; wenn es aber einer seiner Unterthanen wagt, seine Liebe zu theilen, dann endet dies Unterfangen in einer tragischen Scene. Die beiden Weiber kämpfen dann in einem regelrechten Duell mit scharfen Steinen um die Suprematie, secundirt von ihren respectiven Freunden. Wie die Furien stürzen sie auf einander los und zerkratzen und zerhauen sich die Gesichter. Fällt eine der Streitenden, so helfen ihr ihre Freunde wieder auf die Füße und der Kampf dauert so lange, bis die eine Gattin von dem Wigwam weggetrieben ist. Der Hausherr aber steht während des ganzen Vorganges mit verschränkten Armen da und betrachtet mit Wohlgefallen den Streit um sein Herz und seine Liebe. Ist alles vorüber, dann acceptirt er die Situation und folgt der Siegerin in das Wigwam. Selten nur ist seine Sympathie für die Besiegte so unwiderstehlich, daß er ihr folgt und ein neues Zelt aufschlägt. Der Wintun erschlägt wohl in hochlodernder Leidenschaft sein Weib, oder, wenn der vorstehende Fall eintritt, läuft mit einer andern weg, selten aber verbannt er sie aus seiner Hütte. Ein verlassenes oder verbanntes Weib, welches ein kleines Kind hat, ist in den Augen ihrer Freunde vollständig gerechtfertigt, wenn sie es tödtet, da es keinen Ernährer mehr hat. Ein von seinem Vater verlassenes Kind wird des Teufels Eigenthum genannt (lolchebus, von lolchet, der Teufel).

Krankheiten suchen die Wintuns dadurch zu heilen, daß sie an dem angegriffenen Theil des Körpers so lange saugen, bis er blau und schwarz geworden ist. Der Kopfschmerzen suchen sie sich zu entledigen, indem sie sich mit einem scharfen Kieselstein zur Ader lassen, oder sie schlagen sich so lange auf die Nase, bis das Blut reichlich fließt. Eine Frau muß ihre Niederkunft in einer vom Lagerplatz entfernten Hütte abwarten und keinem Manne ist es gestattet, sie zu sehen oder sich ihr zu nähern.

Wenn der Tod unvermeidlich erscheint, dann erwarten sie ihn ohne Zagen und Schrecken. Man beobachtet unter dem sonst so lebenslustigen Volke ein sonderbares, ungesundes, todessehnsüchtiges Gefühl, das beispielsweise alte Frauen veranlaßt, monatelang das Seil um ihren Körper gewunden zu tragen, das für sie gewissermaßen ein Todtenhemd ist, denn in dasselbe wird sie gewickelt, sobald sie den letzten Athemzug gethan hat. Vielleicht daß die Greisin durch diesen Act ihre Angehörigen, welchen sie zur Last geworden ist, daran erinnern will, daß sie nur noch eine kurze Spanne Zeit zu leben hat und man sich die wenigen Tage noch gedulden möge. Eine Leiche wird in Grasseile, Rehfelle, Matten und dergleichen Gegenstände so reichlich eingewickelt, daß sie einem Waarenballen gleicht, den wohlhabende Indianer auch noch mit Muschelmünze verzieren. Nahezu rund ist die Leichenemballage, die in ein Grab gesenkt wird, in welches so weit wie nur thunlich alle die Gegenstände, welche dem Verstorbenen gehört, geworfen werden. Es ist oft eine seltsame Habe, die dem Wintun in die Gruft folgt: Messer, Gabeln, Essigkruken, leere Whiskeyflaschen, Austernkannen, Bogen, Pfeile u. s. w., und wenn es eine industriöse Frau war, so schüttet man auch einige Körbe voll Eicheln hinein. Alles soll aus dem Gesichtskreis und der Erinnerung der Ueberlebenden verschwinden, und was nicht begraben werden kann, wie das Zelt oder die Hütte, das wird verbrannt. Frauen mit traurigen Gesichtern umtanzen das neu aufgeworfene Grab, indem sie ihre Arme in die Höhe heben oder nach dem Westen richten und jammervolle Wehklagen ausstoßen. Der Name des Verstorbenen wird nie und nimmermehr ausgesprochen. Er ist nach dem Himmel gegangen, er ist hinaufgestiegen (olleb hon hara) nach dem glücklichen, westlichen Land. Die kleine Gruppe der Leidtragenden steht leise flüsternd am Grabe und deutet nach den Sternen, als dem Geisterweg (clesh yemmel), und sucht das uralte Geheimniß des Todes und des Grabes zu enträthseln. Den Namen des Schläfers aber, den sie da zudecken, nennen sie nie wieder. Wenn es sich begiebt, daß eine Gruppe fröhlicher Schwätzer zusammensteht und einer spricht unbewußt den Namen eines Todten aus, dann schreit ein anderer laut: Kedátscheda (es ist eine todte Person), und momentan erfolgt eine unheimliche Stille. Keine Worte können den Schauder und den Schrecken beschreiben, welche die Anwesenden ergreift, wenn sie diesen Ausruf hören.

Gottlose Wintuns (es mag allerdings schwer sein, festzustellen, was ein gottloser Indianer ist) verwandeln sich nach ihrem Tode in einen Grizzlybär; denn dieses Thier hält der Wintun für die Verkörperung alles irdischen Uebels. Deshalb essen sie auch das Fleisch eines getödteten Grizzly nicht, da sie glauben, mit jedem Bissen würden sie auch ein Stück von der Seele eines Abgeschiedenen verschlucken. Der härteste Fluch, den ein Wintun gegen einen Nebenmenschen ausstoßen kann, ist: „Möge Dich ein Grizzlybär fressen,“ oder: „Möge ein Grizzlybär Deines Vaters Kopf abbeißen.“ Ein schwarzer Bär wird dagegen als ein glückverheißendes Thier betrachtet und heilig gehalten. In früheren Zeiten bildeten die Häute dieser Bären einen sehr begehrten Handelsartikel, denn einige Stämme, namentlich die Nome Lackees, wollten mit den schwarzen Fellen ins Grab gelegt sein und bezahlten deshalb hohe Preise, oft 120 Mark pro Stück.

Ist ein Wintun so glücklich, einen schwarzen Bären zu tödten, so feiert ihn sein Dorf als Helden und arrangirt den Schwarzen-Bären-Tanz. Zu diesem Zwecke wird das Fell auf dem Boden ausgebreitet und von den Männern umtanzt, die in kurzen Pausen mit den Fäusten daraufschlagen, als wollten sie es gerben. Nach vollzogener Feierlichkeit wird das Fell nach dem Nachbardorfe geschickt, damit dort die gleiche Ceremonie vorgenommen wird.

Für das höchste Wesen haben die Wintuns das Wort Nomeklestówa, das „großer Geist des Westens“ bedeuten soll. Es ist bemerkenswerth, daß dies unter den californischen Indianern das einzige Beispiel ist, in dem Gott als Geist bezeichnet wird; denn der gewöhnlichen Auffassung nach ist er „der große Mann“. Religiöse Ceremonien verrichten die Wintuns nicht, es sei denn, daß man den Tanz im Schweißhause als solche gelten lassen will. In diesem Hause vollziehen sie widerwärtige Gebräuche. Nackt springen und schreien sie in abscheulichem Schmutz und Gestank umher, bis sie, in der unausstehlichen Hitze in Schweiß gebadet, anfangen zu dampfen; dann rennen sie fort und stürzen sich ins Wasser. Einige fallen während der Procedur in Ohn=

macht, die oft drei Tage dauert, ähnlich den Plantagennegern, wenn sie sogenannte Revivals halten. Ich halte übrigens dafür, daß diese Raserei eher der gar nicht zu bändigenden Leidenschaft für den Tanz entspringt, als daß sie eine religiöse Ceremonie vorstellen soll.

Die Tien-Tiens haben einige von den übrigen Wintuns abweichende Gebräuche; so nehmen sie z. B. keine Scalpe, wie es auch ihre nächsten Nachbarn, die Hoopaws, mit welchen sie durch Heirathen eng verbunden sind, nicht thun. Ihre Hütten bauen sie in scharf conischer Form aus Zweigen und Rinde, die eine viel bessere Ventilation zulassen als die mit Erde bedeckten dicht geschlossenen Hütten der Thalbewohner. Deshalb sehen die Tien-Tiens im Alter auch nicht so düster und rauchgeschwärzt aus wie die übrigen Glieder ihrer großen Familie. Sie sind Bergbewohner, schöner und kräftiger gebaut und weniger dem Laster und dem Sinnengenuß ergeben wie die Stämme, welche am Sacramento-Flusse wohnen. Auch ihre Ehen sind fester geknüpft. Sodann bedienen nur sie sich der Schleuder als Waffe, mit welcher sie tödtlichen Effect bewirken können. Einige Miner, die heute noch in ihrer Nähe leben, können an ihrem Körper nachweisen, wie sicher und verderbenbringend die Tien-Tiens den Kiesel zu schleudern wissen. Die Rehe fangen sie in der Weise, daß sie eine Quelle oder einen mit süßem Gras bestandenen Platz mit einer mit Rindenstücken behangenen Leine umspannen. Diesen Rindenzaun, der von Menschen berührt ist, überspringt das Reh nicht, sondern weicht vor dem Geruche zurück und umläuft den Platz, bis es die einzige Lücke gefunden hat, die es durchbrechen will, wobei es sich mit dem Kopf und den Füßen in den gelegten Schlingen fangen muß.

So gern wie die Wintuns tanzen, so gern spielen sie auch, und das leichtlebige Völkchen kann in beiden nie genug thun. Ihre Spiele sind einfach und viele derselben sogar kindisch. Schießübungen mit Pfeil und Bogen, welche sie háyooto nennen, sind ein Lieblingsspiel der Männer und Knaben. Aus zwei Stäben, ungefähr 3 Fuß lang, bilden sie ein Dreieck, welches sie in die Erde stecken, und hängen einen Holzball so an die Spitze, daß er ungefähr in der Mitte des Dreiecks schwebt. Der Schütze hat sich 200 Fuß entfernt aufzustellen, und wessen Pfeil den Ball trifft oder ihn am häufigsten trifft, der ist Sieger. Manchmal stellen sie auch ein größeres Dreieck auf und der Stand der Schützen ist mehrere hundert Yards entfernt, so daß sie den Ball gar nicht oder doch nur sehr undeutlich sehen. Es wird dann aber auch mit den Treffern nicht so genau genommen und der ist Sieger, dessen Pfeile dem Dreieck am nächsten kommen. Kleine Knaben und Mädchen spielen cheewee oidoi tokopeh (Klee mit dem Mund fangen). Eine große Anzahl Spielender stellt sich in einen Kreis, wenige Schritte von einander, und eins wirft dem andern eine Hand voll grünen Klees zu, der mit dem Munde aufgefangen werden muß. Dieses Spiel erregt unter den kleinen Schmutzfinken eine ungeheure Heiterkeit, und der hat die meisten Chancen den süßen Klee zu schnappen, der am lautesten lacht und in Folge dessen den Mund am weitesten aufgemacht hat. Der Glückliche, der den Klee fängt, ist auch berechtigt ihn zu essen. Eine Variation dieses Spieles ist es, wenn sich ein Mitspielender mit geschlossenen Augen und offenem Munde hinstellt und ein anderer den Kleepfropfen in die Oeffnung zu schleudern sucht. Da wird denn Nase, Kinn, Stirn oder ein anderer Gesichtstheil oft recht empfindlich getroffen, allein das stört den Jubel nicht im Geringsten.

Das bei Männern wie bei Frauen üblichste Spiel ist das heeli. Vier lange Spindeln aus Knochen oder Holz werden in den Händen auf dem Rücken gehalten und die Gegenpartei räth nun, ob sie in der rechten Hand oder in der linken liegen, ähnlich wie wir dieses Spiel mit Geldstücken ausführen. Die Spindeln sind aus dem verschiedensten Material geschnitzt, aber die Indianer bezeichnen alle Spindeln als Knochen. Sie machen aber die folgenden Unterscheidungen: polloam heeli heen, toanem heeli heen, dupem heeli heen, giah heeli heen, womit sie ausdrücken wollen, ob mit buckeye-Knochen, mit Fichtenknochen, Rehknochen oder Pantherknochen gespielt werden soll. Es besteht ein gewisser Unterschied in dem Spiel, je nachdem es mit dem einen oder dem andern Materiale gespielt wird; jedoch konnte ich mir keine Aufklärung darüber verschaffen, welche Veränderung sich in dem Wesen des Spiels vollzieht, wenn zu einem andern Knochen gegriffen wird. Uebrigens hat sich dieses Spiel mit leichten Variationen bei allen californischen Indianern eingebürgert. Ein anderes ähnliches Spiel besteht darin, daß die Spindeln in hohes Gras geworfen werden und die Gegenpartei die Anzahl derselben rathet. Das ha ist eine Art Würfelspiel, beliebt bei Männern und Frauen, die in Partien von zwei, drei und vier Mitgliedern spielen. Die Würfeln werden aus zwei Eicheln gemacht, die der Länge nach in zwei Theile gespalten und auf der Außenseite mit rothen und schwarzen Farben betupft werden. Diese markirten Eichelstücke werden in der Hand geschüttelt und in einen breiten, flachen Korb geworfen, der, ein Musterwerk der Flechtkunst, oft einen Werth von 100 Mark repräsentirt. Ein Punkt und drei weiße Flächen zählen nichts. Zwei Punkte und zwei Nullen werden für eins gerechnet, vier Punkte und vier Nullen werden für vier gezählt und so fort. Der Würfler bleibt am Spiel, bis er vier weiße Seiten wirft, dann versucht sein Nebenmann sein Glück. Wenn alle Spieler an der Reihe gewesen sind, dann nimmt derjenige, welcher die meisten Punkte notirt hat, den Einsatz an sich. Der Reingewinn in diesem Spiele überschreitet aber selten 10 Cents an Geld oder Geldeswerth.

Das teekel-teekel ist ein Spiel für zwei Mann, von welchen der eine ein kleines Stück Holz nimmt, es in der einen Hand schüttelt und es dann mit der andern Hand bedeckt. Der andere muß dann rathen, auf welchem Finger das Holzstückchen liegt. Giebt er den richtigen an, so dar er sich ein Zeichen auf seinem Kerbholz machen, andernfalls trifft seinen Gegner diese Vergünstigung.

Das teekel ist das einzige Spiel, das körperlicher Anstrengung bedarf, und wird von einer großen Gesellschaft Männern oder Knaben ausgeführt. Aus rohen Häuten oder auch aus starkem Tuch verfertigen sie einen Ballen, der die Größe einer kleinen Kirchenglocke hat. Dann wählen sie einen weiten, ganz ebenen Platz aus, in dessen Centrum sie eine mehrere Zoll tiefe Furche ziehen. Zwei lange Linien zu beiden Seiten gleich weit von der Furche ab werden gezogen, um den Stand der beiden sich nun gegenübertretenden Partien zu bezeichnen. Der Ball wird nun in die Furche gelegt und die Spielenden in zwei gleich starke Partien getheilt und mit langen Stäben bewaffnet. Nachdem sich beide aufgestellt haben, wird der Ball in die Höhe geworfen und jede Partei sucht ihn nun mit ihren Stäben der andern Partei zuzuwerfen, und lauter Jubel erschallt, wenn es gelungen ist, ihn über den Standpunkt der Gegenpartei hinauszuwerfen. Die Spieler rasen nun nach rechts und links, vorwärts und rückwärts und führen ihre Sache mit wechselndem Glücke, bis sie athemlos und schweißtriefend zusammenbrechen.

Ein altes Herkommen möge hier noch beschrieben werden, das weniger ein Spiel als eine Art öffentlicher Unterhaltung ist. Die Indianer nennen es „die Erlernung der Regeln"; allein diese Bezeichnung giebt nur einen theilweisen und unvollkommenen Begriff von dem Vorgang. In jedem Früh-

jahre, kurz bevor die Bäume ihre Blätter treiben, wird die Darstellung arrangirt und zwar abwechselnd bald in dem einen, bald in dem andern Dorfe, ähnlich wie dies mit den großen Tanzvergnügungen der Fall ist. Das Spectakelstück ist aus Gaukelspielen, Geistererscheinungen, Bauchredekunst, Concert und anderen Allotrien zusammengesetzt, und obgleich weißen Leuten der Zutritt streng untersagt ist, so gelang es mir doch einmal, mich mit Hülfe eines befreundeten Indianers einzuschmuggeln, was aber erst nach eingebrochener Dunkelheit geschehen konnte. Was während des Zwielichts geschehen war, entging mir also. Ein Indianer, der im Rufe eines Zauberers steht, bestimmt vorher, an welchen Orten und in welcher Reihenfolge er die Festlichkeiten arrangiren will, und Deputationen von verschiedenen Dörfern finden sich häufig bei ihm ein, um sich die Ehre seines Kommens zu erbitten. Er ist immer ein durchtriebener Schwindler und weiß durch ein gewisses nicht ernstlich gemeintes Zögern die abergläubigen Genossen zu hohen Spenden zu veranlassen, mit welchen sie sein Versprechen, ihr Dorf in seinem Rundreiseplan nicht zu übersehen, erkaufen. Sobald der Zauberer im Dorfe erscheint, beginnt die Vorstellung, die wie ein chinesisches Drama gar kein Ende nehmen will. Acht hinter einander folgende Nächte weiß der Acteur sein Publicum, das tapfer bis zum Ende aushält, zu fesseln. Diesen Zauberer nennen die Wintuns kakeen maidec (Geistermann) oder auch kakeen noskit (bewohnt von Geistern). Auf seinen Rundreisen wird er von einem Novizen begleitet, der schon mehrere Jahre die schwarze Kunst geübt hat, nun aber die letzte Weihe empfangen soll. Nur während der Nachtzeit giebt, wie erwähnt, der Zauberer seine Vorstellungen; bei Tage aber schläft er und diese Ruhe wird nur um 12 Uhr unterbrochen, zu welcher Zeit er sich erhebt, um seine Mahlzeit — die einzige, die er während 24 Stunden nehmen darf — zu verzehren. Außer dem Novizen functionirt noch ein Repetirer, gewöhnlich ein Knabe mit guter Stimme, dem es obliegt, alles, was der Geistermann spricht, zu wiederholen. Novize und Repetirer dürfen zweimal am Tage essen. In dem Falle, von dem ich erzähle, war der Repetirer ein Knabe, der durch die lang hinaus gezogenen Exercitien so heißhungrig und so gelangweilt wurde, daß er die erste beste Gelegenheit benutzte, sich aus dem Staube zu machen. Er wurde wieder eingefangen und mußte eine Dosis rohes Eichelmehl zu sich nehmen; denn demselben schrieb man die Kraft zu, den Hang zum Weglaufen zu neutralisiren. Für die Festvorstellung wird das große runde Tanzhaus reichlich decorirt. Schwarze Bärenfelle hängen am Dache, Kränze und Guirlanden von Blumen und Federn schmücken die Wände. Zwei Guirlanden umziehen das ganze Haus. Eine derselben ist etwas niedriger wie in Mannshöhe angebracht und besteht aus Eicheln und den brillanten Federn einer wilden Entenart. Todesstrafe wird über den ausgesprochen, der beim Eintritt in das Haus diese Guirlande mit dem Kopfe berührt. Man muß den Kopf senken und vorsichtig eintreten. Die andere Guirlande liegt auf der Erde und ist aus verschiedenen Kräutern, Gräsern und Blättern, die als heilsam gelten, zusammengesetzt. Wenn die Sonne im Untergehen begriffen ist, dann versammeln sich Männer, Frauen und Kinder in dem Tanzhaus. Das Feuer wird ausgelöscht, die Lichter verschwinden und vollkommene Finsterniß herrscht ringsum. Was der Zauberer eigentlich thut, weiß Niemand; ich konnte ihn gar nicht sehen und mein Führer wagte es nicht, die Stille zu unterbrechen und mir Aufklärung zu geben. Als sich meine Augen an die Finsterniß gewöhnt hatten, bemerkte ich den gefürchteten Mann, wie er mit gekreuzten Beinen, einem Schneider gleich, auf dem Boden saß. Dann kam ein Indianer, der seine Knie festhielt, und ein anderer umschlang seinen Körper mit seinen Armen. Er aber entwand sich nach oben dieser Umschlingung, als ob er eine körperlose Vision sei. Er geht durch das Dach, wo doch keine Oeffnung ist. Seine Stimme, oder vielleicht war es auch die Stimme eines Andern, wurde als von den Dachsparren oder aus den Tiefen der Erde kommend gehört. Geheimnißvolle Schläge in der Luft werden gehört und verschiedene sonderbare Bewegungen des Zauberers sucht man vergeblich zu enträthseln, verbietet doch die Dunkelheit, das Gaukelspiel in seinen Einzelnheiten zu verfolgen und eine nüchterne Aufklärung des Hocuspocus zu finden.

Auf die Indianer machen alle diese Vorgänge durchaus keinen erschütternden Eindruck. Nichts überrascht sie, nichts versetzt sie in Verwunderung. Manchmal wird die Vorstellung durch die Frauen unterbrochen, die das Amüsement erhöhen wollen, indem sie das Lied von der Guirlande singen. Nach einer kleinen Ouvertüre wird unzählige Mal die Strophe wiederholt:

Oo way way toan hi.

Dann folgt:

Talem yoccol wóyatoh

und schließlich:

Hollewoh yoccol wóyatoh.

Das heißt „die Federguirlande schwebt", die „Laubguirlande schwebt" und in dieser Weise werden alle Verzierungen am Hause besungen und wenn die Liste der Flaggen, Kränze, Guirlanden und Bärenfelle erschöpft ist, dann nimmt der Zauberer die Vorstellung wieder auf.

Der Wintun ist wie ein gläubiges Kind. Jeden Humbug nimmt er für bare Münze, wenn man ihn nur — spielen und tanzen läßt. Jede Kritik ist ihm widerwärtig; er liebt es nicht zu zweifeln und zu prüfen, sondern zieht das viel bequemere vertrauensvolle Glauben vor. Dieser Optimismus kostet ihn aber oft schönes Geld, wie in dem vorstehenden Falle. Mein Führer gab dem Gaukler 3 Doll. in amerikanischen Münzen und 20 bemalte und befiederte Pfeile, die einen Werth von 15 Doll. repräsentiren. Also 18 Doll. für den Cyclus von acht Nächten. Aehnliche Summen steuerten die anderen Zuschauer bei. Und das ist viel Geld bei diesem armen Indianervolke.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Prschewalski's Reise nach Centralasien. Am Sonnabend, 20. Januar (1. Februar), verließ die von der russischen geographischen Gesellschaft nach Centralasien gesandte Expedition unter der Führung des Obersten des Generalstabes N. M. Prschewalski mit dem Personenzuge der Nikolajever Bahn Petersburg. Mit dem Chef der Expedition reisten der Lieutenant Eklon, welcher ihn schon an den Lob-noor begleitet hat, der Zeichner Roborowski, und

zwei ausgezeichnete Schützen vom Kaspischen in Kronstadt stationirten Infanterieregimente. Im Zaisan-Posten an der russisch-chinesischen Grenze schließen sich der Expedition noch vier Kosaken, welche mit Prschewalski bereits in Centralasien gewesen sind, und ein Dolmetscher, Tarantsche von Geburt, an. Auch der Dolmetscher, welcher Prschewalski bis Kuldscha entgegenreist, hat bereits mit ihm eine Reise durch die Wüste mitgemacht und auf seine Treue wie auf seine Fähigkeiten kann sich der Reisende verlassen.

Die Marschroute Prschewalski's ist — wie wir aus dem „Golos" (Nro. 21, vom 21. Januar [2. Februar]) ersehen — folgende: In Moskau verbleibt die Expedition drei Tage, um die Bagage zu vervollständigen, von der sich übrigens dort schon ein bedeutender Theil befindet; von hier aus wird die Reise mit der Bahn bis Orenburg fortgesetzt und weiter auf dem gewöhnlichen Wege nach Omsk, wo ein kurzer Aufenthalt gemacht wird, und Sjemipalatinsk, von wo das letzte Telegramm nach Petersburg abgesandt wird, da weiterhin noch keine Telegraphenlinien bestehen. Auf dem Zaisan-Posten empfängt Prschewalski das Gepäck, welches er von der letzten Expedition nach Centralasien dort zurückgelassen, und organisirt seine Karawane, welche aus 30 Kamelen, darunter 20 für das Gepäck und 10 für die Mannschaften, und den nöthigen Reitpferden bestehen wird. Das ganze Gepäck wird über 150 Pud wiegen. In den ersten Tagen des Monats März verläßt die Expedition den Zaisan-Posten und schlägt die Richtung nach Chami ein, wo sie gegen Ende April anlangen wird. Weiterhin ist projectirt nach Scha-tschóu und über das hohe thier- und pflanzenreiche Vorgebirge von Kan-su zu reisen, wo die Expedition den Juni und Juli zuzubringen beabsichtigt, um von dort aus im Herbste Hlassa zu erreichen, wo sie gegen Ende November anzulangen gedenkt. Im Februar künftigen Jahres will der Reisende, wenn sich der Ausführung dieses Planes keine Hindernisse entgegenstellen, längs des Brahmaputra in das Himalajagebirge gelangen, wo er den Frühling und Sommer des Jahres 1880 zuzubringen hofft. Im Herbst 1880 beabsichtigt Prschewalski nach Hlassa zurückzukehren; von hier will er seine Sammlung unter dem Schutze der Kosacken auf dem Karawanenwege der Pilger nach Urga senden, persönlich aber im Schnellritte durch die Wüste über Chotan und Kaschgar nach dem russischen Ferganah zurückkehren. Die Expedition wird somit durch viele Gegenden kommen, die bis jetzt noch kein Europäer gesehen hat. Die Reise durch die russischen asiatischen Besitzungen macht Prschewalski jetzt zum siebenten Mal.

Dank der Unterstützung vieler Regierungsorgane und der russischen geographischen Gesellschaft ist die diesmalige Expedition Prschewalski's ausgezeichnet ausgerüstet. Zur Bestreitung der Ausgaben sind 20 000 Rubel[1]) angewiesen, von welcher Summe die Hälfte in klingender Münze ausgezahlt worden ist. Die Mannschaft ist ausgezeichnet mit Hinterladern und Revolvern bewaffnet. Im Gepäcke befindet sich alles, was zu einer so weiten und gefahrvollen Reise nothwendig ist; geodätische Instrumente, Medicamente, Vorräthe an Kleidungsstücken, ja sogar Handwerkszeug und Nägel sind in hinreichender Menge und Güte beschafft. Pulver erhält die Expedition in Orenburg; außerdem aber hat sie noch einen Vorrath auf dem Zaisan-Posten zu liegen.

Albin Kohn.

— Im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (October 1878, S. 316 ff.) giebt Capitän Dutreuil de Rhins, welcher zwei Jahre lang eines der von Frankreich an Annam geschenkten Kanonenboote befehligte, eine Beschreibung der cochinchinesischen Küste, welche er in seiner amtlichen Eigenschaft kennen lernte. Ohne hier auf die Einzelheiten einzugehen, wollen wir einige Punkte von allgemeinerm Interesse aus diesem Aufsatze hervorheben. Was vor allem eine genaue Erforschung Annams, welches doch schon durch eine ganze Reihe von Franzosen besucht worden ist, hindert, ist das Mißtrauen, der hervorstechendste Zug im Charakter der Eingeborenen. Schlechthin am besten — und zwar in jeder Hinsicht — kennen die Missionäre das Land; aber sie besitzen nichts, als nach dem Augenmaße aufgenommene Skizzen. Denn sie dürfen ihre Stellung nicht durch ernsthafte Aufnahmen, die viel Zeit kosten und schwer zu verheimlichen sind, compromittiren und müssen sich auf Erkundigungen beschränken, welche sie von Annamiten in den Städten und auf dem Lande und gelegentlich von den Moïs, den Ureinwohnern im Gebirge, einziehen. Die wenigen Offiziere und Beamten, welche bis jetzt die zweitägige Reise von Tourane (oder Quang Nam, südöstlich von Hué) nach der Hauptstadt unter den Augen annamitischer Aufpasser gemacht haben, waren natürlich ebenso wenig im Stande, genauere Daten zur Kenntniß des Landes zu liefern. — Die Hauptstadt Hué ist an einem topographisch merkwürdigen Punkte gelegen, nämlich dort, wo die bergigen Gestade des südlichen Annam an die flachen des nördlichen Annam stoßen. Von dort an kann man nordwärts den ganzen Golf von Tongking bis an die chinesische Grenze umsegeln und wird stets ein flaches, einförmiges, fast unsichtbares Ufer und nur äußerst selten eine höhere Erhebung finden. Von der Mündung des Mekong an bis Hué segelt der Schiffer an einer Küste voll sicherer, wohl geschützter Häfen, weiterhin findet er nur unzugängliche Flußmündungen. An die Stelle leicht erkennbarer schützender Klippen treten Sanddünen oder ein sandiger Strand, den nur das geübte Auge des Seefahrers von den Wellen des Oceans zu unterscheiden vermag. — Auf unseren Karten grenzt das Reich Annam unmittelbar an Kambodja und Siam; in Wirklichkeit liegt die Sache anders. Denn zwischen beiden hausen vollständig unabhängige Bergvölker, die schon erwähnten Moïs, über welche die Annamiten durchaus nichts zu gebieten haben. Beide Völker weichen sich vielmehr einander aus, und höchstens bezahlen die Wilden an den äußersten annamitischen Grenzposten einen kleinen Zoll, um sich gewisse Getreidearten zu verschaffen. Im Unterlande, an der Küste, sitzen die Annamiten seit fünf Jahrhunderten und haben sich dort acclimatisirt; aber man muß sie nur ein einziges Mal in ihren baumwollenen oder seidenen Kleidern oben im Berglande haben zittern sehen, um zu begreifen, daß sie dort nicht ausdauern können, wo eine um 5° bis 10° niedrigere Temperatur und obendrein Wind und Regen herrscht. Ueber die Hälfte der Provinz Hué ist noch unbebaut, und Handel wie Industrie sind dort gleich Null. Und doch kann man das Land nicht schlechtweg arm nennen; denn es umschließt reiche Erzlager und besitzt eine Menge trefflicher Hölzer, bietet Boden genug für den Anbau des Reises, der jährlich zwei Ernten giebt, und in den höher gelegenen Theilen für Zuckerrohr, Tabak, Kaffee u. s. w. Zwar hat Annam keinen Credit, aber auch keine Schulden. Dazu ist es kein ungesundes Land, von einigen Küstenstrichen abgesehen, und Europäer befinden sich dort sehr wohl; Dutreuil hat sich sogar dort erholt und dabei in glühender Sonne oft 15, 20, ja 36 Kilometer zu Fuße zurückgelegt und in einem kleinen Boote auf dem Wasser oder in einer feuchten Hütte zwischen Reisfeldern unter Ungeziefer und Schlangen geschlafen. Kurzum er hält Annam für ein Land, das eine Zukunft hat — nur gehören andere Leute dorthin, als die mißtrauischen, ärmlichen Annamiten.

[1]) Für das erste Jahr seiner großen Reise in der Mongolei, im Gebiete der Tanguten und den Wüsten Nordtibets 1870 bis 1873 hatte Prschewalski im Ganzen nur 2500 Rubel, in welcher Summe sein Gehalt inbegriffen war, angewiesen erhalten; für das zweite und dritte Jahr wurde ihm ein Zuschuß von 3500 Rubel bewilligt.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. №11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Amsterdam.

(Nach dem Französischen des Herrn Charles de Coster.)

III.

Das Amsterdamer Judenviertel, die Straßen Joden Burght, Joden Bree Straat und andere, liegen ostwärts vom Dam und dem königlichen Palaste, aber unweit des Mittelpunktes der Stadt. Den finstern, öden Charakter, den die Photographien zeigen, hat dieser Stadttheil keineswegs; er ist vielmehr, ohne gerade von lauter reichen Leuten bewohnt zu sein, ein Sammelplatz und Durchgangspunkt für fröhliche, geduldige, arbeitsame Menschen. Wie in einem Ameisenhaufen wimmelt es da von lauter kleinen Handwerkern; alle möglichen Dinge werden dort verkauft. Dort haben alle Trödler, Verkäufer von Gerümpel und Lumpenhändler ihren Sitz, und dort kann man sehen, wie alte, zerlumpte, abgezehrte Weiber für einen Cent ein Stückchen Käserinde oder sehnige Leber sich kaufen, das die Hunde liegen lassen würden. Aber Niemand bettelt; jeder kauft nur oder verkauft etwas, gleichviel was, und nichts ist zu schlecht und abgebraucht, um nicht einen Handelsgegenstand abzugeben. Ja, de Coster erzählt, daß in einer holländischen Stadt die jüdischen Soldaten um vier Uhr Nachmittags die Kaserne verließen und sich in der Stadt zerstreuten; eine Stunde später sah man keine Soldaten mehr auf den Straßen, aber dafür lauter Verkäufer von Birnen, alten Schuhen, alten Kaffeekannen, Flintenkugeln, Kämmen, Knöpfen, Pudeln und Wachtelhündchen, welche mit ihren lauten Rufen die Straßen erfüllten. Das waren die jüdischen Soldaten, welche aus Lust zum Handeln und Liebe zum Geld ihre Uniform mit abgetragenen Kleidern vertauscht hatten und nun während der Freizeit in der Stadt herumzogen. Sowie ein Judenkind laufen kann, fängt es auch an zu kaufen und zu verkaufen. Daher die zahllose Menge von kleinen Mädchen, welche zur Zeit der Fruchtreife mit Körben, größer als sie selbst sind, in den Straßen Amsterdams herumlaufen. In allen Häusern der Joden Bree Straat, dasjenige Rembrandt's mit einbegriffen, ist über der Eingangsthür eine Talmudstelle in einer kleinen Kapsel eingemauert; vor den Häusern, auf den „stoepen" sitzen, selbst wenn es kalt ist, ganze Familien armer Juden, meist Frauen, auf den Bänken. In der Straße aber herrscht ein Lärm, von welchem man sich keinen Begriff machen kann, wenn man ihn nicht gehört hat. Alle die kleinen Verkäufer schreien, lachen, gestikuliren, rufen und preisen ihre Waaren an. Und mit was für Stimmen! Mit allen Guttural- und Nasenlauten in allen Tönen der Skala; die kleinen in Dur, die großen in Moll. Alle Mittel der Reklame gelten, seien es Klappern, Castagnetten oder alte Kochtöpfe, auf welche losgeschlagen wird. Dazwischen ertönt eine riesige Klapper in der Hand eines jüdischen Knaben; er exekutirt einen Soldatenmarsch und verkündet damit allen Köchinnen die Anwesenheit eines Karrens, welcher von allen Häusern die Asche sammelt. Letztere wird mit dem Inhalte der Latrinen vermengt. Vor einem Karren voll billigen Briefpapiers schreitet ein krummbeiniger Junge einher und sucht durch Schütteln einer mit Nägeln gefüllten Büchse die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf seine Waaren zu lenken. Hier spielt ein Leierkasten Melodien aus Mère Angot, dort singen zerlumpte Männer und Frauen ein jämmerliches Lied vom „Niederländischen Löwen". Alte Leute bieten ge-

Im Amsterdamer Judenviertel. (Nach einer Photographie.)

Groenburgwal. (Nach einer Photographie.)

räucherte Anchovis in flachen Körben aus; einen davon tragen sie auf dem Kopfe, den andern in den ausgestreckten Händen. Ein kleiner Judenjunge wirft einem Glaubensgenossen einen alten Theekessel zwischen die Beine, um ihn auf einen Verkäufer von ungesäuertem Brote aufmerksam zu machen. „Gebakken voor Zaterdag!“ (Sabbathsgebäck) lautet sein Ruf. Die Lust zur Heiterkeit, zum Spaß und Spott bricht überall durch.

Was das Aeußere dieser niederländischen Juden anlangt, so sind sie schön oder — anscheinend häufiger — das Gegentheil davon. Von Entbehrungen und Mangel werden die Züge grob und die Augen verschwinden fast unter dem Augenbrauen-Bogen. Die Stirn wird fett und schmalzig, ebenso die Hände; der Gang ist schwerfällig, die Lippen aufgeworfen wie beim Neger und der Leib untersetzt. Ihre Haarfarbe ist roth, blond, braun und kastanienbraun. Mitunter tragen sie auch niederländischen Charakter an sich, haben hohen Wuchs, große Füße und blonde Haare, so daß man sie für Deutsche halten könnte. Daneben findet man dann die schwarzen oder braunen portugiesischen Juden. Die Frauen durchlaufen alle Stufen der Schönheit und Häßlichkeit: man sieht solche von unglaublichem Reize und wieder andere mit so scheußlichen Gesichtern, wie sie kein Hogarth erfinden kann. Armuth, Alter und Schmutz erzeugen da wahrhaft abschreckende, entsetzliche Gestalten.

Nun aber die Kehrseite! Die Juden, welche ein Zehntel der Bevölkerung Amsterdams ausmachen und daselbst neun Synagogen besitzen, halten fest zusammen; ihre Religion macht sie zu Brüdern, und sie sind gastfrei, edelmüthig, mildthätig gegen Religionsgenossen, andererseits dankbar für empfangene Wohlthaten. Wenn die Büttel früher einen Juden ins Schuldgefängniß abführten, so nahmen sie ihren Weg über Joden Burght; denn dort liefen die Genossen ihres Gefangenen herbei und steckten ihm, um seine Haft zu mildern, je nach Vermögen Kupfer- und Silbermünzen zu. Sie sind ferner intelligent und schlau: bei besonders schwierigen Processen wendet man sich an jüdische Advokaten. Sie huldigen liberalen Grundsätzen; sie haben ihren gewichtigen Antheil an dem Reichwerden der Niederlande, die ihnen einen Zufluchtsort gewährten, gehabt, natürlich aber auch an dem Reichthum selbst, so daß böse Zungen behaupten, daß dieses Volk die Niederlande noch auffressen werde.

Verfolgt man die Joden Bree Straat nach Osten, so gelangt man bei dem Botanischen Garten vorbei nach dem Zoologischen, einem der schönsten in Europa, der, wie so vieles andere in Amsterdam, durch die Bemühungen von Privatleuten und besonders des Dr. Westerman zu Stande gekommen ist. Seit 1836 hat derselbe dafür gewirkt; er begann mit einem kleinen Häuschen, worin ausgestopfte Thiere und Mineraliensammlungen zur Schau gestellt wurden. Heute umfaßt die Anlage zehn Hektaren, besitzt prachtvolle Baulichkeiten und ein Jahresbudget von 223 000 Gulden, zählt 474 Säugethiere, 1480 Vögel, 56 Amphibien und nennt ein eigenes ethnographisches Museum, das an den interessantesten ostasiatischen Gegenständen besonders reich ist, sein. Ebenso verdankt die Stadt privaten Geldbeiträgen den im Süden vor dem Leidenschen Thore angelegten schattigen Park, welcher Sommers Spaziergängern, im Winter Schlittschuhläufern zur Erholung dient. Seit 1867 schmückt ihn eine Bildsäule des 1587 in Köln geborenen Dichters Jooft van Vondel, dessen Lieder und Trauerspiele bis heutigen Tages ihre Beliebtheit beim holländischen Volke nicht verloren haben.

Bildsäule des Dichters Vondel. (Nach einer Photographie.)

Einer der edelsten Züge im holländischen Charakter ist die vorsorgliche Nächstenliebe. Die Amsterdamer Waisen- und Zufluchtshäuser für allerlei Arme und Gebrechliche sind wahre Paläste, und dabei hat der Staat gar nichts, die Stadt selten einmal etwas zu diesen mehr als hundert Anstalten beigetragen. So schenkte zu Anfang des 16. Jahrhunderts eine fromme Frau, Haasje Claas, dochter van het Paradijs (das Paradies war das Wahrzeichen am Laden ihres Vaters), ein paar kleine Häuser der Kalver-Straat, um darin sieben Waisenkinder unterzubringen. Deren Zahl wuchs aber so rasch, daß die Stadt schon 1523 die Anstalt in das alte Lukaskloster verlegte. Heute besitzt dieselbe 98 Häuser in der Stadt und 300 bis 400 Hektaren guten Landes in der Umgegend, abgesehen von ihrem Baarvermögen, und was sie den Kindern an geistiger und leiblicher Nahrung und Pflege bietet, steht unübertroffen da. Wenn dieselben Sonntags in der Stadt spazieren gehen, so sehen sie eben so heiter, zufrieden und wohlgenährt aus, wie ihre unverwaisten Gespielen, von denen sie sich nur durch ihre schwarz und rothe (das sollen die Stadtfarben Amsterdams sein) Uniform unterscheiden. In manchen Jahren treten 600, ja bis zu 1000 Waisen neu in die Anstalt, und zwar ausschließlich Kinder von Altbürgern reformirten Bekenntnisses. Die Bekenner der anderen Religionen haben ihre eigenen Waisenhäuser, deren es im ganzen 25 giebt, mit eigenen Uniformen: so das Waisenhaus der reformirten niederländischen Diakonie, dessen Insassen schwarze Jacken mit kupfernen Knöpfen, die Mädchen schwarze Kleider und eine weiße Mütze tragen. Die Juden besitzen drei solcher Anstalten; ihre Uniform ist braun. Nicht minder zahlreich sind die Hospitäler wie Sint-

Pieter Gasthuis, wo bis 1811 arme Reisende Unterkunft fanden, das Buiten Gasthuis oder Pesthuis, für Entbindungen und zum Gebrauch bei Epidemien bestimmt, zwei jüdische Krankenhäuser mit fünf Freiapotheken; ferner 34 Zufluchtshäuser für alte Leute, zum Theil aus dem 14. und 15. Jahrhunderte herrührend, und andere Stätten mildthätiger Liebe mehr. — In gewisser Hinsicht kann man selbst den riesigen, fast nur aus Glas und Eisen erbauten Industriepalast, wo den minder Bemittelten für wenig Geld Oper und Schauspiel geboten wird, diesen Wohlthätigkeitsanstalten anreihen.

* * *

Die alten Gebräuche verschwinden mit der alten Zeit, in Amsterdam wie anderswo. Doch hat sich einiges noch erhalten. So behauptet de Coster, daß Ehegelöbnisse mit Blut (?) statt mit Dinte geschrieben werden müssen, nur daß man schon anfängt statt dessen rothe Dinte zu nehmen. Fester haftet ein anderer Gebrauch: wenn die Eltern eines Bräutigams Fabriken, Mühlen oder Schiffe besitzen, so werden dieselben bei dem Verlöbnisse mit Blumenkronen und der Landesflagge geschmückt. Sieht man an dreißig elegante Einspänner, deren Gestalt oft an das achtzehnte Jahrhundert erinnert, und die in grellen Farben, meist roth, blau und weiß, erstrahlen, sieht man große Pferde mit langen Schweifen und über und über mit Blumen überladen und in dem Wagen, den sie ziehen, ein Pärchen, Bauer und Bäuerin, letztere mit all ihrem Schmucke, der brillantenbesäeten Stirnplatte und dem halbmondförmigen Hute, an welchem Bänder,

Hochzeitsfahrt.

Straußenfedern, Perlen und Blumen nicht gespart sind, hört man aus jedem Gefährte Lieder ertönen, sieht, wie Roth- und Gewürzwein die Stimmung immer mehr erregen, wie die Paare sich ohne Scheu umarmen und küssen, so ist das eine Bauernhochzeit. Das protestantische Volk will sich nicht, wie es sagt, zweimal verheirathen, begnügt sich also mit dem Civilakte auf dem Rathhause, wohin es sich zu Wagen begiebt. Katholiken und Lutheraner dagegen halten es für ihre Pflicht die kirchliche Weihe nachzusuchen; ein Wechseln der Ringe findet dabei nicht statt. Brautleute und Verwandte steigen dann in die Wagen, vergessen natürlich den Wein nicht, und durchziehen trinkend, lachend, singend und rauchend die ganze Stadt. Bürgersleute führen sich sittsamer auf; ihr Brautwagen wird mit Blumen geschmückt, und der Bräutigam muß aus einer langen, mit rothen Bändern umwundenen Pfeife rauchen.

In vielen Familien beginnt sich das Haus der Braut von dem Augenblicke an, wo am Brette des Standesamtes ihre bevorstehende Hochzeit verkündet wird, mit Blumen zu füllen; brieflich oder durch die Zeitungen wird dann ein Empfangstag bekannt gemacht, wo die Verlobten Besuche und Glückwünsche entgegen nehmen. Dabei werden die Geschenke der Verwandten und Freunde ausgestellt, und mit Zimmet gewürzter Roth- und Weißwein und Brautbonbons herumgereicht; die Kinder erhalten niedliche kleine Säcke voll der letzteren, die mit rothem oder grünem Bande zugebunden sind. Ebenso ist der Genuß bestimmter Getränke und Süßigkeiten von Wochenbesuchen unzertrennlich.

Für Leichenbegängnisse hält die holländische Kultur jene Klasse von Leuten, die vom Tode und von der Eitelkeit der Ueberlebenden sich nähren, für unerläßlich. Es sind das die „aansprekers“, wie unser letztes Bild einen solchen, und zwar katholischen Glaubens, zeigt; die anderen gleichen ihm, von geringen Unterschieden in der Kleidung abgesehen. Sie gehen zuerst einzeln zu den verwandten und befreundeten Familien, dann zusammen in der Nachbarschaft des Trauerhauses Haus bei Haus und melden ihre Botschaft. Je mehr Aansprekers um den Leichenwagen, desto distinguirter — der Todte. Der Kirchhof von Amsterdam liegt vor der Muider-Poort, und allmorgentlich ziehen die Leichenzüge durch dasselbe hinaus. Man kann nicht sagen, daß dieselben mit besonderm Ernste vor sich gehen. Denn wenn die traurige Feier vorüber ist, setzen sich die Aansprekers auf den Leichenwagen, lassen die Beine zur Seite heraushängen, der Kutscher schlägt auf die Gäule, und im Galopp geht es zur Stadt zurück bis vor eine Kneipe. Dort wird getrunken, bis sie die Pflicht zu einer zweiten Beerdigung ruft; nicht selten treffen sie dort im Zustande halber Betrunkenheit ein. Dabei sind die Begräbnisse ziemlich kostspielig, weil es der Gebrauch will, daß die Dienerschaft ansehnliche Geschenke erhält. Früher gab man ihr auch die nöthigen Handschuhe und den Trauerflor und bezahlte die Miethe für Hüte und Trauerkleider.

Leichenbitter und Dienstmädchen.

Die Sitte, daß die Nachtwächter zu Neujahr gratuliren, fällt uns weniger auf, als Herrn de Coster; doch thun sie das in naiven Versen, worin sie ihre bescheidenen Dienste rühmen. Die Amsterdamer Nachtwächter haben außerdem das Recht oder die Gewohnheit, jeden Monat sich in jedem Privathause ein Stück Torf zu erbitten, um sich in ihrem kleinen Wachthause damit zu erwärmen. Sie sind mit einer Art Klapper, einem Hammer, der auf ein Kreuz aufschlägt, ver-

sehen; bei jedem Stundenschlage markiren sie damit die Stundenzahl und rufen dieselbe aus: „Twaalf an de klok, de klok is twaalf.“

Erwähnung verdienen auch die kruyers oder Dienstleute, welche bei Umzügen helfen und Bestellungen ausrichten. Sie sind von so anerkannter Rechtschaffenheit, daß man ihnen große Summen anvertraut. Aber sie halten auch große Stücke auf den Ruf ihrer Genossenschaft. Als unlängst ein wegen eines leichten Diebstahls entlassener und bestrafter Polizist als Kruyer auftrat, erließen seine Genossen im selben Stadtviertel, sobald sie von seiner Vergangenheit erfuhren, in allen Zeitungen eine Verwahrung gegen ihn und erklärten, daß sie ihn nicht als einen der Ihrigen ansähen.

Volk und Sprache der Máklaks im südwestlichen Oregon.

Von **Alb. S. Gatschet** in Washington.

I.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen der sprachgeschichtlichen Entwickelung der Völker ist die außerordentliche Verschiedenheit der von den einzelnen Sprachfamilien eingenommenen Areale. In den zahllosen Völkerstürmen, die über den asiatischen Continent hingegangen sind, haben sich kleinere Volksstämme mit ihren eigenthümlichen Sprachentwickelungen nur in den Berggegenden des Kaukasus, des Vindhyagebirges und den höheren Theilen Hinterindiens sowie in den von Wanderungen fast unberührten ostsibirischen Küstengegenden und Inseln erhalten können, während der übrige Theil dieses Festlandes von Sprachstämmen eingenommen ist, die sich über ungeheure Erdflächen ausgebreitet haben. Letzteres ist auch in Afrika der Fall gewesen, denn hier bemerken wir bloß einen verhältnißmäßig schmalen Gürtel, der von kleineren Sprachenarealen gebildet wird. Derselbe zieht sich vom Senegal und Gambia dem Niger und der Goldküste entlang quer durch den Continent hindurch bis in die Nähe Abyssiniens und ist im Norden von der Sahara, im Süden vom Aequator begrenzt.

Der Osten Nordamerikas wird von großen, die schmale Westküste dagegen größtentheils von Spracharealen kleinern Umfangs eingenommen. Dies gilt indeß bloß für die Jetztzeit, denn noch im vorigen Jahrhundert lebten der ganzen Nordküste des mexicanischen Golfes entlang eine beträchtliche Anzahl von Stämmen mit ziemlich eingeschränkten Sprachgebieten, wie die Yutchi am Flint River, die Timucua oder Atimuca in Florida, die Chetimacha am untern Mississippi, die Attacapa und Adaize westlich davon; überhaupt ist die Vermuthung nicht ungegründet, daß das heutige Texas zur Zeit der Columbischen Entdeckung ein Gewirr von zahlreichen Sprachstämmen einem etwaigen Forscher dargeboten haben muß. Ein solches ist noch jetzt in Südamerika nachweisbar, denn dort haben nur drei Volksstämme, die der Quichuas, der Moxos und der Guarani-Tupi, ihren Sprachen eine bedeutende Verbreitung verschafft.

Lassen wir Centralamerika und die mexicanischen Staaten mit ihrem noch unvollkommen erforschten Sprachgewimmel bei Seite, ebenso Californien mit seinen ihm eigenthümlichen dreizehn Sprachstämmen, die sich meist im Norden des Staatsgebietes concentriren[1]), so finden wir in Oregon, hauptsächlich in dessen Küstentheilen, eine größere Anzahl eng umschriebener Sprachareale wieder. Tinné-Sprachen werden gesprochen von den Stämmen am Smith River, Rogue River und seinen Nebenflüssen sowie von den Cow Creek und Umpqua-Indianern im obern Umpqua-Thale. Die Tlatskanai nordwestlich von Portland und die Owillapsh (auch Kwalhioqua genannt) im Washington Territory gehörten ebenfalls diesem Sprachstamme an, sind aber jetzt verschollen. Südlich von der Mündung des Columbia-Flusses existiren ferner drei Stämme, die der großen Selish-Sprachfamilie von Washington Territory, Idaho, Montana und Britisch-Columbia angehören: die Tillamuk, die Nehélim und der südlichste derselben, genannt Nestucca. Zwischen diesen Nestucca und den Tinné am Smith River ziehen sich nun der Küste entlang durch drei Breitengrade (von 42° bis 45°) vier noch wenig erforschte Sprachfamilien von Fischervölkern hin, deren Existenz mit Ausnahme des Sprachstammes der Yákon oder Yákina in Europa noch völlig unbekannt ist. Dieselben heißen wie folgt:

1. Kúsa, in mehreren Unterdialekten an der Coos-Bay und deren Umgebung gesprochen.

2. Sayúskla, am Sayúskla-Flusse (fälschlich an Ort und Stelle Siuslaw gesprochen und geschrieben) verbreitet. Vermuthlich dehnte sich diese Sprache früher bis in die unmittelbare Nähe des Willamet-Flusses aus und wird noch heute am Ausfluß des Umpqua (bei Gardiner City) geredet.

3. Yákona oder Yákina, in mehreren Dialekten am Yákon oder Yákina-Fluß, am Siletz- und am Alsía- oder Alséya-Fluß gesprochen. Der nördlichste der Yákona-Dialekte ist durch ein Vocabular von Horatio Hale längst (1846) bekannt gemacht worden, die Alsía-Mundart dagegen, die vom Yákona bedeutend abweicht, ist bis jetzt erst handschriftlich fixirt.

4. Takílma am Unterlaufe des Rogue River und dessen Umgebung ist der südlichste dieser vier neuen Sprachstämme der Oregonküste. Derselbe ist in zwei Unterdialekten, die unter sich sehr wenig abweichen, handschriftlich fixirt worden und scheint rings vom Tinné-Sprachgebiete umgeben zu sein. In vielen Benennungen für Theile des menschlichen Körpers mahnt Takílma merkwürdigerweise an die Kalapúya-Dialekte, weicht aber in allen anderen Ausdrücken so vollständig von allen umgebenden Sprachen ab, daß dasselbe als eine Sprachfamilie für sich angesehen werden muß.

Um unseren Lesern einen Begriff von der Verschiedenheit dieser Idiome zu geben, habe ich eine Anzahl solcher Worte ausgewählt, die ein Volk nicht leicht von einem andern borgt, wenn es nicht überhaupt seine ganze Sprache gegen die eines andern Volkes vertauscht.

Die Aufstellung dieser vier Sprachstämme ist, wie ich ausdrücklich bemerke, nur auf Vocabularien von zweihundert Wörtern, also auf lexikalische Data, basirt. Das Lexikon hat aber in solchen Dingen weniger mitzureden als die Grammatiken, und da solche hier fehlen und noch lange fehlen werden, da ferner diese Vocabularien nicht mit allen

---

[1]) Vergl. Contributions to North American Ethnology, by J. W. Powell; Vol. III. Washington 1877, 8.; ein Band, der die neuesten Forschungen von Stephen Powers hierüber enthält.

wünschbar genauen phonetischen Mitteln, sondern meist durch das läppische englische Alphabet notirt sind, so ist diese Eintheilung vorerst als provisorisch hinzustellen. Zwischen Yákona und Sayúskla fallen überdies Wortähnlichkeiten auf, die schwerlich zufällig oder entlehnt sind, und das Wort für Zunge ist durch alle diese Sprachen eines und dasselbe. Uebereinstimmung von Zahlwörtern, namentlich von Eins bis Vier, beweisen bekanntlich in amerikanischen Sprachen noch keinen ethnologischen Urzusammenhang, da oft Dialekte eines Sprachstammes verschiedene, dagegen Dialekte benachbarter, doch grundverschiedener Sprachstämme dieselben Numeralien haben. Indianer zählen eben seltener mit Worten als mittels Hinweisung auf die Finger und Zehen.

Das Wort tchi für Wasser ist allgemein oregonisch-columbisch und erscheint selbst im Máklaks-Idiom in Verben, die sich auf Bewegungen des Wassers oder im Wasser beziehen. Ma-a im Kúsa-Dialekt Nro. 2 bedeutet im Dialekt Nro. 1 einen Knaben oder jungen Mann.

In dieser Wortsammlung stehen sh, tch, ts und χ für die deutschen Laute sch, tsch, z und süddeutsches ch (spanisches j), und es wird nicht überflüssig sein zu bemerken, daß der Engländer und Amerikaner oft h und r da setzen, wo sie gar nicht ausgesprochen werden. Dieselben sollen bloß anzeigen, daß der ihnen vorangehende Vocal die auf dem europäischen Continente übliche Aussprache besitzt, und so sollte Arkansas z. B. Akánsas geschrieben und gesprochen werden. Außer Sháspti ist mir keine oregonische Sprache genauer bekannt, die das r, d. h. unser rollendes r, besitzt; möglicherweise könnte aber dasselbe doch an jener entlegenen Küste einen Theil des Lautsystems bilden. Bei Durchlesung der Wortreihen wird man bemerken, daß bei mehreren Körpertheilen das besitzanzeigende „mein“ präfigirt ist; daß im Takílma pi (Feuer) und pe (Sonne) ein und dasselbe Wort ist und sich auch in Mond, píhul (Nachtsonne), wiederfindet. In den meisten dieser Idiome weicht gegen sonstige Regel das Wort Mann von dem für Indianer ab.

	Takílma		Kúsa		Yákona		Sayúskla
	Eigentliches Takílma; Dr. Hazen	Dialekt am untern Rogue-River; Dr. Barnhardt	Anasitch-Stamm an der Coos-Bay; Dr. Milhau	Ein weiterer Dialekt an der Coos-Bay; Dr. Milhau	Yákona; Horatio Hale	Alsia; Dr. Milhau	Kalawátset am unteren Sayúskla und unteren Umpqua-Flusse; Dr. Milhau
Mann . . .	télapa	títa	hatlatch	ma-a	kalt	k'ka-elte	tahamúne
Weib	waíyuwi	kaláppa	hūmts	huŏmmis	tχlaks	makvústûrle	kayatchúnûr
Gattin . . .	gukwéatil	kúta	ánakuatch	huŏmmis	—	sinsí-ūsla	ki-utchníta
Indianer . .	kwinítchtu	yápa	kut-lalts	hatltau-óme	—	itchlum	hitch
Kopf	tukutá	tókha, tóχa	hvúlu	hu-ûlu	tχlókia	kosaíntchsa	hauwáka
Antlitz . . .	liwúkwa	líua	á-a	a-a	—	tsinhánsut	kóngene
Ohr	tónktu	tóngki	kuohannass	kuennass	kuolkwûtsa	tsinkólkotsi	kókuyă
Auge	tchállu	tchilé	kuálua	huálaua	skikísu	shíntskits	kópa
Zähne . . .	yukultu	yukúlth	kutsá	kutsa	stelieliki	tsíntel	túχk
Zunge . . .	élla	éle	háleta	heleta	tûlela	itstilaguéstur	talét-hal
Hals	pukton	pukten	kwúnts	kwúnts	—	sinyáhal	só-okwe
Hand	íyuf	ūkh, ūχ	kiltsát	kiltsát	—	tsut-taú-usta	klipéoku
Finger . . .	kúmkum	—	sō-ue	tso-uatl	kuotχl	psuta-ástûr	tchiméalkl
Nacht	hwūn, hu-un	kúne	kuolitch	kauwha	kaehe	kéhe	ki-iχ
Sonne . . .	pe	pé-i	tikalts	tikâlits	pitskom	pítchko	tsayó
Mond	pihul	pikúl	klowars	klauwars	oχon	óhon	tsetaha
Stern	pohoma	púkoma	yuma	yume	tχlalt	kutsárto	tsom
Ei	teklí-emmu	téklama	markola	markola	—	tklkólus	kuonná-a
Feuer	p'i	pilúit	tchúets	tchúetl	kilita	kalíta	kliá-u
Wasser . . .	hu-ui	tchi	tíhopt	harpt	kilo	kilúkh, kilúχ	tchi
Erde	tikar	t'shar	kχkta	klikta	onitstû	lauhí	tkláyai
Meer	tuχtumuwaitu	kummikar	mitsis	mitslis	—	k'kálush (auch Salz)	ka-uetchi pit-sus
Eis	tuχl	tulχth	kuíla	kuilugh	—	kamish	kowhé-ane
Fluß	kíllum	akellum	lokas	hilárnek	hayu	iptátskiluχ	inχá-i
Hügel, Berg .	ulsomel	shumkata	kuáyats	iχ-kuéyass	—	klo-uáhayo	sko-útch
Stein	tun	tun	kuílle	kuitlie	kelih	tkil	ka-únts
Baum . . .	yek	ko	tsupuk	nukuin	—	tkū'ts	tsa-etsí
Blatt	larp	kuasha	píllart	tchínnak	—	tsúnhaik	tohánăm
Fisch	yufkon	pim	sútlik	sutlik	—	metúlta	klkteáshkan
roth	ultchil	ulktchil	klekuilt	tkikuílt	pahalût	páhat	kla-úkotû
schwarz . . .	ulkuísnut	ulkkém	tkīlas	t'kiless	kaitcht	hintcht	whúnhawun

Die übrigen Sprachstämme Oregons sind durch Wörtersammlungen aus den letzten vierzig Jahren schon einigermaßen bekannt geworden, doch nur in lexikalischer Hinsicht. Für die Kenntniß des Chinook, das auf beiden Seiten des untern Columbia gesprochen wird, sowie für die zum Theil daraus hervorgegangene Mischsprache, das Chinook-Jargon, hat der 1873 in Astoria bei Neuyork verstorbene George Gibbs das Meiste gethan, und der Verfasser dieses Aufsatzes hat wenigstens eine kleine Wortsammlung des Klákamas- und des Wasco-Dialektes angelegt. Die Kalapúya-Sprache wurde ehedem im Willamet-Thale, hauptsächlich auf der Westseite des Willamet-Flusses, in etwa sechs Dialekten gesprochen; die Indianer dieser Race, seit dem Vertrage mit der Regierung im Jahre 1855 auf der Grande-Ronde-Indianer-Reservation vereinigt, fangen indeß an, die heimischen Dialekte mit Chinook-Jargon oder Englisch zu vertauschen. Zur Sprachfamilie des Cayuse oder Wayiletpu gehören zwei unter sich stark abweichende Dialekte mit weichem, vocalischem Klange; das Cayuse am mittlern Columbia-Flusse (Süduser) und das Molále im Willamet-Thale, östlich von Oregon City.

Die am Columbia weitverbreitete Sahaptin-Sprachfamilie dehnt sich nicht bloß über die nördlichen Theile von Idaho, wo der Stamm der Nez-Percés wohnt, und über den Osten des Washington-Territoriums aus, sondern umfaßt auch einen beträchtlichen Theil des nördlichen Oregon, da die Warm-Spring-Indianer am Des Chutes River, die Walawála, Klikatat, Paluses, die Yákimas oder Yákamas und die Yumatílla am Columbia demselben zugehören. Der ganze Osten und Südosten Oregons wird von den Jägerstämmen der Shoshóni, von denen neuerdings viele auf der Malheur-Reservation untergebracht sind, durchschwärmt.

Da das Vaterland der Shásti in Californien lag und nur wenige Punkte des südwestlichen Oregon inbegriff, so bleibt uns nur noch ein Sprachstamm dieses weiten Landes (Oregon kommt an Ausdehnung der Hälfte Frankreichs gleich) zur Betrachtung übrig, der der Máklaks oder Klamath-Indianer.

Ethnologisches.

Das Volk der Máklaks weiß von keinen Wanderungen und selbst seine Sagen geben keine Andeutungen, daß solche je stattgefunden haben. Als seine Ursitze lassen sich daher die Landstrecken annehmen, welche das Volk zu Anfang dieses Jahrhunderts einnahm, als es zuerst den weißen Colonisten der Umgebung bekannt wurde. Diese erstreckten sich östlich von der Cascade-Bergkette bis ungefähr zu 121 westl. v. Gr., im Süden von der Wasserscheide zwischen den Hochlandseen und dem Pit River in Californien bis etwa zu 43° nördl. Br. Ihr Jagdgebiet sowie dasjenige der mit ihnen zusammen lebenden Shoshóni-Stämme war indeß viel größer, denn beide traten durch Vertrag mit der Regierung der Vereinigten Staaten an die letztere am 14. October 1864 ein Gebiet ab, das im Norden bis zu 44°, im Osten bis zum Südende des Harney-Sees und des Goose Lake (See der Wildgänse) reichte, westlich und südlich jedoch durch die oben angegebenen Grenzen bestimmt war.

Die zwei Hauptstämme dieses Bergvolkes theilten sich in das engere Gebiet ihrer Heimath so, daß die nördlichen Gegenden von den Klamaths oder dem „Seen-Volke“, die südlichen, die zum Theil nach Californien hineinreichten und die dürren, unfruchtbaren Lavaformationen umschließen, vom Stamme der Modocs bewohnt waren. Wie das hohe Cascade-Gebirge und Mount Shasta, so ist auch die ganze im Mittel ungefähr 4200 engl. Fuß über dem Ocean erhabene Hochfläche vulcanischen Ursprungs. Das ganze Land ist mit einer tiefen Schicht vulcanischen, grauweißen Sandes bedeckt und Bimssteinknollen finden sich an vielen Stellen des Feld- und Waldbodens aufgehäuft oder zerstreut. Der westliche Theil der Reservation, der an den obern Klamath-See grenzt und ungefähr 30 engl. Meilen im Quadrat umfaßt, ist ganz mit Tannenwäldern bedeckt, in denen ein reicher Wildstand vorhanden ist. Zahllose Mäuse, Maulwürfe, Eichhörnchen und Dachse durchwühlen den Sandboden, der an vielen Stellen, namentlich dem Saume der Wälder entlang, fast wie ein Sieb aussieht. Der Boden ist wellig und erhebt sich nur an wenigen Stellen zu Hügeln über 200 Fuß, wo dann meist das dunkelfarbige vulcanische Gestein in zerklüfteten Felspartien zu Tage tritt. In den nördlichen Theilen der Reservation findet sich kaum ein anderer Baum als die Pechtanne und die Cottonwood-Pappel, während im Thale des Lost River die Baumarten und die Vegetation überhaupt viel mannigfaltiger sind. Die Ursache dieser Erscheinung sind die hohen Kältegrade, die Sommer und Winter zur Nachtzeit eintreten und von der großen Nähe des hohen Cascade-Gebirges veranlaßt sind. Alle weiter davon entfernten Gebietstheile, wie das obere Thal des Sprague River und das ganze Thal des Lost River, erfreuen sich dagegen eines weit mildern Klimas und es lassen sich daselbst die meisten Küchengewächse und Getreidearten ziehen.

Das Gebiet der Klamath-Reservation gehört zum Wasserbecken des den Nordwesten Californiens durchfließenden Klamath-Flusses und bildet dessen Quellenrevier. Kleinere Quellbäche vereinigen sich im sogenannten Klamath Marsh, einer Morastfläche mit vielen offenen Wasserstellen, welche an Größe etwa dem Genfersee zur Hälfte gleichkommt. Die Wasser des Klamath-Sumpfes ergießen sich in den fischreichen Williamson River, der den fast ebenso wasserreichen Sprague River aufnimmt und sich dann in den Obern Klamath-See ergießt. Dieses malerische und breite Wasserbecken, mit vielen Inseln geschmückt und an Ausdehnung dem Klamath Marsh etwa gleichkommend, ergießt sich durch den Link River in den viel kleinern Untern Klamath-See, während der Lost River in den nahen Rhett- oder Modoc-See mündet. Beim Austreten aus dem Untern Klamath-See nimmt nun der Link River den Namen Klamath River an und tritt bald auf californisches Gebiet über, um nach einem Laufe von weiteren 140 bis 160 engl. Meilen die Küste zu erreichen.

Die in diesen Gewässern zu gewissen Jahreszeiten gefangenen Fische bilden eines der Hauptnahrungsmittel der Indianer; eine zweite Classe von Lebensmitteln indeß, die für sie von derselben Wichtigkeit sind, ist ebenfalls von der Existenz dieser Gewässer bedingt. Es sind dies die zahlreichen, oft sehr wuchtigen Seegräser, Binsen und Rohrpflanzen, deren unterer, zarter Theil von den Eingeborenen verzehrt wird, aus deren oberm sie Matten, Kleidungsstücke und Körbchen flechten und womit sie ihre Wigwams zudecken. Auf den Sumpf- und Seeflächen gedeiht ferner die Sagittaria, deren lange Wurzeln, und die Wasserlilie, deren Samen in außerordentlichen Mengen gesammelt werden und in geröstetem Zustande bis in die Wintermonate hinein den rothen Mann mit Nahrung versehen. Weitern Unterhalt liefert dem Indianer die Jagd des Spätjahres, die vom Juni bis October reifenden Knollengewächse, namentlich die zuckerreiche Camaßwurzel (Scilla esculenta), das Einsammeln der wildwachsenden Beeren und der Verkauf selbstgezogener Pferde von einer zwergartigen oregonischen Pony-Race, deren Ausdauer gerühmt wird. Außerdem lassen die Klamath-Indianer auf der Sägemühle der Agentur viel Holz zu Brettern sägen und verkaufen dasselbe im Lande herum. Vor dem Abschluß des Vertrages von 1864 machten dieselben

fast jedes Jahr, etwa im Mai, Einfälle in das nahe Gebiet der californischen Pit-River-Indianer, schlugen sie mit leichter Mühe in die Flucht und raubten dann ihre Weiber, Mädchen und Kinder, um dieselben am gemeinsamen Rendezvous der nördlichen Stämme, den Dalles am Columbia-Flusse, als Sklaven zu verkaufen. Einige zogen indeß vor, die geraubten Weiber an weiße Colonisten der Umgebung oder an die Soldaten des um 1866 errichteten Fort Klamath als Prostituirte für Geld „auszuleihen“.

Um auf die anthropologischen Merkmale dieser Hochlandrace einzugehen, muß vor Allem hervorgehoben werden, daß die Klamaths des südwestlichen Oregon zu den körperlich gut entwickelten Indianerstämmen gehören und an Intelligenz die Californier sowohl als die Fischerstämme der Küste nicht wenig übertreffen. Dies ist freilich die Wirkung der fortwährenden Körperthätigkeit, wozu sie die etwas karge und rauhe Natur des Landes zwingt, und die reine, kühle Luft dieser Gegenden mag diese Wirkung noch erhöhen. Die Männer sind meist von hoher, kräftiger, aber nicht beleibter Statur; die Frauen stehen ihnen an Körperlänge nicht unbeträchtlich nach, übertreffen sie dagegen an Embonpoint. Die Form des Schädels ist bei diesem Stamme sowie bei den Küstenstämmen zwischen 44° und 54° nördl. Br. von geringerer Bedeutung für die Wissenschaft als anderswo, da hier die Sitte des Schädeleinpressens noch durchweg vorherrscht. Der Ansatz des Nasenbeins an das Stirnbein ist meist breit und stark, die Nase gerade, die Augen nur wenig schief, der Mund fast immer groß, der Adamsapfel stark hervortretend, das Kopfhaar schwarz, straff und grob. Wie bei allen Indianern zeigt der Augapfel eine schwarze oder doch tiefdunkle Farbe, was die Sehkraft bedeutend erhöht, und wenn man auch viele alte Leute an den Augen leidend oder in halbblindem Zustande bemerkt, so kommt dies her von dem beständigen Winteraufenthalt in den raucherfüllten, schlecht ventilirten, bienenkorbartigen Wigwams sowie von der Gewohnheit, stundenlang in die brennenden Lagerfeuer hineinzugaffen. Die Hautfarbe, obwohl schmutzig, nähert sich der Weiße und würde noch heller erscheinen, wenn die oben erwähnten „Räucherungen“ nicht stattfänden. Die Modocs sind dunkler als die Klamaths am See, doch heller als die olivenfarbig-braunen Mittelcalifornier, sogar heller als einzelne Stämme am Columbia-Flusse. Das Schwitzbad gebrauchen sie täglich und wenn der ein- bis zweistündige Schwitzproceß vorüber ist, so stürzen sie sich in einen nahen Teich oder Bach, wenn sie nicht statt eines Bades eine bloße Abwaschung mit kaltem Wasser für dienlicher erachten.

Ueber das mittlere Lebensalter ist es schwer, Anhaltspunkte zu erlangen, denn kein Klamath-Indianer weiß genau, wie alt er ist. In Folge der mangelhaften Wohnungseinrichtungen und der unregelmäßigen Lebensweise altern dieselben vor der Zeit und tiefe Runzeln bedecken ihr Antlitz oft schon im fünfzigsten Jahre. Alte Indianerfrauen liefern das kläglichste Bild menschlicher Gebrechlichkeit, das man sich vorstellen kann. Im Sommer sind die Leute meist gesund; sobald aber mit dem November die kalte Jahreszeit eintritt, so zeigen sich Rheumatismus, Lungenbeschwerden, Ausschläge und andere Uebel, mit deren Beseitigung die Zauberdoctoren und Zauberdoctorinnen vollauf zu thun haben. Bei schweren Fällen vereinigen sich 10 bis 15 Indianer beiderlei Geschlechts in einem ihrer Erdbaue, schließen ihn oben und auf den Seiten hermetisch gegen Licht und Luft ab und unter Leitung des Schamanen, der neben dem Patienten sitzt oder steht, beginnt die Kur. Der „Doctor“ beginnt damit, einen seiner Gesänge vorzutragen; seine Stimme ist erst leise, geht dann crescendo in ein leidenschaftlicheres Tempo über und schließt nach etwa zehn Minuten mit einem Fortissimo-Geheule. Hierauf kleine Pause. Nach Ablauf derselben wiederholt der „Ausleger“ oder Apostel des Doctors das eben von jenem Vorgesungene und es fällt sogleich das ganze anwesende Publicum als Chorus ein; nach kurzer Zeit wird das Geheul wahrhaft entsetzlich, dauert aber nichtsdestoweniger etwa eine Viertelstunde. Der Text des Gesungenen enthält lauter Incantationen und ist meist an kleinere Thiere, wie Spinnen, Krebse, namentlich aber an Vögel gerichtet, welche die Ursache der Krankheit in dem Wasser, in der Erde oder der Luft zu suchen aufgefordert werden. Sie bestehen aus einer oder zwei kurzen Sangeszeilen und sind vom höchsten ethnologischen Interesse, sofern sie nämlich in der Ursprache correct zu Papier gebracht werden.

Viele Patienten werden ohne so großen Aufwand an Ceremonien und Stimmmitteln behandelt; ebenso häufig im Freien als im Innern einer Hütte. Die „Doctoren“ dieses Stammes nehmen selten zu Tränken, Salben und dergleichen Mitteln ihre Zuflucht; meistens besteht die Behandlung in Anwendung von Magnetisirkünsten, im Pressen, Reiben und Kneten der Glieder, und im Aussaugen des die Krankheit angeblich verursachenden „Objects“. Die Doctoren können Stürme heranzaubern, Regen verursachen, Krankheiten und augenblicklichen Tod aussenden, Dürre und Mißwachs veranlassen und verlorene Gegenstände wieder zur Stelle schaffen; sie werden aber auch mehr gehaßt und gefürchtet als geschätzt, und wenn in früheren Zeiten einem eine Kur mißlang, so mußte er, nach der allgemein in Oregon herrschenden Sitte, nicht selten den Mißerfolg mit dem Tode büßen.

Einige Indianer suchen sich lästige Krankheiten auch dadurch vom Halse zu schaffen, daß sie nebst der schamanistischen Hülfe auch die des weißen Arztes der Reservation benutzen und sich dann im Voraus des Erfolges entweder von der einen oder der andern Seite völlig sicher fühlen.

Aberglauben und Wunderglauben ist bei diesem von der Cultur der weißen Race noch wenig berührten Naturvolke noch allmächtig, wirkt aber nur selten in gefährlicher oder sehr verderblicher Weise, außer bei den oben erwähnten Racheacten an Zauberdoctoren. Die Klamaths sowohl als die Modocs halten für den Weltenschöpfer und Schöpfer und Regierer der Menschheit einen nationalen Genius Namens Kmukamtschikſh, abgekürzt Kmukámtsch, ein Name, der sich am besten durch: „der alte Mann unserer Vorfahren“ oder „der Greis der Vorzeit“ wiedergeben läßt. Derselbe besitzt einen Sohn Namens Aíſhiſh oder „der Verstecker“, „der Verhehler“, der Gemahl von fünf Weibern und bei den Menschen viel beliebter ist als sein Vater. Kmukámtsch stellt seinem Sohne fortwährend auf verrätherische Weise nach und bringt ihn durch Hunger oder sonstwie ums Leben; dieser lebt aber stets von Neuem wieder auf und des Vaters Nachstellungen beginnen wieder in veränderter Weise. Nach den Attributen beider und den Thiernamen, die den Weibern Aíſhiſh's beigelegt werden, kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß beide Thiergötter, Aíſhiſh wahrscheinlich ein Vogelgott ist.

Seit dem Tractat von 1864 regiert der Stamm sich selbst mittels Häuptlinge, die durchs Stimmrecht erwählt werden, und der Regierungsagent vermittelt nur die Geschäfte, die seine Stellung als Beamter der Centralregierung in Washington mit sich bringt, es sei denn, daß die Rothhäute selbst seine Entscheidung in gewissen Fällen anrufen. Ein Oberhaupt mit vier ihm subordinirten Chefs spricht nach selbstgeschaffenen Gesetzen in Civil- und Strafsachen Recht, und hat auch die Befugniß, Polizei- oder Schutzmänner aufzustellen. Die furchtbaren Scenen, welche Familienrache oft mit sich brachte, haben jetzt ganz aufgehört, und auch das Verbrennen der Todten sowie die Schließung anderer als

monogamischer Ehen ist streng untersagt. Merkwürdigerweise ist das Abhalten von Pferderennen in diesen Gesetzen ebenfalls verpönt.

Diese Indianer kleiden sich jetzt ganz nach Art der Weißen, viele stolziren sogar in alten Uniformen einher, die sie von den Soldaten des nahen Fort Klamath gekauft haben, und die oft noch mit Corporalsschnüren versehen sind. Jeder Indianer hat neben einem oder mehreren einheimischen Namen noch einen englischen von den Weißen adoptirt, theilweise aus dem Grunde, weil viele der ersteren doch gar zu drastisch klingen, größtentheils aber aus purer Eitelkeit. Eines jeden Indianers Nasenscheidewand ist durchbohrt, doch stecken fast bloß die älteren Weiber die lange, zahnförmige, weiße Dentaliummuschel hindurch. Viele tragen noch Glaskorallen und andern, rohern Schmuck am Halse, messingene Ringe an den Fingern; die Weiber haben vier Tättowirstriche am Kinn; bei vielen derselben sind die Ohren durchbohrt, während andere, besonders Mädchen, die Kopfhaare sehr lang tragen. Der Gebrauch, an den Schläfen Zöpfe zu tragen, ist bei den Männern jetzt fast abgekommen, besteht aber noch am Columbiaflusse.

Es würde diese kurze ethnographische Skizze unvollständig bleiben, wenn nicht noch einige Angaben über die Völkernamen des Stammes beigefügt würden. Diese Indianer werden nur von den Amerikanern „Klamath-Indianer“ genannt und zwar nach den Klamathseen, an denen sie wohnen. Woher der aus denselben abfließende Fluß diesen Namen hat (auch Tlamĕt gesprochen, wenigstens an der Mündung desselben), ist unbekannt. Klamaths und Modocs nennen sich selbst Máklaks, ein Wort, das einen Indianer oder Indianerin als Angehörige eines bestimmten Stammes, im Grunde aber „die ein Lager oder eine Anzahl von Wigwams Bewohnenden“ bedeutet. Von den Klamaths heißen die Anwohner des Sees E-ukshikni, „Seeleute“, die im Thale des Spragueflusses Plaikni oder „Hochländer, Oberländer“; der Name der Modocs, Móatokni, bedeutet „Anwohner des Modocsees“, welcher in ihrer Sprache Móatak, „der See des Südens“, heißt. Seit der Verpflanzung ihres Stammes nach Yaineks im Thale des Spragueflusses sind sie ebenfalls Plaikni geworden, da sie daselbst mit den Klamaths zusammenwohnen. Zehn bis zwölf Meilen weiter oben, in demselben Thale, wohnen eine Anzahl Snake- oder Schlangen-Indianer [1]), die eine shoshonische Sprache sprechen.

1877 zählte man etwa 600 Klamaths, 130 Modocs und 140 Snake-Indianer, während die nach dem Indianer-Territorium deportirten Modocs sich auf etwa 100 belaufen mögen. Gegenwärtig ist weder Abnahme noch Zunahme der Volkszahl bemerkbar, außer bei den deportirten Modocs, die wegen des ungewohnten warmen Klimas rasch dahinschwinden. Die in Hunderten von Schriften verbreitete Ansicht, daß alle Indianerstämme in Bezug auf Volkszahl in Abnahme begriffen seien, ist überhaupt in unserer Zeit, wo die Stämme durch die amerikanische Civilisation an fortwährenden Raubzügen und gegenseitiger Vernichtung verhindert werden, eine durchaus unrichtige. Bei einzelnen schwächeren Stämmen ist die Abnahme eine unbestreitbare, und die Ursachen davon sind hauptsächlich die drei von den Weißen importirten Factoren: die Pocken, gewisse Arten von Syphilis und der Branntwein. Die größeren Stämme, die noch von einem gewissen Nationalbewußtsein beseelt sind und denen es zudem das ganze Jahr durch nie an der gehörigen Nahrung fehlt, sind sozusagen durchweg in der Zunahme begriffen, wenn auch noch so viele Autoren, die niemals Indianerstämme gesehen haben, das Gegentheil aus ihren sogenannten „Quellen“ nachschreiben. Dieselben gehen unter anderm auch von der vielverbreiteten, grundfalschen Ansicht aus, daß das Gebiet nördlich vom 30. Breitegrade einstmals drei, vier bis zehn Millionen Eingeborene beherbergt habe, während Sachkennern die Annahme des Drittels einer Million etwa die richtige, eine halbe Million schon hochgegriffen erscheinen muß. Jäger- und Fischervölker haben eben ganz andere Existenzbedingungen als die Agriculturvölker der alten Welt [2]).

[1]) Diese letzteren werden von den Máklaks, bei denen sie wegen ihres abgeschlossenen Wesens nicht sehr beliebt sind, Shát, d. h. „Schmutzfinken“, genannt. Die Pit-River-Indianer nennen die Modocs „Lutuami“, was in ihrer Sprache einen See bedeutet.

[2]) Vergl. hierüber: Col. Garrick Mallery, The former and present number of our Indians; in Proceedings of American Association for Advanc. of Science, Vol. XXVI (1877), p. 340 — 366.

Die australische Colonie Neu-Süd-Wales.

Von **H. Greffrath**.

I.

Neu-Süd-Wales, wie Capitän Cook die von ihm im Jahre 1770 entdeckte Ostküste von Australien wegen ihrer wirklichen oder vermeintlichen Aehnlichkeit mit der Configuration von Süd-Wales, England, benannte, ist die älteste englische Colonie auf dem australischen Continente. Als der nordamerikanische Freiheitskrieg dem Transport von Verbrechern auf die Plantagen von Virginien für immer ein Ende machte, erinnerte sich die englische Regierung, wie Capitän Cook seiner Zeit eine Ansiedelung um Botany Bay auf das Wärmste empfohlen hatte. Die Entfernung von 16 000 Miles war kein Bedenken, vielmehr für eine zu gründende Verbrechercolonie Empfehlung. So wurde denn von Portsmouth aus am 13. Mai 1787 unter dem Obercommando des wackern Capitän Arthur Phillip ein erster Schub von meist jugendlichen Verbrechern aus den Agriculturdistricten Englands nach Australien transportirt und landete am 20. Januar 1788 in Botany Bay. Der Trupp zählte 1044 Personen; davon waren 348 Freie und 696 Deportirte. Aber Botany Bay, blumenreich wie es war und noch heute ist, eignete sich zu einer Niederlassung nicht, und schon nach sechs Tagen wurde eine zweite Landung an der Spitze von Sydney Cove, einer von den vielen schönen Buchten in Port Jackson, und zwar an der Stelle, wo jetzt auf dem Macquarie-Platze in Sydney ein Obelisk errichtet ist, bewirkt. Am 26. Januar 1788 proclamirte Capitän Arthur Phillip als erster Gouverneur die Grenzen der neuen Colonie. Dieser Tag wird als Anniversary Day oder Geburtstag in ganz Neu-Süd-Wales alljährlich in fröhlichster Weise gefeiert, —

eine Sitte, welche überhaupt in allen australischen Colonien am Tage ihrer Gründung beobachtet wird [1]).

Neu-Süd-Wales umfaßte ursprünglich alles Land des australischen Continents, welches zwischen der Ostküste und 135° östl. L. Gr. liegt. Nachdem im Jahre 1851 Victoria und im Jahre 1859 Queensland als selbständige Colonien losgetrennt waren, verblieb für Neu-Süd-Wales immerhin noch ein Areal von 310 938 engl. oder 14 623 deutschen geographischen Quadratmeilen [2]), welches sie nicht viel kleiner macht als Frankreich und Großbritannien zusammen.

An der Küste von Neu-Süd-Wales, wie es jetzt geographisch begrenzt ist, zieht sich ein niedriger, wellenförmiger Strich Landes hin, 1062 Kilometer lang und 50 bis 160 breit. Die schönen Cederwälder und das dichte Gebüsch, welche sich hier früher ausbreiteten, haben jetzt zahlreichen Farmen Platz gemacht, und die Fruchtbarkeit ist in der Nähe von etwa einem Dutzend Flüsse, die durch Alluviallland fließen, eine ganz außerordentliche. Der einheimische Graswuchs ist in der Regel grob und üppig und darum zum großen Theile durch Ansäen von fremden Gräsern (Reih-, Hahnenfuß-, Präriegras u. s. w.) und Futterkräutern ersetzt worden. Im Süden ist durchweg der weiße Klee eingeführt. Das Klima ist mild und verhältnißmäßig feucht. Für Merinoschafe eignet sich diese Region viel weniger als für die langwolligen englischen Leicesters, Lincolns, Downs u. s. w. und deren Kreuzung. Rindvieh gedeiht hier vortrefflich, und Milchwirthschaften für Bereitung von Butter und Käse trifft man überall, namentlich im Süden.

Hinter dieser Niederung erhebt sich mit plötzlichem Anstieg, von Norden nach Süden ziehend, in der Länge von 965 Kilometer und ziemlich parallel mit der Küste, das steile Great Dividing Range (große, die Wasserscheide bildende Gebirge) oder die Cordilleras, bestehend aus sieben Hauptzügen mit verschiedenen Namen und neunzehn meistens lateralen Abzweigungen. Die Höhe dieser Cordilleras wechselt von einigen hundert bis über 7000 Fuß, hält sich aber größtentheils auf 2000 bis 3000. Der höchste Punkt wird auf dem Mount Koskinsko mit 7308 Fuß erreicht. Der westlich von Sydney liegende Theil dieses Gebirges heißt „the Blue Mountains“, das blaue Gebirge; bis zum Jahre 1817 galt es für ein unübersteigliches Hinderniß, um Kenntniß des Innern jenseit der Berge zu gewinnen. Jetzt führt von Sydney aus eine 310 Kilometer lange Eisenbahn darüber hinweg nach Bathurst und von da weiter nach Orange, deren Höhepunkt auf dem Mount Victoria 3660 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Es ist dies eines der großartigsten Bauwerke der Neuzeit, welches unter der Leitung des Oberingenieur Whitton ausgeführt wurde. Im Süden werden die Cordilleras in dem Theile, der „the Cullarin Range“ heißt, durch die ebenfalls von Sydney auslaufende Südbahn überschritten, welche, 496 Kilometer lang, über Goulburn, Yaß und Cootamundra nach Wagga Wagga führt und jetzt bis Albury am Murray River noch 126 Kilometer weit fortgesetzt wird, um sich hier an die von Wodonga, am jenseitigen Ufer des Murray, nach Melbourne führende Bahn anzuschließen. Damit wäre dann Sydney mit Melbourne durch Eisenbahn verbunden, eine Entfernung von 895 Kilometer, die sich in 25 bis 30 Stunden zurücklegen läßt. Im Norden passirt die Nordbahn, welche in der Länge von 294 Kilometer von Newcastle am Hunter River über Maitland, Singleton, Scone und Murrurundi nach Tamworth läuft und von da noch auf weitere 143 Kilometer bis Armidale in Bau begriffen ist, die Cordilleras im Liverpool Range.

Hinter dem Dividing Range gelangen wir auf Tafelland, ungefähr 2500 Fuß hoch und 50 bis 80 Kilometer breit. Obwohl ziemlich felsig, enthält es doch viel gutes Weideland und Striche des schönsten Agriculturbodens, auf welchem Weizen- und Obstbau mit bestem Erfolge betrieben werden. Nach Süden zu liegen die berühmten Monaro-Ebenen mit vulcanischem Boden und nie versiegenden Wasserläufen, wo es an Schäfereien und Rindviehherden nicht fehlt. In der Mitte breiten sich die herrlichen Pastoralebenen von Goulburn, Yaß und Bathurst aus und nach Norden die für Ackerbau und Viehzucht nicht minder ausgezeichneten Neu-England-Districte, so genannt wegen der Aehnlichkeit ihres Klimas mit dem von England. Wenngleich es in dieser Region gar manche Gegenden giebt, wo sich verhältnißmäßig feine Merinowollen — Kamm- und Tuchwollen — produciren lassen, so ist doch der Boden im Allgemeinen zu streng, das Gras zu geil, die Lage der Witterung zu sehr ausgesetzt und das Klima zu kalt für die feinsten Merinowollen. Die großen Merino- und die langwolligen englischen Schafe dagegen gewähren bei sorgfältiger Behandlung gute Erträge, die ersteren 5 bis 6, die letzteren 7 bis 8 Pfund durchschnittlich, zum Werthe von 10 P. oder 83½ Pfg. für das Pfund.

Dem Tafellande reihen sich die Western Slopes, das ist das sich allmälig nach Westen senkende Terrain, in einer Länge von 885 Kilometer und einer Breite von 150 an. Das Klima ist mild und ziemlich gleichförmig, weder zu warm noch zu kalt, der Winter gelinde und kurz. Der Boden, wiewohl an manchen Stellen recht schlecht, ist im Allgemeinen fruchtbar und in manchen Gegenden sogar in sehr hohem Grade. Er besteht zum großen Theile aus rothem chokolatfarbigem Lehm und ist mit Eucalyptus hemipholia, bekannter unter dem vulgären Namen „Box“, bestanden. Es ist dies ein schlanker Baum, dessen Holz wegen seiner Härte, Zähigkeit und Ausdauer hohen Werth hat. Ein Theil der ausgezeichneten Murrumbidgee-, Lachlan-, Mudgee- und Liverpool-Plains-Pastoral- und Agrikulturdistricte gehört hierher, wo die feinsten Merinowollen der Erde, sowohl Kamm- als Tuchwollen, gewonnen werden. Auch für Pferde- und Rindviehzucht ist dieser Distrikt unübertroffen.

An die Western Slopes schließt sich die sogenannte Intermediate Division an, 933 Kilometer lang und 193 breit. Sie führt ihren Namen davon, daß sie den Uebergang von den Western Slopes zu den salzhaltigen Saltbush-Ebenen vermittelt, also gewissermaßen eine Zwischenstation bildet. Das Klima ist zwar heißer und trockner als auf den Western Slopes, aber dabei ein sehr gesundes, wiewohl ein Aufenthalt in diesen Gegenden gerade kein angenehmer ist. Das Land, eben und flach und meistens salzhaltig, enthält doch auch Strecken des fruchtbarsten Agrikulturbodens von ziemlicher Tiefe. Der Graswuchs, welcher von Jahr zu Jahr fester und besser wird, ist für Vieh außerordentlich nährend. Zu dieser Region gehören, wenigstens ihrem größten Umfange nach, die herrlichen Murrumbidgee- (bekannter unter dem Namen der Riverina), Lachlan-, Wellington- und Gwydir-Pastoraldistrikte. In nassen Jahren findet sich hier der üppigste Graswuchs, und in Zeiten der Dürre reicht schon ein mäßiger Regen hin, denselben zu beleben. Für die Produktion von ganz feinen und dichten Wollen sind das

[1]) In Tasmanien am 3. December, in Westaustralien am 1. Juni, in Südaustralien am 28. December, in Victoria am 1. Juli und in Queensland am 10. December.

[2]) Die frühere officielle Angabe des Flächeninhalts von Neu-Süd-Wales lautete auf 323 437, dann auf 325 000 englische, beziehentlich 15 213 und 15 286 deutsche Quadratmeilen. Nachdem von einer neuern Berechnung in der Perthes'schen Anstalt in Gotha nur 308 560 engl. oder 14 513 deutsche Quadratmeilen ermittelt worden waren, hat sich die officielle Angabe jetzt auf 310 938 resp. 14 623 reducirt. Vergl. Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde V, S. 44.

heiße Klima sowohl wie das zu nahrhafte Futter von Gras und Saltbush weniger günstig, vielmehr lehrt die Erfahrung, daß die kleinen feinwolligen Schafe schon nach ein oder zwei Generationen degeneriren, indem sie selbst an Umfang zunehmen und der Faden ihrer Wolle gleichzeitig gröber und länger wird. Als Specialität dieses Distriktes gilt eine gesunde, gut gewachsene Kammwolle von der Qualität gut bis sehr gut. Nur im Osten dieser Region liegen einzelne Strecken, welche die Produktion von Tuchwolle begünstigen.

Des Riverina-Distriktes geschieht so häufig Erwähnung, daß wir noch einige Worte darüber hinzufügen wollen. Der Name, von River (Fluß) abzuleiten, bedeutet Flußgebiet und wurde diesem Districte von dem am 8. August 1878 in Sydney verstorbenen Reverend Dr. Lang gegeben, welcher sich für die Erhebung desselben zu einer eigenen Colonie besonders interessirte. Gegenwärtig dient der Riverina so gut wie ausschließlich der Viehzucht und der Wollproduktion, wiewohl der Boden auch für andere Erwerbszweige gute Quellen bieten würde. Die Chinesen sind zur Zeit fast die einzigen Gärtner und produciren eine große Menge der schönsten Gartenfrüchte. Apfelsinen, Limonen, Feigen und Wein gedeihen vortrefflich. Im Hinterlande des Distriktes herrscht allerdings großer Mangel an Wasser, welches sich dort nur auf künstlichem Wege — durch Ansammeln in Bassins zur Regenzeit oder durch Tiefsenken — erhalten läßt. Die einheimischen Gräser sind an manchen Orten durch Ansäen fremder Gräser und Kräuter mit bestem Erfolge verdrängt worden. Die Eisenbahn, welche die Kolonial-Regierung jetzt durch den Distrikt bauen läßt, wird zur Hebung desselben wesentlich beitragen und namentlich auch mehr Bevölkerung, an der es noch fehlt, herbeiziehen. Erwähnt sei noch, daß Victoria, die kleinste aber wichtigste unter den Kolonien Australiens, eifrigst bemüht ist, den Riverina, der auch bei seiner geographischen Lage mit seinem ganzen Handelsverkehr (im Jahre 1877 wurden 113 822 Ballen Wolle dahin exportirt) auf Victoria hingewiesen ist, an sich zu bringen und eine Grenzberichtigung dahin vorzunehmen, daß anstatt des Murray, wie jetzt, der Murrumbidgee die Scheide bilde. Aber Neu-Süd-Wales wird sich dazu schwerlich verstehen, und England wird sich der bösen Folgen wegen wohl hüten, ein Machtwort zu Gunsten von Victoria dareinzulegen.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Durch des englischen Gesandten Sir Layard Vermittelung hat Dr. Schliemann von der türkischen Regierung die Erlaubniß erhalten, in den bekannten großen Grabhügeln der troischen Ebene Ausgrabungen zu veranstalten. Dieselben sind zum Theil zwar schon längst untersucht worden, aber wie der unermüdliche Schatzgräber meint, nicht richtig und gründlich genug. Am 1. März denkt er, die Arbeiten in Hissarlik wieder aufzunehmen und gleichzeitig diejenigen an den Grabhügeln zu beginnen.

— In der Leipziger Gesellschaft für Erdkunde hielt Prof. Dr. F. Delitzsch am 28. Januar einen Vortrag über das Paradis, welches schon Hopkinson (1583) in Babylonien vermuthete und Sir H. Rawlinson aus assyrischen Quellen daselbst nachwies. Prof. Delitzsch hat nun in den Keilschriftmonumenten des British Museum Namenlisten gefunden, worin die Kanäle Pisan und Guchan vorkommen, ersterer dem Pallakopas-Kanal aus der Zeit Alexander's entsprechend und dem Euphrat südlich parallel laufend, der Pison der Bibel, letzterer der Gihon, während Phrat und Chiddekel gleich Euphrat und Tigris sind. In der Umgegend von Babylon dachten sich also die Semiten die Urheimath des Menschengeschlechts.

— Der Fluß Kuma, melden die Stawropoler Gouvernementsnachrichten, hat sich nun endlich wieder in das Meer ergossen, nachdem er einen Theil der Karanogaier Steppe zwischen den Stationen Kumsk und Huidutzk überschwemmt hat. Herr Wleskow, Pristaw von Karanogaisk, hat sich sofort an die Mündung der Kuma ins Kaspische Meer begeben und trifft Anstalten, um alle Hindernisse, welche etwa den freien Lauf des Flusses stören oder erschweren könnten, wegzuräumen. Dieses Ereigniß ist für die Nomaden von der größten Wichtigkeit; die Natur selbst hat die nöthigen Nivellirungsarbeiten ausgeführt, und es bedarf jetzt nur noch geringer Arbeit, um den ehemaligen Lauf der Kuma wieder gänzlich herzustellen. Nun wird wiederum frisches Leben in die öde Steppe einziehen und die ökonomischen Verhältnisse ihrer Bewohner werden sich rasch und günstig umgestalten.

— Die Expedition des Baron Aminow nach der Wasserscheide zwischen Ob und Jenisei (s. „Globus" XXXIV, S. 111) hat ihre Beobachtungen und Messungen daselbst anscheinend noch nicht abgeschlossen, hat aber schon jetzt nach „Nature" die Ueberzeugung gewonnen, daß es nur eines kurzen Kanals mit Schleusen bedürfe, um den Kas, einen linken Zufluß des Jenisei, mit der Jazewaja und der Lomowataja, welche durch den Ket dem Ob tributär sind, in schiffbaren Zusammenhang zu bringen. Der Kas mündet unter dem 60. Breitengrade 27 deutsche Meilen nördlich von Jeniseisk in den Jenisei, der Ket unter 58° 17' nördl. Br. oberhalb Narym in den Ob. Dort wo sich Jazewaja und Kas am nächsten kommen, liegt sumpfiges Land, über welches Aminow sein 40 Fuß langes Boot 3½ Werst weit von seinen Ruderern hinüberziehen ließ. Jene Schleusen könnten sogar wegfallen, wenn die Schifffahrt nur im Frühling betrieben werden sollte.

— Die Küstenaufnahmen in Indien waren zuletzt eine Zeit lang durch das Fehlen eines geeigneten Dampfers sehr gehemmt. Jetzt wird aus Bombay gemeldet, daß ein dafür bestimmtes neues Schiff, der „Investigator", vom Stapel gelaufen und mit der erforderlichen Ausrüstung für das Herstellen von Karten, Tiefseemessungen u. s. w. versehen worden ist.

— Aus Singapur wird geschrieben, daß das Sultanat Perak (auf der Westküste der Hinterindischen Halbinsel zwischen 4° und 6° nördl. Br.) wegen seines für Pflanzungen überaus geeigneten Bodens (s. oben S. 126) mehr und mehr die Aufmerksamkeit der Pflanzer von Ceylon auf sich ziehe, und daß der Maharadschah von Dschohor (gegenüber von Singapur) einen frühern Pflanzer von Ceylon zu einer Art Ackerbauminister ernannt habe, um sein Land der Kultur zugänglich zu machen. Daß wir es hier mit einer Gegend zu thun haben, welche den Lobeserhebungen wirklich entspricht, und daß es sich nicht, wie häufig in Amerika, um leere Reklame handelt, geht aus folgender Schilderung hervor, welche

Mr. Birch, dessen Ermordung bekanntlich vor einigen Jahren die Engländer zum Kriege mit Perak nöthigte, von dem Lande entwirft (Journal of the R. Geogr. Soc. 46, p. 363): „Die größten Hülfsquellen dieses schönen Gebietes liegen in seinem Boden. Wenn ein Kapitalist veranlaßt werden könnte, im Thale des Perak-Flusses den Anbau von Tabak, Zucker oder Indigo zu betreiben, so wird er bald den Erfolg, mit dem er arbeiten kann, spüren. Das Klima ist vortrefflich, das Wasser rein, reichlich vorhanden und sehr leicht behufs Berieselung zu erlangen, der Boden merkwürdig reich; in jedem Dorfe finden sich große Viehherden und auf den Bergen ringsum, die leicht zugänglich sind, ist zweifellos guter Boden für Kaffee anzutreffen. Ceylon hat in letzter Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht und während der letzten 25 Jahre haben sich seine Einkünfte verdoppelt, und dabei besitzt es keineswegs eben so wunderbare Reichthümer an Mineralien, Land und Wasser wie die Staaten der malayischen Halbinsel.“ Wie sehr sich dort in Hinterindien in letzter Zeit die Verhältnisse geändert haben, beweist auch folgende Mittheilung der „Nature“, daß unlängst in Tandjong Pagar ein Landstück, wofür die Ostindische Kompagnie vor nicht so langer Zeit pro 15 Acre 1 Rupie (2 Mark) bezahlt hatte, zu Preisen von 20 000 bis 30 000 Doll. pro Acre verkauft worden sind.

— Ueber Graf Bela Szechenyi's ostasiatische Expedition (vergl. oben S. 15) bringen die Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft (1879, Heft 1) aus einem Briefe des Oberlieutenant Kreitner folgende neuere Nachricht: „Am 7. December brechen wir in das Innere von China auf. Unser nächstes Reiseziel ist Su-tschau-fu in der Provinz Kansu. Wir fahren von Hankau in Booten am Hanflusse aufwärts bis Siang-yang; von da nehmen wir als Karawane die Route über das Sinlinggebirge, und ich glaube, daß wir den Gelben Fluß bei Lan-tschau-fu übersetzen werden. Wir könnten Mitte März in Su-tschau-fu sein. Vom kais. chinesischen Ministerium des Aeußern (Tsung-li-yamen) erhielten wir für die Reise einen Schutzschein zweiter Klasse, der auch Gültigkeit für Tibet haben soll. Als Dolmetsch begleitet uns ein junger Chinese, welcher bisher als Interpret im holländischen Consulate fungirte. Außerdem engagirten wir für die Reisedauer zwei chinesische Diener, welche etwas Englisch verstehen.“

— John M'Carthy, ein Missionär der „China Inland Mission“, machte im Jahre 1877 vom Januar bis August die Reise von Tschen-kiang am Yang-tße durch Hu-peh, Sze-tschwan, Kwei-tschau und Jün-nan nach Bhamó am Irawaddy. Unter seinen Beobachtungen sind besonders hervorzuheben: die freundliche oder wenigstens nicht feindliche Aufnahme, die er überall fand, wohin er kam, und die ihn die ganze beschwerliche zu einem großen Theil zu Fuß zurückgelegte Reise ohne Hindernisse Seitens der Einwohner oder Beamten vollenden ließ. In den Provinzen Sze-tschwan und Kwei-tschau fand er eine unerwartet große Zahl von Römisch-Katholischen, die in jeder größern Stadt ihre Bethäuser hatten und so weit geduldet zu sein schienen, daß man Crucifixe und andere mit dem Gottesdienst der Christen zusammenhängende Gegenstände in den Kaufläden öffentlich ausgeboten sieht. M'Carthy glaubt, daß die Römisch-Katholischen in allen Theilen dieser Provinzen nach Tausenden zu rechnen seien und stellenweise auch großen Einfluß besäßen; besonders in dem wichtigen Platze Kwei-yang-fu fand er sie zahl- und einflußreich. Was die allgemeine Lage dieser beiden Provinzen betrifft, so fand der Reisende Sze-tschwan dicht bevölkert und wohl angebaut, dagegen aber Kwei-tschau besonders in seinen westlichen Theilen durch die Unruhen der letzten Jahre verwüstet und entvölkert. Mohn war die einzige Pflanze, die er hier angebaut fand. Die Ermunterungen zur Einwanderung, welche die Regierung in Form von Landschenkungen und Unterstützungen ausgehen läßt, scheinen bisher wenig Erfolg gehabt zu haben, wohl weil die Mandarinen mehr auf ihren eigenen Vortheil als den des Landes bedacht sind. Nur in der Stadt Ngan-schun-fu und ihrem Bezirke fand M'Carthy mehr Leben und Regsamkeit. Opium in erheblichen Mengen geht von hier nach Canton und sogar Schanghai. In Jünnan fand er nicht viel bessere Zustände. Interessant ist hier seine Angabe, daß der Handel mit Bhamó, vorzüglich der Baumwollenhandel, in den Händen einiger wenigen einflußreichen Mandarinen zu liegen scheine, welche denselben gewissermaßen monopolisiren und wiederum in ihrem eigenen Interesse mehr als in dem des Landes den Versuchen entgegentreten, die Irawaddy- oder die Songka-Straße nach Jün-nan den Europäern zu öffnen.

— Léon Rousset, ein Franzose, welcher von 1868 bis 1874 am Arsenal von Fu-tschau in Physik und Naturwissenschaften unterrichtete und vor seiner Heimkehr eine Reise nach Lan-tschau-fu am obern Hwang-ho unternahm, berichtet darüber einiges im Bulletin der Pariser geographischen Gesellschaft (Octobre 1878). Dort giebt er auch eine Erklärung des Wortes „Pagode“. In der Nähe eines Tempels bei Lan-tschau-fu sah er nämlich einen kleinen mehrstöckigen Thurm, welcher über der Thür auf einer Marmortafel die Charaktere „Pe-ku-ta“, d. h. Thurm der gebleichten Knochen, trug, und erfuhr, daß auf Befehl einiger Han-Kaiser die in den Thälern der Provinzen Schen-si und Kan-su auf den dortigen zahlreichen Schlachtfeldern herumliegenden Gebeine gesammelt und in der Nachbarschaft von Tempeln beerdigt wurden. Die betreffenden Stellen wurden durch kleine Thürme mit obigem Namen bezeichnet. Allmälig verbreitete sich der Gebrauch dieser Grabmäler im übrigen China und damit zugleich jener Name, während das Volk den Ursprung der Sitte vergaß und den Thürmen wegen der meistens in ihrer Nähe befindlichen Tempel einen religiösen Charakter beilegte. In Canton, wo jene drei Zeichen „Pa-kok-ta“ ausgesprochen werden, sahen die Europäer zuerst jene Thürme und übertrugen irrthümlicherweise deren Namen, der in ihrem Munde zu „Pagode“ wurde, auf die danebenstehenden Tempel, welche von den Chinesen selbst Miao genannt werden.

Afrika.

— Unter dem Vorsitze des Königs von Belgien hielt kürzlich das Comité der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft eine Versammlung in Brüssel ab. Es verlautet, daß der dabei anwesende Mr. Stanley an die Spitze einer nach Afrika auszusendenden speciell belgischen Expedition treten soll.

— Der böhmische Afrika-Reisende Dr. Emil Holub, dessen Rückkehr man in Wien demnächst entgegensieht, veröffentlicht in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft (1879, Heft 1) „Eine Culturskizze des Marutse-Mambunda-Reiches“, welches an die Stelle des Makololo-Reiches getreten ist. Letztere, deren Namen noch auf allen Karten des betreffenden Gebietes zu finden ist, sind ein Stamm der Basuto, wurden aber bis auf einige Männer und eine Anzahl von Frauen und Kindern ausgerottet, nachdem sie eine Zeit lang eine despotische Herrschaft über die Stämme am mittlern Zambesi und dessen Nebenflusse Tschobe ausgeübt hatten. Dort fand sie Livingstone 1855. Merkwürdigerweise aber hat sich wenigstens ihre Sprache erhalten und auf ihre Marutse-Besieger vererbt, denen sie in Folge des Wachsens ihres Reiches und wegen des engern Verkehrs mit den südlich vom Zambesi wohnenden Völkern nothwendig und unentbehrlich geworden ist. Ein der Basuto-Sprache Mächtiger ist im Marutse-Mambunda-Reiche vollkommen sicher; es ist so ein wichtiges Bindeglied zwischen dem centralen Südafrika und dem südlichen Centralafrika hergestellt.

— Ernst Marno befindet sich, nachdem er sich von der internationalen Expedition in Ostafrika zurückgezogen, bereits wieder am obern Nile, wo er durch Gordon-Pasche zum

Vicegouverneur der Provinz Galabat an der Grenze Abessiniens ernannt worden ist.

— Pater Horner schreibt d. d. Zanzibar, 12. December 1878 an „Les Missions Catholiques", daß die Mitglieder der Clemens Denhardt'schen Expedition (s. „Globus" XXXIII, S. 364) krank von ihrer Reise zurückgekehrt seien. Sie haben den Lauf des Flusses Dana unter großen Schwierigkeiten etwa 60 engl. Meilen landeinwärts verfolgt, haben aber den schneebedeckten Kenia nicht zu Gesicht bekommen. „Nature", der wir diese Notiz entnehmen, meint mit Recht, daß der Dana nicht, wie man bisher annahm, auf dem Kenia entspringe oder in dessen Nähe vorbeifließe. (Derselbe kommt nicht von Westen, wie R. Brenner angab, sondern von Norden und läßt den Kenia weit rechts liegen). Die Expedition, welche ihr Glück noch einmal versuchen will, hat sehr vollständige meteorologische Beobachtungsreihen gesammelt. Von den Wapokomo am Dana rühmt sie das ruhige, thätige Wesen. Missionäre würden denselben wahrscheinlich willkommen sein, wenn nur die fanatischen Somalis an der Küste dieselben passiren ließen.

— Nach dem „Baptist Missionary Herald" haben die Missionäre J. T. Comber und Grenfell (s. „Globus" XXXIV, S. 208) im Auftrage der „Baptist Missionary Society" bereits eine recognoscirende Reise südlich vom untern Congo ausgeführt und sind von Boma aus über S. Salvador bis zur Stadt Tungwa vorgedrungen, welches auch der fernste Punkt war, den 1873 der zur Aufsuchung Livingstone's ausgeschickte Lieutenant Grandy wenigstens zu Gesicht bekam (vergl. „Globus" XXVII, S. 46 und 108). Tungwa ist nach Comber die größte und hübscheste Stadt in jener Gegend, ja die reinlichste und hübscheste, die er überhaupt in Afrika gesehen hat. Die Straßen und Plätze waren in guter Ordnung, und ihre Sauberkeit ließ auf häufige Reinigung schließen. Regelmäßige Alleen und Zäune eines mit purpurfarbenen und weißen Blüthen bedeckten Baumes theilen die Stadt in verschiedene Quartiere, und ein hübsches Flüßchen mit herrlichem Wasser, ein Nebenfluß des Quiloa, windet sich um die Ost- und Südseite der Stadt herum. Einer Niederlassung der Missionäre aber waren die Eingeborenen entschieden abhold. Leider wurde auch ihnen nicht gestattet, den nahen Congo zu besuchen; sie mußten vielmehr auf demselben Wege über S. Salvador zurückkehren. Dort war übrigens ihre Aufnahme derart, daß sie daselbst ihre Hauptstation errichten wollen. Grenfell ist inzwischen nach seinem frühern Wirkungsgebiete am Camerun zurückgekehrt, während Comber sich in England befindet. Dort hat ein wohlbekannter Missionsfreund, Arthington in Leeds, der Gesellschaft 2000 Pf. St. für einen Dampfer zur Verfügung gestellt, mit welchem der Congo oberhalb der Wasserfälle befahren werden soll. Comber wird binnen Kurzem an seinen Bestimmungsort abgehen.

— Die Buchhandlung von F. A. Brockhaus fährt fort, dem deutschen Lesepublicum eine wahre Bibliothek der interessantesten afrikanischen Reisebeschreibungen in reich illustrirten, mit Karten versehenen und vortrefflich ausgestatteten Originalausgaben oder Uebersetzungen darzubieten. Wir erinnern nur an „J. H. Speke, Die Entdeckung der Nilquellen", „G. Rohlfs, Quer durch Afrika", an die beiden Ausgaben von Schweinfurth's „Im Herzen von Afrika", „E. von Weber, Vier Jahre in Afrika" (s. vorigen Band S. 176; ein Werk, welches augenblicklich von hohem Interesse ist, weil es die südafrikanischen Verhältnisse überaus klar und eingehend behandelt), an Cameron's „Quer durch Afrika" und Stanley's „Durch den dunkeln Welttheil". Zu diesen dreizehn Bänden ist neuerdings eine erste autorisirte Uebersetzung des ersten Stanley'schen Reisewerkes „Wie ich Livingstone fand. Reisen, Abenteuer und Entdeckungen in Central-Afrika" in zwei Bänden mit über 50 Bildern gekommen und wird wohl von den Freunden geographischer Lectüre mit nicht geringerm Interesse begrüßt werden, als vor einigen Monaten „Durch den dunkeln Welttheil". Denn kaum giebt es in der Geschichte der Forschungsreisen ein merkwürdigeres Zusammentreffen, als jenes zwischen Livingstone und Stanley in Udschidschi, auf welches dann die Fahrt nach dem nördlichen Ende des Tanganjika-Sees folgt. Stanley beabsichtigte anfangs, in der deutschen Ausgabe einige geographische Details auf Grund seiner späteren Forschungen hinzuzufügen oder zu verändern, hat es aber dann doch für angemessener erachtet, daß den deutschen Lesern sein Werk ganz in derselben Gestalt vorgeführt werde, welche er ihm unter den unmittelbaren Eindrücken der Reiseerlebnisse gegeben hatte. In der geographischen Literatur dürften nicht leicht zwei Werke desselben Autors, deren Publicationstermine wie bei Stanley's beiden Reisewerken nur etwa ein Lustrum auseinanderliegen, aufzufinden sein, welche in gleichem Grade sensationell und doch dabei in ihrer ganzen Anlage und Ausführung so grundverschieden sind. Letzteres ist eine Folge der merkwürdig rapiden Fortentwickelung des Verfassers von einem ideenreichen, mit scharfem Blick beobachtenden und mit großer Routine und Schnelligkeit Zeitungsartikel abfassenden Reporter zu einem durch die großartigsten Reisen, durch die energischsten Studien und durch den vertrauten Umgang mit Koryphäen der Wissenschaft, vor allem mit Livingstone, tüchtig und gründlich ausgebildeten Geographen und vom Glück merkwürdig begünstigten Entdecker. Gerade durch diesen Contrast werden uns beide Werke doppelt interessant.

Australien und Inseln des Stillen Oceans.

— Folgende Tabelle giebt die Zahl der Irrsinnigen und deren Verhältniß zur Bevölkerung in den Colonien Australiens am 31. December 1877.

Colonie	Bevölkerung	Zahl der Irren	Verhältniß zur Bevölkerung.
Victoria	860 304.	2747.	1 zu 313.
Neu-Süd-Wales .	662 212.	1829.	1 „ 362.
Süd-Australien . .	236 753.	478.	1 „ 495.
Queensland . . .	203 095.	437.	1 „ 487.
Tasmanien	107 104.	357.	1 „ 317.
West-Australien . .	28 517.	68.	1 „ 419.

In Großbritannien war das Verhältniß wie 1 zu 355.

— Eine in mehrfacher Hinsicht (ethnographisch, hydrographisch) interessante und Neues enthaltende Monographie über den Archipel der Neu-Hebriden von M. Eckardt enthalten die Verhandlungen des Vereins für naturwissenschaftliche Unterhaltung in Hamburg (Bd. IV). Sie beruht zum Theil auf den Mittheilungen des Capitäns Michelsen aus Sonderburg, welcher längere Zeit an Ort und Stelle verweilte, manche Irrthümer berichtigen und mehrfach neues Material beibringen konnte. Allgemeineres Interesse, als der namentlich für Geographen und Seefahrer bestimmte zweite Abschnitt über die einzelnen Inseln und die Schifffahrt zwischen denselben, gewährt der erste, die allgemeine Schilderung der Inseln und ihrer Bewohner. Derselbe behandelt ihre Entdeckungsgeschichte, das Entführen ihrer Einwohner als Kulis, die üppige Natur der 40 bis 50 Inseln und Inselchen, ihr Klima und so fort. Sprachlich dürfte auf der ganzen Erde wohl kein gleich großes Gebiet gefunden werden, das nur annähernd diesen Archipel erreicht. Von den Hauptinseln kennt man über 20 verschiedene Sprachen; Tanna zählt deren drei, Mai ($1\frac{1}{2}$ Meilen lang, $\frac{1}{2}$ Meilen breit) enthält drei einander feindliche Stämme und ebenso viel Sprachen, Api angeblich eben so viele. Auch körperlich bilden die Eingeborenen eine Musterkarte; auf den südlichen Inseln sind sie in jeder Beziehung mehr entwickelt als im Norden, und auf Tanna sind sie schöner, kühner und ehrlicher als anderswo, auf Api sind sie mager und häßlich, fast affenähnlich und sehr groß, die Erromanger und Aneityer kleiner; die Eingeborenen von Lakoni gleichen in ihren Manieren den Affen,

namentlich die Weiber, die fast stets in gekrümmter, nach vorn gebeugter Haltung durch die Büsche huschen. Wohlgebildet dagegen sind die Bewohner von Santo, oft wahrhaft schön die von Vaté. Albinos kommen mehrfach vor. Cannibalismus ist im Innern der Inseln, namentlich von Tanna, noch weit verbreitet. Doch ist das Fleisch der Weißen nicht so geschätzt, weil es für härter und salziger gilt als das der Schwarzen. Als besondere, für den Häuptling reservirte Leckerbissen gelten die Schamtheile. Die ziemlich eingehende Schilderung der Nahrung, Bedeckung und Haartracht, Bemalung, Behausung, der Waffen und Geräthe, der Sitten, Gebräuche und Religion u. s. w. der Eingeborenen findet durch zwei farbige Tafeln mit Geräthen und Waffen und eine Photographie einer Gruppe Eingeborener erwünschte Veranschaulichung. Die evangelischen Missionäre sehen ihre aufopfernde Thätigkeit auf den Neu-Hebriden mit Erfolg gekrönt; seit 1839 haben sie zwölf Hauptstationen errichtet und etwa 70 Lehrer angestellt, welche in 63 Schulen an 2000 Kinder unterrichten.

— Wie wir bereits auf S. 239 des vorigen Bandes kurz erwähnten, ist der zur Zeit fällige Betrag der Humboldt-Stiftung, circa 14 000 Mark, Herrn Dr. Finsch in Bremen zuerkannt worden. Derselbe beabsichtigt, die Ueberreste und Denkmäler der zum Theil im Absterben begriffenen Bevölkerung der polynesischen Inselgruppen, dann aber auch die Fauna und Flora der letzteren zu studiren. Sein Weg wird ihn über San Francisco und Honolulu nach den verschiedenen Inseln des Stillen Oceans und auf der Rückkehr nach Japan und China führen.

Nachschrift zu „Der Aussatz auf den Sandwich-Inseln" (s. oben S. 46 f.). Der „Advertiser" von Honolulu meldet am 9. November 1878: „Mit dem letzten Postdampfer kam Dr. N. B. Emerson an. Derselbe ist der Sohn des viele Jahre in Wailuku ansässigen Missionärs und auf Hawaii geboren; er beabsichtigt die Aufsicht über die Colonie der Aussätzigen auf der Insel Molokai zu übernehmen. So wird dem langgefühlten Mangel abgeholfen und den Unglücklichen die bisher entbehrte Hülfe durch diese Aufopferung gewährt werden."

Nordamerika.

— Ein Times-Correspondent (s. The Mail, 27. December 1878) berichtet aus dem Staate Nebraska: Während wenige Leute dort einen Indianerangriff noch für möglich halten, haben sich die Ansiedler in Nebraska vor einer neuen und unerwarteten Gefahr zu schützen. Hunderte von Vagabunden verbreiten durch ihre Missethaten Furcht und Schrecken, setzen die Farmer in Contribution, halten selbst Eisenbahnzüge an und plündern sie aus und haben auf einsam gelegenen Gehöften in Abwesenheit der männlichen Bewohner schon Greuelthaten vollbracht, wie sie die Indianer nicht gräßlicher ersonnen haben. Diese „Tramps" behaupten, daß sie vor Hunger stürben und betteln um Nahrung; bietet man ihnen aber Arbeit an, so zeigen sie keine Neigung, sich anzustrengen. Man denkt schon an scharfe Mittel, um die Leute, welche sich im Schweiße ihres Angesichts ihr Brot verdienen, gegen diejenigen zu schützen, welche ihr Leben verbummeln und anderen zur Last fallen. — Nebraska, heißt es weiter, bietet jetzt dem Auge gegen frühere Zeiten ein ganz anderes Bild. Außer am Ufer des Platte und anderer Flüsse war einst dort auf Hunderte von englischen Meilen kein Baum zu sehen. Im Spätherbst wurde das lange, von der heißen Sommersonne ausgedörrte Gras in Brand gesteckt, und das Feuer verbreitet sich über enorme Gebiete, ohne gerade ein so großartiges Schauspiel zu gewähren, als es manchmal beschrieben worden ist. Seitdem ist viel Prairieland unter den Pflug gebracht und in kleine Farmen eingetheilt worden; nicht länger mehr bilden Grasmeere den hervorragendsten Zug in der Landschaft oder ist der Anblick eines Baumes etwas Seltenes und Merkwürdiges. Das Land ist jetzt durch kleine Farmhäuser und zahlreiche Baumgruppen belebt. Die erste Sorge eines Ansiedlers, wenn er sein Land umgepflügt hat, ist Bäume um sein Heim zu pflanzen, welche rasch emporwachsen und ihm sowohl das nöthige Brennholz als auch Schutz vor dem Winde gewähren. Ueberdies wird die Anpflanzung von Bäumen durch ein Staatsgesetz befördert, wonach Steuern im Verhältniß zu der Zahl von Acres, auf welchen Bäume angepflanzt worden, erlassen werden. Zum Beweise der Schnelligkeit, mit welcher sich die Prairie mit Bäumen bedeckt, sei angeführt, daß der nützliche Cottonwood (zwei Espenarten, Populus monilifera und angulata) binnen zwölf Jahren einen Durchmesser von 20 Zoll erreicht, daß schon drei Jahre nach dem Pflanzen Cottonwood, Ahorn, Esche und Wallnußbaum groß genug sind, um Brennholz abzugeben, und daß sie fünf Jahre nach dem Pflanzen schon alles Holz, was auf einer Farm gebraucht wird, liefern. Nebraska ist der erste Prairiestaat, welchem das Verdienst zukommt, ein weises Gesetz in dieser Hinsicht erlassen zu haben.

— Nordamerika, seine Städte und Naturwunder, sein Land und seine Leute. Von Ernst von Hesse-Wartegg (Bd. I, 6 Mark. Leipzig, G. Weigel). Ein überreich mit schönen Holzschnitten ausgestattetes populäres Werk, dessen Hauptvorzug in den Bildern besteht. Für den schildernden Text hat der Autor sich bei den berufensten Federn, wie Bret Harte, Ratzel, Nordhoff, Bayard Taylor und Anderen, Raths erholt. Das auf 3 Bände mit 300 Illustrationen berechnete Werk wird nicht nur die hervorragendsten Städte und landschaftlichen Schönheiten der Vereinigten Staaten und Canadas behandeln, sondern auch das Leben der verschiedenen Gesellschaftsclassen und Menschenracen, das Treiben in den Gold- und Silberminen Colorados und Nevadas, in den Kohlen- und Petroleum-Districten Pennsylvaniens, das Flußleben auf dem Mississippi und Missouri, das Emigrantenleben in den Prairien, die Sitten und Gebräuche der Neger, Indianer und Chinesen und so fort. Für leichte Orientirung ist das schöne Werk sehr geeignet.

— Auf S. 93 und 94 des vorigen Bandes und schon früher gaben wir nach der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" verschiedene erfreuliche Nachrichten über gedeihliche Fortschritte im Handel, dem Verkehrswesen u. s. w. Mexicos. Die Freude hat aber nicht lange gedauert; denn jenes Blatt läßt sich aus Mexico vom 10. December 1878 schreiben, daß jene materiellen Fortschritte ihr Ende erreicht haben, weil es an Geld fehlt, dieselben durchzuführen — die natürliche Folge der im Zollsysteme herrschenden falschen Principien und des übertriebenen Militär-Etats. Hält doch die arme Republik 40 000 Mann, doppelt so viel wie die mächtigen Vereinigten Staaten, unter Waffen. Der Handel liegt darnieder; es fehlt an Geld, um die während der Regenzeit zerstörten Brücken und Landstraßen wieder herzustellen, und die Fabriken stehen still. In Folge dessen haben die Zolleinkünfte bedeutend abgenommen, und obendrein ist der Congreß auf die unglückliche Idee gekommen, den Ausfall dadurch zu decken, daß man einheimische Mannsfacturen besteuert. Noch vor einem halben Jahre hieß es, daß der Bau der Eisenbahn Mexico-Toluca rasch vorwärtsschreite — und jetzt meint ein Oppositionsblatt, es sei einige Aussicht vorhanden, in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die kurze Strecke (17 Leguas) mit Schienen belegt zu sehen, wenn man fortfahre mit demselben Eifer wie bisher daran zu arbeiten. Es ist und bleibt die alte Geschichte: „diese laut ausposaunten Fortschritte werden allzu regelmäßig von sehr weitgehenden Rückfällen unterbrochen." (F. Ratzel, aus Mexico S. 3.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn H. de Lamothe).

I [1]).

In Ottawa wurde Herr de Lamothe von dem Minister des Ackerbaues und der Einwanderung, Pope, und demjenigen der öffentlichen Arbeiten, Langevin, empfangen und erhielt von ihnen einen officiellen Auftrag für die Provinz Manitoba; er wurde dadurch in die Lage gesetzt, mit eigenen Augen die etwaigen Vortheile des canadischen Nordwestens für eine Auswanderung seiner elsaß-lothringischen Landsleute kennen zu lernen. Am 15. August 1873 verließ er Ottawa. Eine schmalspurige Eisenbahn mit Miniatur-Lokomotiven und -Waggons führt südwärts nach Prescott am St. Lorenzstrome über flaches, erst zur Hälfte urbar gemachtes Land; Umzäunungen von verwitterten Stämmen und halb vom Feuer verzehrte Bäume sind traurige Zeugen der sinnlosen Waldwirthschaft. In Prescott, gegenüber der Stadt Ogdensburgh im Staate New-York, erreichte Lamothe wieder die große Haupt- und Stammbahn Canadas und auf derselben Toronto am Ontario-See, nicht ohne daß unterwegs ein Schlafwagen entgleist wäre, wobei auf freiem Felde angehalten wurde und eine Verspätung von mehreren Stunden entstand. Cosas de America!

In Toronto blieb der Reisende zweimal 24 Stunden, darunter einen Sonntag, der sicher ein verlorener, langweiliger Tag gewesen wäre, wenn nicht eine Orangisten-Demonstration die Leere des Vormittags ausgefüllt hätte. Die Stadt scheint eines der großen Centren der Orangistenlogen in Amerika zu sein, und wenn jemals — was Gott verhüte — Intoleranz in der Neuen Welt Platz greifen könnte, so hätten diese antikatholischen Gesellschaften den Boden dazu auf das Beste vorbereitet. Zwangen sie doch 1860, wenn auch ohne die bestimmte Absicht, durch ihre halsstarrigen Prätentionen den Prinzen von Wales, seinen Aufenthalt in Canada wesentlich abzukürzen.

Toronto (indianisch „der Versammlungsort", also dasselbe bedeutend wie z. B. Ekbatana) liegt etwa 600 km von Montreal und 135 von dem Niagara-Fall am Ontario-See; ursprünglich (von 1794 bis 1834) York geheißen, ist es eine durchaus englische Stadt, unter deren 56 000 Einwohnern es kaum 600 französische Canadier giebt. Sie hat wie alle neuen amerikanischen Städte breite, regelmäßige, sich im rechten Winkel schneidende Straßen, riesige Hotels, deren Küche leider nicht immer hält, was die Architektur verspricht, einige schöne, von Wiesenplänen umgebene Gebäude, wie Osgood Hall, wo der oberste Gerichtshof der Kolonie residirt, die Universität, die Normalschule und die Schule für Künste und Handwerke, ferner so zahlreiche Kirchen, als man in einem Lande nur erwarten darf, wo bei einem Census die Bezeichnung der Religionsbekenntnisse nicht weniger als 46 Kolumnen der Zählkarten einnimmt.

Von Toronto ging die Reise wieder nordwärts, wieder mit der Bahn 150 km weit nach Collingwood an der Georgian-Bay des Huron-Sees. Unterwegs sieht man hier

[1]) Vergl. Ein Ausflug nach Canada, „Globus", Bd. XXX, S. 1, 17, 33, wo die Seefahrt nach Quebec, diese Stadt selbst, Montreal und Ottawa beschrieben ist. Erst von hier an treten übrigens die Erlebnisse des Reisenden de Lamothe mehr hervor.

und da auf Waldlichtungen die hölzernen Häuser eines Dorfes mit ihrem stehenden Zubehör von Plankenzäunen und frisch gerodetem Lande, und halbwegs zeigt sich der hübsche braungefärbte See Simcoe, der 214 bis 215 m über dem Meeresspiegel liegt und 144 000 Hektaren groß ist. Von seinen dunkelgrünen Uferhöhen heben sich die weißen Häuser der kleinen Stadt Barrie gefällig ab. Hier verläßt die Bahn den Simcoe-See und senkt sich nun rasch nach dem Huron-See zu; die angebauten Lichtungen werden seltener, aber dafür die Spuren von Waldbränden zusehends häufiger. Endlich hält der Zug zum letzten Male und Collingwood, eine kaum ein Vierteljahrhundert alte Stadt, ist erreicht. Sie besteht aus etwa einem halben Tausend bescheidener Holzhäuser in breiten pflasterlosen Straßen, welche nur ab und zu ein Stückchen Bürgersteig aus Holzbohlen aufzuweisen haben. Ringsum weites ödes Gefilde, Baustellen genug für Straßenquadrate, die nur auf das Zauberwort warten, um dessen Geheimniß die nordamerikanische Spekulation weiß. Hier und da steht eine neue Villa in einem hübschen Garten wie eine kleine Oase inmitten dieser kaum aus dem Rohen herausgearbeiteten Stadt. Sonderbar stechen in der Hauptstraße die prachtvollen Schaufenster einiger Läden gegen die Dürftigkeit der benachbarten Hütten ab. Am Hafen stehen hohe Elevatoren, welche fast ohne daß eine helfende Menschenhand sichtbar wird, ganze Getreideladungen aus einer Prahm in den Eisenbahnwaggon und umgekehrt heben; daneben liegen gewaltige Holzflöße, die große Dampfsägemühlen ohne Unterlaß mit Nahrung versehen. Lange Pfahlgerüste ragen in die Bay hinein, welche sich, soweit das Auge reicht, nach Norden hindehnt und im Osten von niedrigem bewaldeten Lande begrenzt ist. Im Westen liegt eine Hügelkette von 400 bis 450 m Höhe, die noch mit hohen Bäumen bestanden ist, aber schon damals (1873) vielfach die Spuren von Waldbränden zeigte; heute tragen die Höhen vielleicht schon ihren Namen Blue Mountains nicht mehr mit Recht.

Osgood Hall in Toronto. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Bis hierhin hatte de Lamothe eine Reise von über 600 km durch den fruchtbarsten und bevölkertsten Theil von Ontario zurückgelegt, ohne etwas mehr als einen flüchtigen Eindruck davon erlangt zu haben. Es fehlen eben den dortigen Landschaften die Berge; das Auge wird durch die unendliche Aufeinanderfolge rechtwinkliger Zäune gelangweilt und sehnt sich ordentlich nach irgend einer Terrainwelle. Ohne Berge macht ein Land keinen Eindruck, und bloße Seen, mögen sie auch noch so groß sein, sind kein Ersatz dafür.

Während des ganzen Sommers versieht eine Dampferlinie den regelmäßigen Dienst längs des canadischen Ufers der großen Seen, von Collingwood bis Duluth am westlichsten Ende des Obern Sees, bis wohin die Entfernung in gerader Linie 1100 km, mit allen Umwegen in Folge des Anlandens aber 1350 beträgt. Aber diese Reise gehört wegen des Wechsels in der Landschaft, der frischen Seeluft und der anziehenden Fahrt auf den herrlichen Wasserbecken zu den beliebtesten Erholungen der reichen Bewohner Ober-Canadas. Fehlten hier in Amerika nicht die großen historischen Erinnerungen und die Burgruinen, so ließe sich dieses Bereisen der Seen durchaus mit der Rheinfahrt in Europa

vergleichen. Die Dampfer sind ebenso bequem und praktisch, nur weniger üppig eingerichtet als diejenigen des St. Lorenzstromes; „Francis Smith" hieß der, auf welchem sich de Lamothe nach Fort William an der Donnersbay (Thunder Bay) einschiffte, welche Strecke er ohne sich all zu sehr zu beeilen in vier Tagen zurücklegte. Das Wetter war diese Zeit über herrlich, außer bei der Einfahrt in den Obern See, wo kalte durchdringende Nebel das Schiff länger als einen halben Tag einhüllten. Nichts Malerischeres übrigens als diese Fahrt an den canadischen Küsten, welche ganz mit zahllosen Inseln und Inselchen, die einen wahren Irrgarten von Fels und Grün bilden, umsäumt sind. Zwischen dem Huron-See und der Georgian-Bay schiebt sich die Halbinsel Saugeen weit nach Norden vor, und wie die Ringe einer Kette schließen sich außer zahllosen kleinen Eilanden die großen Inseln Manitouline, Cockburn, Drummond, St. Joseph, Neebish und Sugar daran an; sie bilden auf einer Strecke von etwa 300 km, von Killarney bis zu der Stromschnelle Ste. Marie, eine Enge (North Channel), auf welchem der Dampfer dahingleitet wie auf einem ruhigen Flusse. Bald verengt sich diese Wasserstraße zu einem Kanal von einigen hundert Metern Breite, bald wird sie 5 bis 6 Stunden breit; stets aber bietet sie eine unerschöpfliche Menge von Ansichten dar, nach Norden auf die schroffen, starren Felsen und Vorgebirge der Küste von Ontario, welche der huronischen Formation angehören, südwärts auf die sanft geschwungenen Linien Manitouline's (silurisch). In tausendfacher Weise verbinden sich diese Gegensätze und verleihen der Landschaft ihre eigenartige Größe.

An der Einfahrt dieses Sundes hält der Dampfer eine Stunde lang bei der Niederlassung Killarney, die zwar einen irischen Namen trägt, aber ausschließlich von Chippeway-Indianern und canadisch-französischen Mestizen bewohnt wird. Der Ort besitzt einen einzigen Kaufladen, eine Bretterbude, in welcher Eßwaaren, indianische Kuriositäten, Mokassins, Waffen u. s. w. in buntem Durcheinander zum Verkaufe auslagen. Aber so klein der Laden, so groß ist der Name des Besitzers, de la Morandière, eines canadischen Mischblutes, das nicht wenig stolz auf seine Vorfahren aus Anjou sich zeigte. In Killarney trägt man sich übrigens mit großen Hoffnungen, daß man dereinst in der Nähe allerhand Erzlager und namentlich Erdölquellen entdecken wird.

Elevator in Collingwood. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Rauh und unfruchtbar, voller Felsen, Seen und Sümpfe ist das Land nördlich vom Huron- und Obern See, der sogenannte District Algoma. Früher wuchsen dort einige verkrüppelte Bäume, die jetzt vom Feuer verzehrt sind. 1861 wohnten auf diesen 11 Millionen Hektaren, dem fünffachen Areale von Frankreich, nur 4916 Menschen, 1871 erst 7018, davon 3622 Indianer und 1035 canadische Franzosen. Die kleinere Hälfte (3356) waren Katholiken und etwa 1000 Indianer noch Heiden. Ein Drittel dieser geringen Bevölkerung lebt auf der Insel Manitouline, wie denn die Inseln des Huron-Sees bei all ihrem steinigen Charakter und ihren nackten Felsen noch die bewohnbarsten Gebiete von Algoma abgeben. Manitouline namentlich besitzt einiges gute Land und Weiden, wovon das Meiste Indianern gehört, deren Reservation es früher ausschließlich war. In neuerer Zeit haben sich aber dort Ansiedler niedergelassen. Die meisten der 1562 Indianer sind angeblich Katholiken, verehren aber wohl im Geheimen, wie einige von ihnen offen, die Manitus der Insel, der Seen und Wälder. Sie gehören meistens zum Stamme der Odschibways oder Chippeways, den die canadischen Franzosen gewöhnlich als „Saulteux" bezeichnen, weil sie ihn zuerst am Sault Ste. Marie zwischen dem Obern und Huron-See antrafen, und bilden wie die Crees einen Theil der großen Familie der Algonkiner. Sie sitzen vom Huron-See bis an den Red River of the North auf canadischem Gebiete sowohl wie in Michigan, Wisconsin und Minnesota, zählen an 40 000 Individuen und nehmen, was auch manche Ethnologen darüber sagen mögen, keineswegs ab.

Manitouline ist durch eine große Anzahl Buchten an seiner Küste und Seen in seinem Innern ausgezeichnet. Die Nähe des großen Wasserspiegels macht ihr Klima zu einem milden, und die felsigen Höhen des Festlandes schützen sie vor dem Nordwinde, so daß dort Mais, Melonen, Tomaten, Pflaumen und Kirschen reif werden. Seen und Weiher

sind reich an Fischen; in den Wäldern leben noch etliche Bären und Elens, aber die Biber sind längst ausgerottet. Die Oberfläche der Insel gleicht einer von Nord nach Süd geneigten Fläche; ihre nördliche Küste fällt steil zum See hin ab, die südliche taucht langsam und allmälig unter den Wasserspiegel.

Am Morgen des 21. August hielt der Dampfer einige Stunden bei den Kupfergruben von Bruce (Bruce Mines) an der Küste des Festlandes, welches der Landende auf einem langen Pfahlgerüste erreicht. Das Bergwerk beschäftigt 400 bis 500 Arbeiter, sieht aber mit seinen Erzhaufen, Holzhütten und dürftigen Vegetation sehr gewöhnlich aus. Weiterhin gelangt das Schiff wieder in ein Gewirr grüner Inseln, deren eine den sonderbaren Namen „Bärenlager" führt. Das äußerst gewundene Fahrwasser bildet hier die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten; zweimal erweitert es sich zu Seen, dem Großen und Kleinen Georgssee, deren Ufer von entzückenden Baumpartien umrahmt werden. Am selben Abend wurde die Stromschnelle Sault Sainte-Marie erreicht; ebenso heißen zwei Dörfer, eines auf dem canadischen, das andere auf dem amerikanischen Ufer, auf welchem letzteren auch der Kanal sich befindet, welcher den Fall umgeht. Er ist etwa $1^1/_2$ km lang und besitzt zwei Schleusen, die leicht von Dampfern von 2000 Tonnen passirt werden können. Trotzdem lassen die Vereinigten Staaten einen zweiten Kanal von 14 Fuß Tiefe erbauen, an welchem damals mehrere hundert Arbeiter, meistens Norweger, beschäftigt waren, die nach Ablauf ihrer Verbindlichkeit in der Umgegend Land angewiesen erhalten sollten. Auf solche Weise wird allmälig der Norden von Michigan, Wisconsin und Minnesota mit diesen thätigen, ehrenwerthen Leuten, den besten Auswanderern, welche Europa abgiebt, bevölkert.

Die Stromschnelle ist 7 m hoch, bietet aber nicht viel des Merkwürdigen. Sie ist zwar bedeutend genug, um die Anlage eines Kanals nöthig zu machen, hat aber weder so viel Wasser noch wirft sie so hohe Wogen auf wie die Rapides de la Chine bei Montréal. Und namentlich im August entspricht der Fluß Sainte-Marie keineswegs der Vorstellung, welche man sich von dem Ausflusse eines der größten Seen auf der Erde macht, der 8 300 000 Hektaren Oberfläche hat und über 80 Ströme in sich aufnimmt, von denen mehr als ein Dutzend den Vergleich mit manchem europäischen Flusse getrost auszuhalten vermögen. In der Augusthitze verdunstet eben zu viel, als daß der Sainte-Marie, dieser klare, herrlich grüne Ursprung des gewaltigen St. Lorenzstromes, sehr wasserreich sein könnte. Der Felsen, welchem die Schnelle ihre Existenz verdankt, ist ein weicher Sandstein, in welchen sich der Fluß leicht seine Bahn auswühlt. Darum wäre die Anlage eines Kanals auch auf canadischer Seite nicht schwer; man hat dieselbe wiederholt geplant, namentlich als 1870 beim Red-River-Aufstande die Regierung der Vereinigten Staaten unter keiner Bedingung die Dampfer ihr Gebiet berühren lassen wollte, welche der Expedition des Sir Garnet Wolseley Munition und Verstärkungen zuführen sollten.

Killarney am Huron-See. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Am Morgen des 22. August durchfuhr der „Francis Smith" den Kanal und erreichte den Obern See bei der Ansiedelung Pointe aux Pins, wo ihn alsbald dichter kalter Nebel einhüllte. In Pointe aux Pins leben etwa 30 indianische und Mischlingsfamilien in elenden Holzbaracken. Einige von diesen Leuten waren gerade mit eben so viel Ernst wie Geschicklichkeit beschäftigt, ihre Boote aus Birkenrinde auszubessern, jene leichten Fahrzeuge, in welchen der Eingeborene und der „Voyageur" Seen, Flüsse und Stromschnellen befährt und die er auf seinen Schultern über die Trageplätze hinweg befördert.

Das Land in der Umgebung von Sainte-Marie scheint viel besser zu sein als alles, was Lamothe bisher auf der Nordküste gesehen hatte. Ein Streifen silurischen Bodens bedeckt die huronischen Felsen eine kleine Strecke weit landeinwärts, und ein alter „Voyageur" in Pointe aux Pins gab dem Reisenden die Versicherung, daß daselbst Klima und Produkte beinahe dieselben wie in Montréal sind. Einige Bezirke waren dort schon vermessen und die besten Ländereien von etwa hundert Farmern meistens schottischer Nationalität in Besitz genommen.

Als der Nebel sich etwas verzogen hatte, nahm der Dampfer seine Fahrt wieder auf und fuhr zwischen dem Kap

Chippeway-Indianer beim Ausbessern eines Bootes. (Nach einer Photographie.)

Gros, einem gewaltigen thurmförmigen Felsen von 1000 Fuß Höhe, und seinem Gegenüber, dem Irokesen-Kap auf der amerikanischen Seite, hindurch, ließ die Insel du Parisien zur Linken und steuerte auf Pointe aux Mines und Kap Gargantua los. Alle diese geographischen Namen, welche von den Entdeckern des 17. Jahrhunderts herrühren und von englischen und amerikanischen Kartographen sorgfältig bewahrt worden sind, klingen derartig, daß man sich nach Frankreich versetzt glauben möchte.

Am Abend des 22. fuhren sie zwischen der größern Insel Michipicoten und der gleichnamigen Bucht hindurch, in welche sich ein Fluß ergießt, der Anfang des geradesten, aber natürlich durch einen Tragplatz unterbrochenen Wasserweges zwischen dem Obern See und der Hudsonsbay, welchen Beamte der Hudsonsbay-Compagnie oft zurückgelegt haben. Die Fahrt den Michipicoten hinauf und den Moose River hinunter bis an das Ufer der Hudsonsbay nimmt etwa fünf Tage in Anspruch. Von dem Michipicoten-Hafen bis zum Nipigon-Fluß erfüllt ungemein rauhes Felsland den Küstenstrich am Obern See, so daß die projectirte Pacific-Bahn viele Meilen landeinwärts sich einen Weg wird suchen müssen, wenn sie dereinst gebaut werden sollte.

Sault Sainte-Marie, vom amerikanischen Ufer aus gesehen. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Am Nachmittage des 23. August gelangte der Dampfer in einen engen Kanal zwischen dem Festlande und dem kleinen Archipel, welcher die Nipigon-Bay von dem Obern See abschließt. Es gehören zu demselben die Inseln Copper, Vein, Simpson und St. Ignace, letztere angeblich mit reichen Silbererzen. Die Küste, stets rauh und schroff, weist trotzdem wunderbar schöne Linien auf; Fichten, Lärchen und canadische Tannen bedecken die tieferen Hänge mit ihrem dichten Wuchse, während über ihnen kahl und lebhaft gefärbt die nackten Gneisfelsen emporragen. Zwischen zahlreichen großen und kleinen Inseln hindurch verfolgt der „Francis Smith" seinen gefährlichen Weg, bis er in die weite von 350 bis 400 m hohen Bergen umgebene Nipigon-Bay, die nördlichste Ausbuchtung des Obern Sees, eintritt.

Unter den Bangelas in Westafrika.

Von Oberlieutenant **Lux**.

Es war im Jahre 1875, als ich gelegentlich meiner Rückreise von Kimbundo (10° 13,6′ südl. Br. und 19° 37,1′ östl. L. v. Gr.) die Länder der Maschinschi und Bangelas durchzog. Das Interesse, welches besonders das letztere Volk gerade jetzt erregt, wo Herr Schütt in den dortigen Gegenden reist, wird es erwünscht machen, meine Erlebnisse und Erfahrungen, die ich unter den Bangelas gesammelt habe, mitzutheilen.

Die Bangelas bewohnen das Cassandschethal von dem Talamongonga-Gebirge östlich bis zum Quango und Cucumbi und grenzen im Süden an das Songo-Gebiet. Ihre nördliche Grenze blieb mir unbekannt. Ich durchreiste dieses Land in der Zeit vom 24. September bis 5. October 1875 und fand, daß im Allgemeinen das in Angola circulirende Gerede von der Raublust der Bangelas arg übertrieben ist. Wahr ist es, daß sich mir alle Eingeborenen mit Mißtrauen und Argwohn näherten, aber dies kommt bei allen Negern vor, und gerade in jenen Gegenden lassen sich hierfür die triftigsten Gründe geltend machen. Wie bereits bekannt [1]), haben die Bangelas mit den ehemals angesiedelt gewesenen Portugiesen recht traurige Erfahrungen gemacht. Wird man

---

[1]) „Globus" XXXV, Nro. 1, S. 16.

aber mit ihnen näher bekannt, so findet man, daß sie im Grunde ganz gutmüthige Leute sind.

Meine Karawane war auf dieser Reise klein. Ich hatte außer meinen sechs Tipojaträgern und zwei Sklaven (Tom und Manú) bloß elf Schwarze, welche meine spärliche Ausrüstung trugen, sowie sieben Sklaven, welche die Cargos meiner Träger beförderten, also im Ganzen bloß 26 Mann; wahrlich keine Macht, mit der ich etwaigen Angriffen der Eingeborenen hätte eventuell mit Erfolg die Stirn bieten können. Das Reisen mit großen Karawanen verursacht übrigens auf kleinen Strecken weit mehr Unannehmlichkeiten, als dies mit wenigen Leuten der Fall ist. Es entstehen ohnehin zu leicht Zwistigkeiten zwischen den Trägern und den Eingeborenen, die meistens, ja immer der Reisende schlichten muß, daher augenscheinlich eine kleine Karawane vortheilhafter ist, weil die Leute leichter beaufsichtigt werden können. Sei nun aber die Karawane groß oder klein, immer gilt als Hauptgrundsatz des Reisenden — und auch unter den Bangelas ist dies der Fall —, sich so viel als nur irgend möglich nach der Decke zu strecken. Freilich wird ihm dies mitunter recht, recht schwer und der Faden der Geduld wird oft sehr straff gespannt. Wer aber diese Schwierigkeiten überwindet, hat den Erfolg für sich.

Bangelamädchen. (Nach einer Photographie.)

Der Verkehr mit den Schwarzen ist es wohl in erster Linie, welcher das Reisen in Afrika, das Land der Bangelas nicht ausgenommen, so schwierig macht und oft die kühnsten, mit vollster Berechtigung gehegten Erwartungen, trotz dem besten Willen des Reisenden zu nichte macht.

Der Verkehr wird nun meistens durch Handel eingeleitet, und in dieser Hinsicht sind die Bangelas anders anzufassen als andere Völker. Giebt man ihnen bei einem Geschäft nicht schnell das, was sie verlangen, so gehen sie fort und kehren nicht mehr zurück; man hat es mit ihnen gründlich verdorben und sie trachten dann auf andere Weise, durch Diebstahl oder sonst wie, in Besitz der für sie begehrenswerthen Gegenstände zu gelangen. Anders sind beispielsweise die Massongos, welche ich auf meiner Reise nach Kimbundo kennen lernte; dieses Volk läßt mit sich handeln; ebenso die Kiokos.

Ich gab bei den Bangelas, so weit es meine spärliche Ausrüstung zuließ, so viel ich konnte, und wollten die Sobas noch mehr haben, so machte ich ihnen mit Hinweis auf die geringe Menge der Artikel, die ich noch besaß, sowie der noch zu durchwandernden Strecke die Unmöglichkeit weitern Gebens mit Erfolg begreiflich, und sie begnügten sich mit dem, was sie bereits erhielten.

In der Kleidung und Nahrung sind sie ebenso genügsam wie die anderen uncivilisirten Negervölker und sie salben sich desgleichen auch ihren Körper mit Ricinusöl. Besondern Werth legen die Weiber auf Perlen und andern Tand und

die Männer auf Fundanga (Schießpulver). Alte Feuersteingewehre haben bedeutende Verbreitung bei diesem Volke.

Wesentlich unterscheidet sich dieses Volk von den Massongos, Kiokos, Maschinschis und Minungos in der Haartracht. Sie rasiren nämlich das Kopfhaar derart aus, daß der stehengebliebene Theil die verschiedensten Figuren bildet. Die Weiber machen sich mitunter einige Zöpfchen und rasiren die nächste Umgebung davon kreisförmig aus. Auch ganz kahle Schädel kommen vor. Als besondern ziemlich häufigen Schmuck der Bangelas-Weiber erwähne ich eines dünnen Messingstreifens, welchen sie um die Stirn tragen.

Von Osten kommend betrat ich, nachdem uns ein schwarzer „piloto“ in einem Canoe nach und nach über den Cucumbi gebracht hatte, am 24. September 1875 das Land der Bangelas und erreichte um die Mittagszeit Bansa Cassandsche, wo ich lagerte. Bansa heißt bei den Bangelas Dorf, ebenso wie bei den Massongos Sansala oder Kilombo. In diesem, mit dem uns von Livingstone her bekannten Orte Cassandsche (Feira, siehe „Globus“ XXXV, S. 16) nicht zu verwechselnden Orte, welcher nahe der Mündung des Cucumbi in der Gabelung zwischen diesem Flusse und dem Quango, also noch am rechten Ufer des letzteren, liegt, fand ich als „Inglese“ die beste Aufnahme.

Bevor der Soba noch selbst kam, ließ er mir eine leerstehende cubata (so werden bei den Bangelas die stabilen Negerhütten genannt) als Wohnung antragen; ich dankte jedoch für das Vergnügen, mit den in Negerhütten überall in großer Menge vorkommenden mawatas, welche ich und Dr. Pogge bereits auf der Reise nach Kimbundo kennen zu lernen Gelegenheit hatte, nochmals Bekanntschaft zu machen und verzichtete auf das Anerbieten. Die mawatas werden von den Portugiesen persevejos dos pretos, manchmal auch carrapatos (Hundszecke, was jedoch unrichtig ist) genannt. So ließ ich mir also von meinen Leuten wieder einen luftigen Fondo aus frischem Reisig errichten.

Bald darauf kam der Soba, umgeben von vielen seiner Leute, zum Besuche; die Strohmatte, welche hier dischisa genannt wird, wurde vor meine Hütte gelegt und der Häuptling hockte sich nieder. Er war während meiner ganzen Reise von Kimbundo aus der erste Soba, den ich traf, und ich erhoffte von ihm um so mehr einige Nahrungsmittel als Geschenk zu erhalten, wie es die Sobas der Massongas zu thun pflegen, als ich seit Kimbundo meistens Hunger leiden mußte. Im günstigsten Falle war es mir hier und da gelungen, ein Huhn zu erstehen. Ich irrte jedoch in meiner Voraussetzung, denn der Soba brachte nichts, verlangte aber gleich einige Geschenke; es gelang mir, ihn zufrieden zu stellen und seine Freundschaft zu gewinnen.

Der Soba von Bansa Cassandsche ist der mächtigste und daher gefürchtetste Häuptling des Cassandschethales und sein Einfluß sehr groß. Ihm gehörte auch das Canoe, welches mich auf meiner Weiterreise über den Quangofluß bringen sollte, daher sich alsbald unser Gespräch auch um die Frage der Bezahlung für die Bewerkstelligung der Ueberfahrt drehte. Wir wurden endlich handelseins und setzten ein Stück riscado (Baumwollstoff) zu 8 Yards als Preis fest. Der Soba wollte diesen Preis sogleich in Empfang nehmen, worauf ich freilich nicht eingehen wollte; auf sein Drängen und auf die Versicherung jedoch, daß sonst nichts mehr gefordert würde, da der Schiffer sein Unterthan sei und daher den Dienst auf seinen Befehl leisten müsse, mußte ich mich zur Vorausbezahlung bequemen. Irmão, mein Dolmetsch, rieth mir hierzu, sonst kämen wir vor Ablauf einiger Tage gar nicht weiter. Da kam der vielbesprochene piloto des Weges daher, und wie ich gleich vermuthete, gestaltete sich die Sache anders. Der Fährmann wollte von den Abmachungen seines Königs durchaus nichts wissen und begehrte zuerst von letzterem die ganzen 8 Yards, und als ihn dieser mit höhnischem Gelächter abwies, kam er zu mir und verlangte 6 Yards. Darüber entspann sich ein allgemeiner sehr lebhafter Palawer, der erst ein Ende nahm, als ich 4 Yards bewilligte. Der König hatte, den Lärm und die Unordnung benutzend, mit seinen Getreuen und dem Stück riscado die Flucht ergriffen.

Nachdem ich des andern Tages von dem Soba durch Ueberreichung einer Flasche Branntwein herzlichen Abschied genommen hatte, verließ ich mit meiner Karawane, begleitet von dem piloto, Bansa Cassandsche und erreichte nach kurzem Marsche den Quangofluß, wo sogleich mit der Ueberfahrt meiner Leute begonnen wurde.

Der Uebergang (9° 48,6′ südl. Br. und 18° 28,6′ östl. L. v. Gr.) über diesen Fluß war schwieriger und langsamer als jener über den Cucumbi, weil das Canoe so kurz war, daß außer dem Schiffer bloß zwei Personen in sehr gebückter Stellung und ein Cargo Platz fanden. Der Fluß ist an dieser Stelle circa 120 bis 140 Schritt breit und 2 bis 4 Meter tief.

Die Hälfte meiner Leute war bereits auf das linke Ufer übergeführt und ich befand mich noch auf der andern Seite, weil der Reisende immer der letzte bleiben muß, als unser schwarzer Fährmann erneuerte Ansprüche auf bessere Bezahlung erhob. Ja er weigerte sich den Rest der Karawane überzuführen und schickte sich an stromabwärts zu fahren. Darob großer Lärm an beiden Ufern, und erst mit Hülfe meines Revolvers gelang es mir, den wortbrüchigen Schiffer zur Erfüllung seiner Verpflichtung anzuhalten, ohne eine Mehrbezahlung zu leisten. Um 10 Uhr war der Uebergang beendet und wir campirten gegen Mittag in Terra de Muhica.

Mittlerweile war die Regenzeit schon sehr vorgeschritten und ich beschloß daher möglichst große Märsche zu machen. In dieser Zeit beginnen die täglichen Regengüsse ziemlich genau um dieselbe Stunde. Früh nach Sonnenaufgang ist in der Regel klarer, wolkenloser Himmel und daher die beste Zeit zum Beginn des Marsches. Gegen Mittag sammeln sich nach und nach die Wolken und ehe man sich versieht, bricht der Regen los. Um diese Zeit muß man also schon in einem Fondo in Sicherheit sein. Der Regenguß dauert zwar nicht lange, der Niederschlag ist aber so groß und vehement, daß nach 10 Minuten bereits über jedes abschüssige Terrain ganze Bäche dahin rauschen. Nach einer Pause von ein bis anderthalb Stunden kommt dann ein weiterer Guß und so geht es fort während des ganzen Nachmittags und der Nacht. Man kann sich nur sehr schwer einen Begriff von der Dichte und Stärke des Tropenregens machen, wenn man ihn nicht selbst erlebt hat.

In den nächsten Tagen passirte ich Bansa Camalanga, Bansa Muconda, Terra di Caschimba, Pasu, Calunga a Kilombo, einen prächtigen Palmenhain bei N'Gama, Bansa Cansambe, wo große matos (Wälder) beginnen, und den in einem mächtigen Felsenbette dahinfließenden Rio Cueji (spr. Kueschi, wohl zu unterscheiden von Cuiji, einem Nebenfluß des Quanza am rechten Ufer). Am 29. September campirte ich in N'Bungu (9° 44,9′ südl. Br. und 18° 7,8′ östl. L. v. Gr.).

In N'Bungu hat der einzige (1875) im Cassandschethal ansässige Portugiese, José Joaquim Barreiros Callado, welcher auch in Pasu ein Filial besitzt, ein großes Haus und eine bedeutende Wirthschaft, welche sich durch besonders reichen Viehstand auszeichnet. Callado ist nur selten zu Hause; auch ich traf ihn nicht an.

Sein Empregado dort ist ein Mulatte und heißt Antonio Manuele Lemns. Ich fand von seiner Seite nicht die sonst

überall großartige portugiesische Gastfreundschaft, daher ich es auch vorzog in einem Fondo zu wohnen, welchen ich vor dem Hause errichten ließ. Hier erzählte mir auch Irmão, mein Dolmetsch, von der Feindschaft des bekannten Elfenbeinhändlers Saturnino mit Callado. Um so mehr hatte ich Interesse, letztern kennen zu lernen, daher ich mich entschloß, die Feira (Livingstone's Cassandsche) zu besuchen, wo sich Callado gerade aufhalten sollte.

Am 30. unternahm ich demnach in Begleitung des Empregados aus Pafu (wir beide ritten, wie landesüblich, auf Stieren) und zweier Schwarzen zu Fuß die Partie. Ich erreichte jedoch meine Absicht nicht, da ich Callado auch in der Feira nicht antraf. Kurz vor meiner Ankunft sei er, so hieß es, fortgeritten; wohin wußte Niemand.

Der Ritt nach der Feira (9° 37,9′ südl. Br. und 18° 3,5′ östl. L. v. Gr.) dauerte vier Stunden und des Nachmittags kehrte ich wieder nach N'Bungu zurück.

Callado besitzt in der Feira eine kleine Factorei, welcher ein Mulatte vorsteht. Wie bekannt, erfreuen sich die Weißen, insoweit es Portugiesen sind, nicht der Freundschaft der Leute in der Feira. Callado wird wohl in seinem Interesse diese Abneigung unter den Eingeborenen zu schüren wissen; besonders gegen Saturnino, seinen Feind, der überdies noch persönlich die Mißgunst der Bangelas besitzt, da er ebenfalls bis 1860 im damaligen Cassandsche (Feira) angesiedelt war und nebst den anderen Weißen wohl dazu beigetragen haben wird, den Widerwillen dieses Volkes gegen die Portugiesen zu erwecken (s. „Globus" a. a. O.).

Am 1. October begann ich mit dem Aufstieg an den sanften Böschungen der östlichen Lehne der Talamongonga und passirte Wuanga. Im weitern Verlaufe meiner Reise führte mich mein Weg am Fuße des „Monte Cassala" im Lande des Sobas von Caboco vorbei. Diese Felsenmasse erhebt sich circa 500 Meter über das umliegende Terrain. Hier bietet sich häufig die sehr ergiebige Jagd auf Marabuts (Leptoptilus crumenifer), weil oft große Schwärme dieser Vögel in den Felsen des Cassala ihre Zuflucht nehmen. Die Schwarzen jagen diese Thiere bloß des Fleisches wegen, die kostbaren Federn finden gar keine Verwerthung.

Vom Monte Cassala an mußte ich auf meinem Wege nach Osten zahlreiche durch die heftigen Regengüsse entstandene Bäche und Wasserrisse überschreiten und kam bei der Sansala Cambollo und Sansala Lucalla vorbei. Nachdem ich den Luhyfluß durchwatet hatte, campirte ich am linken Ufer und hatte bald die Gesellschaft des Sobas von Lucalla, mit dem ich Freundschaft schloß. Er blieb den ganzen Tag bis spät Abends bei mir und selbst des andern Tages kam er zeitlich Morgens zum Abschied. Unter allen Schwarzen machte dieser Soba auf mich den besten Eindruck. Am 4. October setzte ich die Reise fort. Ich erreichte Mucamba, Gudi und Kissamba und überschritt den tiefeingeschnittenen, durch seine herrlichen Ufer bemerkenswerthen prächtigen Loari. Fort ging es in großer Abwechselung bald durch großartige Palmenhaine oder vorüber an tiefen Abstürzen, bald bergauf und bergab, zwischen Bäumen und Schlingpflanzen, über Bäche und vorüber wieder an den wohl sehr schönen, aber garstig riechenden Tabackpflanzungen.

In manchen Gegenden wird statt Taback auch Ariamba geraucht. Diese hanfartige Pflanze wächst überall, besonders am Congo, und soll narkotischer wie der Taback sein.

Vorüber bei Museca, Budinschi, Uari a M'Bambi, Ganambelenge und Cambondo immerfort bergan hatte ich endlich am 5. October um 9 U. 30 Min. Vormittags den höchsten Punkt des Weges über die Talamongonga erreicht und war somit an der Grenze der Bangelas angelangt. Der Theil, wo ich den Aufstieg vollführte, heißt speciell das Cateniagebirge, und aus den Schluchten desselben kommt auch der kleine in den Quango fließende Rio Catenia. Da ich beide Wege, welche von Sanza nach Kimbundo führen, zurückgelegt habe, glaube ich auf die durch die Länder der Bangelas ziehende Route besonders hinweisen zu sollen. Sie ist bedeutend kürzer und die Eingeborenen sind nicht von böserer Natur als die Massongos. Vieles, was man selbst in Angola von den Bangelas spricht, ist übertrieben.

Von Catenia aus kann man auch auf einer Nebenlinie direct nach der Feira gelangen. Das Itinerar hierzu wäre: Kinsaschi, Caschinga, Kimboa, Cucumulombe, Candungo und endlich die Feira.

Mein Marsch am 6. October 1875 brachte mich bereits wieder in das Gebiet der Massangos.

Güns, 20. Januar 1879.

Der hundertjährige Todestag Capitän Cook's.

Am 14. Februar dieses Jahres waren hundert Jahre verflossen, seit der große Weltumsegler Cook am Ufer der Kealakeakua-Bay auf der Insel Hawaii unter den Keulen und Messern der Eingeborenen fiel. Seltsamerweise hat das eigene Vaterland des Entdeckers, dem es seine größten und werthvollsten Kolonien verdankt, es gänzlich unterlassen, diesen gewiß denkwürdigen Tag durch eine passende Feier zu begehen, während jenes Land, welches sich zu einer Zeit seiner Fahrten sogar in Feindschaft mit England befand, des Andenkens des Seefahrers in würdiger Weise gedacht hat, und dadurch wieder seine internationale Achtung vor der Wissenschaft bethätigte, wie schon vor 100 Jahren, als während Cook's dritter Reise die Befehlshaber aller französischen Kriegsschiffe angewiesen wurden, die Schiffe desselben, trotz des mit England ausgebrochenen Krieges, als Freunde zu behandeln.

Schon vor zwei Jahren brachte der „Globus" die Schilderung eines Besuches, welchen Schreiber dieses im Jahre 1875 der Todesstätte Cook's auf dem fernen Hawaii abstattete, und zwei Ansichten veranschaulichten die Denkmäler, welche sich jetzt zum Andenken des Seefahrers dort erheben [1]).

In Folgendem theilen wir Einiges über die interessante Extrasitzung mit, durch welche die Geographische Gesellschaft von Frankreich am Abend des 14. Februar die Gedächtnißfeier des erschlagenen Weltumseglers beging. — Eine äußerst zahlreiche Zuhörerschaft, darunter viele wissenschaftliche Berühmtheiten, Abgesandte zahlreicher geographischer Vereine, Seeoffiziere u. s. w., füllten die große Halle der Gesellschaft bis auf den letzten Platz. Englische und französische Flaggen schmückten dieselbe, während Karten und Ansichten von Hawaii und den vielen anderen von Cook entdeckten Ländern und Inseln an den Wänden hingen. Eine Karte, auf wel-

[1]) Vergl. Bd. XXIX, S. 49: „Am Grabe des Entdeckers".

cher seine drei Weltreisen eingezeichnet waren, wurde jedem der Anwesenden überreicht. Ferner war in Schaukästen eine Sammlung von Cook-Denkwürdigkeiten ausgestellt, darunter sein von der britischen Admiralität übersandtes Logbuch, seine Werke und Biographien, ein hawaiisches Steinbeil, welches vielleicht während des Massacres eine Rolle spielte, und eine Sammlung von Gegenständen der Südsee-Inseln.

Nach den Eröffnungsworten des Präsidenten der Gesellschaft, Admiral la Roncière de Noury, hielt Oberst Hüber einen Vortrag über Cook's Leben, seine Reisen und sein tragisches Ende am Kaawaloa-Landungsplatz vor hundert Jahren. Dr. Hamy berichtete hierauf über die wissenschaftlichen Resultate der Cook'schen Forschungsreisen mit hervorhebung der Ethnologie und Anthropologie der von Cook entdeckten Südseevölker, und Herr de Varigny, ein früherer Minister des Königreichs Hawaii und Autor von „Quatorze Ans aux Iles Sandwich" [1]), schilderte das heutige Oceanien, seinen Handel, seine Produktionen und seine Zukunft. Einige Worte des Vorsitzenden, welcher auf die bevorstehende Todesfeier eines andern Märtyrers im Stillen Ocean (Lapeyrouse, der im Jahre 1788 auf Malicolo in den Neu-Hebriden erschlagen wurde) hinwies, schlossen diese würdige Gedächtnißfeier. Außerdem wurde in das „Bülletin" der Gesellschaft der Katalog des Herrn Jackson aufgenommen, welcher 300 auf Cook bezügliche Werke in vielen Sprachen umfaßt.

In einem der obigen Vorträge wurde jener Bericht erwähnt, welcher von hawaiischer Seite über Cook's Tod existirt und seines Ursprungs wegen von größtem Interesse ist. Er ist in Form eines Gedichtes oder Gesanges und wurde erst vor Kurzem zum ersten Male veröffentlicht. Solche hawaiische Gedichte, welche kaao (Legende) oder mele (Gesang) heißen, wurden von den haku mele (Sängern, Rhapsoden), gleich den Gesängen Homer's in ältester Zeit, von Generation auf Generation mündlich überliefert. Das erwähnte mele über Cook's Tod wird dem Häuptling Kupa, einem Augenzeugen des Mordes, zugeschrieben.

Es beginnt mit der Schilderung von zwei auf dem Meere schwimmenden Inseln mit hohen Bäumen, die sich langsam dem Lande näherten. (Noch heute bedeutet das hawaiische moku sowohl Insel als Schiff.) Kupa mit mehreren Begleitern schwimmt denselben entgegen, um sie näher zu betrachten. Sie finden, daß sie von Göttern mit blendend weißen Gesichtern und funkelnden Augen bewohnt sind, welche mit tapas (hawaiisches Tuch aus Baumrinde) von merkwürdigen Farben bekleidet sind, in deren Seiten sich Löcher befinden, wo sie die Hände hineinstecken und die voller Schätze zu sein scheinen. Auch stießen sie zum Schrecken der Hawaiier Feuer und Rauch aus Mund und Nase aus. Aber einer der Götter tödtet Kupa's Vater mit einem Blitz und Donnerkeil, und die anderen Schwimmer fliehen ans Ufer und berichten, was sie gesehen. Der Oberpriester (Kahuma) erklärt, die schwimmenden Inseln seien die großen Kriegscanoes des Gottes Lono, der vor sechs Generationen, nachdem er sein Weib Kaikilani aus Eifersucht erschlagen, von Reue gepeinigt, Hawaii verließ, um das große Wasser zu erforschen, und jetzt, seinem Versprechen gemäß, zurückgekehrt sei. Er befiehlt den Eingeborenen, Geschenke wie Schweine, Geflügel, Bananen, Kokosnüsse und Orangen den Göttern zu bringen, von denen sie auch gnädig angenommen werden. Während der Nacht schießen Lono und seine Begleiter mit zischenden Feuerpfeilen nach den Sternen, so daß mehrere derselben ins Meer fallen (Raketen). Auch Flammen von sonderbaren Farben (wohl die Schiffslaternen oder bengalische Lichter) bewegen sich auf den Bäumen der schwimmenden Inseln, und schreckliche Töne erschrecken die Eingeborenen.

Am nächsten Tage landete Lono und wird als Gott mit Opfern und Niederwerfen empfangen; Priester und Volk rufen ihn an, aber entweder aus Zorn oder weil er während seiner langen Abwesenheit die Sprache vergessen hat, giebt er keine Antwort. Mehrere seiner Untergötter ergreifen die geheiligten Fische, welche tabu und nur für den Altar bestimmt sind; andere beginnen die Pallisaden aufzureißen, welche die heilige Einfriedigung, den Morai, umgeben. Der König Kalaimano (Cook nennt ihn Teriobu oder Kalaniopuu) widersetzt sich ihnen, aber sie lachen und setzen ihre Tempelschändung fort.

Da kommt Lono herbei, schreitet durch die heilige Einfriedigung und will in den Morai gehen, aber Kalaimano stellt sich ihm in den Weg, wird jedoch von Lono rauh zur Seite geschoben. Aber der starke König, der im Kriege schon vielen seiner Feinde nach hawaiischer Sitte mit beiden Händen das Rückgrat über seinem Knie zerbrochen hat, hebt Lono in seinen Armen auf, und als dieser sich sträubt, um sich zu befreien, drückt er ihn unsanft. Da schreit Lono vor Schmerz auf. „Was?" ruft Kalaimano, „er schreit, er ist also kein Gott!" und tödtet ihn. Die anderen Götter, welche die Pallisaden aufrissen, ergreifen die Flucht; aber die Hawaiier werfen sich auf sie, und — sonderbar! — ihr Blut fließt wie das von Sterblichen. Aber während König Kalaimano vom Ufer seine Speere nach den Feinden wirft, wird er von dem unsichtbaren Feuer getödtet. „So sahen eure Väter," schließt Kupa's Gesang, „an einem Tage den Tod ihres Gottes und ihres Häuptlings!" —

In diesem mele sind also die beiden Besuche der Schiffe und ihr langer Aufenthalt in der Kealakekua-Bay mit dramatischer Einheit in eine Nacht und einen Tag zusammengezogen, und während Cook's Begleiter, Lieutenant King, berichtet, daß die Eingeborenen den Schiffskutter stahlen und Cook den König als Geißel fortführen wollte und in dem entstehenden Aufstand erschlagen wurde, wirft Kupa die Schuld der Entweihung auf die Fremden und läßt Cook durch des Häuptlings Hand fallen. Jedenfalls kommt es äußerst selten vor, daß bei Zusammenstößen zwischen Europäern und Wilden die Darstellung der letzteren bekannt wird, was den Werth der vorstehenden noch erhöht, obgleich 100 Jahre verflossen sind, ehe sie niedergeschrieben wurde. Noch heutigen Tages ist Cook bei den Eingeborenen von Hawaii besser als Kapena (Kapitän) Lono, denn als Kapena Kuki bekannt.

Auch der geographische Verein von Leipzig feierte am 15. Februar eine Gedächtnißfeier des großen Seefahrers, wobei Dr. Richard Andree die Festrede über Cook's Leben, Reisen und Verdienste hielt und ihn Columbus, Vasco de Gama, Magelhan und Tasman an die Seite stellte.

Die letzte deutsche Ausgabe der drei Cook'schen Reisen wurde von dem verstorbenen Dr. Friedrich Steger veranstaltet (2. Auflage, Leipzig 1874).

Am 25. Febr. d. J. wurde in Sydney, der Metropole des erst von Cook der Welt erschlossenen fünften Welttheils, eine Bronzestatue des Entdeckers feierlich enthüllt, welche auf ihrem hohen Standpunkt allen in den herrlichen Hafen einlaufenden Schiffen weithin sichtbar ist.

F. Birgham.

---

[1]) Vergl. „Streifzüge auf den Sandwich-Inseln" („Globus" XXV, S. 49, 65, 81; XXVI, S. 17).

Volk und Sprache der Máklaks im südwestlichen Oregon.

Von **Alb. S. Gatschet** in Washington.

II.

Linguistisches.

Nächst der Raceneigenthümlichkeit eines Volkes ist die Sprache dessen wichtigstes und ältestes Charakteristicum. Sie zeigt uns, wie das Volk lebt, handelt und denkt, ist also für psychologische Beurtheilung desselben von höchstem Werthe; sie zeigt uns aber auch, wie das Volk seine Begriffe und Ideen allmälig gebildet hat, und bildet demnach für uns eine durch nichts anderes zu ersetzende culturhistorische Urkunde, wenn nicht nebenbei auch noch daraus Resultate für dessen äußere oder politische Geschichte gewonnen werden können. Jedes Wort und Wortfragment reicht ins höchste Alterthum zurück, und je mehr Dialekte eines Sprachstammes wir im Stande sind zu erforschen, desto genauer wird auch unsere Kenntniß der ältesten socialen Zustände des Urvolkes, von dem sie herrühren, sein können.

Der Klamath- oder Máklaks-Sprachstamm bietet uns nur zwei wenig von einander abweichende Dialekte dar, den des Seevolkes oder der E-ukshikni und den der Modocs oder des Südstammes. Die Abweichungen sind hauptsächlich lexikalischer Art, wie die folgenden Wörter darthun mögen:

	E-ukshikni oder nördlicher Dialekt:	Modoc oder südlicher Dialekt:
Schwarzer Bär . . .	náka	u-itäm
Zahl neun	nādsχeks	sχékish
Gedanke	húshkanksh	kóχpash
Gefährte	shau-alinäash	shítchlip

Andere Ausdrücke unterscheiden sich durch ein verschiedenes Präfix oder Suffix in den beiden Dialekten, wie E. ptíshap und Mod. t'shíshap, Vater, und auch in den persönlichen Fürwörtern der dritten Person findet eine derartige Verschiedenheit statt. Bei Inchoativen zieht der nördliche Dialekt das Suffix -éga, der südliche -támpka vor: u-ésh tchutchay-éga und tchutchai-támpka, „das Eis beginnt zu schmelzen", und einer der wichtigsten dieser rein morphologischen Unterschiede ist der, daß der Norddialekt für das Particip des Präsens das Suffix -ank, der Modocdialekt -an besitzt. Modoc ist in diesem speciellen Falle ursprünglicher als der Norddialekt, denn -ank ist eine aus -an und der Demonstrativwurzel gi, ki agglutinirte Form; nichtsdestoweniger enthält der Norddialekt, den wir kurz Klamath nennen wollen, mehr vollständige, noch nicht contrahirte oder apocopirte, überhaupt ältere grammatische Formen als der Modocdialekt, der zum Theil in der Zersetzung sehr weit gediehen ist.

Phonetisch betrachtet ist die Sprache für diejenigen Europäer leicht aussprechbar, welche die zwei Gurgellaute $\underline{g}$ und $\underline{k}$ bemeistern können. Dieselben werden dadurch hervorgebracht, daß die Spitze der Zunge mit der Unterfläche an den Gaumen gedrückt und in dieser Lage ein g oder ein k ausgesprochen wird. Das χ auszusprechen fällt Süddeutschen, Spaniern und britischen Kelten leicht, andere europäische Nationen haben mit dieser Gutturalaspirate mehr Mühe. Das gutturale und palatale Element tritt in der Máklaks-Sprache in den Vordergrund, das dentale und labiale tritt zurück und nasalirt wird fast bloß am Beginn der Wörter; f und r existiren in keinem der beiden Dialekte. T und p werden bisweilen explosiv gesprochen wie in Central- und Südamerika. Hier wie in allen Sprachen Amerikas sind eine Anzahl Laute derselben Organclasse ohne nachweisbaren Grund unter sich vertauschbar, z. B. unter den Gutturalen: g, $\underline{g}$, k, $\underline{k}$, χ; und diese alterniren oft sogar mit h und hh. Dies gilt auch von den Vocalen, wo das helle a oft alternirt mit dumpfem o (schwedischem å), o durchweg mit u, e mit ä, häufig auch mit i. ö und ü sind selten und scheinen diphthongischen Ursprungs zu sein. Die Diphthonge sind sämmtlich unechter Natur und können in jedem Falle auch als getrennte Laute gesprochen werden. Jeder Laut kann zu Anfang und in der Mitte des Wortes stehen; b, d, h, $\underline{k}$ finden sich nur ausnahmsweise, der Labial v niemals zu Ende des Wortes, dsh und χ stehen auch höchst selten zu Anfang eines solchen. Consonantenhäufungen werden durch Elision von Vocalen hervorgebracht und finden sich meist zu Ende des Wortes. Vocalische Silbenausgänge sind weit häufiger als consonantische, dagegen sind vocalische Wortausgänge nicht häufiger als consonantische. In gewissen Sprachformen zeigt sich eine rückwärts wirkende vocalische Angleichung. Das Wort lieben heißt stínta, dessen Distributivform stistánta; von stínta wird nun mittels des Präfixes h— eine Reflexivform, „sich gegenseitig lieben", histánta, gebildet, indem der Vocal der Urform, stínta, sich dem Präfixe nachstellt, während der der Distributivform im Stamme selbst verbleibt. Etwas Aehnliches findet auch statt bei den medialen Verba, die mittels des Präfixes sh— gebildet werden, und auf diese Weise läßt sich aus dem eintretenden Vocal die Urform eines Verbalausdruckes reconstruiren, selbst wenn dieselbe als solche bereits aus der Sprache verschwunden sein sollte.

Was die Morphologie dieses Sprachstammes anbetrifft, so zeigt sich eine weit besser durchgeführte Scheidung zwischen Nomen und Verbum als in zahlreichen anderen amerikanischen Sprachen. Es findet nämlich ein prädicatives, nicht ein possessives Verhältniß zwischen dem Verbum und dem, was wir Subject nennen, statt, und das Personalpronomen ist nicht identisch mit dem Possessivpronomen wie im Algonkin, Iroquois und Shoshonischen. Auf der andern Seite findet aber wieder Vermengung zwischen Nomen und Verbum statt darin, daß viele Derivativsuffixe und so zu sagen alle Präfixe beiden Redetheilen gleichmäßig zugehören, daß die Substantivendung —sh, weitaus die verbreitetste von allen, eben so gut Infinitive und Participien bilden kann als Substantiva, ja sogar oft mit Zuhülfenahme unserer Conjunctionen übersetzt werden muß und überdies durch Einschiebung von —u— Präteritbedeutung annehmen kann. Von einer Unterscheidung zwischen Form und Stoff im Steinthal'schen Sinne sind erst Anfänge vorhanden. Neben einem unserm Genitiv entsprechenden Possessiv in —am besitzt das Nomen einen locativen Genitiv in —ti, welcher neben Stellung oder Lage auch die Substanz angiebt, woraus ein Ding besteht. Der Objectivcasus in —ash findet sich nur bei Be-

nennungen von Menschen und einigen größeren Vierfüßern und entspricht gleichzeitig unserm Dativ; der Instrumental in —tka findet sich nur bei unbelebten Dingen und dient in Verben als Suffix für Iterativa und andere Ableitungsformen. Außerdem giebt es eine größere Zahl von Locativcasus, von denen die meisten freilich Casus-Postpositionen genannt werden müssen, weil sie auch als selbständige Wörter auftreten können, einige auch in Form von Präfixen erscheinen. Das Adjectiv und Numeraladjectiv besitzt eine mit denselben Suffixen zusammengesetzte, aber weit unvollkommnere Flexion, weil dasselbe oft ohne irgend eine Flexionsendung an das Substantiv agglutinirt wird. Gradation des Adjectivs wird nur durch Partikeln angedeutet oder gar syntaktisch umschrieben. Die Zahlen sind auf das Quinärsystem gegründet und von Ordinalien ist nicht die Rede. Den Zahlen über zehn, sofern die Endzahl nicht mit einer Null geschrieben wird, werden classificirende Beisätze zugefügt, welche anzeigen, welcher Gestalt die gezählten Gegenstände sind, ob rund, lang, flach rc. und ob dieselben erst gezählt werden oder schon gezählt sind. Das Geschlecht im indogermanischen und semitischen Sinne des Wortes kommt hier so wenig als in den meisten übrigen Sprachen Amerikas zur Geltung.

Das Verbum incorporirt weder Subject- noch Objectpronomina und diese können demselben entweder voran- oder nachstehen. Der **Schein** einer solchen Incorporation wird freilich oft dadurch erweckt, daß dieselben nach Abschwächung oder Verlust ihrer Vocale enklitisch dem Verbum nachgesetzt werden. Auch Temporalcharaktere werden nicht suffigirt noch sonstwie incorporirt, sondern durch selbständige Partikeln angedeutet. Das oben angedeutete Suffix —u— ist nämlich eine Partikel hu, welche demonstrativer Natur ist und, wie húk, húnk, eine örtliche Entfernung andeutet, später aber auch temporale Functionen annahm; sie erscheint übrigens incorporirt in Formen, die den puren Nominalcharakter an sich tragen. Ein einziges reines Temporalsuffix ist das des Futurums, das Suffix —nápka, und auch dieses zeigt noch hin und wieder eine locale Bedeutung. Es existirt eine Modalendung —t, aus at, „**jetzt, zur Zeit**", entstanden und, ans Verbum agglutinirt, einen Conditionalis bildend. Das Passivum besitzt keine eigenthümliche Form, sondern ist mit dem Activum völlig identisch.

Aus allen diesen Andeutungen über das Verbum kann als Endresultat der Schluß gezogen werden, daß das Máklaks-Verbum zwar im Satze als reiner Verbalausdruck erscheint, indem es das Prädicat zu einem im Subjectcasus auftretenden Nomen bildet, daß es aber morphologisch doch nur auf der Stufe eines Nominalausdruckes verblieben ist.

Präfixe und Suffixe modificiren den Sinn der Bedeutungswurzel in ingeniöser und in äußerst mannigfaltiger Weise; eigentliche Infixe in die Wurzel giebt es nicht, obwohl einige Erscheinungen diesen Schein zu erwecken geeignet sind. Präfixe werden verwandt zur Bildung der **Genera verbi**, wie Medium, Reflexivum und Reciprocum, oder aber zur Angabe der äußern Gestalt des Objects, an dem die Handlung vollzogen wird. So heißt z. B. eine Beere pflücken: lutísh lútχa, während utísh nû útχa bedeutet: ich pflücke eine lange Frucht, wie z. B. eine Maisähre; l ist nämlich ein Präfix, das etwas Rundes oder Rundliches im Nomen sowohl als im Verbum gleichsam **adverbialisch** bezeichnet.

Suffixe werden im Verbum verwandt zur Bildung von Derivationsendungen; sie bilden Iterativa, Usitativa, Durativa, Frequentativa, Causativa rc., und da sie oft in Combinationen von zwei bis vier auftreten, so bildet das Studium ihrer Bedeutungen wohl den schwierigsten Punkt in der Morphologie dieser Sprache, besonders da ihre Zahl sich an hundert belaufen dürfte. Präfixe sind entweder einfach oder Producte einer Binär-Composition.

Die von uns Präpositionen genannten Wörter können in diesem Idiome, wie so oft in Amerika, dem Nomen voroder nachstehen, stehen aber in der Regel nach und sind auch im Stande, einige wenige Casusformen anzunehmen. Conjunctionen giebt es eine große Menge, und obwohl die Satzbildung keine sehr verwickelte ist, dienen sie in hohem Maße zur Verdeutlichung des Sinnes.

Das wichtigste und unterscheidendste Merkmal dieser Hochlandsprache ist die **Silbenreduplication**. Sie ist hier von so durchgreifender Bedeutung geworden, daß sie der Sprache ihren eigentlichen Typus verleiht. Man hat aber wohl zu unterscheiden zwischen zwei Arten derselben; derjenigen, die zur Wortbildung verwendet wird, und einer andern, die dem Worte eine distributive Bedeutung verleiht und bei einigen Vocabeln zu einer Zweisilbenreduplication werden kann.

Die erstere oder Iterativreduplication verdoppelt die Stammsilbe in ihrer Totalität, ohne Aenderung des Vocals derselben, und dient zur Bildung onomatopoetischer Ausdrücke, Iterativ- und Frequentativformen und solcher Adjective, die die Beschaffenheit der Oberfläche eines Gegenstandes nach Farbe, Glätte, Gestalt beschreiben oder die Intensität einer Bewegung angeben. Dahin gehören: uekuékash, Elster, lemléma, taumeln, betrunken sein, yauyaúa, Lärm machen, típtipli, dunkelfarbig, litchlítchli, kräftig.

Die zweite oder Distributivreduplication verdoppelt die erste Silbe des Wortes, welche durchaus nicht immer die Stammsilbe ist, bis und mit dem Vocal, aber nicht über denselben hinaus. Ist der Vocal der Stammsilbe kurz, so steht in der nachfolgenden Silbe stets a; ist er jedoch lang, so sind die Gesetze, welche den letztern feststellen, verschiedenartig und hier hat die Phonetik ihre Hand im Spiele. Diese Art von Silbendoppelung erstreckt sich durch alle Redetheile der Sprache, denn selbst die meisten Partikeln werden davon berührt. Der Zweck derselben ist, von **jeder einzelnen** Handlung oder Sache auszusagen, was die absolute, nicht reduplicirte Form von allen Handlungen, Zuständen, Personen oder Dingen im **Allgemeinen** aussagt. Beispiele:

- nép Hand, Hände; nénap jede einzelne Hand, oder die Hände jedes Einzelnen.
- kúpkash Fackel, Feuerbrände; kukápkash jede einzelne Fackel.
- nīsh Hals, Hälse; nínish Hals jedes Einzelnen.
- pálla ein einzelnes Ding oder alle collectiv entwenden; papálla viele Dinge einzeln, jedes für sich, entwenden.
- tuéktueka (iterat.) anstarren; tuetuéktueka jedes Object gesondert anstarren.
- lókanka irregehen; lolókanka zu verschiedenen Malen in die Irre gehen, sich mehrfach verirren.
- tmoyéga beginnen; tot'myéga bei jedem einzelnen Dinge neu beginnen.

In Polynesien sind Dialekte studirt worden, die hierin unserer Sprache vollkommen zu entsprechen scheinen. In den Selish-Dialekten erscheint die Distributivreduplication in noch ausgebildeterer Gestalt und an der Stillen-Meeres-Küste nebst Mexico ist Reduplication der **ersten Silbe** häufig, während auf der Ostseite der Rocky Mountains das Ende des Wortstammes, namentlich des Adjectivs, häufiger zur Verdoppelung gelangt. Da der Máklaksſprache der Sinn für Numerus vollständig fehlt, so muß diese Art der grammatischen Synthesis den Mangel einigermaßen ersetzen.

Da ich nicht gedenke in das Wesen der Máklaks-Syntax einzugehen, so bemerke ich im Allgemeinen bloß, daß die Satzstellung in Folge der beträchtlichen Zahl von morpholo-

gischen Flexionsformen eine ziemlich freie geworden ist. In Hauptsätzen ist die natürliche Stellung des Verbums die am Ende. Steht ein Substantiv im Genitivverhältniß zu einem andern, so kann der Genitiv vor- oder nachstehen, steht aber in der Regel voran. Wortzusammensetzungen sind meist binär, selten dreifach oder vierfach, und Hülfszeitwörter sind ebenfalls selten; solche Combinationen sind eben meist durch die Polysynthesis der Präfixe und Suffixe unnöthig gemacht. Das Zeitwort gi, welches dem spanischen estar gleichkommt, bedeutet ein zufälliges, nicht reales Sein, und da es zugleich thun, haben und sagen bedeutet, so ist es unserm Substantivzeitwort sein durchaus nicht ebenbürtig, im Grunde auch bloß ein Demonstrativpronomen.

Die Accentuirung dieser Sprache hängt fast ganz vom Sinne des Satzes ab, der Wortaccent ist also großentheils Satzton. Die Máklaks fühlen nämlich mit großer Schärfe den Sinn jedes Stammes, Suffixes oder vocalischen Präfixes heraus, und wenn sie auf diese Silbe Gewicht legen wollen, so accentuiren sie dieselbe ohne Rücksicht auf die Länge des Wortes. Es werden daher oft fünfsilbige Worte auf der ersten oder letzten Silbe accentuirt. Wo keine Betonung dieser Art bezweckt wird, hat die Stamm- oder Wurzelsilbe den Accent; bei längeren Wörtern macht sich jedoch sehr häufig der Nebenaccent auf Kosten des Hauptaccentes geltend.

Diese wenigen Worte mögen hinreichen, um eine der unverdorbensten amerikanischen Nationalitäten in ihren Anschauungen und Sitten wenigstens einigermaßen getreu zu schildern und betreffs ihrer Sprache zu zeigen, daß sie vorherrschend analytisch ist und nur betreffs der Wortderivation sich stark polysynthetisch ausgebildet hat.

Die australische Colonie Neu-Süd-Wales.

Von **H. Greffrath.**

II.

Saltbush-(Atriplex-) Ebenen bilden das fernste Innere, welches im Westen von der Kolonie Süd-Australien begrenzt wird. Dieselben liegen 400 bis 700 Fuß über dem Meeresspiegel und umfassen bei einer Länge von 650 Kilometer und einer durchschnittlichen Breite von 480 einen beträchtlich größern Flächeninhalt als eine von den vorgenannten Abtheilungen. Das Land ist am Laufe der Flüsse Bogan, Narran, Warrego, Paroo, Darling, Murray, Edward, Murrumbidgee und dem untern Lachlan — und zum Theil auch noch in weiterer Entfernung davon — eben und flach. Dagegen erhebt sich östlich vom Darling Hügelland (die Rankine, M'Culloch und Cobar Ranges) und noch mehr im Nordwesten bis an die Grenze von Süd-Australien (die Barrier, Grey, Bolo, Cadell, Malia und Scrope's Ranges). Der Boden ist im Allgemeinen leicht, locker und sandig, wie man ihn in einer salzhaltigen Gegend anzutreffen pflegt. Nur in den Thälern der Flüsse und Creeks ziehen sich nicht unbedeutende Strecken Alluvialbodens hin; seltener finden sich dergleichen Striche auf den Ebenen. Die Gegend ist baumlos, und wenn man die Ufer der Wasserläufe ausnimmt auch arm an Gras, dagegen existirt viel salt-, cotton- und anderes Futter gewährendes Gesträuch, von welchem das Vieh sich gut nährt und gut gedeiht. Es fallen in diese Region die Darling-, Albert- und Warrego-Pastoraldistrikte. Pferde werden hier wenig aufgezogen, desto mehr aber Rindvieh. Schafzucht wird in großem Umfange betrieben, wiewohl die Vließe von der großen Hitze, dem Staube und dem öftern Mangel an Futter und Wasser leiden. Es würde hier noch unvortheilhafter sein als in der vorbesprochenen Intermediate Division, Tuchwollen zu produciren; die Vließe würden nur halb so schwer wiegen, wie man erwarten sollte, und die Wolle hart und überhaupt keine gesunde sein.

Mit Ausnahme des Snowy River (the Margalong) und seiner Nebenflüsse, sowie der beiden unbedeutenden Turallo und Butmaroo Creeks, nehmen alle Flüsse der Kolonie ihren Ursprung auf dem Great Dividing Range. Zu den wichtigsten der zahlreichen Flüsse, welche ostwärts in den Ocean münden, gehören der Hawkesbury, 530 Kilometer, der Hunter, 485 Kilometer, der Shoalhaven, 418 Kilometer, der Clarence, 386 Kilometer, der Macleay, 306 Kilometer, und der Manning, 160 Kilometer lang. Der Clarence ist auf 112 und der Hunter auf 55 Kilometer schiffbar. Die Flüsse des Ostens drainiren insgesammt ein Areal von 2350 deutschen Quadratmeilen. Sie haben bei dem rapiden Abfall des Gebirges auf der Ostseite meistens einen raschen und kurzen Lauf. Die, welche wie die vorgenannten dem Fuße des Gebirges auf einer längern Strecke folgen und sich durch flaches Alluvialland hinschlängeln, zeigen sehr starke Windungen. Daraus erklären sich die großen, mit vielen Zerstörungen verbundenen Ueberschwemmungen, von denen die an diesen Flüssen liegenden Gegenden nicht selten heimgesucht werden. Dies ist namentlich der Fall, wenn die Wolken der Regen bringenden Ostwinde so niedrig ziehen, daß sie durch das Gebirge in ihrem Zuge gehemmt werden. Es entstehen dann Regenstürme, ähnlich denen in den Tropen, und schon ein 3 bis 4 Stunden dauernder heftiger Regen veranlaßt gewaltige Ueberschwemmungen. Es ist zu solcher Zeit nichts Ungewöhnliches, daß ein Zoll Regen in der Stunde fällt; ja in Sydney, welches doch schon 80 Kilometer von den Blue Mountains entfernt liegt, fielen einmal 5,250 Zoll in einer Stunde und am 1. August 1878 um Mittag in sechs Minuten ein ganzer Zoll. In Newcastle, 120 Kilometer nördlich von Sydney, regnete es an einem Tage des Jahres 1878 in $2^1/_2$ Stunden 10,610 Zoll.

Der westliche Abfall des Great Dividing Range ist ein sehr allmäliger. Er beginnt bei 2500 Fuß und zieht sich auf 645 Kilometer bis zum Darling River hin, welcher hier noch 400 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Die Flüsse auf diesem ausgedehnten und flachen Areale sind zwar lang, aber trägen Laufes, und da sie von einer Regenmenge, welche sich jährlich im Durchschnitte auf kaum 24 Zoll beläuft, gespeist werden und dabei überdies einer hohen Hitze und Verdunstung ausgesetzt sind, ohne große Bedeutung. Sie nehmen meistens einen westlichen Lauf und münden in den Darling River. Dieser fließt südlich und hat bis zu seiner Vereinigung mit dem Murray River bei Wentworth eine Länge von 1870 Kilometer. Er ist auf 965 Kilometer bis Bourke im Warrego-Pastoraldistrikte schiffbar und in sehr nassen Jahren noch darüber hinaus, und drainirt mit seinen Nebenflüssen mehr denn 9400 deutsche Quadratmeilen. Der Murrumbidgee River im Süden ist 2170 Kilometer lang und auf 800 Kilometer schiffbar. Er drainirt 1177 deutsche

Quadratmeilen und fällt, nachdem er den Lachlan aufgenommen, ebenfalls in den Murray River. Dieser, welchen man, als den wichtigsten Fluß des Continents, „den australischen Mississippi“ und „den mächtigen Mutterfluß Australiens“ (the mighty mother river of Australia) genannt hat, bildet die Grenze zwischen Neu-Süd-Wales und Victoria. Er ist 1120 Miles oder über 1800 Kilometer lang und drainirt 12 700 deutsche Quadratmeilen. Die große Bedeutung dieses Flusses erhellt aus der darauf betriebenen Schifffahrt, welche bis zur Stadt Albury hinaufreicht. Von hier bis Echuca mißt seine Flußlänge $301^3/_4$ Miles und auf dieser Strecke liegen mehr denn 20 Stationen oder Landungsorte, wo Güter ausgeladen und eingenommen werden. Von Echuca bis Wentworth ist er $549^1/_2$ Miles lang und zählt 44 Landungsplätze. Von Wentworth kann er nur bis Goolwa in Süd-Australien, von wo eine Eisenbahn nach Victor Harbor führt, befahren werden, da seine Mündung, wie dies bei vielen Flüssen Australiens der Fall ist, nicht passirbar ist, auf alle Fälle nicht ohne große Gefahr. Im August 1878 belief sich die Handelsflottille des Murray und der in ihn mündenden Darling und Murrumbidgee auf 71 Dampfer und 81 Kutter, mit einem Tonnengehalte von zusammen 16 688. Davon gehörten Süd-Australien resp. 32 und 34, Neu-Süd-Wales resp. 24 und 16 und Victoria resp. 15 und 31. Von Albury oder vielmehr von Wodanga am jenseitigen Ufer und von Echuca führen Eisenbahnen nach Melbourne und es ist jetzt auch der Bau einer solchen von Wentworth nach Melbourne im Werke. Es scheint überhaupt, daß in nicht zu ferner Zeit Wentworth einen interkolonialen Centralbahnhof bilden werde, denn auch Süd-Australien und Neu-Süd-Wales rücken mit ihren Eisenbahnen in dieser Richtung vor.

In der trockenen Saison, welche von December bis April dauert, lassen sich der Murray und seine Nebenflüsse Darling und Murrumbidgee nicht befahren, indem sie dann — und namentlich die beiden letzteren — auf weite Strecken ihres Laufes nichts weiter sind als eine Reihe von Wasserlöchern. Ja, in Jahren großer Dürre wird die Schifffahrt selbst in der für sie günstigen Saison sehr beschränkt.

Neu-Süd-Wales ist an allerlei nützlichen Hölzern außerordentlich reich. Wie überhaupt in Australien, so herrscht auch in dieser Kolonie die Familie der Eukalypten, zur Ordnung der Myrtaceen gehörig, vor und bildet 99 Proc. von dem Bestande der australischen Wälder. Die vielen Species derselben, deren gegenwärtig schon gegen 160 bekannt sind, liefern Holz von großer Verschiedenheit, welches sich bald durch Zähigkeit, bald durch Härte, bald durch die Leichtigkeit, mit der es sich der Länge nach spalten läßt, und bald wieder durch außerordentliche Sprödigkeit, bald durch die hohe Hitzkraft, welche es bei langsamer Verbrennung entwickelt, bald durch den Widerstand, den es im Meereswasser den Angriffen der Seethierchen leistet u. s. w., auszeichnet. Allbekannt ist die Befähigung namentlich des Eucalyptus globulus (blue Gum), welcher in Tasmanien am vorzüglichsten gedeiht: die Miasmen sumpfiger oder feuchter Gegenden zu zerstören und letztere wohnbar zu machen. Wir verweisen des Nähern auf die nunmehr in zweiter Auflage erschienene kleine Schrift des Hofrath Dr. Wilhelm von Hamm in Wien über die Eukalypten Australiens.

Ein anderer Baum, eben so werthvoll wie schön, ist Cedrela Australis, genannt red Cedar, der in botanischer Verwandtschaft zu dem Mahagoni West-Indiens steht und dessen Farbe, Aussehen und Eigenschaften besitzt, aber nur halb so schwer ist. Die rothe Ceder breitet sich vom Shoalhaven River im Süden bis zum Tweed River an der Nordgrenze aus und erreicht eine Höhe bis 150 Fuß bei einem Durchmesser im Stamme von 10 Fuß. Mancher gefällte Baum hat schon 30 000 bis 40 000 Fuß Nutzholz geliefert. Der bedeutende Export in Cederholz geht nicht nur nach den übrigen Kolonien des Kontinentes, sondern auch nach außeraustralischen Plätzen.

Andere Bäume, welche werthvolles Holz für Tischlerarbeiten liefern, sind Acacia melanoxylon (Blackwood), Dysoxylon Fraseranum (Rose-wood), Harpullia pendula (Tulip-wood), Rhus rhodanthema (ein hellgelbes Holz), Vitex Leichardtii (Colonial Beech), Araucaria Cunninghamii (Colonial Pine) u. s. w.

Was die Flora von Neu-Süd-Wales anlangt, so war es bekanntlich der Blumenreichthum, welcher Capitain Cook veranlaßte, den Ort seiner ersten Landung „Botany Bay“ zu benennen. Seitdem hat die große Mannigfaltigkeit der Pflanzen in dieser Kolonie die beständige Aufmerksamkeit der Botaniker und Reisenden auf sich gezogen. Die europäischen Gewächshäuser verdanken Australien Hunderte ihrer vorzüglichsten Pflanzen. Aus den vielen erwähnen wir nur Hovea, Chorozema, Boronia, Kennedya, Epacrida, Correa, Acacia, Acmena, Banksia, Clerodendron, Scaforthia, Brachychiton, Corypha, Fugosia, Grevillea, Hakea, Indigofera, Metrosideros, Pittosporum, Swainsonia, Tecoma, Telopea, Tetratheca, Eriostemon, Clianthus, Dilwynia u. s. w. Den Robert Brown, Allan Cunningham, Drummond, Dr. Ferd. von Müller, Dr. Schomburgk, Charles Moore und Walter Hill (die drei letzteren sind Directoren der botanischen Gärten in Adelaide, Sydney und Brisbane) verdanken wir hauptsächlich die Kenntniß und Verbreitung australischer Pflanzen.

Ein specifisches Bild der australischen Landschaft, vielleicht das auffälligste, welches dem Auge überhaupt begegnen kann, gewähren die tiefen und geschützten Gebirgsschluchten. Sie sind mit majestätischen Farnbäumen, den Dicksonia davallioides und antarctica und vielen Varietäten von Asplenium, Adiantum, Aspidium, Pteris, Platycerium, Gleichenia u. s. w. überreichlich bedeckt. Die schönsten Formen der Cycadeen, welche vielfach nach Europa exportirt werden, sind ebenfalls außerordentlich zahlreich.

Die Gräser Australiens, über welche zuerst Robert Brown ein Werk veröffentlichte, sind in diesem Jahre von Mr. G. Bentham in der von Dr. Ferd. Müller in Melbourne herausgegebenen Flora Australiensis von Neuem gründlich und vollständig bearbeitet worden. Die einheimischen Gräser sind zwar zahlreich, aber sie können einer längern Dürre keinen Widerstand leisten, wiewohl sie nach einem Regenfalle immer bald wieder ausschlagen. Eigentliche Futtergräser von besonderm Werthe existiren nicht. Man hat deshalb, wie wir bereits oben andeuteten, viel fremde nützliche Gräser und Kräuter eingeführt. Das indische Gras, Cynodon dactylon, gewöhnlich doub grass genannt, besitzt die gute Eigenschaft, selbst bei größter Dürre seine Frische zu bewahren. Es hat deshalb auch im Innern der Kolonie schon eine ziemliche Verbreitung gefunden und dürfte mit noch einigen anderen Gräsern dazu bestimmt sein, die schlimmen Folgen australischer Dürren für die Viehherden weniger fühlbar zu machen. Die Reserven in und um Sydney, welche mit Cynodon bewachsen sind, halten sich in den heißesten Monaten, Januar und Februar, grün, während um die Hauptstädte Melbourne und Adelaide herum, wo es noch nicht angesamt ist, das einheimische Gras in derselben Zeit gänzlich vertrocknet und verschwindet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, sobald erst fremde, ausdauernd grüne Gräser allgemeiner eingeführt sind, die Viehweiden im Stande sein werden, das Vierfache der jetzigen Herden zu ernähren.

Aus allen Erdtheilen.

Die Pest in Jünnan.

Dem jüngst erschienenen Bericht der bekanntlich von Europäern besorgten chinesischen Zollverwaltung über den Gesundheitszustand der wichtigeren chinesischen Hafenplätze für das Halbjahr October 1877 bis März 1878 ist eine Mittheilung aus der Feder des Zollbeamten E. Rocher über eine **pestartige Krankheit** angehängt, welche in Jünnan wüthen soll. Im gegenwärtigen Augenblick dürfte dieser Bericht von Interesse sein, wenn auch seine Angaben wahrscheinlich nicht überall vor einer scharfen wissenschaftlichen Kritik bestehen dürften. „Die in Jünnan unter dem Namen Yangtßu bekannte Krankheit, welche nichts anderes als die Pest zu sein scheint, rafft alljährlich zahlreiche Opfer in dieser Provinz hin. Nach Angabe hervorragender einheimischer Gewährsmänner scheint dieselbe aus Birma eingeschleppt zu sein. Es ist äußerst schwer zu sagen, wann sie zuerst eingeführt worden ist. Die Gelehrten sagen, und ein großer Theil der Einheimischen sind derselben Ansicht, daß die Mitte und der östliche Theil der Provinz bis zum Ausbruch des Aufstandes von der Seuche verschont waren, während andere behaupten, daß sie schon mehrere Jahre vor dieser Zeit sich in dem äußersten Westen bei Tali-fu gezeigt habe. Es ist außerordentlich schwer, diese Daten festzustellen, aber angenommen, daß die letzte Angabe richtig ist, so muß die Krankheit in einer leichten Form aufgetreten sein, wenn selbst die benachbarten Districte nichts davon gewahr wurden. Seit Beginn des Krieges aber verbreitete sie sich über die ganze Provinz und decimirte die Bevölkerung.

Eine Erscheinung läßt glauben, daß die Epidemie von Ausdünstungen des Bodens herrühren könnte, nämlich die, daß diejenigen Thiere, welche im Boden, in Gängen oder Höhlen leben, zuerst davon ergriffen werden. Besonders auffallend ist dies bei den Ratten. Sobald diese Thiere krank sind, kommen sie in Scharen aus ihren Löchern, taumeln herum, stürzen über einander und sind in kurzer Zeit todt. Und ähnlich ist es mit anderen Thieren, wie Büffel, Ochsen, Schafe, Rehe, Schweine und Hunde. Alle werden davon ergriffen, nur der Hund etwas weniger heftig als die anderen.

Sobald diese Anzeichen erscheinen, verbreitet sich die Krankheit auch bald über die Menschen, die alsbald jede Vorsicht anwenden, um sich dagegen zu schützen. Sie fangen damit an, ihre Häuser zu reinigen, indem sie in allen Zimmern Feuer anzünden, und in manchen Städten enthalten sie sich auch des Schweinefleisches. Die Krankheit beginnt bei den Menschen mit einem leichten Fieber, welches rapid zunimmt und in wenigen Stunden den höchsten Punkt erreicht hat. Der Patient verlangt zu trinken, und sein Durst ist unlöschbar. Bald zeigen sich dunkelrothe Geschwulste in den Achselhöhlen, Weichen und dem Nacken, das Fieber nimmt immer zu und der Patient wird bald bewußtlos. Das Geschwür wächst bis zum zweiten Tage, wonach es stehen bleibt, und ist in seiner vollen Größe ungefähr von der Größe eines Hühner- oder Gänseeies. In dieser Zeit kommt das Bewußtsein wieder, aber die Gefahr ist noch immer groß, denn wenn die Geschwulst, die bis dahin hart war, weich wird, so ist keine Hoffnung mehr. Oeffnet sich dagegen das Geschwür, was aber selten vorkommt, so ist die Genesung möglich. Einige chinesische Aerzte versuchten die Geschwüre aufzuschneiden; aber entweder geschah es zu spät oder unvollkommen, denn bei wenigen glückte es. Die meisten Heilkünstler erklären sich ganz offen machtlos dagegen, und anstatt wie in gewöhnlichen Fällen Arzneien zu geben, begnügen sie sich als letztes Hülfsmittel eine große Dosis Moschus zu verschreiben.

Während meines Aufenthaltes in Jünnan sah ich eine Menge Leute von dieser Krankheit befallen und nur wenige davon genesen. An Orten, wo die Seuche nur leicht auftritt, kann man die Sterblichkeit auf 4 Proc. schätzen, während an Orten, wo sie sich festsetzt, ganze Familien nach einander aussterben, die Bevölkerung völlig decimirt wird, und in manchen Districten die Bewohner ihre Häuser und Felder verlassen, um auf die Höhen zu flüchten, wohin ihnen die Pest noch oft folgt. Was nach meiner Ansicht das Uebel verschlimmert und noch größeres Unheil anstiftet, ist die von den abergläubischen Chinesen angenommene Gewohnheit, die an der Pest Gestorbenen nicht zu beerdigen; der Leichnam wird statt dessen auf eine Bahre gelegt und in der Sonne ausgesetzt. Die Idee, die dem zu Grunde liegt, ist die, daß alle an der Pest Gestorbenen vom Teufel besessen sind und nicht begraben werden können, ohne daß die Ruhe ihrer Vorfahren gestört wird, und die Heiligkeit des Fung Shin verletzt. In Folge dieses Gebrauches erstickt der Reisende fast bei dem scheußlichen Geruch der ausgesetzten und faulenden Leichname in den Umgebungen der Dörfer. In den Jahren 1871 bis 1872 und 1873 beobachtete ich, daß die Epidemie etwa in der Zeit des Reispflanzens begann, also im Mai oder Juni. Von dieser Zeit an waren ihre Verwüstungen sehr groß, wo immer sie hinkam. Im Sommer, der in Jünnan die Regenzeit ist, war dieselbe, wenn sie auch fortdauerte, manchmal milder. Aber von dem Aufhören des Regens an bis zum Ende des Jahres ist sie am heftigsten und tödtlichsten. Eine bemerkenswerthe Thatsache konnte ich hinsichtlich des Weges, den die Krankheit einschlug, an mehreren Orten sowohl im Süden als im Norden der Provinz beobachten. Anstatt jedes Dorf in der unmittelbaren Richtung ihrer Verbreitung zu ergreifen, ging sie an einigen vollständig vorbei, während sie andere hart daneben heimsuchte; dann kehrte sie einige Monate später, wenn man sie längst verflossen glaubte, nach diesen gleichsam vergessenen Orten zurück. Eine nicht weniger sonderbare Erscheinung ist die, daß die Krankheit, nachdem sie fast in jedem der in der Ebene zerstreuten Dörfer aufgetreten ist, häufig in die Berge hinaufsteigt, wo sie unter den Eingeborenen (Jtschén) viele Opfer fordert. Es ist wahrscheinlich, daß sie dorthin eingeführt wird durch die Männer und Weiber, welche in die Thäler herabsteigen, um Arbeit zu suchen oder um ihre Erzeugnisse abzusetzen. Es sind nämlich vorzüglich die Berge in unmittelbarer Nachbarschaft der Ebenen, welche die Krankheit heimsucht."

Südamerika.

Fruchtbarkeit der Frauen in Columbia. Dr. A. Posada-Avanjo schreibt, daß in Columbien arme wie reiche Frauen ihre Kinder selbst stillen und daß in der Regel dort die Kinder im Alter nur 18 Monate aus einander entfernt sind. Im Staate Antioquia ist jede Ehe **gewöhnlich** mit 10 bis 15 Kindern gesegnet. Eine Mutter weist dort 34 **lebende Kinder**, darunter verschiedene Zwillingspaare, auf. Ein Mann, der sich dreimal verheirathete, besitzt deren 51! Die Frauen heirathen dort im Alter von 13 bis 16 Jahren.

(Broca's Revue d'Anthropologie.)

— Viel Schrecken erregt nach „Nature" unter den Anwohnern des **Amazonenstromes** dessen fortgesetztes rasches Sinken. Oberhalb Manaos scheint schon die Schifffahrt eingestellt worden zu sein. Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung ist bis jetzt völlig unbekannt, und wünschens-

werth ist es, daß sich Männer der Wissenschaft um seine Erforschung bemühten.

— Das „South American Journal" (22. Februar 1879) bringt die hoffentlich in Erfüllung gehende Nachricht, daß auf Veranlassung des Kaisers von Brasilien der amerikanische Oberst Roberts alsbald daran gehen wird, die Hauptflüsse des Landes in Bezug auf Strömung, Tiefe, erforderliche Hafenanlagen, Schiffbarkeit, Untiefen, Klippen u. s. w. zu untersuchen und davon Karten anzufertigen. Leider erweisen sich solche Nachrichten so oft als trügerisch, daß man sich davon nicht eher etwas versprechen darf, als bis wirkliche Resultate vorliegen.

— Noch vor gar nicht langer Zeit führte Buenos Aires Korn ein. Jetzt hat sich durch die starke Einwanderung und die Ausdehnung des Ackerbaues die Sache dahin geändert, daß Argentinien nicht nur seinen Bedarf an Getreide selbst deckt, sondern noch davon ausführt. Unlängst wurden 56 000 Säcke Mais nach den Kanarien exportirt und große Versendungen von Weizen und Mehl nach Brasilien und dem Kaplande ausgeführt. So meldet das „South American Journal".

Arktisches Gebiet.

— Graf Wilczek und Lieutenant Weyprecht beabsichtigen frühestens im Jahre 1880 nach der Nordküste Nowaja Zemljas sich zu begeben und dort auf Kosten des Erstern volle zwölf Monate zu verweilen, um eine Reihe von exacten magnetischen, elektrischen, hydrographischen und meteorologischen Beobachtungen anzustellen. Zeitpunkt und Art des Unternehmens hängt übrigens noch von den Beschlüssen des Internationalen Meteorologischen Congresses ab, welcher im April dieses Jahres in Rom zusammentritt.

— Mr. Gordon Bennett's Yacht „Jeanette", früher „Pandora" genannt (vergl. oben S. 80), hat nunmehr die Bestimmung erhalten, Nordenskiöld's „Vega" zu Hülfe zu eilen, die man jetzt zwischen dem Vorgebirge Sertze Kamen und dem Wrangellande vermuthet. Gleichzeitig sei erwähnt, daß man jetzt in den Vereinigten Staaten und namentlich in Californien auf die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit dem nördlichen Sibirien aufmerksam geworden ist und sich davon großen Nutzen verspricht.

— In England trägt man sich in Folge der Nordenskiöld'schen Fahrt um die Nordspitze Asiens und der holländischen Polarexpedition wieder mit dem Gedanken, die Erforschung des arktischen Gebietes fortzusetzen: in der Sitzung der Royal Geographical Society vom 9. December 1878 schlug C. R. Markham als das geeignetste Object die Westküste von Franz-Joseph-Land vor, weil dieselbe alsbald in unbekanntes Gebiet sich erstreckt und weil man erfahrungsmäßig zu Schiffe längs der Küsten überhaupt und vorzüglich längs derjenigen an der Westseite arktischer Länder besser vordringen kann als im Packeise auf hoher See. Der von anderen Autoritäten unterstützte Plan geht dahin, im Spätsommer 1879 die „Discovery" auszusenden und, falls sie ihr Ziel, die Ostküste von Zichy-Land, nicht erreichen kann, den Versuch in den nächsten beiden Jahren zu wiederholen, dort möglichst weit gegen Norden zu überwintern und von dort Schlitten-Expeditionen auszusenden. Auf Kap Nassau (Nowaja Zemlja) und Nordostland (Spitzbergen) sollen Proviantdepots angelegt werden, so daß ein zweites Schiff entbehrlich wird. Vielleicht vereinigen sich auch die Niederländer (s. oben S. 96) mit den Engländern zu einer gemeinsamen Unternehmung.

— Der durch seine Forschungen an den Küsten und Meeren des nördlichen Rußland bekannte Lieutenant Sandeberg (s. „Globus" XXXIII, S. 335) hat von der russischen Regierung die Concession erhalten für den Walfischfang innerhalb des russischen Eismeeres sowie auf Raum für die Anlage ausgedehnter Fabriken, für das erforderliche Bau- und Brennmaterial u. s. w. Sandeberg beabsichtigt eine russische Aktiengesellschaft zu bilden, welche vom Frühjahr 1880 an den Walfisch- und Seehundsfang sowie die Fischerei von Dorsch, Häring, Haifisch und Lachs betreiben soll. Auf den Bänken der Murmanischen Küste hat Sandeberg die Existenz der zahlreichsten und fettesten Fische nachgewiesen, und die Resultate seiner zoologischen Forschungen will er nun praktisch verwerthen. Seine Gesellschaft soll aber zugleich das Ziel verfolgen, den Handel mit Sibirien zu entwickeln und das Eismeer im Norden von Europa und Asien in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht fortgesetzt genau zu erforschen. Als Entrepot für den sibirischen Handel soll Alexandrowsk dienen, ein Ort, der auf der Landenge Davvemnötke zwischen der Fischer-Halbinsel (Palnostrow Rybatschy) und der Mittlern Halbinsel (circa $69\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. und $29\frac{1}{2}^0$ östl. L. Gr.) neu gegründet werden soll. Von dort aus sind die europäischen Häfen stets, die sibirischen während etwa 10 Wochen im Jahre zu erreichen, eine Zeit, die voraussichtlich genügt, um den Jenisei fünf- bis sechsmal, den Ob vier- bis fünfmal und vielleicht auch ein- oder zweimal die Lena zu erreichen. (Deutsche Geographische Blätter III, Heft 1.)

— Unter den im vorigen Sommer vom Ob nach Europa gelangten Schiffen befand sich auch ein in Sibirien, in Tjumen an der Tura erbautes Segelfahrzeug Namens „Sibir". Dasselbe wurde den Ob hinab bis zur Mündung von dem Dampfer „Luise", welcher unter Führung des Capitäns Dahl die Pionierfahrt von Europa nach Tobolsk im Jahre 1877 machte, geschleppt und segelte dann durch den Obmeerbusen nach England. Der Dampfer „Luise", welcher diese Fahrt ebenfalls mit Ladung machen sollte, aber sich am untern Ob noch etwas länger aufhielt, ist zur Ueberwinterung im Obmeerbusen, nahe dem Ausflusse des Tasmeerbusens, gezwungen worden. Ueber das Schicksal dieses Dampfers liegt folgendes durch Herrn Sibiriakoff übermittelte Telegramm aus Sibirien vor: „Dampfer „Luise" wurde am 27. September durch einen sehr starken Nordsturm auf etwa 70^0 nördl. Br. in der Gegend des Tas ans Ufer geworfen. Die Hälfte des Mehls und über 25 Faß Salz gingen über Bord. Den 16./28. September Vormittags wurde das Fahrzeug wieder flott, allein der Schornstein war weggespült und das Steuerruder stark beschädigt, Luke und Schiffsraum voll Sand. Der Dampfer erreichte das Ufer wieder. Der Capitän und sechs Mann verließen das Schiff, um Obdorsk zu erreichen, während der Rest der Bemannung an Bord blieb. Die an Bord Zurückgebliebenen sind mit allem für die Ueberwinterung Nöthigen versehen. Der Capitän Raudsep, von welchem diese Nachricht stammt und der nach Tobolsk reiste, glaubt, daß das Schiff gerettet werden kann."

(Mittheilung der Bremer Geographischen Gesellschaft.)

— Aus Malakka und Singapur wird seit einigen Jahren die Faser der Ananasblätter nach China ausgeführt, wo dieselbe zu einem duftigen Gewebe verarbeitet wird. Nach Entfernung der fleischigen Theile werden die Fasern in Wasser geweicht, durch Waschen von den ihnen anhaftenden gummiartigen Substanzen befreit, in der Sonne gebleicht und in diesem Zustande versendet.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothe.)

II.

Die Nipigon-Bay wird im Norden und Osten vom Festlande, im Süden von der oben erwähnten Inselreihe und im Westen von einer hohen Halbinsel eingeschlossen, welche sie von der gleichfalls tief in die Nordküste des Obern Sees einschneidenden Schwarzen Bucht trennt. An ihrer nördlichsten Spitze ergießt sich ein Fluß, so klar wie das Wasser des Sees selbst, in eine Art Hinterhafen, welchen die beiden aus den Tiefen des Wassers senkrecht bis zu über 250 m ansteigenden Felsmassen der Grünen Insel und der Insel la Grange schützen. Sie liegen da wie Trümmer eines Riesendammes, den irgend eine Sintfluth zerbrochen hat. Das Ganze gewährt ein harmonisch angeordnetes, durch seine wilde Erhabenheit imponirendes Bild, das mit seinen lebhaften Farben im Glanze der Sonne den schönsten Anblick gewährte, welchen der Reisende seit seinem Besuche der Citadelle in Quebec gehabt.

Wegen seines Wasserreichthums und seiner Klarheit muß man den Nipigon als den Ursprung des gesammten Flußsystemes des St. Lorenzstromes ansehen. Das gleichnamige große Seebecken, welchem er seinen Ursprung und die Klarheit, die in scharfem Gegensatze zu der braunen Färbung aller übrigen Zuflüsse des Obern Sees steht, verdankt, liegt 47 km weiter nördlich. Sein indianischer Name bedeutet „tiefes klares Wasser" und entspricht, wie alle solche geographischen Bezeichnungen aus den Sprachen der Eingeborenen, aufs Genaueste den thatsächlichen Verhältnissen. Der See liegt 286 m über dem Meere, mehr als 100 m über dem Obern See und hat eine elliptische Gestalt, nämlich auf 80 km Breite 110 bis 120 km Länge und einen Umfang von 900 bis 950 km. Stellenweise hat man mit dem Lothe bei einer Tiefe von 160 m noch keinen Grund gefunden. Seine besondere Schönheit liegt in den zahlreichen mit Wald bedeckten großen und kleinen Inseln, deren Zahl Mr. Bell, Forschungsreisender der geologischen Kommission von Canada, auf über tausend schätzt.

An der Mündung des Nipigon-Flusses steht das Red Rock House, ein Posten der Hudsonsbay-Kompagnie, wo der Dampfer eine Weile anhielt. Dann verließ er, der Strömung folgend, die Bay durch die schmale Straße zwischen der oben erwähnten Halbinsel und den Inseln St. Ignace und Fluor. Bald darauf endete der genußreiche Tag mit einem herrlichen Sonnenuntergange. Fern am Horizonte verschwand allmälig der Fuß der hohen Vorgebirge, an denen der „Francis Smith" vor Kurzem entlang gefahren war, während ihre von den letzten Sonnenstrahlen vergoldeten Gipfel in Folge einer merkwürdigen Spiegelung auf einer riesigen Unterlage weißer wogender Wolken, die sich zwischen die fernen Spitzen und deren Spiegelbilder im See geschoben hatten, emporzuwachsen schienen. Während der Nacht hielt der Dampfer kurze Zeit bei der „Silberinsel" an, die noch vor wenigen Jahren als unbeachteter Fels dalag, während jetzt dort eine Ader Schwefelsilbers ausgebeutet wird, aus welcher im Jahre 1871 30 Arbeiter Erz im Werthe von 4 800 000 Mark zu Tage gefördert haben. Beim Morgengrauen des 24. August ward endlich das Ziel der Reise und der Beginn der canadischen Straße nach dem Red River,

Der Nipigon-Fluß. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Prince Arthur Landing, erreicht, wo Lamothe den Dampfer verließ, der seine Fahrt noch bis Duluth fortsetzte. Es ist das eine ziemlich neue Stadt in Minnesota, an der südwestlichsten Ausbuchtung des Obern Sees gelegen, welche noch immer ihre französische Benennung „Fond du Lac“ bewahrt hat.

Prince Arthur Landing oder, wie es gewöhnlich heißt, Thunder Bay (Donnersbay) ist eine im Werden begriffene Stadt, die dem ähnlich sein muß, was Collingwood im zweiten oder dritten Jahre seiner Existenz war. Etwa hundert Häuser sind an dem abschüssigen Ufer zerstreut, von dem aus sich eine hübsche Aussicht auf die Vorgebirge und Inseln der

Die Donnersbay (Thunder Bay). (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Donnersbay bietet; letztere ist übrigens fast ebenso tief und sicher wie die Nipigon-Bay. Nur gehört die große, erzreiche Insel, welche den Horizont gegen Süden und Südosten abschließt, Isle Royale, nicht mehr zu Canada, sondern wurde in den Verträgen den Vereinigten Staaten zugesprochen. 5 bis 6 km von dem Landungsplatze entfernt liegt an der Mündung der Kaministiquia ein Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, das Fort William; in dessen Nähe hat ein

Fort William mit der Mündung der Kaministiquia. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

französischer Missionär einige hundert Chippeways um sich versammelt und sucht sie in die Anfangsgründe eines civilisirten Lebens einzuweihen.

Der 24. August war ein Sonntag, und ein solcher wurde nach Lamothe's Glauben in Thunder Bay wahrscheinlich nicht anders gefeiert als in Montreal oder Toronto. Nachdem er sich also in einer einem Deutschen gehörigen Bretterbude, und zwar zwei Stock hoch, eine Unterkunft gesichert, beabsichtigte er, der puritanischen Atmosphäre des „Sabbat“ durch einen Spaziergang in die nahen Wälder zu entfliehen, als er unversehens die Bekanntschaft eines in Versailles erzogenen Engländers machte, der zu einer der Kommissionen gehörte, welche damals mit der Auffindung einer Trace für die canadische Pacific-Bahn beauftragt waren. Mehrere derselben hatten damals in Thunder Bay ihr Standquartier. Von ihm erfuhr Lamothe zunächst, daß von den 350 bis

400 Einwohnern des Ortes ein Theil seine Zeit im Dienste der zukünftigen Pacific-Bahn zubrächte, ein anderer mit Spekulationen in schon entdeckten oder noch zu entdeckenden Minerallagern und die übrigen mit Spielen und Vertrinken dessen, was sie bei obigen beiden Beschäftigungen verdient hätten. Des Weitern aber erfuhr er, daß das „Sonntagsgesetz" an diesem Grenzpunkte der Civilisation äußerst wenig beachtet, daß der bar-room des „Hôtels" den ganzen Tag nicht leer und die Flasche bei weitem mehr als die Bibel studirt werde.

Der nächste Tag verstrich mit Zurüstungen zur Abreise und mit einem Besuche bei dem ausgezeichneten Ingenieur Dawson, der mit der Erbauung und Erhaltung der nach ihm benannten Straße beauftragt ist. Durch dessen Zuvorkommenheit wurde unser Reisender der Sorge für die Lebensmittel überhoben, mit welchen man sich sonst für jene acht- oder neuntägige Fahrt nach dem Red River zu versehen hat. Er konnte sich also auf den Ankauf von zwei Decken beschränken, welche für das Uebernachten unter den unterwegs anzutreffenden Schuppen und Zelten unerläßlich sind. Am Abend unternahm Lamothe in Begleitung seines neuen Bekannten eine Bootfahrt, wobei sie das Lager einer Saulteux-Familie besuchten. Die Männer waren auf der Jagd oder auf dem Fischfange, Frauen und Kinder aber anwesend. Letztere waren reinlich auf europäische Weise gekleidet und einige unter ihnen waren so hell von Farbe, daß man sie für Mischblut ansehen mußte. Lamothe hatte nun mehr als 3000 km von der Mündung des St. Lorenzstromes zurückgelegt und noch keinen Indianer zu Gesichte bekommen, der anders gekleidet gewesen wäre als irgend ein Europäer; obendrein waren diese armen Saulteux von der Donnersbay die ersten, welche weder Englisch noch Französisch verstanden.

Station an der Südspitze des Shebandowan-Sees. (Nach einem amerikanischen Stiche.)

Die Liebhaber von Indianergeschichten mögen sich das merken: nur in Romanen oder ganz abgelegenen Winkeln der Felsengebirge wird noch skalpirt, und alle die berühmten Krieger, die Rothe Wolke, der Adler mit dem flammenden Auge und wie sie sonst heißen mögen, kleiden sich wie der gemeinste irische Auswanderer.

Es ist keine kleine Sache, selbst für eine große Macht, einen 700 km langen sichern Weg durch welliges, unbewohntes und fast unbekanntes Land anzulegen. Und solches hat die canadische Regierung unternommen. In wenigen Jahren haben ihre Ingenieure das anscheinend unentwirrbare Netz von Seen und Wäldern zwischen dem Obern See und den Prairien am Red River durchforscht, fahrbare Wege durch die Wälder, Felsen und Sümpfe angelegt, vermittels Deiche den Spiegel seichter Gewässer erhöht und die Anzahl von Stromschnellen und Tragplätzen vermindert. Seen, welche bis dahin nur das Rindenboot des Indianers oder die „Barge" des Voyageurs gesehen hat, wurden durch die Schraube von Dampfschiffen aufgewühlt. Kurz, mit energischem Willen und Geld hat sich Canada einen Weg geschaffen, der ihm erlaubt, auf seinem eigenen Grund und Boden Auswanderer, Soldaten und Kriegsmaterial nach dem Westen zu befördern. So groß aber die politische Wichtigkeit dieser Straße auch ist, die dort anzutreffenden Bequemlichkeiten sind noch äußerst gering, so daß eilige Reisende, denen an malerischen Gegenden und Nachtlagern unter freiem Himmel nicht viel liegt, den Weg durch die Vereinigten Staaten vorziehen. Denn seitdem die Besiedelung von Minnesota so gewaltige Fortschritte gemacht und seine Bevölkerung sich in zwanzig Jahren (1850 bis 1870) von 4000 auf 400 000 gehoben hat, kann man die canadischen Niederlassungen am Winnipeg-See bequem erreichen, indem man mit dem Dampfer bis Duluth an der Westspitze des Obern Sees, von dort mit der Northern-Pacific-Bahn nach Moorhead am Red River und an letzterem entlang bis an die canadische Grenze fährt. Damals (1873) freilich mußte man noch die 381 km zwischen Moorhead und Winnipeg in der Postkutsche oder dem Dampfer zurücklegen.

Zu wiederholten Malen, auch schon vor der Vereinigung der einzelnen Provinzen zu der heutigen „Dominion", hatte man sich mit der Frage beschäftigt, Canada mit dem damals von der Hudsonsbay-Gesellschaft verwalteten Gebiete in Verbindung zu bringen. Von 1857 bis 1859 erforschte der schon erwähnte Ingenieur Dawson von Trois-Rivières das Land zwischen Fort William und dem Saskatschewan, jenem großen Zuflusse des Winnipeg-Sees. Aber erst zehn Jahre

„Portage" eines Bootes.

später, als es sich um die Abtretung des Nordwestens an die canadische Konföderation handelte, ging man ernstlich daran, die Resultate von Dawson's Aufnahmen zu verwerthen. Derselbe wurde beauftragt, den endgültigen Straßenzug zu bestimmen und die Arbeiten zu leiten, wobei er die umfassendste Thätigkeit entfaltete. Was er dabei erreichte, wird genügend durch den Umstand bezeichnet, daß im Jahre 1870 die kleine Armee des Obersten Wolseley drei Monate brauchte, um von Thunder Bay nach Fort Garry zu gelangen, während ein Hülfskorps, welches im Herbst 1871 abgeschickt wurde, um Manitoba gegen einen möglichen Handstreich der Fenier zu schützen, denselben Weg Dank den in $1^1/_2$ Jahren unter Dawson's Leitung ausgeführten Arbeiten in drei Wochen zurückzulegen vermochte. Diese so rasch und geschickt eröffnete Straße ist deshalb mit Recht in ganz Canada unter dem Namen ihres verdienten Erbauers bekannt.

Früh am Morgen des 26. August verließ de Lamothe Thunder Bay in Gesellschaft eines französischen Canadiers de Hertel, welcher von der Bundesregierung den Auftrag erhalten hatte, eine Sendung von allerlei Geschenken für die Saulteux-Indianer am Regenflusse, mit denen man demnächst einen Vertrag abschließen wollte, zu begleiten. Ihr Gefährt war ein leichter, mit zwei kräftigen Trabern bespannter Planwagen. So wie die Höhe der Küste, an welche sich der Ort lehnt, erreicht war, trat der Weg in den Wald, der überall durch Brände stark gelitten hatte; auf dem durch die Asche gedüngten Boden wucherten üppig wilde Himbeersträucher. So weit das Auge reicht, hat es den keineswegs freundlichen Anblick eines Waldes von großen Stangen, welche auf einem Teppich grüner Kräuter und Gebüsche stehen und durch die Wirkung von Regen und Feuer schwarz und weiß gefleckt erscheinen. Der Boden ist anscheinend leicht, etwas eisenhaltig und soll etwa 30 bis 40 km weit von der Donnersbay für Ackerbau ziemlich geeignet sein. Am Kaministiquia-Flusse findet sich auch ein trefflicher Saum alluvialen Bodens; derselbe ist aber verschwindend klein gegen die unermeßlichen Felseinöden ringsum. Nichtsdestoweniger werden dieselben dereinst, wenn der Erzreichthum dieser Gegenden mehr ausgebeutet wird und Einwanderer anzieht, einen bedeutenden Werth erhalten.

Von der Donnersbay bis zum Shebandowan-See, wo der Landweg aufhört, sind es 72 km, und auf dem größten Theile dieser Strecke ging es beständig bergauf und bergab über Abhänge, die mitunter recht beschwerlich waren. Im Allgemeinen aber steigt das Land an; denn am Ende dieser Abtheilung der Straße befindet man sich etwa 800 Fuß über dem Obern See. Von Schotterbewurf wie in Europa ist keine Rede, wohl aber, namentlich an sumpfigen und sandigen Stellen, von Knüppeldämmen, dort „Corduroy“ genannt. Wenn nun unglücklicherweise — und das ist sehr häufig der Fall — die dünne Sandschicht, mit welcher die Zwischenräume zwischen den roh behauenen Stämmen ausgefüllt und die Oberfläche eingeebnet worden war, durch Wind und Regen hinweggeführt ist, so muß der Reisende in der Minute funfzig der entsetzlichsten Stöße aushalten. Die Federn des Wagens knarren und ächzen und halten der unaufhörlichen Erschütterung kaum Stand. Die glühendste Liebe zur Natur verschwindet vor solchem neunstündigen Stoßen und Schütteln; man achtet kaum auf eine malerische Landschaft, wie sie sich ab und zu zeigt, z. B. bei den beiden festen und zierlichen Holzbrücken über die Kaministiquia und die Mattawin, deren dunkeles Wasser in zahlreichen Schnellen hell aufschäumt. Auf zwei Stationen wurde kurze Rast gemacht und hastig ein Mahl von Schweinepökelfleisch und Kartoffeln mit Thee eingenommen. Hier hat das Reich des Weines und Whiskys ein Ende: die Regierung kann in diesen weiten öden Gebieten unmöglich darüber wachen, daß die weisen Gesetze, welche den Verkauf von Spirituosen an Indianer verbieten, nicht übertreten werden, und hat deshalb auf der ganzen Dawson-Straße das Ausschenken und Feilhalten von Schnaps kurzweg untersagt. Der Erfolg war der beabsichtigte: die 300 „Voyageurs“ und Arbeiter, welche zur Sommerszeit in diesen Wildnissen sich aufhalten, können unbewaffnet ruhig ihre Obliegenheiten erfüllen, während zehnmal stärkere Banden von bis an die Zähne bewaffneten Indianern um sie herumstreifen; könnten sich letztere Feuerwasser verschaffen, so wäre es schon längst zu blutigen Kämpfen gekommen. (Vergl. Eine Expedition gegen die Branntweinhändler im amerikanischen Nordwesten. „Globus“ XXVIII, S. 247.)

Um 4 Uhr Abends erreichten die Reisenden den See Shebandowan, wo ein geräumiges bequemes Haus als Station und Unterkunft für durchziehende Emigranten dient; einige Waarenlager in Holzbaracken und Zelte von Saulteux-Indianern stehen daneben. Der Vorsteher der Station empfing die Reisenden auf das Freundlichste, und diese selbst befreiten sich durch ein Bad in den lauen Fluthen des Sees von der Müdigkeit und dem Staub, die sie der Fahrt zu danken hatten.

Hier beginnt ein ganz eigenthümliches Stück Erde, das Land der Seen. Selbst die beste Karte giebt nur eine höchst unvollkommene Vorstellung von der Zahl der Süßwasserbecken, welche hier mit dem St. Lorenzstrom und dem Winnipeg in Verbindung stehen; denn sie führt nur diejenigen auf, welche von Reisenden besucht worden sind, während zahllose andere, die nur die Indianer kennen und welche denselben die Möglichkeit gewähren, das Land nach allen Richtungen hin und unbekümmert um die Stromschnellen, Fälle und Wasserscheiden zu durchkreuzen, unbeachtet und unverzeichnet bleiben. In ihren leichten Rindenkähnen schießen sie die Stromschnellen hinab; zu bedeutende Fälle umgehen sie auf den „Tragplätzen“ und schleppen Boot und Ladung über die Wasserscheiden auf Stegen, die schon lange im Gebrauch sind. Eine praktische portage zu ermitteln, ist hier von derselben Wichtigkeit wie anderwärts etwa das Auffinden einer Fuhrt; nur ist in Canada das Wasser die Straße, anderswo das Land. Die Umgehung der nicht schiffbaren Strecken im Gebiete der Hudsonsbay-Gesellschaft ist zu einem förmlichen Systeme ausgebildet worden. Dieselbe wird mit dem technischen Ausdruck „einen Frachtgang machen“ (making a portage) bezeichnet und ist der härteste Theil der Arbeit des Voyageurs. Das festgesetzte Gewicht jedes Frachtstückes im Handel der Gesellschaft ist 100 Pfund, und jedes Boot soll 75 „Inlandstücke“, wie diese genannt werden, enthalten. Hiernach wird auch der Tonneninhalt im Lande berechnet. Die Leichtigkeit, mit der solche Stücke von den muskulösen Bootsleuten gehandhabt werden, ist in der That erstaunlich. In der kurzen Zeit von zehn Minuten wird ein Boot von der Mannschaft beladen.

Wenn eine Frachtladung über Land geschafft werden muß, so wird angenommen, daß jeder Bootsmann zwei Inlandstücke auf seinem Rücken tragen kann. Ein breiter Lederstreifen wird rings um die Stirn gelegt, dessen beide Enden rückwärts über die Schultern hängen und die Frachtstücke tragen, welche in der Länge des Rückgrats, von dessen Mitte bis zum Kopfe reichend, liegen. Sobald der Voyageur seine volle Ladung empfangen hat, schreitet er mit vorgebeugtem Oberkörper, während die eine Hand die getragenen Stücke unterstützt, rüstig über den oft steilen Weg fort, wobei seine bloßen aber mit Mocassins versehenen Füße ihn in den Stand setzen, über die schlüpfrigen Steine an Plätzen, wo Stiefel zugleich Träger und Fracht unrettbar zu Boden

fällen würden, schnell und sicher zu gehen. Die Pflicht des Steuermannes ist es, die Frachtstücke zu heben und auf den Rücken des Lastträgers zu setzen, und diese Procedur des Hebens von 75 Stücken von je 100 Pfund Gewicht von der ebenen Erde bis zur Schulter eines Mannes erfordert gewiß eine größere Masse von Muskelkraft als im Durchschnitt die Mehrzahl von Männern besitzt.

„In diesem Lande — sagt Mr. Dawson in einem seiner Berichte — hat jeder Fluß, jeder Bach seine Seen. Der Reisende mag eine Richtung einschlagen, welche er will, er darf sicher sein, wenn er über einen Hügel steigt, auf einen See zu treffen. Es giebt deren so viel, daß es schwer ist zu entscheiden, ob man das Gebiet nicht lieber als einen riesigen mit Landrücken besäeten See, denn als ein von Gewässern durchschnittenes Land beschreiben soll. Eine bemerkenswerthe diesem Gebiet eigenthümliche Thatsache ist, daß die Wasserläufe weder plötzlich noch bedeutend anschwellen, und dieser günstige Umstand ist den Seen zu verdanken, welche, als Sammelbecken dienend, langsam steigen und eben so langsam wieder fallen. In gleicher Weise wirkt dabei die Natur des Landes mit, welches im Allgemeinen stark bewaldet ist. Die jährliche Regenmenge ist sehr bedeutend, weshalb auch die Flüsse und Bäche im Verhältniß zu den von ihnen entwässerten Gebieten ein sehr beträchtliches Volumen haben."

Die australische Kolonie Neu-Süd-Wales.

Von **H. Greffrath.**

III.

In der Fauna sind, wie bekannt, die Marsupialien oder Beutelthiere — die ältesten Mammalien der Erde — vorherrschend, und existiren davon 120 Species. Als Thiere von Nutzen bieten sie kein Interesse, werden vielmehr allgemein als eine Plage angesehen, von der man sich möglichst zu befreien sucht. Namentlich sind die Squatter auf die gefräßigen Känguruhe schlecht zu sprechen, weil diese ihnen die Weiden für ihr Vieh abfressen. Die Felle der Känguruhe und Wallabies (Halmaturus) liefern indeß gutes Leder für feineres Schuhwerk und werden zu dem Ende auch in ziemlicher Menge nach Europa exportirt. Aber der Handel darin ist insofern kein zuverlässiger, als die Kolonisten in Folge der niedrigen Preise nicht der Felle wegen, sondern nur dann Jagd auf diese Thiere machen, wenn sie ihnen besonders lästig werden.

Die Vögel sind, wenngleich nicht so zahlreich wie unter gleichen Breitengraden anderer Länder, doch immerhin ansehnlich vertreten, und von den 690 Species, welche der ganze australische Continent zählen soll, kommen 403 auch in Neu-Süd-Wales vor. Was den Vögeln an Gesang abgeht, ersetzen sie durch die Schönheit ihres Gefieders, wie namentlich die 60 Species der Papageien. Nützliches Jagdwild (Hasen, Rehe, Hirsche u. s. w.) und Vögel sind aus Europa importirt worden und in Freiheit gesetzt und gedeihen, da die Gesetze ihnen Schutz gewähren, vortrefflich.

Die Bevölkerung von Neu-Süd-Wales, mit Ausschluß der Eingeborenen, belief sich am 30. Juni 1878 auf 675 316, von denen 375 205 dem männlichen und 300 111 dem weiblichen Geschlechte angehörten. Darunter befanden sich 9 616 Chinesen. Während die spanischen, portugiesischen und französischen Kolonien nicht im Stande waren, eine europäische Bevölkerung zum bleibenden Aufenthalte anzuziehen, reichte in Australien schon ein Menschenalter dazu hin. Klima und Produktivität des Bodens begünstigten dies zunächst. Dann aber darf man auch nicht vergessen, daß die Engländer das ausgezeichnete Volk sind, welches in unübertrefflicher Weise, nur den Römern vergleichbar, zu kolonisiren und zu gründen versteht. Aus allen Zonen der Erde haben sich in Neu-Süd-Wales, wie überhaupt in Australien, Ansiedler zusammengefunden und nach Jahre langem Aufenthalte auch nicht das Geringste an Kraft und Stärke eingebüßt. Man sieht es den Kolonisten sofort an, daß es thätige, kräftige Leute von Ausdauer sind und mit anderen Erdbewohnern einen Vergleich vollkommen aushalten.

Um die Bevölkerung rascher zu mehren, bewilligte das Parlament für das Jahr 1878 die Summe von 75 000 Pf. St., um dafür qualificirte Auswanderer aus Europa frei nach dieser Kolonie zu befördern. Der Arbeitermarkt in Australien überhaupt scheint aber zur Zeit eher an Ueberfüllung als an Mangel zu leiden, so daß europäische Einwanderer wohl schwerlich die günstige Aussicht auf hohen Verdienst vorfinden werden, wie sie ihnen Agenten vorgepriesen haben. Woran aber in Australien überhaupt wirklich großer Mangel ist, sind Dienstmädchen, und diese erhalten bei ihrer Ankunft sofort gute Stellen zu dem hohen Lohne von 12 Mark für die Woche, bei freier Station.

Neu-Süd-Wales erfreut sich im Allgemeinen milder Jahreszeiten, einer trockenen und durchsichtigen Atmosphäre und eines heitern blauen Himmels, — Momente, welche Gesundheit, Wohlstand und Glück fördern. Eben so sind die vorherrschenden Winde erfrischend und wohlthuend. Sie wehen im Sommer mehr von Nordost und West, im Winter mehr von West, Südost und Süd. Die heißen Winde des Sommers, welche aus den erhitzten Ebenen des Innern kommen, sind zwar lästig und erschlaffend, halten jedoch selten länger als einen oder zwei Tage an, wiewohl ich während meines Aufenthalts in Australien doch einmal neun Tage und Nächte lang diesen Glühwinden ausgesetzt war. Das Thermometer steigt dann zu außerordentlicher Höhe. Am 16. December 1876 zeigte es im Schatten in Sydney 48° C., und in Walgett, an der Mündung des Namoi in den Darling River, 51° C. Schnee ist in der Nähe der Küste unbekannt, im Gebirge und auf dem Tafellande dagegen zur Winterzeit häufig. Auf dem Tafellande sind die Tage im Sommer zwar oft recht heiß, indeß folgen immer kühle Nächte. Die Hitze auf den westlichen Ebenen ist allerdings während dreier Monate im Sommer ziemlich anhaltend sehr bedeutend und veranlaßt nicht selten große Dürren. Am 10. Januar 1878 stand das Thermometer in diesen Gegenden auf 53° C. Die mittlere Jahrestemperatur im Schatten, wenn man alle meteorologischen Stationen auf beiden Seiten des Dividing Range dabei in Rechnung zieht, beträgt 16° C., die Differenz zwischen Maximum und Minimum der Temperatur ist aber westlich (27° C.) viel bedeu-

tender als östlich. Der durchschnittliche Regenfall des Jahres stellt sich nach langjährigen Beobachtungen östlich vom Dividing Range auf 41 Zoll, in Sydney auf 52,085, und westlich ungefähr auf 24, in Deniliquin nur auf 13. Am Ende einer längern Dürre fallen gewöhnlich tropische Regenmassen.

Neu-Süd-Wales empfiehlt sich für Ackerbau und Viehzucht. Die Farmer sind im Allgemeinen wohlhabend und die Squatter reich. Beim Kronlandverkauf gilt der Grundsatz, daß es Ansiedlern leicht gemacht werden müsse, Grund und Boden eigenthümlich zu erwerben. Das Land wird entweder, bei einem Minimalangebot von 1 Pf. St. oder 20 Mark für den Acre = 40,467 Ar, gegen Baar in öffentlichen Auctionen verkauft oder auf Kredit weggegeben. In letzterm Falle mag der Betreffende, welcher das 18. Lebensjahr erreicht haben muß und sich zu verpflichten hat, das Land anzubauen und seinen Wohnsitz darauf zu nehmen, sich aus dem dazu bestimmten Areale 40 bis 640 Acres zu dem Preise von je 1 Pf. St. auswählen, und sofern Koncurrenz da ist, entscheidet das Loos. Er hat sofort eine Anzahlung von 5 Sch. oder 5 Mark pro Acre zu leisten und nach Verlauf von drei Jahren, wenn er will, den Rest. Paßt ihm dies aber nicht, so hat er die nächsten 15 Jahre alljährlich 1 Sch. von jedem Pfund Sterling der rückständigen Kaufsumme abzuzahlen und außerdem die jedesmalige Restsumme mit 5 Proc. zu verzinsen. Im Jahre 1877 wurden 2 110 000 Acres gegen Baar und $1^1/_2$ Millionen auf Kredit verkauft, und von 1872 bis Ende 1877 resp. 6 377 124 und 8 977 878. Bis zum Schlusse des Jahres 1877 waren 19 435 896 Acres in Privatbesitz übergegangen, so daß noch $179^1/_2$ Millionen in Besitz der Krone verblieben.

Die großen Viehzüchter (graziers, squatters) haben, außer ihrem angekauften Areale, ungeheure Strecken Kronland in Pacht genommen und zahlten im Jahre 1877 durchschnittlich eine jährliche Rente von ungefähr zwei Pfennigen für den Acre. Die Weidebezirke der Squatter (Runs) differiren in der Größe, hatten aber im letzten Jahre im Durchschnitte einen Umfang von $3^1/_4$ deutsche Quadratmeilen. Es giebt Squatter, deren Herden über 200,000 Schafe zählen.

Unter Kultur befanden sich im Jahre 1877/78 (die Agrikultur-Statistik schließt in Australien mit dem 31. März des Jahres) erst 546 556 Acres. Neu-Süd-Wales producirt nicht nur semitropische und selbst tropische Gewächse, sondern auch fast alle Feldfrüchte der Agrikulturlande Europas. Ackerbau war eine der ersten Beschäftigungen. Allein die jetzige Grafschaft Cumberland, in welcher die Kolonie ihren Ursprung nahm, enthält nur sehr mittelmäßigen Boden, und die frühsten Kolonisten hielten ihn für kulturunfähig. Man ging deshalb 15 Miles den Paramatta-Fluß hinauf und versuchte dort bei Rose Hill, den Angriffen kannibalischer Eingeborenen dabei ständig ausgesetzt, den ersten Ackerbau. Die erste kleine Ernte wurde im December 1789 eingeheimst. Unter solchen Umständen traten schwere Zeiten ein, und diese machten sich um so fühlbarer, als die nächsten Orte, wo man etwa Mehl erhalten konnte, das Cap der Guten Hoffnung und Batavia waren, für die damalige Schifffahrt weite Entfernungen. Die tägliche Ration eines respektablen Mannes — und auch der Gouverneur Phillip fügte sich dieser Diät — mußte auf einen Kolben Mais beschränkt werden, und es wird berichtet, daß wenn der Gouverneur Offiziere vom Militär zu sich zu Mittag einlud, vorbemerkt wurde, sie müßten sich ihr eigenes Brot mitbringen. So kam es vor, daß diese Herren mit ihrem Brot auf der Spitze des Degens beim Gouverneur einmarschirten.

Erst als man allmälig im Urwalde vorrückte und fruchtbares Agrikulturland im Thale des Hunter und auf den Ebenen am Hawkesbury und Nepean sowie im spätern Illawara-Distrikte entdeckte, traten erträglichere Zustände ein. Da die Angelsachsen an Brot aus Weizenmehl gewöhnt sind, so handelte es sich vor allem um den Anbau von Weizen. Als das okkupirte Land durch kontinuirliche Ausnutzung des Bodens, ohne demselben durch Düngung wieder Ersatz zu geben, sowie überhaupt durch planlose Bewirthschaftung, wie sie noch heut zu Tage in Australien gang und gebe ist, erschöpft war, mußte man sich nach neuem jungfräulichen Agrikulturlande umsehen. Dieses fand man auf den fruchtbaren Ebenen am Hunter, Paterson und Williams und am Wollombi Creek entlang. Allein ein böser Feind, der rothe Rost, stellte sich jetzt plötzlich auf den Weizenfeldern ein und zerstörte die Ernten. In Folge dessen gaben die Farmer den Weizenbau mehr oder weniger auf und betrieben statt dessen Viehzucht. Neue Versuche wurden später mit dem sogenannten ägyptischen Weizen und auch mit anderen aus Europa importirten Sorten gemacht, und das Resultat war wieder ein günstiges. Als man über die Blue Mountains ins Innere der Kolonie weiter vordrang, entdeckte man hier das schönste Agrikulturland für Weizenbau u. s. w. Aber erst nachdem die Eisenbahnen weit genug vorgerückt waren und fern wohnende Farmer dadurch in die Lage kamen, ihre Produkte auf die Märkte zu liefern, wurden große Strecken in den Distrikten um Tamworth und Armidale im Norden, um Bathurst und Orange im Westen und um Goulburn, Wagga Wagga u. s. w. im Süden unter Kultur gebracht. Von den 546 556 Acres, welche im Jahre 1877/78 angebaut waren, befanden sich 176 686 unter Weizen und ergaben einen Ertrag von 2 445 507 Bushels oder nahezu 14 vom Acre. Außer Gerste und Hafer, von denen im Jahre 1877/78 resp. 99 485 und 358 853 Bushels geerntet wurden, wird Mais in großer Menge gewonnen. Derselbe gedeiht in der Kolonie vorzüglich, und ein Acre Land liefert im Durchschnitt 32 bis 35 Bushels, ja jungfräulicher Boden, wie am Clarence River, sogar 100 bis 120. Im Jahre 1877/78 wurden von 105 510 Acres 3 551 806 Bushels Mais geerntet. Er wird in langen Reihen, welche sechs Fuß von einander liegen, gepflanzt, und in den Zwischenräumen werden Kartoffeln und Tabak angebaut. Ein Bushel sind acht Gallonen oder 36,344 Liter, und 100 Bushels entsprechen $65^1/_2$ Berliner Scheffeln.

Die Zuckerrohrkultur in Neu-Süd-Wales ist erst kaum 12 Jahre alt und hat in dieser kurzen Zeit große Fortschritte gemacht. Während im Jahre 1867 nicht mehr als 116 Acres dazu verwendet wurden, war das Areal in 1877/78 schon auf 7066 Acres gestiegen, von denen 3331 schnittfähig waren. Das Rohr ist weder Krankheiten noch der Zerstörung durch Insekten unterworfen, und leidet auch durch Ueberschwemmungen weniger als andere Anpflanzungen. Es kann schon nach zwei Jahren geschnitten werden, und die Wurzel bleibt auf lange Zeit produktiv. Ein Acre liefert, je nach der Qualität des Bodens und der Art der Pflege, 30 bis 50 Tonnen Rohr, und daraus gewinnt man $2^1/_2$ Tonnen Zucker und darüber. Die Plantagen liegen im Norden der Kolonie an den Ufern der Flüsse Tweed, Clarence, Richmond, Macleay und Manning. Es waren im letzten Jahre nicht weniger als 70 Zuckermühlen im Gange, und es wurden reichlich 1 150 000 Centner Rohr gequetscht und, außer einer großen Quantität Melasse, 94 000 Centner Zucker, im Werthe von 3 000 000 Mark, daraus erzielt.

Boden und Klima in Neu-Süd-Wales begünstigen den Weinbau in hohem Grade, und die Kolonie wird im Laufe der Zeit wohl eines der wichtigsten Weinländer der Erde werden. Diese Industrie wird zwar schon seit langer Zeit

betrieben, hat aber erst in den letzten 15 Jahren größere Bedeutung angenommen. Im Jahre 1868 waren 2531, im Jahre 1877/78 dagegen 3027 Acres mit tragenden Weinstöcken bepflanzt, und es wurden resp. 285 283 und 708 431 Gallonen Wein gekeltert. Der hohe Eingangszoll, welcher in England auf den schweren australischen Weinen ruht sowie lästige Destillationsgesetze bilden zur Zeit ein bedeutendes Hinderniß für die Winzerei. Fast alle europäischen und amerikanischen Traubensorten sind in Neu-Süd-Wales, wie überhaupt in Australien, akklimatisirt worden. Eine besondere Berühmtheit haben die Weinberge um Albury im Neu-England-Distrikte und an den Flüssen Hunter, Paterson und Williams mit ihren vorzüglichen Produkten erlangt. Die schönsten Trauben kauft man im Kleinhandel mit 17 bis 20 Pfennig pro Pfund, und vorzügliche Roth- und Weißweine in Gebinden mit 2 Mark 50 Pfennig pro Gallone (sechs Flaschen).

Keine von den Früchten, welche ein warmes und sonniges Klima erheischen, gedeiht in Neu-Süd-Wales besser als die Arten der Citrus-Familie. Man sieht ganze Wäldchen davon in der Umgebung von Sydney und an den Ufern der Küstenflüsse. Schon das erste Schiff, welches mit deportirten Verbrechern am 20. Januar 1788 in Botany Bay eintraf, brachte von Rio de Janeiro, wo es eingelaufen war, junge Pflanzen mit, und jetzt zählt man mehr denn 30 verschiedene Sorten von Orangen und Limonen in der Kolonie. Die Bäume haben zum Theil einen gewaltigen Umfang erreicht, und Fälle sind gerade nicht selten, daß ein einziger Baum in einer Saison 1000 Dutzend Apfelsinen liefert, von denen manche bis 25 Unzen wiegen. Da in den Kolonien Victoria, Tasmanien und namentlich Neu-Seeland diese Frucht nicht so gut gedeiht, so wird davon ein bedeutender Export dahin betrieben, welcher gegenwärtig schon den jährlichen Werth von einer Million Mark erreicht.

Der **Viehstapel** in Neu-Süd-Wales zählte am 31. März (dem Datum der Viehstatistik in Australien) 1878 auf 328 150 Pferde gegen 366 703, auf 2 746 385 Stück Rindvieh gegen 3 131 013, auf 20 962 244 Schafe gegen 24 503 388 und auf 191 677 Schweine gegen 173 604 im Vorjahre. Diese beträchtliche Verringerung von 38 553 Pferden, 384 628 Stück Rindvieh und 3 541 144 Schafen war die Folge der großen Dürre, von welcher Neu-Süd-Wales im Jahre 1877 heimgesucht wurde.

Die **Schafzucht** hat in den letzten 15 Jahren einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Die ersten Schafe kamen im Jahre 1797 vom Cap der Guten Hoffnung. Klima und Boden sagten ihnen zu und sie gediehen vortrefflich. Im Jahre 1803 nahm Mr. John Macarthur, ein Marineoffizier a. D., welcher mit vollstem Rechte als der Gründer der Schafzucht in Australien gilt, mehrere Vließe mit sich nach England, wo sie wegen ihrer Feinheit großes Aufsehen erregten. Macarthur erhielt bei seiner Rückkehr mehrere Merinos aus den damals berühmten Stammschäfereien des Königs Georg III. und in der Kolonie selbst ein Areal von 10 000 Acres (das heutige Camden Estate) zum Geschenk, um ihn in seinen wichtigen Bestrebungen zu unterstützen. Er bewies nun bald den Wollmäklern in London, daß Australien ein vorzügliches Land für Merinos sei und daß dessen Boden und Klima schlechte Vließe gut und gute besser mache. In kurzer Zeit gewann er in London zwei goldene Medaillen für seine Wollen, welche der feinsten sächsischen an Güte gleich kamen. Dem Beispiele Macarthur's folgten andere, und „sheep-farming" kam in rasche Aufnahme. Im Jahre 1813 gelang es den Explorern Wentworth, Lawson und Blaxland, das wilde, schwer zugängliche Gebirge „the Blue Mountains", ungefähr 80 Kilometer von Sydney entfernt, zu überschreiten und dort jene weiten Ebenen zu entdecken, auf denen jetzt die zahlreichen Herden der Kolonie weiden. Der Schafbestand mehrte sich rasch und zählte im Jahre 1830 536 391, im Jahre 1850 7 366 895, im Jahre 1870 14 989 935 und im Jahre 1875 24 382 536 Stück, verringerte sich aber im Jahre 1877 auf 21 521 662. Wenngleich es in Neu-Süd-Wales vorkommt, daß Schafe 12 bis 14 Pfund ungewaschener und 6 bis 7 Pfund gewaschener Wolle liefern, so rechnet man doch, gestützt auf lange Erfahrung, durchschnittlich nur $2^3/_4$ Pfund gewaschener Wolle auf ein Schaf, groß und klein, zu einem durchschnittlichen Preise in Sydney von 1 Sch. 6 P. oder 1,50 Mark. Dies würde bei einem Schafbestand von 21 Mill. einen jährlichen Ertrag von fast 58 Mill. Pfund Wolle, im Werthe von 4 350 090 Pf. St. oder 87 Mill. Mark, ergeben. Man nimmt ferner an, daß von den Schafherden der Kolonie alljährlich $^1/_5$ ihrer Zahl theils als Schlachtvieh — sei es für eigenen Verbrauch, sei es für Fleischkonserven (Preserved Meat), sei es für bloße Gewinnung des Talges (Boiling down) — verwendet, theils in die benachbarten Kolonien Victoria und Süd-Australien (im letzten Jahre 1 248 133 Stück) exportirt wird, und setzt dabei den Werth auf durchschnittlich 10 Sch. pro Stück an. Dies würde nach der jetzigen Schafzahl noch einen jährlichen Gewinn von 2 100 000 Pf. St. außer der Wolle abwerfen.

Die Squatter sparten weder Mühe noch Kosten, aus den berühmten Stammschäfereien in Frankreich, Spanien und Deutschland zu importiren und dadurch ihre Herden zu veredeln. So ist es gekommen, daß heut zu Tage das australische Merino-Schaf zu den vorzüglichsten der Erde gehört. Als im vorigen Jahre die „Agricultural Society of New South Wales" auserlesene Vließe aus Deutschland importirte, ergab ein näherer Vergleich, daß dieselben hinter australischen Vließen zurückstanden. Man gab deshalb einen beabsichtigten Import von Böcken aus Deutschland wieder auf. Merino-Stammböcke werden mit 30 bis 500 Pf. St. und dergleichen Mutterschafe mit 15 bis 200 Pf. St. pro Stück bezahlt. Fettschafe erzielen ein enormes Gewicht. Es wird uns berichtet, daß zu Weihnacht 1878 an einem Orte der Kolonie zwei Mutterschafe, $2^1/_2$ Jahr alt, geschlachtet wurden, welche 180 und 186 Pfund wogen.

Nicht so hoch wie die Schafe rangirt der **Rindviehstapel** der Kolonie, wiewohl in neuerer Zeit frühere Vernachlässigung durch den Import vorzüglicher Bullen und Kühe aus England, zum Preise bis 21 000 Mark das Stück, theilweise wieder gut gemacht ist. Die Shorthorn- oder Durham-Race, welche $2^1/_4$ Mill. zählt, herrscht vor. Herefords mögen 300 000 in der Kolonie sein, und der Rest besteht fast ausschließlich aus der Devon-Race. Fettochsen haben in Sydney einen Preis von 150 bis 250 Mark, und es ist nichts Ungewöhnliches, daß ein geschlachteter Ochse 1600 Pfund wiegt.

Auch für Veredelung der **Pferdezucht** ist in den letzten 15 Jahren sehr viel gethan worden. Die zahlreichen Herden wilder, unbrauchbarer Pferde sind zum großen Theile ausgerottet worden, doch nimmt man an, daß zur Zeit immer noch an 60 000 Stück davon umherlaufen, welche aber bei jeder Gelegenheit von den Ansiedlern niedergeschossen werden.

An **Mineralien** besitzt die Kolonie vornehmlich Kohlen, bituminösen Schiefer, Gold, Zinn, Kupfer und Eisen.

Man hat Neu-Süd-Wales mit gutem Rechte eine **Kohlenkolonie** genannt. Dies Mineral wird zwischen 29^0 und $35^1/_2{}^0$ südl. Br. auf einem Areale gefunden, dessen Ausdehnung auf 28 840 engl. Quadratmeilen (1356 deutsche) berechnet wird und welches danach umfangreicher ist als die Kohlengebiete von England, Frankreich und den Niederlanden

zusammen. Der wichtigste Kohlenhafen ist Newcastle, 120 Kilometer nördlich von Sydney. Im Jahre 1877 wurden — mit Einschluß derer, welche Brandschiefer für Gewinnung von Petroleum hoben — 24 Minen bearbeitet, von denen 12 durch Eisenbahn mit Newcastle in Verbindung standen, 3 südlich von Sydney in dem kohlenreichen Illawara-Distrikte, wohin jetzt ebenfalls eine Eisenbahn gebaut werden soll, 5 in westlichen Distrikten, aber durch Eisenbahn mit Sydney verbunden, und 4 in südwestlichen Distrikten lagen. Außerdem existirten noch 13 andere Kohlenminen, welche theils noch in der Vorbereitung waren, theils zur Zeit nicht bearbeitet wurden, und von denen 9 dem nördlichen Distrikte angehörten. Es wurden im Jahre 1876 im Ganzen 1 319 918 Tonnen Kohle (in Großbritannien 148 989 385), gegen 540 905 im Jahre 1866, zum Werthe von 16 066 000 Mark gehoben und davon 868 817 Tonnen exportirt. Im Jahre 1877 stieg die Hebung von Kohle auf 1 444 271 und bewerthete 17 179 960 Mark oder ungefähr 12 Mark für die Tonne. Davon entfiel der bei weitem größte Theil — 1 151 389 Tonnen — auf Newcastle. In der Kolonie wurden 528 544 Tonnen verbraucht, nach den übrigen australischen Kolonien gingen 563 757 und nach fremden Häfen 351 970. Die Förderung von Brandschiefer im Jahre 1877 stellte sich auf 18 959 Tonnen. Es waren bei den Kohlenbergwerken im Ganzen 4722 Personen engagirt. Versuche, welche man im königlichen Arsenale in Woolwich anstellte, haben ergeben, daß die Neu-Süd-Wales-Kohle für Dampfzwecke nur um 7 Proc. geringer ist als die beste Welsh-Kohle, und daß die Tonne davon über 9000 Kubikfuß Gas liefert mit einer Leuchtkraft, welche 24 Proc. höher ist, als bei Gas aus der bekannten englischen Whitworth-Kohle.

Wiewohl man schon im Jahre 1841 kleine Mengen Gold in der Kolonie aufgefunden hatte, so fällt doch die eigentliche Entdeckung der Goldfelder erst in das Jahr 1851 und gebührt dem Mr. E. H. Hargreaves. Er hatte die kurz zuvor entdeckten Goldfelder in Californien besucht und schloß aus der Konfiguration des Bodens, daß dergleichen auch in Neu-Süd-Wales existiren müßten. Die Diggings, wie man in Australien sagt, zerfallen in die nördlichen, südlichen und westlichen, von denen die letzteren die ergiebigsten sind, und umfassen ein Areal von ungefähr 612 deutschen Quadratmeilen. Nach der Theorie des Gesetzes gehört in Australien alles Gold in der Erde der Krone. Dies schließt jedoch nicht aus, daß Jedermann, sobald er sich durch Zahlung von jährlich 10 Mark das sogenannte Miner's Right erworben hat, berechtigt ist, auf einem Stück Land von vorgeschriebenem Umfange (claim, Muthung) nach Gold zu graben. Die Ergiebigkeit der Goldfelder hat auch in dieser Kolonie gegen früher erheblich nachgelassen, und wir möchten vor der Unklugheit warnen, des Goldsuchens wegen dorthin auszuwandern. Der Ertrag des Jahres 1877 belief sich auf 124 110 Unzen im Werthe von 9 428 364 Mark, gegen 12 263 800 Mark im Vorjahre, und von 1851 bis Ende 1877 auf 32 498 549 Pf. St. oder 649 970 980 Mark. Die Zahl der Goldgräber im Jahre 1877 belief sich auf 6974, so daß im Durchschnitt auf den einzelnen Mann nur 67 Pf. St. 11 Sch. 10 P. oder 1352 Mark entfielen.

Der Bergbau auf Kupfer, woran Neu-Süd-Wales reich ist, begann vor ungefähr 20 Jahren. Das Areal, auf welchem dasselbe bis jetzt, namentlich in der südlichen Hälfte der Kolonie, gefunden ward, hat insgesammt einen Umfang von 315 deutschen Quadratmeilen. Die Ausfuhr an Kupfer im Jahre 1876 bewerthete sich auf 4 999 560 Mark oder, als Folge der sehr niedrigen Marktpreise in Europa, 5 176 000 Mark weniger als im Vorjahre. Der Gesammtertrag aus den Kupferminen von 1858 bis Ende 1876 beträgt 31 324 640 Mark. Sobald die Eisenbahnen tiefer ins Innere der Kolonie vorgerückt sind, wird sicher manche Kupfergegend, welche jetzt der großen Transportkosten wegen nicht bearbeitet werden kann, in Angriff genommen werden. Das wichtigste Kupferbergwerk ist zur Zeit die Great Cobar Copper Mine zwischen 31° und 32° südl. Br. und in 146° östl. L. Gr., auf der gegen 200 Personen beschäftigt sind. Wie von Kohle, so sind auch von Kupfererz größere Blöcke auf die Pariser Ausstellung geschickt worden.

Die Entdeckung von Zinnlagern in der Granitgegend des Tafellandes, welche vor ungefähr sechs Jahren stattfand, machte ihrer Zeit viel Aufsehen. Die reichsten Depositen wurden auf einem Substrat von weichem glimmerreichen Granit gefunden. Der Boden ist hier aber meistens sehr uneben, und daraus erklärt sich die zerstreute Lagerung des Zinns. Gerade in den ergiebigsten Zinngegenden mangelt es an Wasser, um Schleusen einzurichten und so das Metall aus dem weichen und sandigen Boden zu gewinnen. Der Transport der Zinnerde ist jedoch zu kostspielig, und deshalb wurden nach bedeutenden Verlusten an vielen Orten die Arbeiten eingestellt und werden dort auch wohl erst wieder aufgenommen werden, sobald die Nord-Eisenbahn in ihrer Verlängerung von Tamworth aus über Inverell nach Tenterfield bis zur Grenze der Kolonie Queensland fertig ist. Die Zinnfelder liegen fast ohne Ausnahme im Norden der Kolonie von 31° südl. Br. bis zur Grenze, und umfassen ein Areal von 400 deutschen Quadratmeilen, wovon aber zur Zeit noch nicht eine Quadratmeile bearbeitet wird. Auf einem beträchtlichen Theile dieses Areals enthält das Zinn eine zu starke Beimischung von Wolfram und Titaneisen, um eine bergmännische Bearbeitung mit Vortheil zu betreiben. Der Export an Zinn, welcher im Jahre 1872 mit dem Betrage von 954 060 Mark begann, hatte bis Ende 1877, welches Jahr mit 10 170 800 Mark statistisch notirt ist, einen Werth von 57 692 120 Mark erreicht. Das wichtigste Zinnfeld ist zur Zeit die Victoria Tin Mine am Cope's Creek, in 30° südl. Br. und 151° östl. L. Gr., welche, außer Silber an zwei Stellen, auch eine Ader enthält, in der Diamanten und andere Edelsteine gefunden werden.

Es wird angenommen, daß das Areal, auf welchem in Neu-Süd-Wales Eisenerze vorkommen, einen Flächeninhalt von 66 deutschen Quadratmeilen begreife. Im Norden und Süden von Sydney sowie an der Westbahn bei Bowenfels und an der Südbahn bei Mittagong existiren Eisenerz und Kalkstein in großer Menge, und an beiden Orten sind Eisenwerke errichtet worden. Die Erze bei Mittagong, wo gegen 70 Arbeiter beschäftigt werden und im letzten Jahre 2679 Tonnen Roheisen hergestellt wurden, enthalten 66 Proc., und der braune Hämatit bei Wallerawang, einer 33 Meilen westlich von Sydney an der Westbahn gelegenen Station, 50 Proc. metallisches Eisen. In Lithgow Valley, 21 Meilen westlich von Sydney und durch Eisenbahn mit der sehr nahen Westbahn verbunden, sind neuerdings Eisenwerke eingerichtet worden, auch ein Dampfhammer für Anfertigung von Eisenbahnschienen und Stabeisen. Zur Zeit liegt die Eisenindustrie in Neu-Süd-Wales freilich noch in der Kindheit; sie wird sich aber ohne Frage in nicht zu ferner Zeit derartig heben, daß die Kolonie nicht mehr nöthig hat, ihren Bedarf an Roheisen aus England zu beziehen.

Die vorgenannten Mineralien sind die wichtigsten der Kolonie. Was noch von anderen vorkommt, wie Silber (im Jahre 1877 wurde davon im Werthe von 133 460 Mark gewonnen), Antimon, Blei, Zinnober u. s. w., ist nicht von Belang. Der gesammte Werthbetrag der im Jahre 1877 geförderten Mineralien wird auf 2 233 161 Pf. St.,

gegen 2 183 095 im Vorjahre angesetzt, und der durchschnittliche jährliche Gewinn im letzten Decennium auf 2 060 032 Pf. St. Nach der officiellen Statistik wären in Neu-Süd-Wales bis zum 31. December 1877 überhaupt Mineralien im Werthe von 46 439 130 Pf. St. oder 928 782 600 Mark gehoben worden.

Minerralland, mit Ausnahme des goldhaltigen, kann von der Regierung, sofern es noch Kronland ist, gegen eine jährliche Rente von 5 Mark für den Acre auf 20 Jahre gepachtet werden, mit Aussicht auf Verlängerung. Oder es mag mit 40 Mark für den Acre angekauft werden, mit der Bedingung daß ein gleicher Betrag in den nächsten drei Jahren darauf verwendet wird.

Die Revenue der Kolonie im Finanzjahr 1877/78, von Juli zu Juli gerechnet, berechnete sich auf 5 183 721 Pf. St., gegen 5 717 842 Pf. St. im Vorjahre. Die Mindereinnahme von 534 121 resultirte aus dem verminderten Verkaufe von Kronland, dessen Ertrag von 3 263 353 Pf. St. auf 2 540 387 fiel. Im Uebrigen zeigten die gewöhnlichen Posten der Revenue eine Zunahme von ungefähr 8 Proc., insbesondere stiegen die Einnahmen aus den Eingangszöllen um 83 800 Pf. St. und die aus den Eisenbahnen um 127 535 Pf. St. Die öffentliche Schuld der Kolonie belief sich am 30. Juni 1878 auf 11 724 419 Pf. St. oder 17 Pf. St. 17 Sch. $2^1/_2$ P. (358 Mark) pro Kopf.

Der Export der Kolonie im Jahre 1877 bewerthete 13 125 819 Pf. St. oder 19 Pf. St. 16 Sch. 5 P. (397 Mark) pro Kopf der Bevölkerung, gegen 13 003 941 im Vorjahre. Zu den vornehmsten Exportartikeln gehörten Wolle mit 102 150 246 Pfund zum Werthe von 5 256 063 Pf. St., Gold mit 1 824 188 Pf. St., Kupfer mit 307 181 Pf. St., Kohle mit 915 797 Tonnen zu 648 977 Pf. St., Vieh mit 894 119 Pf. St., Talg mit 90 169 Centner zu 147 790 Pf. St., konservirtes Fleisch mit 166 881 Pf. St. 2c. Der Import der Kolonie bemaß 14 606 594 Pf. St. oder 22 Pf. St. 1 Sch. $2^1/_2$ P. (441 Mark) pro Kopf.

Neu-Süd-Wales besaß Ende 1877 im Ganzen 573 Schiffe mit einem Tonnengehalt von 72 112. Es liefen im Laufe des Jahres 2361 Schiffe ein und 2301 aus, mit einem Tonnengehalt von resp. 1 136 206 und 1 101 775 und einer Besatzung von resp. 48 312 und 46 045.

Am 31. December 1877 besaß die Kolonie $597^1/_2$ Miles fertiger Eisenbahnen, deren Bau über neun Mill. Pf. St. gekostet hatte. Im Laufe des Jahres 1878 wurden weitere $86^1/_2$ Miles dem Betriebe übergeben und 212 Miles waren noch im Bau begriffen. Das Telegraphennetz der Kolonie hatte eine Länge von 6000 Miles.

Die Form der Regierung war viele Jahre lang Autokratie. Der Wille des Gouverneurs, welcher nach Instruktionen von Downing Street in London handelte, galt als absolut. Es war dies für eine Verbrecher-Kolonie, als welche Neu-Süd-Wales begann und bis zum Jahre 1840 andauerte, geboten.

An der Spitze der Kolonie steht ein Gouverneur, welchen die Krone Englands ernennt. Der erste Gouverneur war Captain A. Phillip vom 26. Januar 1778 bis 1792, und der jetzige, seit dem 3. Juni 1872, ist Sir Hercules G. R. Robinson. Letzterer wurde jedoch am 9. December 1878 zum Gouverneur von Neu-Seeland ernannt, welche Stellung er Ende Februar 1879 antreten sollte. Wie verlautet, wäre der in Petersburg mißliebig gewordene britische Gesandte Lord A. W. Loftus zum Generalgouverneur von Neu-Süd-Wales bestimmt worden. Der Gouverneur bezieht ein jährliches Einkommen von 7000 Pf. St.

Am 11. August 1824 trat der erste Legislative Council ins Leben, dessen sechs Mitglieder der Gouverneur zu ernennen hatte. Es war eine officielle Körperschaft, mit dem Gouverneur als Präsidenten an der Spitze. Freiheit der Presse datirt vom 15. October desselben Jahres und Schwurgerichte vom 15. Februar 1825. Diesem Council wurden nun zunächst 2 bis 3 einflußreiche Kolonisten zugefügt, bis derselbe sich für den Zeitraum vom 1. Mai 1829 bis 5. Januar 1843 aus 10 bis 15 Personen zusammensetzte, welche der Gouverneur aus der Mitte der Kolonisten berief. Im Jahre 1836 ward allgemeine Religionsfreiheit zugestanden, und am 11. November 1842 fanden die ersten Municipalwahlen in Sydney statt. Aber der so veränderte Council entsprach den Wünschen der Bevölkerung noch nicht, und auf Petitionen ans englische Parlament ward am 5. Februar 1845 eine vermehrte Repräsentation durch Wahlen bewilligt: ein Legislative Council mit 36 Mitgliedern, von denen der Gouverneur 12 ernannte und die Bevölkerung 24 wählte. Im Jahre 1856 endlich — die erste Sitzung des ersten Parlaments fand am 22. Mai statt — kam die noch heute geltende Verfassung zu Stande. Sie gewährte ein aus zwei Häusern, dem Legislative Council und der Assembly, bestehendes Parlament. Der erstere zählt mindestens 21, gegenwärtig 36 Mitglieder, welche vom Gouverneur unter dem Beirathe des jedesmaligen Ministeriums zunächst auf fünf Jahre und bei erneuerter Bestätigung auf Lebenszeit ernannt werden. Die Assembly zählte zuerst 54 und stieg im Jahre 1858 auf 80 Mitglieder, verminderte sich aber, als zu Ende 1859 Queensland als selbständige Kolonie von Neu-Süd-Wales getrennt ward, auf die heutige Zahl von 73. Jede männliche Person im Alter von 21 Jahren, durch Geburt oder durch Naturalisation englischer Unterthan und seit drei Jahren der Kolonie angehörig, ist Wähler. Dieselben Bestimmungen gelten für Wählbarkeit, nur muß der zu Wählende fünf Jahre in der Kolonie ansässig gewesen sein. Die Assembly beschloß Ende April 1878 die Mitglieder ihres Hauses auf 115 zu verstärken, während der gleichzeitige Antrag auf Zahlung von Diäten durchfiel. Allein der Legislative Council lehnte diesen Beschluß mit großer Majorität ab und das mit Recht, denn die Zahl 115 war offenbar für die jetzige Bevölkerung zu hoch gegriffen. Die Angelegenheit wird aber in dem jetzt versammelten Parlamente in veränderter Weise von Neuem zur Verhandlung kommen.

Das Ministerium (Executive Council) besteht aus acht Mitgliedern, welche zwar vom Gouverneur ernannt werden, aber gleichzeitig dem Parlamente verantwortlich sind. Die Folge davon sind häufige Ministerwechsel. Das jetzige Parkes-Robertson-Ministerium ist seit 1856 bereits das siebzehnte.

Eigentlich politische Parteien — Tories und Whigs, Conservative und Liberale — giebt es in den australischen Parlamenten nicht. Die jedesmalige Opposition verfolgt meistens nur den einen Zweck, die, welche zur Zeit die ministeriellen Sitze inne haben, zu verdrängen und deren Plätze und Emolumente einzunehmen. Daß dadurch die Erledigung der dringendsten Fragen oft nachtheiliger Weise verschleppt wird, braucht nur angedeutet zu werden.

Man muß es der Kolonie zum Ruhme nachsagen, daß sie für das Volksschulwesen sehr viel gethan hat, und wenn noch immer eine verhältnißmäßig erhebliche Anzahl von Kindern ohne Schulunterricht aufwächst, so ist das meistentheils eine Folge der sehr zerstreut liegenden Wohnorte der Eltern nach dem Innern der Kolonie zu. Im Jahre 1877 waren schon 1117 Volksschulen eingerichtet, gegen 624 im Jahre 1867. Eben so fehlt es nicht an höheren Schulen, sogenannten Grammar Schools und Colleges, und seit dem 11. October 1852, wo sie ein-

geweiht ward, existirt in Sydney auch eine Universität. Im Jahre 1877 belief sich die Zahl der Studenten auf 61, was auf je 10 000 der damaligen Bevölkerung (gegen 3300 in England und 2500 in Deutschland) erst einen Studenten ergeben würde. Den Maßstab deutscher Universitäten darf man freilich hier nicht anlegen. Die Einrichtungen sind, wie ein Sydney-Blatt bemerkt, zur Zeit mehr auf Knaben als auf Männer berechnet. Es liegt aber jetzt im Plane der Regierung, die Universität „in the direction of useful industries“ zu reorganisiren, d. i. die auf nützliche Industrien bezüglichen Wissenschaften mehr zur Geltung zu bringen. Auch die medicinische Fakultät, welche diesen Namen bisher kaum verdiente, soll so weit vervollständigt werden, daß das volle Studium der medicinischen Wissenschaft möglich wird, und will die Regierung dem jetzt tagenden Parlamente eine Vorlage darüber für Bewilligung der nöthigen Geldmittel machen.

Im Jahre 1870 ward, ebenfalls in Sydney, eine freie öffentliche Bibliothek (Public State Library) eröffnet, welche zu Anfang des Jahres 1878 auf 32 753 Bände angewachsen war. Die Leseräume darin wurden im letzten Jahre von 113 760 Personen besucht. Seit dem 1. Juli 1877 ist eine freie Bibliothek, von der jedoch alle Romane ausgeschlossen sind, damit verbunden, die zur Zeit 5930 Bände zählt. Da das Bibliotheksgebäude nicht mehr Raum genug für weitere Anschaffungen hergiebt, so wird jetzt ein neues Gebäude aufgeführt, für welches das Parlament vorläufig 65 000 Pf. St. bewilligt hat.

Die Hindukusch-Alpen.

Von **Emil Schlagintweit.**

I.

Seit Jahren entsendet das britisch-indische Vermessungsamt Indier, nachdem sie in Dehra Dun im äußern Himalaya einen Kurs als Kundschafter durchgemacht und im Gebrauche wissenschaftlicher Instrumente geübt worden sind, in die Hindukusch-Alpen, um die Richtung der Thäler festzulegen und strategisch und politisch wichtige Nachrichten einzuziehen. Ihre Reiseberichte und Beobachtungen bedürfen allerdings noch der Ergänzung durch wissenschaftlich gebildete Europäer; der Hindukusch hat aber aufgehört, zu den unbekannten Grenzstrichen des englischen Kaiserreiches in Indien zu gehören, und bei dem Interesse, das dieses Gebirges wegen des noch nicht zum Abschluß gekommenen englischen Feldzuges in Afghanistan augenblicklich beansprucht, habe ich es auf den Wunsch der Redaction dieser Blätter unternommen, die Mittheilungen zusammenzufassen, die bis jetzt über das Hindukuschgebirge vorliegen [1].

Grenzen und Aufbau des Gebirges.

Das Gebirge des Hindukusch (d. i. Hindutödter, so angeblich genannt, weil beim Uebergange über die Hochpässe viele indische Sklaven umkamen, persisch Hindukoh, d. i. indisches Gebirge [letzteres wohl der richtigere Name; Redaction]) theilt mit den westlich an ihn sich ansetzenden Gebirgen des Elburz, weiter hinab des Taurus die westliche Hälfte des Kontinentes von Asien in zwei Theile und stößt mit stumpfem Winkel quer auf die mächtige im Süden vom Himalaya, im Norden vom Künlün eingefaßte Bodenanschwellung, auf welche meine Brüder den Namen Hochasien beschränken, während sie v. Richthofen als tibetische Bodenanschwellung bezeichnet. Die Himalaya-Ketten streichen von Südost nach Nordwest, der Hindukusch dagegen fällt nach Südwest ab; die wasserscheidende Kette des Karakorum folgt der Streichrichtung des Himalaya, der Hindukusch dagegen jener des Thianschan und deswegen gliedert v. Richthofen bei der Betrachtung des Gebirgsgerüstes von Centralasien den Hindukusch dem Thianschan an, „wenn auch die besondere orographische Stellung, welche das Hindukusch-Gebirge einnimmt, es rechtfertigt, eine besondere geographische Benennung beizubehalten und nur seiner geologischen Zugehörigkeit zum Thianschan-System sich bewußt zu bleiben.“

Die Stelle, an welcher sich der Wechsel in den Streichrichtungen vollzieht, hat die Aufmerksamkeit aller Forscher, die sich mit Geschichte, Völkervertheilung und Geographie des südwestlichen Asien beschäftigen, in hervorragendem Maße in Anspruch genommen, war aber seiner schweren Zugänglichkeit wegen bis ins laufende Jahrzehnt auf Karten nur auf Grund geographischer Mythen und Unterstellungen auszufüllen gewesen; erst Reisen russischer wie englischer Offiziere und Vermessungsbeamten legten die Richtung der einzelnen Ketten fest und bestimmten die Höhe der Thalsohlen und Paßübergänge. Nach diesen Aufnahmen findet die nordwestliche Richtung des Himalaya-Systems ihre Grenze in einem nach Höhe und Namen noch unbekannten Gebirgsstocke unter 37° nördl. Br., 74¾° östl. L. v. Gr. Dieser Gebirgsstock gehört zum westlichsten Abschnitt der Mustagh (Karakorum) genannten Gebirgskette; indische Geographen haben für diesen Gebirgsabschnitt nach dem an seinem Südfuß wohnenden Volke der Kundschut den Namen „Kuntschut-Berge“ eingeführt. Von diesem Gebirgsknoten strahlen zwei Ketten aus: die Schindi-Kette nach Norden und ein Kamm nach Westen. Erstere Kette umsäumt das Sirikul-Land im Norden, reicht mit einem Aste bis an den Pamir-Khurd-See und tritt an der Quelle des Schindan-Zuflusses des Jarkand-Flusses mit der Nesa-tasch-Kette in Berührung, einem Ausläufer der Transalai-Kette, die im 6850 m hohen Pik Kaufmann ihren Anfang nimmt. Beide Ketten sind durch die verhältnißmäßig geringe Einsattelung des 4524 m hohen Nesa-tasch-Passes getrennt; sie bilden vereint die Wasserscheide zwischen Oxus und Tarim und bezeichnen das Ostende der nach Südwesten sich sanft abdachenden Pamir-Hochthäler. Pandit Manphul, ein Geodät des indischen Vermessungsbüreau, der diese Kette auf seinen Dienstreisen mehrfach überschritt, führte für diese fortlaufend in der Richtung von S.-S.-W. nach N.-N.-O. verbleibende Kette den Namen Pamir-Kette ein; indische Geographen haben sich dieser Bezeichnung angeschlossen und wenn sie auch unter den Anwohnern nicht in Gebrauch ist, so bezeichnet

[1] Hauptquelle sind die jährlichen Foliohefte: General Report of the Great Trigonometrical Survey of India. Dehra Dun. Jährlich ein Band mit vielen Karten.

der Name doch treffend das Scheidegebirge zwischen den Zuflüssen des Aral- und des auch nach der Reise Prschewalski's noch immer mythischen Lop-Sees.

Parallel dem Pamir-Scheidegebirge verläuft die Kisiljart-Kette, das Konstantin-Gebirge der russischen Erforscher der Pamir-Thäler; zwischen beiden Ketten breiten sich Hochthäler aus, von denen wenigstens jenes, in welchem der große Karakul-See liegt, als abflußloses Becken feststeht. Auf diese beiden Ketten sind die Nachrichten von einer Meridiankette zu übertragen, welche den Raum zwischen den Gebirgssystemen Thianschan und Himalaya überbrückt. Richthofen gebraucht für dieses Gebirgsland die treffende Bezeichnung Enge des Thianschan. Einen Gebirgsnamen Bolor-tagh oder Tsungling der Chinesen giebt es nicht.

Tritt die Mustagh-Kette durch diesen Nordabfall mit den vom Transalai abzweigenden Gebirgszug in Verbindung, so führt der vom Gebirgsstock nach Westen sich senkende Kamm hinüber zum Hindukusch. Eine mächtige von diesem Kamme ausstrahlende Kette bildet die rechte Thalseite des Nagar-Flusses; in ihr liegen nach dem allen Gebirgen Innerasiens eigenen Gesetze, daß die Hochgipfel allmälig auf südlichere Ketten übergehen, die höchsten Spitzen dieses Gebirgsabschnittes. Der Kamm zieht in großer Höhe fort, entsendet weiterhin einen Ausläufer, der das stark vergletscherte Karambar-Thal abschließt, und tritt jenseits des vom Wartschagan durchflossenen Darkot-Thales mit dem von Südwest heranziehenden Hindukusch in unmittelbare Berührung. Durch das Zusammentreffen der beiden Ketten werden die beiderseitigen Gebirgsmassen zurückgebogen; die von den Hindukuschketten gebildete Hochthalmulde ist durch den mächtigen mit der Axe von Nord nach Süd gerichteten Barogil-Gletscher ausgefüllt. Der hohe Karambar-Paß ist der letzte Uebergang über den Mustagh-Gebirgskamm; der Darkot-Paß führt bereits in die vom Barogil-Gletscher bedeckte Thalmulde, und über die tiefe Einsattelung des nur 3656 m hohen Barogil-Passes steigt man sodann über den nördlichen Kamm ins Oxusthal hinab; dieser ist somit der erste, zugleich aber in der ganzen Länge des Hindukusch der niedrigste aller bekannten Uebergänge aus dem Thale des Indus in jenes des Oxus. v. Richthofen nennt den 6179 m hohen Dapsang-Gipfel (35° 28′ nördl. Br., 77° 10′ östl. L. v. Gr.) den südlichen Eckpfeiler Centralasiens; wenden wir dieses Bild auf die Mustagh-Hindukusch-Berge an, so bildet ein namenloser Gipfel von 7734 m Höhe am Ostufer des Karambar-Gletschers in 36° 25′ nördl. Br. und 74° 40′ östl. L. v. Gr. den nordöstlichen Eckpfeiler des Mustagh (Karakorum) und der 7173 m hohe Daspur-Berg (im Winkel zwischen Wartschagan und Tui-Fluß) den nordwestlichen Eckpfeiler des Hindukusch-Gebirges.

Eine Lösung der Frage, wie man sich die Entstehungsursache des Wechsels in der Streichrichtung der Mustagh- und Hindukusch-Ketten zu denken hat, muß der Zeit vorbehalten bleiben, bis die Stelle, an welcher sich der Wechsel vollzieht, von wissenschaftlichen Geologen besucht werden kann; inzwischen mögen die Schlußfolgerungen eingeschaltet werden, zu welchen den englischen Arzt Dr. Albert Verchère seine langjährigen geologischen Untersuchungen des Kaschmir-Himalaya führten [1]): „Die Ketten der afghanischen Gebirge haben durchgehends eine Richtung von Nordost nach Südwest. Der Neigungswinkel ist ausnahmslos Nordwest oder W.-N.-W., zeigt also dieselbe Erscheinung wie im Himalaya, daß die Gesteinsschichten gegen die indische Ebene zu gehoben sind. Alle Gesteine in den rechtsseitigen Indus-Districten haben diese Neigung; sie findet sich in den Schichten von Waziristan (Khost) und in der Mehrzahl der Nummuliten-Lager von Hazara, kurz stieß überall auf, wo Gelegenheit zu Beobachtungen gegeben war. Wir können uns daher der Annahme nicht erwehren, daß die Streichungslinie der afghanischen Gebirge auf die Streichrichtung des Himalaya stößt, und da der Neigungswinkel des letztern Nordost, dagegen der ersteren Nordwest ist, so sind wir zur Schlußfolgerung berechtigt, daß die ganze große Gebirgsmasse einem und demselben Hebungssystem angehört. Eine großartige Anschwellung stieg in der Region unserer silurischen vulkanischen Archipele empor; der Himalaya auf der einen Seite, die afghanischen Gebirge auf der andern Seite sind die gehobenen Abhänge einer gigantischen schrägen Gegenneigung. Eine wahre antiklinische Axe kann man diesen Neigungsgegensatz wohl nicht nennen; genauer ist sie die Wirkung einer unberechenbaren Kraft, welche die Erdkruste nach auswärts preßte und sie zu einem First erhob; da eine solche Kuppel nicht ohne starkes Bersten der Erdkruste emporgehoben werden kann, so folgten die Bruchlinien den alten vulkanischen Linien und liefen auf der einen Seite in der Richtung Nordwest-Südost (Himalaya) und auf der andern Nordost-Südwest. Setzt man die Axe der Kuppel zwischen die zwei Gebirgsmassen und betrachtet man diese als entgegengesetzte Glieder einer schrägen Gegenneigung, so ist der eigenthümliche Neigungswinkel beider Gebirgssysteme befriedigend erklärt." Bei solcher Betrachtung des Knotenpunktes der beiden Gebirgsmassen findet auch die Abzweigung der Schindi-Kette wie die Nordsüdrichtung der Kisiljart-Steppe und ihrer Ränder, der Resataſch- und Kisiljart-Ketten, ihre Erklärung. Nicht vom Pamir, sondern vom Karakorum (Mustagh) zweigt sich das Hindukusch-Gebirge ab.

Vom Nordende des Hindukusch-Gebirges ($73^3/_4$° nördl. Br.) streichen seine Ketten einen halben Grad weit westlich, dann erst fallen sie scharf nach Südwesten ab; unter 65° östl. L. v. Gr. geht die Richtung in eine östliche über, der Hindukusch stößt auf die von Nordwest heranziehenden persischen Gebirge und nun übernehmen diese die Rolle eines Randgebirges des iranischen Hochlandes gegen die Steppen des westlichen Turkistan. Man dachte sich die Gebirgskette des Hindukusch als ein hoch aufstrebendes Kammgebirge, von dem nach Norden kurze, nach Süden aber lange Ketten abzweigen; die Reisen, welche indische Geodäten unter der Maske von Kaufleuten im östlichen Gebirgsabschnitte ausführten, stellten dagegen fest, daß der Tschitral-Fluß, der Hauptstrom am Südabhang des Gebirges, vom Hauptkamm zum Kabul-Thale, dem Südfuß des Hindukusch-Gebirges, nicht in langgestreckter Linie abfließt, sondern vom Süden zunächst durch eine Querkette abgeschnitten wird. Diese Querkette zweigt sich von einem nach Süden sich fortsetzenden Seitenaste der wasserscheidenden Kette unter 35° 47′ nördl. Br., 72° 15′ östl. L. v. Gr. an einem Gebirgsstocke von 5923 m Höhe ab und zieht in einem nach Süden geöffneten Bogen in Südostrichtung zum Westufer des Indus. Das von dieser Querkette abgeschnittene Land bezeichnen die Afghanen als Kohistan, Gebirgsland. Ein Ausläufer, der von der wasserscheidenden Nordkette an der den Barogil-Gletscher einschließenden Thalmulde sich nach W.-S.-W. herabsenkt, theilt Kohistan in zwei große Hochthäler, von denen das östliche, langgestreckte, sein Wasser an den Jassin-Gilgit-Fluß abgiebt, das westliche dagegen einem großen Bergkessel zu vergleichen ist, dessen Axe Nord-Süd verläuft und dessen Gewässer sich zum Tschitral-Flusse vereinigen. Die Wasserscheide liegt in der nördlichen Hauptkette zwischen den Tui-Ghazan-Flüssen in 36° 42′ nördl. Br. und 73° 15′

[1]) Journal of the Asiatic Society of Bengal, Bd. 36, Th. 1, S. 90 (Calcutta 1868). Beigegeben ist ein sehr lehrreiches Kärtchen.

östl. L. v. Gr.; an der südlichen Querkette dagegen in 37° 8′ bzw. 72° 43′. Zu beiden Seiten der Wasserscheide haben sich Seereste erhalten; die Auswaschung des Gebirges ist aber weiter vorgeschritten als am Nordabhange des Himalaya. Die Seen sind sämmtlich Süßwasserseen, denen ein Bach entströmt, auch sind sie in Größe zusammengeschrumpft; der Bandar-See im hintern Ghizar-Thale hat noch eine Länge von 16 km, seine durchschnittliche Breite ist aber bereits auf etwas über 1 km zurückgegangen. Im östlichen Thalbecken liegt Jassin in 2817 m Höhe, im westlichen Mastutsch kaum niedriger. Nicht bloß die Abschlüsse der Hauptthäler sind stark vergletschert, auch die seitlichen Zuflüsse entströmen Riesengletschern von bedeutender Länge; so ist der Gletscher im hintern Tui-Thale 13 km breit. Wie im Himalaya und Thianschan liegen die höchsten Berggipfel nicht in der wasserscheidenden Kette, sondern stehen seitlich davon auf den Ausläufern zur südlichen Hauptkette; aus dem Tui-Gletscher ragt eine Bergspitze bis zu 6931 m empor. Ueber den Abfall des Gebirges jenseits des Tschitral-Flusses im Kafiristan genannten Gebirgsabschnitt ist noch nichts bekannt; aus eingezogenen Erkundigungen und Gipfelmessungen von hoch gelegenen Aussichtspunkten im Kaschmir-Himalaya folgern jedoch die indischen Geographen dieselbe Anordnung, wie sie für den westlichen Theil durch Reisen der Kundschafter im indischen Vermessungsdienste erhoben wurde.

Den Nordfuß der Hindukusch umsäumt der Amu Darja (Oxus). Kapitän Trotter sah nach Wakhan Schneegipfel hereinragen, beim Uebertritt von Badakschan nach Tschitral ist am Südabhang ein Gletscher zu überschreiten. Unter 36° 12′ nördl. Br., 71° 38′ östl. L. zweigt eine Kette nach Norden ab, welche den Oxus nöthigt in fast rechtem Winkel abzubiegen. Diese Kette übernimmt im Westen die Aufgabe, welche im Osten dem Schindi-Gebirge zufällt; sie tritt in Berührung mit den von der Hissar-Kette des Thianschan-Systems auslaufenden Kämmen und wird zum westlichen Randgebirge der Pamir-Hochthäler. Am Zusammenfluß der Koktscha-Wardasch-Flüsse steht man am Nordfuß des Hindukusch-Gebirges; Faisabad, die Hauptstadt von Badakschan, liegt in 1066 m Höhe. Jenseits des vereinigten Flusses tritt der Name Pamir auf, womit der Anwohner dieser Gegenden öde Hochflächen bezeichnet. Die Alpennatur hat ein Ende, die Steppenregion Centralasiens beginnt; der Austieg auf kurzem und steil eingesenktem Thale zum Pamir-Hochthal ist der letzte Anklang an die jenseits sich über den Hindukusch hinaus bis in die Gegend von Kandahar hinabziehende Alpengebirgsgegend.

Beim Umgriff längs der Linien Faizabad-Barogil-Bundschi im Norden, Indusfluß im Osten, Kabulfluß im Süden, Bamian-Faizabad im Nordwesten ergiebt sich für den Hindukusch ein Areal von 51 000 qkm (940 Quadratmeilen), was ziemlich der Größe der Ostalpen entspricht. Gemeinsam allen Abschnitten dieses weiten Gebirges ist sein Reichthum an Wein und edlen Früchten; politisch zerfällt es in so viele Fürstenthümer als Hauptthäler; ethnographisch bildet es die Scheidewand zwischen dem indischen Stamme im Osten, dem iranischen im Südwesten, dem türkischen im Norden. Einst von Ariern bewohnt, beherbergt der Hindukusch jetzt Angehörige der drei Stämme. Im Folgenden sind die Abschnitte nach den einzelnen Landschaften geschildert, nach welchen sie benannt sind; die Schilderung beginnt am Südabhang mit den Nachbarthälern gegen Indien, über welche noch die genauesten Nachrichten vorliegen, und schließt mit Wakhan im hohen Nordosten.

Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

V.

Dampferverkehr im Hafen von Hamburg. Leinenweberei in der Oberlausitz. Frankreichs Handel mit den Colonien und dem Auslande. Frankreichs Handelsmarine. Der Kaffeehandel von Triest. Der Transithandel von Ostende. Seidenernten Frankreichs, Spaniens, Italiens und Kleinasiens. Die Ausfuhr Spaniens. — Handel von Persien. Handel zwischen Französisch-Cochinchina und China. Steinkohlen auf den Philippinen. Handel der vier Haupthäfen der Philippinen. Neuer Handelsvertrag zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ausfuhr von Ziegelthee aus China. Handel und Schifffahrt der chinesischen Vertragshäfen. Der Rückgang des englisch-chinesischen Handels. Chinesische Strohflechtereien. Amerikanisch-japanisches Kabel. — Gold in Chili. Ausfuhr von Cartagena. Die Kulis auf Cuba. Handel von Puertorico. — Fischfang bei den Canarischen Inseln. Verkehr im Suezcanal. — Guano auf den Lacepède-Inseln. — Zur Eisenbahngeographie. Personenverkehr auf den Berliner Bahnen. Oesterreich-Ungarns Eisenbahnnetz. Frankreichs Eisenbahnen. Donetz-Kohlenbahn. Die Linien Orenburg-Taschkent und Samtredi-Batum. Stählerne Eisenbahnbrücke. Eisenbahnen der Vereinigten Staaten. Mittelamerikanische Eisenbahnen.

F. R. — Im Hafen von **Hamburg** kamen 1878 1850 Dampfer mit 1 151 903 Register-Tonnen an. Der Nationalität nach waren davon 1115 englische, 365 deutsche, 171 holländische, 86 französische, 54 norwegische, 41 schwedische, 10 belgische und 2 spanische. Aus transatlantischen Häfen kamen 113 Dampfer an.

— In der **sächsischen Oberlausitz** besitzt die Leinen-Handweberei 28 000 Handstühle, an welchen etwa 49 000 Arbeiter beschäftigt sind. Der jährliche Verbrauch an Garn beläuft sich auf 103 000 Schock Leinengarn und $4\frac{1}{2}$ Mill. Pfund Baumwollengarn.

— **Frankreichs Handel mit seinen Colonien und dem Auslande** bewerthete 1877 4570 Mill. Frcs. in der Ein- und 4371 Mill. Frcs. in der Ausfuhr, zusammen 8941 Mill. Frcs. Von diesem Verkehre entfielen auf Seetransport 5934, auf Landtransport 2986 Mill. Frcs.; vom Seetransport kommt bedeutend mehr als die Hälfte (3595) auf fremde Flagge. In Ein- und Ausfuhr haben den größten Verkehr mit Frankreich: England 720 Mill. Frcs. Einfuhr, 1324 Ausfuhr, Belgien 465 Einfuhr, 497 Ausfuhr, Deutschland 460 Einfuhr, 432 Ausfuhr, Italien 447 Einfuhr, 299 Ausfuhr, Schweiz 335 Einfuhr, 306 Ausfuhr, Vereinigte Staaten 280 Einfuhr, 306 Ausfuhr. Von den Einfuhren kommen auf Rohstoffe für die Industrie 2514, auf Verbrauchsgegenstände 2056, von der Ausfuhr auf Naturerzeugnisse 2194, auf verarbeitete Gegenstände 2177 Mill. Frcs. Der Handel zwischen **Frankreich und Deutschland** setzte 1877 hauptsächlich folgende Waaren um: In der Einfuhr (aus Deutschland): Vieh 40,5 Mill. Frcs., Baumwollengewebe 35,9, Holz 34, Wollengewebe 28,5, Steinkohle und Koke 22,4,

Garn aller Art 19,7, Getreide 16,4, Häute 14,9, Goldwaaren und Schmuck 13,3, Seidengewebe 12, Bier 11,9. In der Ausfuhr (nach Deutschland): Wein 18,2, Baumwolle 27, Wollgewebe 24,5, Mehl 23,8, Getreide 23,5, Seidengewebe 23, Kurzwaaren 21, Metallwaaren 14,2, Seide 11,3 Mill. Frcs.

— Frankreichs Handelsmarine bestand 1877 aus 15 449 Schiffen von zusammen 989 128 Tonnen, wovon 14 884 mit 758 324 Tonnen Segelschiffe und 565 mit 230 804 Tonnen Dampfer waren. Von der Gesammtzahl der Schiffe gehören 9340 der kleinen, 446 der großen Fischerei, 2529 der Küstenfahrt, 1054 der europäischen und 1126 der großen Schifffahrt.

— Aus Amsterdam wird die Gründung einer directen Dampferverbindung mit Fiume berichtet, welche im Februar 1879 ins Leben treten soll.

— Der Kaffeehandel von Triest zeigte 1878 eine wesentliche Verbesserung gegen das Vorjahr. Die Einfuhr von Kaffee betrug 1878 132 580 Quintale, die Ausfuhr 139 890 gegen 122 350 bezw. 123 860 in 1877.

— Der Transithandel über Ostende zwischen Deutschland und England hat in den letzten Jahren durch die Concurrenz in erster Reihe von Vliessingen, auch von Antwerpen und Rotterdam so stark abgenommen, daß sein Werth von $25\frac{4}{5}$ Mill. Mark in 1871 auf 2 Mill. in 1877 zurückgegangen ist. Auf der Linie Ostende-Dover wurden 1877 26 820, auf der Linie Ostende-London 4084 Personen befördert.

— Die Seidenernten derjenigen Länder, welche den europäischen Märkten am nächsten gelegen sind, waren in den Jahren 1874 bis 1877 folgende:

	Frankreich	Italien	Spanien	Kleinasien und Syrien
	kg	kg	kg	kg
1874 . .	11 071 094	43 310 000	1 848 000	2 500 000
1875 . .	10 770 563	39 410 000	1 605 000	1 800 000
1876 . .	2 396 385	14 537 000	1 210 000	3 060 000
1877 . .	6 788 000	22 450 000	920 000	1 725 000

— Die Ausfuhr Spaniens erreichte 1877 die Höhe von 454 378 597 Pesetas, wovon 140 Mill. auf Wein, $60\frac{1}{3}$ Mill. auf Blei, 41 Mill. auf Kupfererze, $12\frac{1}{2}$ Mill. auf Eisenerze und je $7\frac{1}{2}$ Mill. auf Wolle und Esparto entfallen.

* * *

— Handel von Persien. Consul Abbott (Großbritannien) entwirft in seinem Bericht über den Handel der Provinz Täbris im Jahr 1877/78 ein ungünstiges Bild von den allgemeinen wirthschaftlichen Verhältnissen Persiens. Aus- und Einfuhr jener Provinz bezifferten sich in dem genannten Jahre nur auf 796 400 Pf. St., nicht ganz die Hälfte von dem Betrage von 1873/74. Die Einfuhr ist 254 000 Pf. höher als die Ausfuhr. Da nun die Erzeugung des Stapelartikels dieser Provinz, der Seide, immer geringer wird, und die Einfuhren dagegen immer mehr steigen, scheint der Bankerott unvermeidlich. Die Ausfuhren von Täbris sind vorzüglich persisch gedruckte Baumwollstoffe (125 000 Pfd.), getrocknete Früchte (60 000 Pfd.), Shawls (25 000), Gewürze und Droguen und Seide. In der Einfuhr sind die Baumwollenwaaren im Werth von 440 000 Pf. St., fast ausschließlich aus Manchester kommend, am stärksten vertreten. Aus- wie Einfuhr benutzen in friedlichen Zeiten die alte Straße von Trapezunt, wurden aber durch den Krieg gezwungen, den Weg über Bagdad und Kermanschah aufzusuchen.

— Der Handel zwischen Französisch-Cochinchina und China erweitert sich mit jedem Jahre. Von dem Reis, dem Haupterzeugniß der Kolonie, nimmt China in der Regel $\frac{4}{5}$ ($3\frac{1}{2}$ bis $4\frac{1}{2}$ Mill. Pikuls), fast den ganzen Betrag der getrockneten Fische (1877 für $\frac{3}{4}$ Mill. Doll.), alle Baumwolle, ferner Salz und Kleinigkeiten. Die Einfuhren (Thee, Speisewaaren, Opium, Papier und zahllose Kleinigkeiten) wurden 1877 auf 4 Mill. Doll. veranschlagt.

— Steinkohlen auf den Philippinen. Im Jahre 1878 wurden Seitens der spanischen Marine Untersuchungen angestellt über die Kohlen von Compostela auf Cebu (Philippinen). Dieselben sollen für die Heizung von Dampfmaschinen und überhaupt für den Schiffsgebrauch durchaus geeignet sein. Seit 1873 werden diese Kohlenlager bearbeitet und sind gegenwärtig durch zwei Bergwerke aufgeschlossen, liefern aber aus Mangel an Capital und Unternehmungsgeist nicht mehr als 100 Tonnen per Tag. Ihre Ausdehnung wird als eine sehr große bezeichnet. Trotz des Vorhandenseins dieses Kohlenreichthums nehmen indessen die Steinkohlen unter den Einfuhren Manilas noch immer einen bedeutenden Platz ein. Nach dem britischen Consulatsbericht für 1877 wurden in diesem Jahr 13 527 Tonnen australische und 7070 Tonnen britische Kohlen eingeführt.

— Ueber den Handel der vier Haupthäfen der Philippinen[1]) bringt derselbe Consularbericht folgende Mittheilungen: Manila führte 1877 3 971 508 Pf. St. aus, wovon mehr als die Hälfte auf Zucker und außerdem die größten Summen auf Hanf, Tabak, Kaffee und Cigarren entfallen. Von den Einfuhren kamen vorzüglich Baumwollen- und Wollenstoffe im Werthe von 340 376 Pf. St. zum Verkauf. Ein Drittel der Ausfuhren geht nach Großbritannien und den britischen Kolonien, eben so viel nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der europäische Kontinent nimmt nur Tabak und Kaffee in größeren Mengen. In die zwei Haupterzeugnisse der Philippinen, Zucker und Hanf, theilen sich Großbritannien und die Vereinigten Staaten fast allein. Iloilo setzte 1877 einen Werth von 631 472 Pf. St. um. Die Ausfuhren bestehen aus Zucker, Tabak und Sapan-Holz. Cebu führte für etwa 300 000 Pf. St. aus, wovon 190 000 auf Zucker und 65 000 auf Hanf entfielen. Die Einfuhr wird fast nur von Chinesen besorgt, welche ihre Waaren über Manila und zwar von ihren Landsleuten beziehen. Der Platz steht wöchentlich einmal in Dampferverbindung mit Manila. Suol führte in nennenswerther Menge bloß Zucker und Reis aus, von jenem circa $\frac{2}{3}$ der Menge, die Cebu liefert, von diesem 29 375 Tonnen.

— Ein neuer Vertrag zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wurde am 25. Juli 1878 unterzeichnet und am 18. December vom Senate der Vereinigten Staaten gutgeheißen. Derselbe erklärt die Tarif-Convention von 1866 und spätere Handelsverträge für ungültig und erkennt das Recht Japans an, den fremden Handel in den Vertragshäfen zu reguliren und seine Zölle und Steuern selbständig zu ordnen. Er hebt alle Ausfuhrzölle auf und verspricht, auf die Waaren aus den Vereinigten Staaten keine höheren Zölle zu legen als auf die aus anderen Ländern. Die Konsular-Gerichtsbarkeit für alle aus Verletzung der japanischen Handels- und Zollregulationen erwachsenden Streitigkeiten wird festgehalten. Japan behält das Recht, den Küstenhandel zu regeln. Dem Handel der Vereinigten Staaten werden zwei neue Häfen (Schimonoseki und ein anderer noch zu bestimmender) geöffnet. Dieser Vertrag soll in Wirksamkeit treten, sobald Japan auch mit den übrigen Vertragsmächten ähnliche Uebereinkommen abgeschlossen haben wird und dieselben in Wirksamkeit getreten sein werden.

---

[1]) Das Preußische Handelsarchiv, welches die Handelsberichte der deutschen Konsuln veröffentlicht, brachte 1878 keinen einzigen Bericht über die Häfen der Philippinen. Die Nachrichten aus dieser für uns natürlicherweise wichtigsten Quelle gehen nicht über 1876 hinaus. Und doch liefen 1876 in Manila 20 deutsche Schiffe (unter 258 des ganzen Einlaufes), in Cebu 2 (unter 16), in Iloilo 6 (unter 40) ein.

— Die Ausfuhr von Ziegelthee aus China, soweit sie festzustellen, wird für die beiden Hauptwege 1877 folgendermaßen angegeben: 147 810 Pikuls über Kiachta nach Sibirien und der Mongolei, 106 161 Pikuls über Hankau und Fantscheng nach derselben Bestimmung, zusammen 253 971 Pikuls im ungefähren Werth von 12⅕ Mill. Mark.

— Der Handel der chinesischen Vertragshäfen im Jahr 1877 zeigt folgende Hauptergebnisse: Die Netto-Einfuhr (d. h. die Einfuhr weniger Wiederausfuhr) zeigt 73 253 170, die Ausfuhr 67 445 022 Haikuan-Taels [1]), die gesammte Handelsbewegung also 140 698 192 Haikuan-Taels. Die Einfuhren kommen vorzüglich aus folgenden Ländern bezw. Hafenplätzen: Hongkong 27 601 643 (diese Einfuhren stammen aus England, Ostindien, Nordamerika, Straits Settlements und anderen Theilen), England 19 994 309, Ostindien 19 733 122, Japan 3 527 294, Vereinigte Staaten 1 138 136, Straits Settlements 1 028 417, Cochinchina 788 521. Die Ausfuhren gehen hauptsächlich nach: England 27 784 423, Hongkong 15 255 766, Vereinigte Staaten 7 951 203, Europäischer Continent (außer Rußland) 5 636 068, Rußland und Sibirien via Kiachta 3 814 777, Japan 1 869 912, Australien 1 836 744, Straits Settlements 949 840, Rußland via Odessa 511 508. — Unter den Gegenständen der Einfuhr ragen die folgenden besonders hervor: Opium (30 273 577 Taels), Baumwollenwaaren (18 955 795), Wollenwaaren (4 830 583), Metalle und Metallwaaren (4 354 799), Zucker (1 611 268), Reis (1 597 300), Rohbaumwolle (1 463 554), Steinkohle (1 084 242), Ginseng (1 004 959), Vogelnester und Tripang (834 637), Bauholz (609 095). Von den Ausfuhren sind die bedeutendsten: Schwarzer Thee (27 154 979 T.), rohe und Zwirnseide (17 257 883), Grüner Thee (4 338 175), Zucker (3 710 494), Seidenwaaren (4 610 296), Ziegelthee (1 759 028), Strohgeflechte (619 135), Papier und dergleichen (486 732), Häute (453 081). Nach dem Betrag ihres Ein- und Ausfuhrhandels nehmen die verschiedenen Häfen folgende Stellungen ein: Schanghai 80 513 149, Kanton 16 005 472, Futschau 11 554 951, Swatau 10 821 560, Amoy 10 286 250, Tientsin 4 820 021, Hankau 4 780 725, Takau 1 666 362, Kiungtschau 904 666, Tamsui 653 329, Ningpo 653 190, Tschifu 584 662, Niutschwang 252 124, Kinkiang 22 600, Pakhoi 10 307, Wentschau 600. — Nach der Größe ihres Gesammthandels in fremden Schiffen folgen sie in etwas anderer Reihe und zwar sind hier Schanghai, Kanton, Hankau, Tientsin, Swatau, Futschau und Ningpo an der Spitze. — Der Schiffsverkehr der Vertragshäfen belief sich 1877 auf 18 807 Schiffe mit 11 983 591 Tonnen, von denen 9042 englische, 6032 chinesische, 1446 nordamerikanische, 1376 deutsche, 308 spanische, 167 französische, 117 dänische und 106 japanesische Flagge trugen. Mit weniger als 100 Schiffen waren in diesem Verkehr in folgender Reihe: Siam, Niederlande, Schweden-Norwegen, Rußland, Italien, Hawaii vertreten. Von den Schiffen waren 13 708 mit 10⅔ Mill. Tonnen Dampfer und 5099 mit 1⅓ Mill. Tonnen Segelschiffe.

— Der Rückgang des englisch-chinesischen Handels. Den Stimmen gegenüber, die behaupten, daß der Handel der Vereinigten Staaten mit China in sehr starkem Wachsthum begriffen sei und besonders durch eine starke Zunahme in der Einfuhr nordamerikanischer Baumwollenwaaren der Einfuhr aus Großbritannien immer mehr Schwierigkeiten erwüchsen, erklärte eine Correspondenz in der „Times" (London), datirt Schanghai 14. December 1878, daß die gesammte Einfuhr von Baumwollengeweben 1877 11 570 000 Stück im Werthe von 19 Mill. Taels betragen habe, und daß davon nicht mehr als 612 000 Stück zu 1⅔ Mill. Taels auf amerikanische Einfuhr entfielen. Die amerikanische Rhederei sei im Seehandel mit China und in der chinesischen Küstenschifffahrt seit 1872 nicht gewachsen, sondern zurückgeschritten. 1872 nahmen von der Ein- und Ausfuhr englische Schiffe 77,96 und die der Vereinigten Staaten 6,45, 1877 jenes 74,39 und diese 1,49 Proc. In der Küstenschifffahrt waren 1872 33,58 Proc. englische und 56,81 amerikanische, 1877 dagegen 45,72 Proc. englische und 5,80 amerikanische Fahrzeuge beschäftigt. Der starke Abfall der amerikanischen Fahrzeuge in 1877 wird zum größten Theil durch den Uebergang der Schanghai S. N. Cy. unter chinesische Flagge bedingt, aber schon 1876 hatten die Amerikaner nur mehr 33,64 Proc. der Küstenschifffahrt. Endlich wird hervorgehoben, daß die amerikanischen Handelshäuser in China mehr und mehr an Zahl und Bedeutung zurückgehen und daß bis jetzt alle jene vielbesprochenen Versuche, an Stelle der leichteren englischen Baumwollenwaaren nordamerikanische zu setzen, nur von Verlust für die Importeure begleitet gewesen sind.

— Chinesische Strohflechtereien. Die Ausfuhr von Strohgeflechten aus Nordchina ist in den letzten Jahren in einer Weise gestiegen, welche dieselben bereits heute zu einem der wichtigsten Ausfuhrgegenstände Chinas gemacht hat. Einfache Strohbänder, welche in Europa und Amerika zu den verschiedensten Gegenständen weiter verarbeitet werden, kamen 1871 2815 Pikuls und 1877 25 930 im Werthe von 619 135 Taels zur Ausfuhr. Die Herstellung dieses Halbfabrikates findet vorzüglich im nördlichen China (Schantung, Tschili, Honan) statt und die Ausfuhr geht über Tschifu, Schanghai und Hongkong. In den letzten Jahren sind auch Strohhüte aus Ningpo in steigenden Mengen zur Ausfuhr gekommen.

— Japanisch-amerikanisches Kabel. Die japanische Regierung hat den Vertretern einiger Bankhäuser von San Francisco die Ermächtigung zur Legung eines Kabels zwischen letzterer Stadt und Japan verliehen. Man hofft, dasselbe späterhin bis Tientsin und Peking verlängern zu können.

* * *

— Gold in Chile. In der Provinz Valparaiso sind reiche Goldlager gefunden worden, denen optimistische Stimmen eine mindestens eben so große Entwickelung prophezeien wie den californischen. Sowohl im Schuttlande von Flüssen als auch anstehend in Quarzadern ist Gold unzweifelhaft nachgewiesen und für die ersteren hat man bereits einen Durchschnittsgehalt von ⅖ Doll. per Kubikyard angegeben, was den Ertrag mancher californischer Goldlager bei hydraulischer Bearbeitung bedeutend übertreffen würde. Die Dicke der hauptsächlichsten bis jetzt untersuchten Ablagerung in einem alten Flußbett der genannten Provinz wird zu 30 bis 120 m angegeben. Eine Hauptschwierigkeit ist die Beschaffung von Wasser für die Wäscharbeiten. Bereits hat sich eine Anzahl von Gesellschaften zur Ausbeutung dieser neuen Goldlager gebildet und „prospektirende" Goldsucher durchstreifen das Land in allen Richtungen. (Schluß folgt.)

[1]) Der Haikuan-Tael aus reinstem Silber ist für 1877 auf 6,08 Mark angenommen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu zwei Beilagen: Literarische Anzeige, betreffend: „Die Erde und ihre Völker". Ein geographisches Hausbuch von Friedrich von Hellwald. 2. Auflage. Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Literarischer Anzeiger Nr. 1.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Die Oelpalme.

Von P. Ascherson.

Die Bekanntschaft mit ausländischen, namentlich tropischen Vegetationstypen ist lange nicht in dem Grade Gemeingut der Gebildeten, wie dies bei den aus denselben Gebieten stammenden, namentlich größeren Thierformen der Fall ist. Und doch ist die Vegetation für die Charakteristik jedes Landes von weit größerer Bedeutung als die schon in ihrer Masse mehr zurücktretende Thierwelt. Mit Recht bemerkt daher Schweinfurth, es solle der Reisende, der es unternehme, den Landschaftscharakter eines fremden Welttheils zu schildern, vor Allem Botaniker sein.

Die Gründe dieser nicht in Abrede zu stellenden geringern Popularität der fremden Pflanzenformen sind verschiedenartig. Wir können die Riesen der Urwälder nicht, wie Elephanten und Giraffen in einem Thiergarten, in ihrer vollen Entwickelung zur Anschauung bringen. Indeß auch die in unseren Gewächshäusern vorhandenen Pflanzentypen finden nicht die Beachtung, welche die beweglichere Thierwelt selbst dem weniger aufgeweckten Zuschauer abzwingt. Dieselben Großstädter, welche sich um die Käfige der anthropomorphen Affen oder um die Zwinger der großen Raubthiere, ja auch um die ersten Blüthen der seit Jahrzehnten überall zu findenden Victoria regia drängen, gehen an den Prachtexemplaren von Maniok, Bananen, Pandanus, Baumfarnen, Bambusen, wie sie z. B. der Berliner Botanische Garten besitzt, theilnahmlos vorüber oder wissen vielmehr gar nichts von ihrem Vorhandensein. Es ist allerdings zuzugeben, daß das Interesse an diesen so werthvollen Anschauungsmitteln durch zweckmäßige Aufstellung und Bezeichnung sowie durch gedruckte Führer wesentlich erhöht werden könnte; in dieser Hinsicht verdienen die Beispiele des Botanischen Gartens zu Kew, eines auch für die Belehrung des nicht fachmännischen Besuchers mustergültigen Instituts, sowie des Breslauer Gartens, der trotz seiner beschränkten Mittel in dieser Richtung Vortreffliches leistet, allgemeinere Nachahmung.

Ein fernerer Grund der besprochenen bedauerlichen Thatsache ist der Mangel oder die Unzugänglichkeit guter Abbildungen von fremden Pflanzentypen. Ein Werk wie Brehm's klassisches „Thierleben" wird auf botanischem Gebiete schmerzlich vermißt. Es ist daher ein nicht geringes Verdienst des auch in manchen anderen Rücksichten unter den Reisewerken der neuern Zeit hervorragenden Werkes über die „Loango-Expedition", die wichtigsten Vegetationstypen dieses Gebietes dem Leser in Illustrationen vorzuführen, welche nicht, wie dies (mit wenigen rühmlichen Ausnahmen) bei ähnlichen Werken die Regel ist, auf flüchtigen Skizzen oder gar nur auf untreuer Erinnerung beruhen, sondern theils die an Ort und Stelle aufgenommenen Photographien von Dr. Falkenstein, theils die meisterhaften Aquarellen Dr. Pechuël-Loesche's mit einer technischen Vollendung wiedergeben, wie sie in deutschen Reisewerken in dieser Hinsicht noch nicht erreicht würde. Die Redaction dieser Zeitschrift ist durch die Güte der genannten Gelehrten und ihres Verlegers, Herrn P. Frohberg in Leipzig, in Stand gesetzt, hier die Abbildung zweier für Westafrika charakteristischen Palmen vorzulegen. Der Verfasser verdankt Herrn Pechuël-Loesche auch werthvolle ungedruckte Mittheilungen über die abgebildeten Pflanzen.

Die Oelpalme (Elaeis guineensis Jacq.), wohl die wichtigste Nutzpflanze Afrikas, ist durch einen großen Theil der tropischen Region dieses Erdtheils verbreitet. Nament-

lich ist sie an der Westküste, von Senegambien bis Angola, fast überall zu finden. In letzterer Provinz kommt sie nach Welwitsch noch im Bezirk Golungo Alto in einer Meereshöhe von 600 bis 800 m vor und steigt nach Baikie auf der Insel Fernando Po ebenfalls bis 900 m. Andererseits beobachtete sie Th. Vogel an mehreren Stellen zwischen Sierra Leone und den Niger-Mündungen in den Mangrove-Sümpfen. H. Barth, welcher nur einmal im Reiche So-

Oelpalmen. (Vorn ein Exemplar mit anhaftenden alten Blattstielen, im Hintergrunde von Menschenhand gereinigte Palmen.)

koto auf Salzboden eine vereinzelte Oelpalme sah, hegte sogar die irrige Meinung, daß dieselbe an salzhaltigen Boden gebunden sei und daher in größeren Entfernungen vom Meere nicht gedeihen könne. Im Innern des Continents scheint sie fast ganz auf das Gebiet des Congo und des untern Niger resp. Benue beschränkt zu sein, deren Grenzen sie nicht weit überschreiten dürfte. So traf sie Rohlfs auf seiner Reise quer durch Afrika zuerst zwischen Jakoba und Keffi Abd-es-Senga am Westabhange des Gora-Gebirges, welches das Benue-Gebiet von dem des Tsad-Sees trennt; nach Barth ist sie

in Adamaua stellenweise häufig, fehlt indessen bereits im nordöstlichen Theile dieses Landes; außerdem traf sie dieser hochverdiente Reisende, wie oben erwähnt, nur ganz vereinzelt bei Fogha zwischen Sokoto und dem mittlern Niger. Nachtigal hat sie in den von ihm bereisten Theilen von Bornu, Uadai und Dar For nirgends selbst angetroffen; nur an dem südlichsten von ihm in Bagirmi erreichten Punkte brachte man ihm einen nicht mehr ganz frischen Fruchtstand dieser Palme. Schweinfurth fand sie im Monbuttu-Lande zuerst in unmittelbarer Nähe des Uelle, jenseit dessen sie erst häufiger wurde. Speke und Grant haben sie auf der ganzen Strecke zwischen Zanzibar und Aegypten nicht gefunden und auch Stanley erwähnt sie nirgends in dem ersten, den Seen des obern Nilgebietes gewidmeten Theile seines auch in pflanzengeographischer Hinsicht sehr beachtenswerthen Reisewerkes. An den Ufern des Tanganyika-Sees haben sie alle Reisenden von Burton bis Stanley in Udschidschi erwähnt. Am Niassa-See traf sie Kirk nur am Westufer. Durch diese Angaben haben wir die Nord- und Ostgrenze der Oelpalme ziemlich genau umschrieben, welche nirgends den Indischen Ocean erreicht. Dagegen findet sie sich mehrfach im tropischen Amerika angepflanzt, wo auch nach Drude und Wendland mehrere einheimische Arten derselben Gattung vorkommen. Nach O. Kuntze wird sie auch auf Java cultivirt.

Von einheimischen Namen finden sich folgende aufgezeichnet: an der Goldküste taehn-tjo, in Loango (nach Pechuël-Loesche) ba, mit dem Artikel im Sing. li-ba, im Plur. ma-ba; die in Angola, coma im Lande des Cazembe.

Die Oelpalme erreicht nach Pechuël-Loesche und Schweinfurth eine Stammhöhe von 10 bis 20 m, die nur ausnahmsweise bei im Schlusse des Urwaldes aufgewachsenen Exemplaren bis 30 m beträgt. Die Blätter sind wie bei der Dattel- und Kokospalme gefiedert und bleiben bei sich selbst überlassenen Exemplaren (Fig. 1 vorn) abgestorben sehr lange am Stamme haften. Bei den unter der

Fruchtstände und männliche Blüthen der Oelpalme.

Pflege des Menschen stehenden Bäumen (Fig. 1 im Hintergrunde) werden die trockenen Blätter, welche das Besteigen des Baumes hindern würden, in Westafrika vollständig entfernt. Im Monbuttu-Lande schneidet man indeß die Blattstiele 3 dm über dem Grunde ab. „Diese Gewohnheit der Eingeborenen bleibt nicht ohne Einfluß auf den Vegetationscharakter der Landschaft sowohl als auch auf die Flora selbst, der sich auf diese Weise an den Stämmen der Oelpalme eine Unzahl höchst erwünschter Anhaltspunkte in Gestalt von Consolen und Backen darbietet, um Sämlinge großzuziehen oder an der zackigen Außenfläche der Stämme Schlinggewächse in großer Anzahl emporklimmen zu lassen. So sehen wir denn in der That diese Oelpalmenstämme mit einer Vegetation von unbeschreiblicher Ueppigkeit, Frische und Grazie behangen und überladen, als wären es künstliche Pfosten eines unserer wohl arrangirten Orchideen- und Farnhäuser. Aus jeder Blattachsel sproßt eine ganze Colonie der zierlichsten Farne hervor, oft aus jeder eine verschiedene Art, dann wieder strauchartige Ficus (Urostigma) und alles mit einander verflochten und verwoben von dem dichten Netzwerk kletternder langschüssiger Farnarten oder epiphytischer Orchideen. Stellenweise nehmen sogar Winden (Ipomoea) und Yams (Dioscorea) Theil an der guirlandenartigen Stammbekleidung der Elaeis, während allerhand gewöhnliche Sträucher und Bäume aus den in den Blattscheiden dargebotenen den Regen auffangenden Reservoirs hervorzusprossen streben, was ihnen bis zu einem gewissen Alter gelingt, denn schließlich faulen diese vergänglichen Consolen unter der Last der sich anhäufenden Schmarotzer weg und der ganze üppige Schmuck, seines Anhaltes beraubt, verfällt dem Untergange" (Schweinfurth, Botan. Zeit. 1871, 337, 338). Aehnliche Beobachtungen hat Th. Vogel an den wildwachsenden Oelpalmen der Guinea-Küste gemacht.

Die Blüthen sind, wie bei der großen Mehrzahl der Palmen, getrennten Geschlechts, doch finden sich männliche und weibliche Blüthen nicht wie bei der Dattel- und Dûm-Palme auf verschiedenen Bäumen, sondern in getrennten Gruppen in der Krone derselben Palme, während bei der Kokospalme beide Geschlechter in demselben Blüthenstande vertreten sind. Die kätzchenartig gedrängten männlichen Blüthen (auf unserer Fig. 2 oben) bilden längliche, die weiblichen kugelrunde Büschel; einen der letzteren im fruchttragenden Zustande zeigt Fig. 3. Eine Palme trägt jährlich 3 bis 4, seltener 5 Fruchtstände, deren jeder 20 bis

30, selten 40 bis 50 kg wiegt. Die Verzweigungen des Blüthenstandes sind über die Früchte hinaus in Form sehr steifer und scharfer Dornen verlängert. Die länglichen Früchte (Fig. 4) stehen so dicht gedrängt, daß sie sich gegenseitig unregelmäßig abplatten. Sie bestehen aus einer fleischigen, orangerothen Hülle und einem steinharten Kern, dessen dicke Schale den auf der Oberfläche braun gefärbten fast ganz aus dem im Durchschnitt weißlichen Eiweißkörper bestehenden Samen einschließt. Nach Th. Vogel trägt die Oelpalme bereits Früchte, wenn sie erst wenig über mannshoch ist und noch kein Blatt verloren hat.

Das meiste und beste Oel von ebenfalls hellzinnoberrother Farbe und dicker, breiiger Konsistenz wird aus dem Fruchtfleische gewonnen, welches 71,6 Proc. desselben enthält; indeß auch das Sameneiweiß liefert (wie das der Kokosnuß, die bekannte Copra) 47,75 Proc. eines Fettes von noch festerer, butterartiger Konsistenz. Die Darstellung des Oels aus der fleischigen Hülle wird von den Negern in sehr roher Weise bewerkstelligt. Nach dem dänischen Botaniker Thonning läßt man an der Goldküste die Früchte liegen, bis sie anfangen zu faulen, und stampft sie sodann mit hölzernen Keulen in einer kleinen, mit flachen Steinen ausgelegten Grube unter öfterm Zugießen von warmem Wasser so lange, bis die fleischige Hülle sich völlig von den Steinen trennt. Der Teig wird hierauf tüchtig mit den Händen durchgearbeitet und nach den Seiten der Grube geschoben, wobei sich das Oel größtentheils in der Mitte derselben, welche man etwas tiefer macht, ansammelt. Der Teig wird dann noch mit den Händen ausgedrückt und zuletzt ausgekocht. Ein ähnliches Verfahren wenden die Bewohner der von Lenz bereisten Gebiete an oder zertreten die Früchte, statt sie mit Stöcken zu zerstampfen. Die Bassa am Benue begnügen sich nach Rohlfs damit, das Fruchtfleisch in Gruben unter öfterm Zugießen von warmem Wasser faulen zu lassen und das oben schwimmende Oel abzuschöpfen, wogegen die Bewohner von Joruba die so erhaltene Masse in großen Kesseln kochen und durch wiederholtes Erhitzen reinigen. Etwas vollkommener ist das Verfahren der Loango-Neger, welche die Früchte zunächst über einem Roste von gespaltenen Blattrippen der Burdão-Palme (Raphia vinifera P. B.) über schwachem Feuer erwärmen, dann mit einem dicken

Fruchtstand der Oelpalme. (1/5 der natürlichen Größe.)

Frucht der Oelpalme in natürlicher Größe. (Ganze Frucht und Längsschnitt.)

Stabe zu einem Teige stampfen, und das von den Steinkernen getrennte Fruchtfleisch in einen aus groben Stricken geflochtenen netzähnlichen Beutel bringen, der dann an dem Gabelstumpf eines Baumes aufgehängt und mittelst eines durchgesteckten Hebels zusammengedreht und so ausgepreßt wird. Die zurückbleibende Masse wird noch einmal auf dem Rost erwärmt und dann zum zweiten Male, diesmal unter Beifügung faustgroßer, im Feuer erhitzter Steine, ausgepreßt. Bei einem von Dr. Pechuël-Loesche angestellten Versuche wurden auf diese Art aus 250 kg frischer Früchte 7 Gallonen, d. h. 24,5 kg bestes, festes Oel (neben 32 kg palm-kernels) erhalten. Den jährlichen Ertrag einer Palme schätzt dieser Forscher hiernach auf 1 Gallone.

Das auf diese Weise erhaltene Palmöl wird von den Eingeborenen in großen Töpfen zum Verkauf gebracht. Nach Stanley betrug 1876 in Udschidschi der Preis eines 3 Gallonen (13,6 l) haltenden Topfes 4 Yards Baumwollenzeug; zur Zeit von Schweinfurth's Besuch im Monbuttu-Lande wurden 2,5 kg mit einem Kupferringe im Werthe von 80 Pf. bezahlt. Nur in einzelnen Handelsetablissements, wie in dem der „Afrikaansche Handelsvereeniging“ in Banana, wird das gewöhnlich sehr unreine rohe Palmöl einer sorgfältigen Reinigung durch wiederholtes Kochen unterworfen; auf den Hulks der Oil-Rivers ist die beschränkte Räumlichkeit hierfür wenig günstig.

Das Oel wird allgemein zu Speisen benutzt; es hat frisch einen angenehmen, veilchenähnlichen Geruch und ist nach Schweinfurth sehr wohlschmeckend. Rohlfs nennt es widerlich süß, doch hat sich Lenz bald an den süßlichen Geschmack gewöhnt. Fleisch in Palmöl gekocht (muamba der Loango-Neger) ist vielfach eine Lieblingsspeise der Eingeborenen und auch Lenz findet die in Palmöl gebratenen Ogowe-Welse sehr schmackhaft. Nach einigen Tagen nimmt das Oel indessen einen ranzigen Geschmack an. Die Frucht bildet nach Schweinfurth eine sehr angenehme Zuspeise, die die appetitreizende Bitterkeit der Olive (welche das Oel ebenfalls in ihrem Fruchtfleische enthält) besitzt und von dem genannten Reisenden sogar der Frucht des Oelbaumes vorgezogen wird. Nach Th. Vogel ist die „Palmsuppe“, wenn sie aus den Früchten der Oelpalme allein bereitet wird, recht wohlschmeckend. Man zieht für dieselbe die Früchte junger Palmen, die noch kein Blatt verloren haben, vor.

Die Kerne wurden früher vielfach unbenutzt weggeworfen. Neuerdings bilden die von der Steinschale befreiten Samen (palm-kernels) an der Westküste einen wichtigen Exportartikel. Sie werden in Europa ausgepreßt und der Rückstand als Viehfutter verwerthet. Thonning berichtet, daß in Poppo an der Goldküste aus den Kernen ein nur zum Brennen benutztes Oel bereitet wird; in Aquapim bereitet man aus der Asche der Kerne eine Lauge, aus der mit Palmöl Seife verfertigt wird. Nach Schweinfurth wird bei den Monbuttu durch Anzünden eines über einen in der Erde versenkten Krug geschütteten Haufens der Kerne das Oel derselben gewonnen, welches sich im Kruge ansammelt, indeß wegen seines brenzlichen Geschmackes nur zum Salben des Körpers und als Brennöl benutzt wird. Nach Lenz wurden im Okande-Lande während einer Hungersnoth die früher weggeworfenen Kerne zusammengesucht, aufgeschlagen und gegessen. Rohlfs findet den Geschmack der Samen (wohl in nicht ganz reifem Zustande, etwa wie die nach Europa gebrachten Kokosnüsse) angenehm, mandelähnlich.

Eine wirkliche Kultur, d. h. absichtliche Anpflanzung der Oelpalme scheint in Westafrika nicht überall stattzufinden. Thonning hat die Oelpalme an der Goldküste sowohl wild als angepflanzt beobachtet. Lenz und Pechuël-Loesche stellen für die von ihnen besuchten Gebiete die Kultur bestimmt in Abrede. Die Thätigkeit des Menschen für die Pflege des Baumes beschränkt sich auf das Abschneiden der trockenen Blätter, die das Besteigen hindern würden. Indeß stimmen

Oelverladung am Strande in Loango.

alle Reisenden darin überein, daß die Palme am besten in der Nähe menschlicher Ansiedelungen gedeiht, um welche sich durch die verschleppten Kerne allmälig Haine von Oelpalmen bilden. Schweinfurth glaubt diese Palme im Monbuttu-Lande nur als kultivirt und verwildert betrachten zu müssen; indeß spricht, zumal nachdem Stanley dieselbe an zahlreichen Punkten der Congo-Ufer angetroffen, nichts dagegen, daß der Bezirk ihres ursprünglichen Vorkommens auch das Uelle-Gebiet einschließt. Im Urwalde der Gallerien traf Schweinfurth nur stammlose Exemplare an, während Pechuël-Loesche, wie erwähnt, gerade im Walde die größte Stammhöhe beobachtete.

Das Vorkommen der Oelpalme scheint nur an einzelnen Stellen ihres ausgedehnten Verbreitungsbezirkes ein reichliches zu sein. So ist sie nach Lenz im Gebiete des Gabon und Ogowe nicht gerade zahlreich und es concentrirt sich der Palmölhandel daher auf einzelne Stellen, namentlich auf die Mündungen des Camerun, Old- und New-Calabar, Bonny, Opolo &c., im innersten Winkel des Golfes von Guinea, welche daher als Oil-rivers oder Oil-creeks allgemein bekannt sind. Das eigenthümliche Treiben auf den dort in der Regel auf abgetakelten alten Schiffen (hulks) errichteten Factoreien ist neuerdings vielfach beschrieben worden. Von der Bedeutung dieses Handels mögen einige Zahlen, die ich einem mir freundlich zur Verfügung gestellten noch ungedruckten Berichte des um die technische und landwirthschaftliche Botanik hoch verdienten Dr. Wittmack verdanke, einen Begriff geben.

Die Einfuhr von Palmöl in Großbritannien und Irland betrug 1876 879 824 Ctr. im Werthe von 1 529 360 Pf. St.; ins Deutsche Reich in demselben Jahre 207 000 Ctr. im Werthe von 7 450 000 Mark; außerdem 565 000

Ctr. Palmkerne im Werthe von 6 780 000 Mark. Die portugiesische Provinz Angola führte 1872 1 299 282 l aus.

Es ist allgemein bekannt, daß der Palmölhandel den Bewohnern Guineas reichlich den Verlust ersetzt hat, den sie durch die Unterdrückung des Verkehrs in „lebendigem Ebenholz“ erlitten, wie man mit sehr durchsichtigem Euphemismus den die Menschheit schändenden Sklavenhandel bezeichnet. Minder verbreitet dürfte die Kenntniß der Thatsache sein,

Fächer- oder Ntefa-Palme. (Hyphaene guineensis.)

daß neuerdings unter den Gegenständen des westafrikanischen Exporthandels, namentlich vom Gabon aus, wirkliches Ebenholz (von einer noch unbeschriebenen Ebenacee) eine nicht unbedeutende Rolle spielt.

Die Oelgewinnung ist übrigens nicht die einzige Benutzungsweise der Elaeis. Nach Thonning bleibt fast kein Theil der Palme unverwendet. Aus den Blättern werden Matten geflochten, die man zum Dachdecken und zum Einzäunen der Gehöfte und Häuser benutzt. Ein solches Palmdach ist stärker, aber nicht so dauerhaft als ein gewöhnliches Strohdach. Die Rippen der Fiederblättchen werden nach Pechuël-Loesche zur Anfertigung von Körben und sonstigem

feineren Flechtwerk benutzt. Die den unteren Theil der Blattstiele bekleidende Wolle wird, mit Schießpulver vermischt, als Zunder benutzt, der an der Goldküste asoso heißt.

Im ganzen Verbreitungsgebiete der Oelpalme wird auch, wie aus der Mehrzahl der in Afrika vorkommenden Palmen, aus dem dem Stamme abgezapften Safte, welcher rasch in Gährung übergeht, Wein bereitet, der an der Loango-Küste massambe heißt. Selbstverständlich ist diese Operation, bei welcher man gewöhnlich die männlichen Blüthenstände abschneidet, dem Fruchtansatz sehr nachtheilig und Soyaux bemerkt, daß die Palme bei Chinchoxo mehr Wein als Oel liefert. Nicht selten entschließt man sich, der Weinbereitung einen jungen Baum ganz zu opfern. Thonning beschreibt dies Verfahren folgendermaßen: Von einer sechs- bis zehnjährigen Palme werden die Blattstiele abgehauen und der Baum ausgegraben und zu Boden gestreckt. Nach vier Wochen schneidet man auf der oben liegenden Seite in der Mitte des Stammes ein viereckiges Loch aus, welches in seiner Mitte etwas tiefer geht. Um den an beiden Enden hervorquellenden Wein aufzufangen, wird der Stamm durchbohrt und in die Oeffnung ein Rohr gesteckt, durch welches der Saft in einen untergestellten Topf fließt. Die große Oeffnung muß durch darübergelegte Palmblätter gegen Sonne und Staub geschützt, außerdem täglich ausgebrannt und frisch angeschnitten werden. Der zuerst erhaltene Wein ist am süßesten; man bereitet auch Essig aus demselben. Der spätere Wein erlangt einen stärkern Alkoholgehalt; der zuletzt ausfließende (eine Palme kann auf diese Art sechs Wochen hindurch benutzt werden) ist säuerlich und schlecht. In der Oeffnung finden sich nicht selten große, dicke, weiße Insectenlarven ein, welche von den Negern begierig verzehrt werden. Der Palmmost beginnt sofort beim Ausfließen zu gähren und wird sehr bald alkoholhaltig und demnächst säuerlich; er moussirt wie Champagner. Da der Wein während des fünf Meilen weiten Transportes von Aquapim nach den Küstenorten gewöhnlich sauer wird, so wenden die Verkäuferinnen ein sehr eigenthümliches Corrigens an. Sie bringen mit ihrem Getränke die stachelbeergroßen Früchte einer strauchartigen von den Eingeborenen tahmi genannten Sapotacee, Sideroxylon dulcificum A. De Cand., zu Markte. Der Genuß einiger dieser wenig saftigen, an sich fast geschmacklosen Beeren hat die sonderbare Wirkung, daß nach ihnen alles Saure süß schmeckt. Die Kauflustigen betäuben so ihre Geschmacksnerven und berauschen sich mit dem sauren Weine.

Anhangsweise geben wir an dieser Stelle noch die Abbildung einer zweiten durch ihr fächerförmiges Blatt sofort zu unterscheidenden Palme Westafrikas, der Ntēfa, wie sie an der Loango-Küste genannt wird (Hyphaene guineensis Thonn. et Schum.). Die Gattung Hyphaene ist in Afrika in einer Anzahl von Formen verbreitet, deren Artenrecht unter den Botanikern noch vielfach streitig ist. Die bekannteste Art ist die in Nord-Centralafrika und im Nilgebiete bis nach Oberägypten sowie auch auf der Sinai-Halbinsel am Golf von Aqabah vorkommende Dûm-Palme (H. thebaica Mart.), welche durch ihren wiederholt gabelästigen Stamm von den meisten Palmen verschieden ist. Eine derartige Verzweigung kommt bei der Ntēfa nur sehr selten vor (unser Bild zeigt auch ein solches Exemplar). Sie bildet an der Loango-Küste und in Ober-Guinea stellenweise ausgedehnte Bestände, die aber stets nur schmale Gürtel in unmittelbarer Nähe des Strandes darstellen. Die Matēva-Palme Angolas dürfte ungeachtet des gleichen Namens eine andere Art darstellen, da deren Stamm nach Welwitsch stets wie bei der Dûm-Palme verzweigt ist.

Die Ntēfa-Palme, welche nach Thonning an der Goldküste songu-tjo heißt, erhält durch die abwärts gerichteten, lange stehenbleibenden trockenen Blätter, welche unterhalb der Krone wie eine Krinoline herabhängen, ein sehr auffallendes Ansehen. Die Blätter der Hyphaene-Arten liefern ein vorzügliches Flechtmaterial, namentlich lassen sich nach Welwitsch und Pechuël-Loesche vortreffliche Hüte aus denselben herstellen. Die Blätter der Angola-Art werden deshalb sogar nach Brasilien exportirt.

Die kugelrunden, apfelgroßen, goldbraunen Früchte der Ntēfa werden an der Loango-Küste nicht von Menschen gegessen. Ihre faserige Außenhülle enthält eine trockene, süßlich schmeckende Masse, welche zur Noth eßbar ist; nach dem drastischen Vergleiche eines Reisenden bieten die ähnlich beschaffenen Dûm-Früchte etwa den Genuß einer Zahnbürste, in die etwas Pfefferkuchenteig eingeknetet worden ist. Trotzdem werden diese Früchte von den genügsamen Fellachen Oberägyptens gern abgekaut und in dem hungrigen Wüstenlande Tibesti bilden sie nach Nachtigal sogar ein wichtiges Nahrungsmittel, das allerdings erst mühsam durch Klopfen mit Steinen genießbar gemacht werden muß.

Erwähnenswerth ist, daß bei den Hyphaene-Arten verhältnißmäßig nicht ganz selten sich zwei oder selbst alle drei Samen der bei den meisten Palmen ursprünglich drei Samenknospen enthaltenden Fruchtanlage ausbilden, wodurch die Frucht dann wie verdoppelt oder verdreifacht erscheint, da die Fächer nur an einem kleinen Theile ihrer Oberfläche zusammenhängen. Normal findet sich die Ausbildung mehrerer Samen bei der Palmyra-Palme (von den arabisch redenden Afrikanern Deleb, an der Goldküste vjye-tjo, in den Haussa-Ländern dschidschinia, in Bornu kamelutu genannt, Borassus flabelliformis L. oder Aethiopum Mart.). Bei der großen Mehrzahl der Palmen, wie z. B. der Dattel- und Kokospalme, gelangt stets nur ein Same zur Entwickelung.

Die französische Ogowe-Expedition Savorgnan de Brazza's.

(Nach einem vor der Pariser Geographischen Gesellschaft am 24. Januar 1879 in der Sorbonne gehaltenen Vortrage des Reisenden.)

Der von Frankreich in Besitz genommene 25 bis 30 deutsche Meilen lange Küstenstrich, der sich südwärts von Gabon (dieser Name kommt nach Dr. Hübbe, Ethiopien S. 43, vom portugiesischen gabão, d. i. prahlerische Anpreisung, und bedeutet etwa „ein Land, das viel verspricht", „ein Wunderland") über Kap Lopez bis zur Loangoküste hinzieht, enthält das Mündungsgebiet des Ogowe, jenes sumpfige, seenreiche, dichtbewaldete Deltaland, welches du Chaillu zuerst in den Jahren 1856 und 1865 erforschte und als Heimath des Gorilla berühmt machte. Mußte es den Engländern, Franzosen und Portugiesen, die auf der Westküste Afrikas ihre Besitzungen hatten, schon seit lange von Wichtigkeit sein,

mehr von jenen Regionen kennen zu lernen als eben die schmale Küstenlandschaft, und wurden zu diesem Behufe schon früher analog mit den Bemühungen du Chaillu's Versuche gemacht, vom Westen her in den Kontinent einzudringen, Versuche, die fast jedesmal an der Ungunst des Klimas und dem feindlichen Verhalten der Eingeborenen scheiterten, und die glücklich genannt werden durften, wenn die Reisenden dabei nur die Gesundheit, nicht das Leben einbüßten: so kam erst mit dem Lichte, welches die Forschungen Burton's, Speke's und Livingstone's über die Hydrographie des östlichen äquatorialen Afrika verbreiteten, ein neuer Eifer in diese Explorationen. Denn es lag ja die Möglichkeit nahe anzunehmen, daß auch die Flüsse, welche von Osten her dem Atlantischen Ocean ihr Wasser zuführten, in Zusammenhang stehen könnten mit den ungeheuren Wasserbecken der großen Seen; eine Möglichkeit, die von tiefgreifender Bedeutung sein mußte für die Kolonien der Westküste, denen sich dadurch die Perspektive auf eine leichte Verbindung mit dem Innern des Kontinents eröffnete. So richtete sich denn auf die Erforschung des obern Laufes des Ogowe, als des bedeutendsten jener äquatorialen westlichen Küstenflüsse, das Hauptaugenmerk der betheiligten europäischen Nationen. Von englischer Seite unternahm Walker in den Jahren 1866 und 1873 Forschungsreisen am Ogowe entlang, die ihn das erste Mal bis in das Land der Ivenga, das zweite Mal bis Lope zu den Okanda-Negern am mittlern Laufe des Flusses führten. Eine französische Expedition unter Marquis de Compiègne und Marche (vergl. „Globus" XXVI, S. 379) drang im Jahre 1874 wohl weiter vor, mußte aber, an der Einmündung des Ivindo in den Ogowe angelangt, wegen der Angriffe der feindlichen Fanstämme den Rückzug antreten. In demselben Jahre begab sich auch Dr. O. Lenz im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft in das Ogoweland; er drang unter den mannigfachsten Mühsalen bis zu der Mündung des Schebe in den Ogowe vor, wo der letztgenannte Fluß entschieden von Süden herkommt. Waren auch die eingehendste ethnographische Kenntniß der Negerstämme des untern und mittlern Ogowe (veröffentlicht in den Mittheilungen der Wiener Geographischen Gesellschaft 1878 und in den „Skizzen aus Westafrika" Berlin 1878) sowie wichtige geologische Notizen über dasselbe Gebiet die werthvollen Resultate seiner Forschungen; so war er doch dem eigentlichen Ziele, das über den Ursprung des Flusses Aufschluß geben sollte, nicht viel näher gekommen. Erst dem Eifer und dem Glück der jüngsten französischen Expedition war es vorbehalten, diese Frage endgültig zu lösen.

Hatten schon in früheren Jahren die in Gabon stationirten französischen Marineoffiziere schätzbare Aufnahmen des untern Ogowe ausgeführt, so war es auch dieses Mal (im Jahre 1875) wieder ein junger Marineoffizier, Graf Savorgnan de Brazza, der die Leitung der Expedition übernahm. Ihm standen der Marinearzt Dr. Ballay und Mr. Marche zur Seite, welcher Letztere an der Ogowereise de Compiègne's im vorhergegangenen Jahre Theil genommen hatte. Die französische Regierung übernahm im Verein mit der Geographischen Gesellschaft die Kosten des Unternehmens, und Graf Brazza steuerte bereitwillig aus seinen eigenen Mitteln zu dem Expeditionsfonds bei. Der damalige Marineminister, Admiral Montaignac, sorgte auch seinerseits nach Kräften dafür, der Expedition den gewünschten Erfolg zu sichern, und stellte den Reisenden 13 senegalesische Marinesoldaten (sogenannte Laptots) sowie vier eingeborene, in französischen Diensten stehende Gabonesen als Eskorte zur Verfügung; den größten Dienst erwies er ihnen aber durch die Beiordnung des Quartiermeisters Hamon, eines praktischen, energischen Mannes, dessen thätigem Eingreifen sie späterhin die Befreiung aus mancher schwierigen Lage, die Beseitigung manchen Hindernisses zu verdanken haben sollten.

Im August des Jahres 1875 [1]) waren die Vorbereitungen, die fast ein Jahr in Anspruch genommen hatten, beendet, und die Mitglieder der Expedition schifften sich in Bordeaux ein; am 4. September erreichten sie die französische Station St. Louis am Senegal, nahmen die militärische Eskorte von 13 Laptots an Bord und kamen am 26. October in Gabon an. Von hier aus brachte sie ein französischer Dampfer nach Lambarene am untern Ogowe, dem Orte, wo die letzten europäischen Niederlassungen, die den Handel vermittelnden Faktoreien, aufhören. Gleich hier, bei den Verhandlungen mit den Eingeborenen über den Erwerb der nothwendigen Kanoes trat den Reisenden in dem wenig entgegenkommenden, ja oft feindseligen Benehmen der Neger ein Element entgegen, das hindernd und erschwerend auf ihrem ganzen Zuge sie begleiten sollte. Die Ufer des Ogowe sind von Negerstämmen bewohnt, die, alle unter einander auf Kriegsfuß stehend, die in ihr Bereich kommenden Weißen als gute Beute betrachten. Die Habgier und Hinterlist der meisten dieser Völker wird höchstens von dem Mißtrauen übertroffen, das sie selbst den besten Absichten der Europäer entgegenbringen und das nur schwer zu besiegen ist. Und doch sind die Reisenden auf die Unterstützung der Eingeborenen bei weiterm Vordringen in das Innere angewiesen: zu der Fahrt auf dem Flusse ist man genöthigt, die Kanoes von ihnen zu entnehmen, sie selber als Ruderer zu verwenden; als Träger sind sie nun gar unentbehrlich bei dem Transport der großen Vorräthe an Stoffen, Glasperlen, Schießpulver, Waffen, Salz und den anderen Waaren allen, die als einzig gangbare Münze im Verkehr mit den Negern gelten. Nach vieler Mühe gelang es Brazza endlich, acht Kanoes zu erhandeln, sich die Dienste von 100 Akelle-(Bakalai-) Leuten als Ruderer und Träger zu sichern, und nun ging es stromaufwärts bis in das Gebiet der Okota. Zu den hier sich wiederholenden Unannehmlichkeiten bei dem Versuche, neue Ruderer zu gewinnen, kam jetzt noch das erste heftige Auftreten des Fiebers, jenes trübselig unvermeidlichen Gefährten des westafrikanischen Reisenden. Dr. Ballay hatte eines leichtern Anfalles wegen schon in Samkita bei den Akelle zurückbleiben müssen; jetzt wurde Brazza ergriffen und zu längerm Aufenthalt unter den feindlich gesinnten Okota gezwungen. Es war im Januar 1876, und von da an bis zur Heimkehr im Herbste 1878 wurden die Reisenden mit kurzen Unterbrechungen von leichteren oder weniger leichten Anfällen des Uebels heimgesucht, mußten oft genug die ganze Kraft energischen Willens zusammennehmen, um die Folge des Fiebers, das entmuthigende Gefühl der durch Blutmangel hervorgerufenen Schwäche, zu besiegen.

Endlich nothdürftig soweit hergestellt, um die Reise fortsetzen zu können, machte sich Brazza wieder auf den Weg; die großen Stromschnellen wurden glücklich auf elf Kanoes passirt, die Widerspenstigkeit eines der begleitenden Negerhäuptlinge durch entschiedenes Auftreten gebändigt, dadurch ein Exempel für das übrige Gefolge statuirt, und Alles schien einen guten Fortgang zu versprechen. Aber schon am Tage darauf, als man im Lande der Apinschi an neue Schnellen kam, brachte das Ungeschick oder der böse Wille der Ruderer sieben Kanoes zum Umschlagen. Ihr ganzer Inhalt an Waaren ging verloren, von Brazza's Instrumenten wurden mehrere werthvolle Stücke beschädigt und unbrauch-

[1]) Die hier gegebenen Daten sind die richtigen und es müssen hiernach die falschen auf S. 94, welche übrigens auch im französischen Originale enthalten waren, verbessert werden.

Karte des Ogowe-Flusses
in
WESTAFRICA
zur Übersicht der Reise
SAVORGNAN DE BRAZZA'S
(1875–1878.)

Maafstab 1: 3,300000.

1 2 3 4 5 10 15 Deutsche geogr. Meilen.

10 20 30 40 50 75 100 Kilometer.

Savorgnan de Brazza's Route.

Richard Kiepert gez.

Lith. v. C. Ohmann. Chemigr. v. Hans.

bar gemacht, ein Verlust, der so bei dem Anfange der Reise doppelt empfindlich sein mußte. Die Folge dieses Unfalles war wieder ein längerer unfreiwilliger Aufenthalt in Lope, einem Dorfe der Okande; denn bevor man an die Weiterreise denken durfte, mußten die verlorengegangenen Waaren durch neue, von Gabon herbeizuschaffende ersetzt werden. So begab sich Dr. Ballay nach Gabon zurück, begleitet von einer Anzahl kranker, marschunfähig gewordener Leute, für welche er auch Stellvertreter anzuwerben hatte. Brazza benutzte das längere Verweilen in Lope, um mit einigen, am obern Ogowe wohnenden Negerstämmen Unterhandlungen anzuknüpfen; es gelang ihm auch mit mehreren Oberhäuptern Bündnisse zu schließen. So versicherte er sich der Freundschaft der mächtigen Fan, deren feindliche Angriffe der Expedition von Compiègne und Marche verhängnißvoll geworden waren, und unternahm sogar unter dem Schutze eines ihrer Anführer einen weiten mehrtägigen Marsch nach den oberhalb gelegenen Bowefällen, und von dort aus weiter ostwärts in das Land der Schebe oder Sebe. Es war eine mühevolle, an Strapazen und Entbehrungen reiche Wanderung durch sumpfiges, wildverwachsenes Waldland; zwei der gabonesischen Begleiter Brazza's mußten unterweges krank im Walde zurückgelassen, vom Lande der Schebe aus auf Kanoes aus ihrer beklagenswerthen Lage befreit werden. Hier traf Brazza mit Dr. O. Lenz zusammen, der, durch zweijährigen Aufenhalt im Ogowegebiete auf dem kritischen Punkte angelangt, wo seine Reisemittel und seine Körperkräfte gleichzeitig ihrem Ende nahe waren, nach einem letzten angestrengten Vordringen bis zur Mündung des Schebeflusses den Heimweg nach Europa antreten mußte. Brazza begleitete ihn bis Dume, einem Dorfe der Aduma, wo er, fieberkrank und von den Anstrengungen des Marsches erschöpft, die Ankunft seiner Gefährten erwartete.

Die Auspicien, unter welchen der nun folgende wichtigere Theil der Reise begann, der in bisher gänzlich unbekannte Regionen und aus allem Zusammenhange mit der civilisirten Welt heraus führte, waren nicht gerade günstig zu nennen. Mr. Marche unternahm einen Rekognoscirungszug bis zur Mündung des Lekele in den Ogowe, ungefähr 75 km oberhalb des letzten von Lenz erreichten Punktes, erkrankte aber gleich darauf so bedenklich, daß seine Rückkehr nach Europa geboten erschien. Die Hindernisse, welche die Aduma dem weitern Vordringen der Reisenden entgegenzusetzen sich bemühten, schienen oft unüberwindlich, und es war die ganze Geduld und Klugheit Brazza's und seiner Gefährten nöthig, um am Ende über die täglich neuen Listen und Ränke, das betrügerische Hinhalten Herr zu werden. Immer wieder wurden Versprechungen gemacht, Termine zur Lieferung der Kanoes, zur Stellung der Ruderer festgesetzt und nicht eingehalten; so zog sich die Sache während ganzer Monate hin. Um die schwierige Lage der Reisenden noch mehr zu erhöhen brachte der Aberglaube der Aduma die Anwesenheit der Weißen in ihrem Lande mit einer gerade herrschenden Blatternepidemie in Verbindung. Mehrere ihrer Oberhäupter waren der Krankheit erlegen, und jeder neue Tag forderte neue Opfer unter den Eingeborenen; kein Wunder bei der unter ihnen üblichen Art der Behandlung, in welcher kalte Bäder die Hauptrolle spielten. Die Reisenden wurden beschuldigt, nicht nur die Pocken mitgebracht zu haben, sondern auch noch einen Vorrath ähnlicher verderblicher Krankheiten in ihren großen Kisten bei sich zu führen. Trotz dieser feindlichen Vorurtheile nahm Dr. Ballay sich der Kranken thätig an, besuchte sie täglich — und seiner sorgsamen Pflege gelang es nicht nur, viele der Unglücklichen zu retten, sondern schließlich auch dadurch eine freundlichere Gesinnung gegen die Weißen hervorzurufen.

Eines für die Habgier und den tiefen moralischen Standpunkt der Aduma charakteristischen Zuges, von dem Dr. Ballay erzählt, sei hier Erwähnung gethan. Nach einem Besuche bei zwei pockenkranken Adumakindern, die er durch mehrere Tage schon gepflegt hatte, bat er die Mutter derselben um ein wenig Wasser zum Waschen seiner Hände. „Was willst Du mir dafür bezahlen?“ lautete die Antwort. Endlich gelang es den Reisenden, durch eine List von den Aduma loszukommen. Als diese das Verlangen stellten, einen Theil der Waaren und einen der weißen Männer als Unterpfand in ihrem Dorfe zurückzubehalten, ließ Brazza eine Anzahl leerer Kisten heimlich mit werthlosen Gegenständen füllen, danach mit einer Sorgfalt verschließen und aufeinanderpacken, als ob sie den kostbarsten Besitz der Expedition ausmachten. Er erklärte den Aduma, daß er selbst mit einigen Laptots zum Schutze dieses Eigenthums zurückbleiben würde, und nun fanden sich auf einmal Kanoes und Ruderer in hinreichender Menge zur Wegschaffung der Expeditionsmannschaften und der Waarenvorräthe.

Erst nach der Rückkehr der Ruderer und als er seine Leute und die kostbaren Waaren im Lande der Awumbo sicher geborgen wußte, klärte Brazza die Aduma über den Inhalt der Kisten auf und kündigte ihnen seine Absicht an, den Gefährten zu folgen. Begreiflicherweise fand sich unter den Männern kein einziger, der ihn hätte begleiten wollen, und so sah er sich für die gefahrvolle weite Fahrt stromaufwärts allein auf die des Ruderns unkundigen Laptots angewiesen. Mehrmals schlug das Kanoe wieder beim Passiren von Stromschnellen um, und Brazza büßte dabei seinen besten Kompaß, sein Chronometer und seinen Sextanten ein. Ende Juli langte er endlich nach der beschwerlichsten Fahrt bei den Awumbo an, wo Dr. Ballay das Hauptquartier an den Pubara-Fällen aufgeschlagen hatte. Mit der Erreichung dieses Punktes sah man sich ganz unvermuthet der endgültigen Lösung der Ogowe-Frage gegenübergestellt: denn man befand sich hier an der Vereinigung zweier Flüsse, die, von den Eingeborenen Rebanji und Passa genannt, augenscheinlich die Quellflüsse des Ogowe sind. Beide Wasserläufe sind nur schmal und von geringer Tiefe; von häufigen Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, nimmt ihre Mächtigkeit nach den Quellen zu schnell ab: schon einige Stunden weiter hinauf können sie durchwatet werden. Daß sie von der Quelle an bis zu ihrer Vereinigung selbst bei Hochwasser nicht schiffbar werden, beweisen die wenigen und schlecht gearbeiteten Kanoes, welche die an ihren Ufern wohnenden Negerstämme besitzen, und welche höchstens zum Uebersetzen an das jenseitige Ufer benutzt werden können. Der Rebanji oder, wie Brazza ihn nennt, der eigentliche Ogowe, und der Passa entspringen wahrscheinlich in dem Gebirgszuge, von dessen Westabhang dem Atlantischen Ocean mehrere unbedeutende Wasserläufe zufließen, die auf der Mayombe- oder Loangoküste münden.

So hatte die Expedition, durch Mißgeschick aller Art gehemmt, fast zwei Jahre dazu gebraucht, das Problem des Ogowe-Ursprungs zu lösen — und die Lösung glich fast einer Enttäuschung: der vermuthete Weg in das Innere des Kontinents war nicht vorhanden. War diese Aufklärung, wenn auch unliebsam, doch als ein Fortschritt in der Kunde Afrikas werthvoll, so durfte man auch die praktischen Vortheile nicht unterschätzen, die der lange Aufenthalt der Reisenden unter den Anwohnern des Flusses gebracht hatte. Das Ansehen der Europäer bei den bis vor Kurzem feindlich gesinnten Stämmen war so gewachsen, daß noch lange, nachdem die Expedition das Ogowegebiet verlassen hatte, das Aufziehen der französischen Flagge auf den Kanoes eines Stam-

mes genügte, um dieselben vor Angriffen durch Nachbarvölker zu schützen.

Ein weiteres Vorschreiten der Expedition in der zuletzt, den Lauf des Ogowe entlang verfolgten südlichen Richtung hatte jetzt keinen Zweck mehr; wichtiger mußte den Reisenden ein Vordringen nach Osten erscheinen, in die ungeheuren Landstriche, die zwischen der Gegend, in der sie sich befanden, und den Regionen des obern Nil und des Tanganjika sich hinziehen. So galt es also, sich einen Weg zu Lande zu bahnen, ein Vorhaben, dem die Leute des Gefolges einen passiven Widerstand entgegensetzten, der schwerer zu besiegen war als offene Widersetzlichkeit. Den Fluß zu verlassen, der sie aus ihrer Heimath gebracht hatte und wieder in dieselbe zurückführen konnte, erschien den Laptots und Gabonesen als wahnsinnige Verwegenheit. Erst als Brazza und Ballay an ihr Ehrgefühl appellirten und erklärten, daß sie beide nöthigenfalls allein das Unternehmen ausführen würden, fanden sich die Leute bereit ihnen zu folgen. Mit unsäglicher Mühe brachte man für den ersten kurzen Tagemarsch nordwärts bis an die Hügel, die sich am Passaflusse hinziehen, die nöthige Anzahl von Trägern zusammen. Freilich warfen viele von ihnen auf der Mitte des Weges ihre Last weg und suchten das Weite; und als man Abends am Rastorte eine Besichtigung des Gepäcks vornahm, zeigte es sich, daß unterwegs mehrere Kisten geöffnet und eines Theils ihres Inhaltes beraubt worden waren. Die Völker des Ogowe und Passa standen schon seit Jahren mit den ostwärts wohnenden Negerstämmen in offenem Kriege, das zwischen ihnen liegende Terrain war in Folge der unaufhörlichen Kämpfe verwüstet: dieser Umstand erklärte den Widerwillen der Eingeborenen, den Reisenden in jenes Gebiet zu folgen. So blieb denn nur ein Mittel übrig, nämlich Sklaven zu kaufen und sie als Träger zu benutzen. Der Eintritt der Regenzeit, die am Vormarsche hinderte, wurde also benutzt um bei den Stammesoberhäuptern nach rechts und links auf den traurigen Handel auszugehen, der in dieser Gegend in vollster Blüthe steht.

Zwei Rekognoscirungsmärsche, die zur Bestimmung des einzuschlagenden Weges unternommen wurden, zeigten, daß die wenig versprechenden Angaben der Eingeborenen über das zu passirende Gebiet nicht unbegründet waren. Das Awumboland und die vorher durchstreiften Gegenden, ungesunde aber fruchtbare Waldregionen, hatten einen verhältnißmäßigen Ueberfluß an Lebensmitteln geboten; hier zeigte sich das Land als eine Wüste mit sandigem Boden und hin und wieder mit tiefen Einsenkungen, wo Granitfelsen zu Tage traten.

Waren in der Ogoweniederung Gorillas und Elephanten häufig, so trafen die Reisenden hier oftmals auf die Spuren des Löwen. Das Personal der Expedition hatte sich durch die Sklaven um das Dreifache vermehrt, ein verhängnißvoller Zuwachs in einem armen und unfruchtbaren Lande. Zu diesen erschwerenden natürlichen Verhältnissen kam seit einiger Zeit noch ein Umstand, der für die Reisenden täglich neue Leiden im Gefolge hatte. Als die durch lange Märsche unbrauchbar gewordene Fußbekleidung in Pubara durch neue ersetzt werden sollte, hatte es sich gezeigt, daß der Blechkasten, der den ganzen Reservevorrath an Schuhwerk enthielt, nicht wasserdicht verlöthet gewesen war; schon bei den ersten Schiffbrüchen auf dem Ogowe mußte Wasser eingedrungen sein: der ganze Inhalt des Kastens war verdorben und vollständig unbenutzbar. So waren die Reisenden genöthigt, barfuß zu gehen, ein Zustand, der, den Schwarzen zwar natürlich, den nicht daran gewöhnten Europäern während der letzten sieben Monate der Reise aber viele Qualen bereitete, besonders wenn der Weg, wie so oft, durch dorniges Gestrüpp führte, gegen welches auch die übrige allmälig sehr defekt gewordene Kleidung nicht mehr zu schützen vermochte.

Die Regenzeit hatte ihr Ende noch nicht erreicht, als die Ungeduld ostwärts vorzudringen die Reisenden zur Wiederaufnahme des Marsches bewog. Ohne die Regenströme zu achten, die ein unfreundlicher Himmel allabendlich über die Ermüdeten ergoß, durchschritt man in zwanzig Tagen das Gebiet der Umbete und kam in das Land der Bateke, eines Volkes, das bei den umwohnenden Stämmen im Rufe der größten Hinterlist und Bosheit steht. Beide Eigenschaften sollten die Mitglieder der Expedition an ihnen kennen lernen. Die bedeutende Zahl der Trägersklaven erwies sich bei weiteren Märschen als nicht ausreichend; immer nur ein Drittel des Gepäcks konnte auf einmal transportirt werden, und es mußte der Weg auf diese Weise dreimal gemacht werden. So nahm Brazza bei dem Betreten des Batekelandes mit Freuden das Anerbieten von ungefähr 50 Eingeborenen an, die sich ihm freiwillig als Träger stellten. Er übernahm mit ihnen den Vormarsch, während Dr. Ballay langsamer mit den Sklaven nachfolgte. Kurz vor einem ihrer Dörfer warfen wie auf ein gegebenes Zeichen die Träger ihre Last ab, umringten Brazza und die wenigen Leute seiner Begleitung und bedrohten sie mit ihren Waffen. Ein Augenblick des Nachgebens hätte Alles verdorben und den Reisenden die Waaren, auf deren Plünderung es augenscheinlich abgesehen war, wenn nicht gar das Leben gekostet. Die ruhige Festigkeit Brazza's imponirte ihnen jedoch und sie entschlossen sich, widerwillig freilich, das Gepäck bis in das nahe gelegene Dorf zu bringen. Hier, am Ufer eines Baches, der weiterhin den Namen Mkoni führt, beschloß Brazza die Nacht zu verweilen und das Nachkommen Ballay's und der Sklaven abzuwarten. Er entließ die Träger ihres Dienstes, sah sich aber bald von den raublustigen Bewohnern des Dorfes und von denen einiger anderer Ortschaften in so drohender Weise umringt, daß er einen nächtlichen Ueberfall befürchten mußte. So traf er seine Vorkehrungen dagegen, baute eine Art von Verschanzung aus dem Gepäck, grub davor einen Kasten mit Schießpulver in die Erde, an welches er aus seinem Hinterhalte leicht Feuer legen konnte, und sah durch diese Vorbereitungen allein eine Wirkung erreicht, die er nicht erwartet hatte. Die Zurüstungen Brazza's waren in den Augen der Bateke geheimnißvolle Zauberkünste und Fetischbeschwörungen gewesen, und Dank diesem Aberglauben blieb der Reisende die Nacht über unbehelligt, das Gepäck ungeplündert.

In langsamen Märschen vorschreitend erreichte man nach einigen Tagen einen kleinen Fluß, der von den Negern Ngombo genannt wurde; seine Breite betrug nicht über zwanzig Meter, doch schien er von bedeutender Tiefe zu sein. Seinem Laufe nach Osten folgend kam man bald an einen großen Fluß, in den er einmündete, der, in ostnordöstlicher Richtung fließend, den Reisenden als die Alima bezeichnet wurde. Bei einer Tiefe von ungefähr 5 m betrug seine Breite an dem Punkte, wo Brazza dieselbe bestimmte, 140 m; seine durchschnittliche Breite schätzt er auf etwa 100 m. Die Strömung, die an den meisten Stellen 2 bis $2^1/_2$ Seemeilen pro Stunde beträgt, erreicht an einzelnen Punkten, wo die Ufer näher an einander treten, eine Schnelligkeit von 3 Meilen pro Stunde. Die Eingeborenen gaben an, daß in der Alima keine eigentlichen Stromschnellen vorkämen, und daß sie nach einem Laufe von sechs Tagereisen sich in einen großen Fluß ergösse, von dem das Schießpulver und die Gewehre zu ihnen kämen. Auf diese Erzählungen hin glaubte Brazza annehmen zu dürfen, daß der Lauf der Alima zu irgend einem großen See im Innern, südlich von Wadai, führen würde; eine Annahme, in der ihn die Untersuchung des Salzes bestärkte,

welches die Bateke auf demselben Wege, „von dem großen Flusse her“ erhielten. Dieses Salz war nicht von der Art, wie er es bisher bei den Negern in Verwendung gefunden hatte, ein Absud aus gewissen einheimischen salzhaltigen Pflanzen, sondern schwärzlich gefärbtes Chlornatrium, augenscheinlich aus dem Schlamme einer großen Verdunstungsfläche gewonnen. So bot denn die Alima den Reisenden anscheinend die beste Gelegenheit, schnell nach Osten vorzudringen; ehe man sich aber anschickte, ihrem Laufe zu folgen, wurde ein Kriegsrath abgehalten. Denn im Hinblick auf die schon sehr reducirten Waarenvorräthe und die knapp werdende Munition, auf die geschwächte Gesundheit aller Mitglieder sowie auf den ungastlichen Charakter der an den Alima-Ufern wohnenden Apfurustämme, wollte Brazza die Verantwortung nicht auf sich nehmen, ohne allgemeine Zustimmung die Expedition noch weiter zu führen. Die Energie und Selbstverleugnung seiner Gefährten Dr. Ballay und Hamon, die sich bisher im Ertragen aller Strapazen schon so glänzend bewährt hatte, verleugnete sich auch jetzt nicht, und so machte man sich denn auf den Weg am Flusse entlang, in der Hoffnung, bei den Apfuru die nöthigen Kanoes zu erlangen. Von den Bateke, die allmälig freundschaftlichere Gesinnungen gegen die Weißen angenommen hatten, erhielten die Reisenden viele wichtige Mittheilungen über die Apfuru, deren Wohnstätten sich auf beiden Ufern des Flusses bis an seine Mündung hinziehen sollen. Auf ihren Kanoes die Alima hinauffahrend, um Elfenbein und Maniok gegen Pulver, Waffen und weiße Baumwollenzeuge einzuhandeln, mißbrauchen die Apfuru nur gar zu oft das Recht des Stärkern zu Erpressungen und Brandschatzungen bei den ärmeren Bateke. So hatte auch die Hungersnoth, die damals im Lande der Bateke herrschte, ihren Grund in den letzten Raubzügen der Apfuru, welche alle Vorräthe an Lebensmitteln entführt hatten.

Das erste Apfurudorf, an welches man gelangte, war wie ausgestorben; das einzige lebende Wesen, welches man darin vorfand, war ein Mann, der neben einem Feuer, über dem ein Kessel hing, auf einer Matte liegend, bei dem Herannahen Brazza's aus tiefem Schlafe auffuhr und bald, von tollem Schrecken ergriffen, das Weite suchte. Er hatte offenbar den plötzlichen Ausbruch seiner Genossen, den die Kunde von dem Herannahen der Expedition veranlaßte, verschlafen. Der ganze Zustand des verlassenen Lagers deutete auf eine übereilte Flucht; am Ufer der Alima lagen zwei große Kanoes, in denen die werthvollsten Besitzthümer der Bewohner unordentlich aufgehäuft lagen. Brazza nahm einige Lebensmittel und ein wenig Tabak davon, legte dafür Waaren hinein, die etwa den zehnfachen Werth des Genommenen repräsentirten, und zog sich dann zurück. Augenscheinlich hatten die Apfuru Spione in der Nähe gelassen, die sein Thun beobachtet hatten; denn schon in den nächsten Lagern zeigten sich die Bewohner viel zutraulicher, und konnte man die Unterhandlungen wegen der Kanoes beginnen. Den Oberhäuptern wurden reiche Geschenke gemacht, um sie freundlich zu stimmen: doch wurde dieser Zweck nur sehr unvollkommen erreicht. Denn, wenn auch die Apfuruleute nicht abgeneigt waren, für die verlockenden Schätze an Glasperlen und Baumwollstoffen ihre Kanoes hinzugeben, so erkannte Brazza bald, daß die Häuptlinge sich bemühten, den Handel zu hintertreiben, indem sie die Leute veranlaßten, immer höhere Forderungen zu stellen. Endlich siegte die Habgier, die Apfuru rafften die vor ihnen ausgebreiteten Waaren zusammen und liefen eilig damit fort, die Kanoes im Stich lassend. So sahen sich die Reisenden denn im Besitz von acht Kanoes, deren einige freilich in schlechtem Zustande waren. Der Quartiermeister Hamon half dem Uebelstande ab, indem er sie mit geschmolzenem Kopalgummi nothdürftig kalfaterte, eine Procedur, die ihm und seinen Gehülfen manche Brandwunde an Händen und Füßen eintrug. Jetzt konnte die Einschiffung der Mannschaften und Waaren vorgenommen und die Fahrt angetreten werden. Aber es sollte sich bald zeigen, daß die Apfuru trotz des Verkaufs der Kanoes nicht Willens waren, die Alima, deren schiffbaren Lauf sie als ihre Domäne betrachteten, von Fremden befahren zu lassen, die so viele Reichthümer an Tauschwaaren bei sich führten; die ungastliche Region, in der Stanley so viele Kämpfe zu bestehen hatte, bereitete auch der französischen Expedition einen feindseligen Empfang.

Einige Bateke, die sich der Expedition als Träger angeschlossen hatten, gaben unaufhörlich Mittheilungen über die kriegerischen Absichten der Apfuru, wie sie alle oben am Flusse gelegenen Lagerplätze verlassen und sich weiter stromabwärts hingezogen hätten, wie alle Frauen und Kinder geflüchtet wären u. s. w. Die Reisenden ließen sich nicht abschrecken, und als das erste Apfurudorf die Kanoes ruhig passiren ließ, hielt man schon die ganzen Erzählungen für übertrieben und hoffte auf die Möglichkeit mit den Apfuru in freundschaftliche Beziehungen zu treten. Aber es dauerte nicht lange, so hörte man hinter sich auf dem Flusse lautes Kriegsgeschrei; mehrere Kanoes, mit Apfuru bemannt, verfolgten die Reisenden. Bei dem nächsten Dorfe wurden sie mit lebhaftem Gewehrfeuer vom Ufer her empfangen, und so ging es während des ganzen Tages. Die Sklaven und die Bateke waren nicht zum Rudern zu bewegen; ängstlich kauerten sie sich am Boden der Kanoes zusammen, und so mußten die Laptots ihre Gewehre aus den Händen legen, um die Boote, so gut sie vermochten, in der Mitte des Stromes zu erhalten. Gegen Abend waren drei Mann des Expeditionscorps verwundet, und die Hoffnung, daß die Dunkelheit den Verfolgten Ruhe gönnen würde, erwies sich als trügerisch. Ueberall am Ufer wurden Feuer angezündet, erschallte Geschrei, daß die Reisenden Fleisch für ihr Siegesfest seien, wilde Gesänge und der Ton der Kriegstrommeln. So legte man an einer Bank schwimmender Wasserpflanzen an, um den Tag abzuwarten. Kaum brach derselbe an, als hinter einer vorspringenden Stelle, die den untern Lauf des Flusses verdeckte, dreißig Kanoes voller mit Flinten bewaffneten Apfuru hervorkamen. In zwei Abtheilungen getheilt, begann diese Flottille von zwei Seiten zugleich den Angriff der am Ufer zum Schutze ihrer Kanoes aufgestellten Reisenden. Es war ein hartnäckiges Feuern der Angreifer sowie der Angegriffenen. Letztere, die nur 15 Schützen zählten, trugen doch bald durch die Schnelligkeit und Präcision in der Handhabung der Gewehre den Sieg über die Apfuru davon. Nach einigen Minuten heftigen Feuerns lenkten die Angreifer ihre Kanoes um und suchten ihr Heil in schleuniger Flucht stromabwärts. Jetzt trat einige Ruhe ein, aber ein schneller Entschluß mußte gefaßt werden; denn daß die Apfuru es nicht bei dieser Niederlage bewenden lassen würden, zeigte sich durch das verdächtige Erscheinen eines Spions, der von der Landseite her kam. Brazza's erste Absicht, die Ueberraschung der Feinde zu benutzen und sich eine Durchfahrt zu erzwingen, mußte aufgegeben werden, als eine Revision der Munitionsvorräthe den nur noch erschreckend geringen Bestand derselben zeigte. So mußte er schweren Herzens dazu sich entschließen, von der Verfolgung des Alima-Laufes abzustehen und einen Weg zu Lande einzuschlagen. Er bedauert dies jetzt sehr, wo ihn Stanley's Reisewerk belehrt hat, daß er in weniger als fünf Tagen den Congo hätte erreichen können. Größte Eile war geboten, um aus dem Bereiche der Apfuru zu entkommen; so konnte von den Waaren nur mitgenommen werden, was die Träger auf einmal fortzubringen im Stande waren; alles Uebrige, sieben große Kisten sowie Dr. Ballay's kost-

bare auf der ganzen Reise gemachte Sammlungen wurden in die Alima geworfen. Bei einbrechender Dunkelheit machte man sich auf den Weg, immer so viel wie möglich die Richtung nach Osten einhaltend, und diese nächtliche Wanderung durch sumpfigen von Gestrüpp unwegsam gemachten Wald, bei dem Scheine qualmender Bambusfackeln, immer in der Erwartung eines heimtückischen Angriffs der Apfuru, gehörte sicher nicht zu den kleinsten Strapazen, die die Reisenden erduldet haben. Bei Anbruch des Tages erreichten sie die nächste Hügelkette und am Abend befanden sie sich wieder in dem Gebiete der Bateke, welches wahrscheinlich bis zum Congo sich hinzieht; Stanley erwähnt diesen Stamm als etwa unter demselben Längengrade in der Congogegend ansässig, unter dem Brazza ihn hier vorfand.

Hier begannen neue Leiden und Entbehrungen: der Hungersnoth, die das Land heimsuchte, hatte sich noch der Wassermangel hinzugesellt. Jeder Trunk Wasser mußte mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Um die durch so vieles Mißgeschick erschöpften und unmuthig gewordenen Leute des Gefolges zu beruhigen, kamen Brazza, Ballay und Hamon dahin überein, bei jeder Mahlzeit die spärlichen Eßwaaren und das knappe Wasser in die benöthigte Anzahl gleichmäßiger Rationen zu theilen, die Leute darunter wählen zu lassen, sich selbst mit dem Uebrigbleibenden zu begnügen. Nach einem solchergestalt entbehrungsreichen Marsche von 16 Tagen kam man weiter nördlich in das Gebiet eines andern noch bedeutendern Flusses, als die Alima ist, der eine große Anzahl von Nebenflüssen in sich aufnimmt. Zunächst wurde der Oba, der erste dieser Nebenflüsse, überschritten; etwas nordwärts davon dann der Lebaï Nguko ungefähr 180 km von der Alima entfernt (nach der Karte sind es nur circa 100 km). Der Lebaï Nguko zeigte damals, bei niedrigem Wasserstande, eine Tiefe von $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ m, bei Hochwasser muß sein Niveau um wenigstens 2 m höher sein. Einen längern Aufenthalt, der hier gemacht wurde, benutzte man zur Revision der Vorräthe und zur Beschlußfassung über die weiteren Maßnahmen. Die Schwierigkeit, die nothwendigen Lebensmittel für eine so große Anzahl von Menschen zu beschaffen, wuchs mit jeder Stunde des Vorschreitens in das ausgehungerte Land, und viele der Träger waren krank und kraftlos; so wurde in Folge eines raschen Entschlusses das ganze Personal in zwei Kolonnen getheilt. Dr. Ballay und Hamon übernahmen es, die Invaliden in kleinen Tagemärschen zum Ogowe zurückzuführen, während Brazza mit den noch Gesunden so weit wie möglich nach Osten vordringen sollte, um später mit den Anderen sich wieder zu vereinigen.

Am 19. Juli 1878 überschritt er den Lebaï Nguko mit zehn Trägern und sechs Mann Eskorte. Aber gleich zu Anfang stieß die Absicht nach Osten zu gehen auf das entschiedenste Hinderniß. Keiner von seinen Leuten wollte ihm dahin folgen; denn man kam in jener Richtung vorgehend in das Land der Angjeh, eines gefürchteten räuberischen Stammes, der die Sklavenjagd in großartigem Maße betreibt. Die Angjeh, im Besitze guter Gewehre, veranstalten förmliche Razzias in die angrenzenden Länder. Sie wohnen, nach den Angaben der Eingeborenen, ebenfalls an den Ufern eines großen Flusses, und die von ihnen eingefangenen Sklaven werden so weit fortgeschleppt, daß man sich nicht erinnern kann, jemals einen derselben wiedergesehen zu haben.

Wohl oder übel mußte also Brazza sich entschließen, nach Norden zu gehen, und erreichte in einer Entfernung von etwa 30 km vom Lebaï Nguko die Likona, einen Fluß von 100 m Breite, der dort, wo er ihn überschritt, wenig kleiner als die Alima ist; bei niedrigem Wasserstande zwischen 3 und 5 m variirend steigt sein Niveau bei hohem Wasser noch um mindestens 3 m. Ziemlich gerade von Westen nach Osten fließend nimmt sie etwas unterhalb von dem Punkte, wo Brazza sie erreichte, die vereinigten Flüsse Oba und Lebaï Nguko auf. Die Neger wußten von dem raschen Wachsen der Likona Wunder zu erzählen; „sie soll bald so breit werden, daß man einen halben Tag braucht, um von einem Ufer auf das andere überzusetzen. In jener Gegend soll es auch Leute geben, die während ganzer Monate auf dem Flusse sich aufhalten und die Nächte auf den Inseln im Strome zubringen. Sie sollen es sein, welche die von den Angjeh gefangenen Sklaven abholen und in die fernen Länder führen, aus denen Niemand wiederkehrt.“ Diese Erzählungen, welche an Ort und Stelle Brazza höchst unglaubwürdig erschienen, sind jetzt, nach dem Bekanntwerden von Stanley's Entdeckungen, vollkommen erklärlich: die Neger verwechselten nur den breiten Congo mit der Likona, welche sich ja in jenen ergießt.

Von der Likona an wurde der Marsch immer beschwerlicher. Schmerzhafte Wunden an den Füßen und Beinen, die bei der mangelhaften Ernährung und dem unaufhörlichen Marschiren durch Gestrüpp gar nicht mehr heilen wollten, erschwerten nicht allein für Brazza das Gehen; auch die Träger und Laptots, denen die Gewohnheit derartiger Märsche zu Hülfe kommen mußte, hatten darunter zu leiden. Die Tauschwaaren näherten sich ihrem Ende, es waren kaum noch genug vorhanden, um den Rückweg bis zum Ogowe zu sichern. Die Regenzeit stand nahe bevor, die durch Ueberschwemmung der tiefer gelegenen Regionen den Rückzug abschneiden konnte. Bis zum Flusse Lebaï Okua unter $\frac{1}{2}^0$ nördl. Br. oder 55 km nördlich vom Aequator wurde vorgedrungen, danach traurig der Rückmarsch angetreten; es war am 11. August 1878, fast auf den Tag drei Jahre nach der Abreise von Europa. Lebaï Okua bedeutet in der Sprache der Eingeborenen Salzfluß, und in der That führt sein Wasser, wie das verschiedener kleiner Bäche der Gegend, aus den salzhaltigen Hügeln, denen sie entspringen, jenes den Afrikanern so kostbare Produkt, das von den anwohnenden Negern durch Verdunstung gewonnen wird. Diese Entdeckung erklärte denn auch das oben erwähnte Vorfinden mineralischen Salzes bei den Bateke und ließ die darauf begründete Annahme von den Seen südlich von Wadai, zu denen die Alima führen sollte, hinfällig erscheinen. Sobald Brazza bei seiner Heimkehr nach Europa von Stanley's Entdeckungen Kunde erhielt, verbreitete sich auch für ihn ein aufklärendes Licht über die Gegenden, die er zuletzt bereist hatte. Die ganze Reihenfolge von Wasserläufen, die er überschritten hatte, gehörten zum Flußgebiete des Congo. So war denn auch die Entdeckung der Alima, die ungefähr 50 nautische Meilen von dem Punkte, wo die Schiffbarkeit des Ogowe aufhört, anfängt, schiffbar zu werden, von bedeutsamer Wichtigkeit nicht allein für die Geographie, sondern auch, und das fast noch mehr, für den Handelsverkehr. In der That würde dieses verhältnißmäßig schmale Terrain zwischen den beiden Flüssen dem Transport von Waaren oder von auseinanderzunehmenden Kanoes keine Hindernisse bieten. Denn der ganze Landstrich, der das Tiefland des Ogowe von dem des Congo trennt, zeigt sandige Hügel von mäßiger Höhe, dazwischen gut passirbare Durchgänge, ohne die das Vorwärtskommen so erschwerende dichte Vegetation. Mäßig große Dampfer könnten schon von der Stelle an, wo die Expedition die Alima erreichte, den Strom befahren, mit Leichtigkeit also in den Congo gelangen jenseit der Stromschnellen, die jenen Strom vom Atlantischen Meere aus unbefahrbar machen. Hat der Ogowe sich nicht als die gehoffte direkte Straße von der Westküste in das Innere des Kontinents erwiesen, so kann er wenigstens ein brauchbares Glied jener Verbindung abgeben.

Die Rückkehr Brazza's nach dem Ogowe war sicherlich

nicht weniger beschwerlich als diejenige der unter Ballay und Hamon vorangegangenen Truppe; denn auch die Mitglieder der zweiten Kolonne waren jetzt mit wenigen Ausnahmen invalide geworden. Bei dem Passiren des Awumbolandes stellte Brazza es den dort gekauften Sklaven frei, entweder in ihrer Heimath zu bleiben oder als freie Männer ihn nach Gabon zu begleiten. Ein großer Theil von ihnen, glücklich die Heimath wiederzusehen, trennte sich schon hier von der Expedition. Fast alle diese Unglücklichen verfielen demselben Schicksal, das sie schon einmal betroffen: sie wurden sogleich wieder als Sklaven verkauft. Denjenigen, die bis Gabon folgten, gab Brazza dort die Mittel zu einem Leben, das sie in den Augen ihrer Stammesgenossen zu den glücklichsten Menschen machte. Jeder von ihnen erhielt eine Hütte, die, von Anpflanzungen umgeben, die wenigen Gebrauchsgegenstände enthielt, die dem Neger nothwendig sind, dazu einiges Geflügel, Ziegen u. s. w.

Nach allen erlittenen Strapazen glich die Fahrt den Ogowe stromab fast einem Spiel; die an den Ufern wohnenden Stämme beeiferten sich den befreundeten weißen Männern hülfreich zu sein. Die Stromschnellen, die die Fahrt stromaufwärts gefährlich und langwierig gemacht hatten, beschleunigten jetzt die Reise. Im Lande der Okanda fanden die Reisenden als ersten Gruß aus der heimathlichen Civilisation eine reichhaltige Sendung der Pariser Geographischen Gesellschaft ihrer harrend. Auch von dem König der Belgier, dem hohen Präsidenten der Internationalen Afrikanischen Gesellschaft, waren ihnen Vorräthe aller Art nachgesandt worden.

Fast aber hätte kurz vor dem Wiedersehen der Heimath ein böses Geschick dem Leben eines der muthigen Reisenden ein jähes Ende bereitet. An den letzten Stromschnellen des Ogowe warf ein Flußpferd das Kanoe des Dr. Ballay um; das leichte Fahrzeug drehte sich in dem Strudel, Ballay, der sich an den Rand des Bootes geklammert hatte, fühlte in dem Anprall des Wassers seine Kräfte schwinden. Da erreichte Brazza noch gerade zur rechten Zeit die Stelle, um seinen Gefährten aus der Gefahr zu befreien.

Nach kurzem Aufenthalt in der amerikanischen protestantischen Mission des Dr. Nassau, wo sie wie auch in Gabon die freundlichste Aufnahme fanden, brachte ein französischer Dampfer die Reisenden über die Prinzeninsel zunächst nach Lissabon; dort wurde ihnen ein ehrenvoller Empfang bei dem Könige Don Luis zu Theil, welcher als Mitglied der Pariser Geographischen Gesellschaft ein warmes Interesse für die Ergebnisse der Ogowe-Expedition bekundete. Nach über dreijähriger Abwesenheit von der Heimath in dieselbe zurückgekehrt, wurden die Reisenden in Paris von der allgemeinen freudigen Theilnahme, von dem Danke derjenigen empfangen, in deren Auftrage sie die Lösung der Ogowefrage unternommen und glücklich ausgeführt hatten.

Die heidnischen Alterthümer Ostfrieslands

ist der Titel einer von Dr. med. Tergast bei W. Haynel in Emden soeben veröffentlichten kleinen Schrift, die sich durch große Klarheit und Uebersichtlichkeit auszeichnet, ein Vorzug, der leider nicht allzu häufig in der massenhaft anwachsenden Literatur über vorgeschichtliche Denkmale angetroffen wird.

Da wir auf dem in Rede stehenden Gebiete nur sehr selten Nachrichten aus dem nordwestlichsten Winkel unseres Vaterlandes erhalten, so ist die Schrift, welche alles Bekannte über Ostfrieslands „Prähistorie“ zusammenfaßt, schon aus diesem Grunde willkommen; dem Ethnographen ist sie aber noch besonders interessant. Denn während wir in allen übrigen Gegenden Deutschlands über die Provenienz vorgeschichtlicher Alterthümer im Unsichern sind, während bei Funden im Osten der Elbe und Saale stets erst die Frage, ob deutsche, ob slavische Abkunft, zu lösen ist, wird eine solche Unsicherheit, sobald wir ostfriesischen Boden betreten, hinfällig, da wir es hier mit einem ethnisch unveränderten Lande zu thun haben, soweit wenigstens historische Berichte in Betracht kommen. „Die Geschichte weiß von keiner die Sitten und Gebräuche der friesischen Nation beeinflussenden Einwanderung fremder Stämme zu erzählen. Der Contact mit den Römern war vorübergehend und ohne Mischung der Völker unter einander. Dänen, Normanen und später auch die Franken haben wiederholte Einfälle ins friesische Gebiet gemacht, aber sie haben keinen dauernden Einfluß auf das Volk gewinnen können.

„Es sind nun fast zweitausend Jahre verflossen, seitdem der römische Feldherr Drusus das Land auf seinen Kriegszügen berührte, und doch wird dasselbe meerumspülte Gestade von demselben Volke bewohnt, von dem Plinius und Tacitus die erste Kunde der Nachwelt überliefert haben. Es leuchtet ein, daß Anthropologie und Archäologie bei dem Lande und Volke, das sich im steten Wechsel der Zeiten am frischesten seine Ursprünglichkeit bewahrt hat, die ungetrübtesten und historisch getreuesten Ergebnisse ihrer Untersuchungen erwarten dürfen und nur hier erwarten können.“

Von Ansiedelungen und Wohnstätten aus der Steinzeit Ostfrieslands sind nur geringe Spuren bis auf unsere Zeit gekommen. Sie bestehen in den bekannten Küchenabfällen und kesselartigen Vertiefungen, den Kesselgruben, deren Boden Topfscherben und Steingeräth enthält und in denen man die alte Feuerstelle noch findet. Knochen vom Urochsen, Hirsch und Wildschwein, Vögeln und Fischen deuten darauf hin, daß die alten Ostfriesen von Jagd und Fischfang lebten. Gering sind auch die Spuren von alten Burgwällen, ganz fehlen die Pfahlbauten, die reichste Ausbeute bieten dagegen die Grabstätten. Im Wesentlichen zeigt Ostfriesland vier Arten von Grabdenkmälern: Steingräber (Hünenbetten), Grabhügel, Warfen und Begräbnißstätten ohne Aufwurf (Heidenkirchhöfe).

„Die Hünenbetten sind die älteste Art der Bestattung, dolmenartig aus erratischen Granitblöcken aufgeführt. Am besten erhalten ist das Grab bei Tannenberg, von dem noch zwei Decksteine und ein Träger vorhanden sind. Es lieferte verzierte Thongefäße, Urnenscherben, Steinbeile, Pfeilspitzen und auch einige Objekte aus Eisen.

Die Grabhügel von kreisrunder oder ovaler Form sind durchschnittlich 1 bis 3 m hoch, künstlich aufgeworfen und enthalten die Aschenurnen stufenweise in verschiedenen Erdschichten über einander. Sie entstanden also allmälig. Selten sind Beigaben von Werkzeugen und Waffen, darunter Halsketten von durchbohrten Korallen, Harz- und Bernstein-

stücken. Bunte Steinchen in den Kinderurnen sind das älteste ostfriesische Spielzeug.

Wie die Grabhügel dienten auch die Warfen als Begräbnißstätten, doch unterscheiden sie sich von jenen dadurch, daß sie auch als Wohnplätze benutzt wurden (an der Weser nennt man sie Wurten). Diese Höhen erheben sich in den früher von Sturmfluthen heimgesuchten Niederungen, möglichst in der Nähe der ehemaligen Gewässer, auf denen die Männer den Fischfang betrieben. Aus Erde, Holz, Seetang, Schlamm sind sie allmälig aufgeworfen worden; Generation auf Generation schichtete an ihnen, wie die verschiedenen „Kulturschichten“ beweisen.

In Ostfriesland ist — wie wohl überall — zwischen der Stein- und sogenannten Bronzezeit kein scharfer Uebergang zu constatiren. Die Funde sind nicht häufig und beschränken sich meist auf Meißel. Schwerter, Lanzen- und Pfeilspitzen fehlen bis jetzt. In die Bronzezeit wird der Moorleichenfund von Marx gesetzt, der 1817 großes Aufsehen erregte. Das Gerippe lag 6 Fuß tief unter der Moorschicht auf Sandboden, bedeckt von vier Eichenholzpfählen. Die Leiche war angethan mit Wamms, Mantel, Hose und Schuhen. Die Gewänder bestanden aus geköpertem Wollgewebe. Am besten erhalten war das hellbraune, einem Frauengewande gleichende Wamms, während vom Mantel nur Fetzen vorhanden waren. Auch die Hose war zerrissen, mit demselben Zeuge gefüttert, ohne Knöpfe und oben mit einem weiten Saume eingefaßt, durch den ein Schnürriemen gesteckt wurde. Wie der Mantel war auch die Hose von dunkelbrauner Farbe und trug an verschiedenen Stellen Lappen, die mit groben Stichen aufgenäht waren; im Uebrigen war sie mit grobem wollenen Garne genäht und umsäumt; die Schuhe, aus ungegerbtem Leder verfertigt, sind aus einem Stücke gemacht, ohne Sohlen und oben der ganzen Länge nach offen; nur an der Ferse sind sie mit einer Naht versehen. Die Seiten tragen Schnürlöcher mit Riemen zum Durchstecken. An der Außenseite unter den Schnürlöchern sind Verzierungen in Gestalt dreieckiger Sternchen eingepreßt, die sich auch um den Fersenrand fortsetzen. Der Schädel — im Besitze des historischen Vereins für Niedersachsen zu Hannover — gehört nach Virchow einem drei- bis vierjährigen Kinde, wozu natürlich die Kleidung nicht paßt. Der Fund hat zu vielen unerklärten Widersprüchen geführt.

Die friesischen Urnenfriedhöfe bieten nichts Abweichendes von den aus anderen Gegenden bekannten; die Reihen- oder Furchengräber, die jüngste Art der Bestattung in vorgeschichtlicher Zeit, ist in Ostfriesland noch nicht nachgewiesen, dagegen die für die Nordseeküste charakteristischen Kreis- oder Brunnengräber, die nach heftigen Stürmen auf den Watten bloßgelegt werden, so 1789 auf Borkum, wo sie der Pastor Nikolai beschrieb. Sie bestehen aus kreisrunden von Rasen- oder Darg-Soden eingefaßten, brunnenartigen Vertiefungen, die etwa 1 m im Durchmesser haben. In der Regel enthalten sie eine Urne nebst mehreren der bekannten Beigaben.

Notizen zur Handels- und Verkehrs-Geographie.

V. (Schluß.)

— Die Ausfuhr von Cartagena in dem Jahre September 1877/78 bestand aus folgenden Hauptgegenständen: Palmnüsse im Werthe von 177 858, Tabak 161 730, Kautschuk 149 167, Häute 45 415, Zucker 23 974, Baumwolle 11 339, Kaffee 5214 Doll. Der Gesammtwerth der Ausfuhr betrug 756 082 Doll., wovon England 255 489, Bremen 237 926, Newyork 148 443, Hamburg 32 511 und französische Häfen 51 421 Doll. empfingen.

— Aus Cuba wird berichtet, daß der General-Capitän die Verfügung getroffen hat, es müßten alle Chinesen, deren Arbeitscontracte abgelaufen sind, die Insel verlassen. In Britisch-Guyana strebt man darnach, diese Kulis zu gewinnen.

— Puertorico führte 1877 insgesammt für circa 40⅕ Mill. Mark aus, wovon ⅗ auf Zucker, ¼ auf Kaffee, ⅒ auf Tabak und der Rest auf Melasse, Häute, Rum und Baumwolle (nur circa 13 000 Mark) entfallen. Die Einfuhren sind mit Sicherheit nicht abzuschätzen. Der Verkehr der einzelnen Hafenplätze verhielt sich folgendermaßen: In San Juan de Puerkorico liefen 296 Schiffe mit 55 086 Tonnen ein. Deutschland führte Kleinigkeiten, vorwiegend Provisionen, im Werthe von etwa 220 000 Mark ein. In Mayaguez liefen 213 Schiffe mit 36 096 Tonnen ein. An der bedeutenden Reiseinfuhr betheiligte sich Deutschland mit circa 900 000 Mark und an der von Kleinigkeiten und Provisionen mit 572 000. Deutsche Manufacturwaaren sind in größerer Menge via Liverpool eingeführt worden. Kaffee geht von hier hauptsächlich nach Havana und Italien, Zucker nach England und Nordamerika. In Ponce liefen 255 Segel- und 135 Dampfschiffe ein mit zusammen 178 623 Tonnen. Die hamburg-amerikanischen Dampfer besuchen diesen Hafen zweimal monatlich. Der Gesammtwerth der Einfuhren kann auf 14 Mill. Mark geschätzt werden. In Aguadilla liefen 52 Schiffe mit 8882 Tonnen ein, eingerechnet die Postdampfer, von denen eine deutsche, eine englische und zwei spanische Linien diesen Platz berühren. Die Einfuhren können auf 2⅓, die Ausfuhren auf 3⅕ Mill Mark veranschlagt werden.

— Auf den Fischfang bei den Canarischen Inseln und an der Westküste Afrikas zwischen 25 und 15° nördl. Br. lenkt ein Bericht des britischen Consuls Dundas die Aufmerksamkeit. Diese Fischereigründe sollen außerordentlich reich sein und zwar vorzüglich an Stockfischen, deren Güte derjenigen von den Neufundlandbänken nicht nachstehen soll. Nur die Unvollkommenheit der Methoden für Zubereitung und Verpackung hat bisher der Entwickelung eines Ausfuhrhandels in den Erzeugnissen dieser Fischereien entgegengestanden.

— Der Suez-Canal ergab 1878 eine Brutto-Einnahme von 31 153 000 Frcs., 1 635 000 weniger als 1877.

— Nach Mittheilungen von den Lacepède-Inseln erweist sich der Guanoreichthum weniger groß, als man vermuthet hatte. Die Regierung in Melbourne hatte bekannt machen lassen, daß 40 000 Tonnen dort lägen; es sollen aber nicht mehr als 10 000 sein, von denen 12 Schiffe, die im vergangenen Herbste daselbst luden, den größten Theil bereits weggenommen haben werden. Die Arbeiter daselbst sind Chinesen.

* * *

— Personenverkehr der in Berlin einmündenden Eisenbahnen. 1853 betrug die Zahl der täglich an-

kommenden und abgehenden Reisenden in den Bahnhöfen Berlins durchschnittlich 3937 bei einer Gesammtbevölkerung von 425 550. 1877 belief sich jene Zahl auf 25 460 bei einer Gesammtbevölkerung von 1 021 110. Auf die 11 Berliner Bahnen vertheilte sich im letzten Jahr der durchschnittliche Tagesverkehr folgendermaßen: Berlin-Potsdam 6501, Niederschlesisch-Märkische 4738, Berlin-Stettin 2634, Berlin-Hamburg 2529, Berlin-Anhalt 2435, Ostbahn 2010, Magdeburg-Halberstadt 1980, Berlin-Görlitz 1337, Berlin-Dresden 672, Nordbahn 526, Militärbahn 99.

— Das österreichisch-ungarische Eisenbahnnetz umfaßte Ende 1878 18 840 km, wovon 11 260 auf Oesterreich und 7220 auf Ungarn entfallen. Von wichtigeren Linien wurden im Laufe von 1878 eröffnet: Karansebes-Orsova und Dalja-Brod, ferner theilweise die Linie Novi-Banjaluka. Von den bosnischen Bahnen sollen 1879 die Linie Brod-Serajewo und Serajewo-Mostar-Metkowitsch hergestellt werden. Ebenso hofft man die für den Verkehr zwischen Siebenbürgen und der Walachei wichtige Linie Kronstadt-Tömös im laufenden Jahre zu eröffnen.

— Frankreichs Eisenbahnnetz umfaßte Ende Juni 1878 21 285 km. Die größten von Juli 1877 bis Juni 1878 eröffneten Strecken waren Toulouse-Auch, Châteaubriant-Nantes und Clamery-Nevers.

— Die für die Ausbeutung des größten russischen Kohlenbeckens wichtige Donetz-Kohlenbahn ist am 13. December 1878 in der Länge von 482 Werst dem Verkehre übergeben worden. Die Hauptlinien sind Kramatorskaja-Swjerewo und Krinitschnaja-Donetzkaja.

— Die mit den Tracenstudien zwischen Ural und Syr Darja beauftragte russische Commission der Mittelasiatischen Eisenbahn hat als günstigste Trace die Linie von Orenburg über Irgis durch die Sandebene von Karakum und am rechten Ufer des Dscham-Darja bis Taschkent (1603 Werst) empfohlen. Von Seiten der russischen Regierung wurden seit Anfang dieses Jahres Studien über eine Zweigbahn von Samtredi (Poti-Tiflis-Linie) nach Batum veranlaßt.

— Die erste großartige Brücke aus Stahl ist Ende 1878 von der Chicago-Alton R. R. ausgeführt worden. Diese Brücke von fünf Oeffnungen führt bei Glasgow (Missouri) über den Missouri.

— Die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug Ende 1878 81 896 engl. Meilen, wovon 2688 engl. Meilen (871 schmalspurig) im Laufe von 1878 gebaut sind. Der regste Eisenbahnbau fand im sogenannten Nordwesten (vorzüglich Minnesota mit 338 engl. Meilen) statt. Nur Neumexiko und Montana sind heute noch ganz ohne Eisenbahnen.

— Mittelamerikanische Eisenbahnen. Guatemala, das bisher eisenbahnlose, wird nun aus den Händen einer in San Francisco gebildeten „Guatemala R. R. Company" ebenfalls seine Eisenbahnen erhalten. Die erste Linie wird von San José nach Escuintla (45 km), also der pacifischen Küste entlang, führen und ist ihre Fortsetzung nach der Hauptstadt und nach San Tomas, dem atlantischen Hafen Guatemalas, ins Auge gefaßt. Die Regierung zahlt 25 000 Doll. für je 3 engl. Meilen, bis diese erste Linie fertig ist, und gewährleistet außerdem eine Dividende von 12 Proc. auf 1 Mill. Doll. vorausgesetzter Baukosten. Die Zolleinkünfte sollen für diese Leistungen als Pfand dienen. In Nicaragua sollte im December 1878 der erste Spatenstich für eine Linie Corinto-Moábita gethan werden. Die Regierung hofft das Werk mit der Unterstützung der daran interessirten Gemeinden ohne weitere Hülfe (?) ausführen zu können, und hat zum Zweck von Ersparnissen unter Anderm ihre bisherigen sechs Ministerien auf drei reducirt. In Costa-rica wird an der Strecke Alajuela-Corinto gearbeitet und hofft man dieselbe noch in der trockenen Jahreszeit fertigstellen zu können.

Aus allen Erdtheilen.

Afrika.

— Der portugiesische Marineminister theilte den Cortes mit, daß der Reisende Major Serpa Pinto (vergl. oben S. 31), der sich in Bihe von seinen Gefährten trennte, im Transvaal angekommen sei und somit Afrika von West nach Ost gekreuzt habe. Auch englische Blätter vom Kap melden, daß Major Pinto im Februar in Praetoria eintraf, und zwar mit nur 8 Mann, dem Ueberrest seiner 400 Mann starken Expedition. Pinto's Depesche aus Praetoria lautet: „Ich küsse dem Könige die Hand. Bin sechs Tagereisen vom Indischen Ocean entfernt. Während meiner Reise durch Afrika, von der Westküste aus, kämpfte ich mit Hunger, Durst, wilden Thieren, Eingeborenen, Ueberschwemmungen und Dürre. Ich rettete alle meine Papiere, 20 geographische Karten, viele topographische Karten, 3 Bände Zeichnungen, ein umfangreiches Tagebuch der gänzlichen Erforschung des obern Zambesi, 72 Wasserfälle, Stromschnellen und Pläne von Wasserfällen. Ich habe das Geheimniß des Cubango [oder Okawango, den die Karten etwa auf dem 20. Breitengrade in den Ngami-See fließen lassen] erforscht. Die Eingeborenen waren feindselig; ich war stets mit ihnen im Kampfe und habe viele Begleiter verloren." — Eine hocherfreuliche Nachricht in der That, nicht nur wegen der positiven Ergebnisse, welche auf dem seinen Hauptzügen nach bekannteren Boden Südafrikas nicht mehr so epochemachend sein können wie weiter gen Norden im Congo-Gebiete, sondern vornehmlich wegen des Impulses, den dieser Erfolg der Afrika-Forschung bei den vor allen dazu berufenen Portugiesen geben muß! — In Brüssel ist dagegen die traurige Nachricht eingetroffen, daß der Afrikareisende Wauthier (vergl. „Globus" XXXIV, S. 142) der Dysenterie erlegen ist.

— Aus Sofia wird gemeldet, daß die bekannte Maimesse von Eski-Dschuma'a in Bulgarien (vergl. „Globus" XXX, S. 224), welche der kriegerischen Zeitläufte halber in den letzten drei Jahren nicht abgehalten werden konnte, in diesem Jahre wieder stattfinden soll.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu eine Beilage, betreffend Prospectus über „Die Naturkräfte. Eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek." München, Druck und Verlag von R. Oldenbourg.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothe.)

III.

Um zwischen dem Shebandowan-See und dem großen Lake of the Woods eine durchweg schiffbare Verbindung herzustellen, hätte man nicht weniger als 135 bis 140 m Schleusen anzulegen; augenblicklich ist deshalb dieser kostspielige Plan wenigstens für die erste schwierigere Hälfte bis zum Regen-See (Lac de la Pluie, Rainy Lake) aufgegeben worden. Man hat auf dieser Strecke nur die Ausflüsse einiger Seen eingedämmt, um für die großen „Barges“ von 4 bis 5 Tonnen genügendes Fahrwasser zu erzielen. Ueber die Tragplätze werden die Ladungen mit Wagen fortgeschafft, und auf den einzelnen Wasserbecken sind kleine Dampfer — tug-boat oder toc, wie die französisch sprechenden Canadier sagen — stationirt, welche ein halbes Dutzend schwerer Boote mit einem Male schleppen können. Ein solches Fahrzeug führte auch unsern Reisenden rasch über den etwa 30 km langen Shebandowan-See bis zu dem kleinen nur 1 km langen Tragplatze Kashabowie (französisch Kachibouais; s. Abbildung), von wo er am Morgen des 28. August in Gesellschaft des Herrn de Hertel und des Mr. Towers, zweiten Ingenieurs der Dawson-Straße, seine Reise fortsetzte. Auf dem nahen Kashabowie-See fanden sie wieder einen „toc“ und Boote, auf welchen die 13 km lange Ueberfahrt bewerkstelligt wurde. Dann überschritten sie in dem ebenfalls nur kurzen Tragplatze la Hauteur des Terres in 545 m Höhe die Wasserscheide des St. Lorenzstromes und zugleich die Grenze der Provinz Ontario. Ein frischer Trunk aus der ersten Quelle, die sie antrafen und die zum Gebiete der Hudsonsbay gehört — dann folgte die Fahrt über den reizenden durch zahllose grüne Inseln in lauter kleine Wasserbecken zertheilten „See der tausend Seen“ (Lac des Mille-Lacs). Dieselbe ist 30 km lang, nahm $3^1/_2$ Stunden in Anspruch und erreicht ihr Ende am Tragplatze Baril, der kaum 400 m Länge hat, aber von steilen Hügeln umgeben ist. Und so geht es fort im ewigen Wechsel von blauem Himmel, bernsteinfarbigem Wasser und dem mannigfaltigen Grün der Bäume, bis der Reisende sich an der Lieblichkeit der Gegend völlig abstumpft. Nur Nachts lernte Lamothe in den „brûlots“, den unerbittlichen Moskitos Nordamerikas, die ihren tropischen Vettern nichts nachgeben, eine neue, wenn auch keineswegs angenehme Seite des dortigen Reiselebens kennen. Sie sind die Hauptstörenfriede einer Sommernacht in dem Lande der Hudsonsbay-Gesellschaft. Nachdem der Bootsmann den langen, heißen Tag über hart gearbeitet hat, breitet er die einzige ihm erlaubte Decke auf dem Boden aus und schläft bis zum Tagesanbruch, gelegentlich nur, als wäre es eine Veruntreuung von Schlafzeit, die kleinen summenden und stechenden Feinde abstreifend. Aber der mehr verfeinerte und weniger dickhäutige Reisende leidet erschrecklich. Manchmal, wenn die Moskitos es gar zu arg treiben, schläft die Mannschaft in dem Boote. Der Steuermann nimmt dann das Verdeck des Hintertheils ein, während die Uebrigen, Mast und Ruder der Länge nach über das Boot legend und darüber Decken breitend, das Fahrzeug auf diese Weise in ein langes Zelt verwandeln, in welchem sie ruhig und unbelästigt schlafen können. Dieses Arrangement nennen sie in ihrem korrupten Französisch „tanley“, von dem richtigen tendre-le ableitend.

So wurden im stetigen Wechsel der See Baril (13 km),

der Tragplatz Brûlé, der See Windegoostigon (20 km), der Tragplatz Français, die durch einen Damm künstlich in Verbindung gebrachten Seen Français und Kaogassikok (25 km), der Tragplatz des Pins, der gleichnamige See und der Tragplatz des Deux-Rivières passirt und man dachte in der Nacht vom 29. zum 30. August den 25 km langen Stör-See (Lac de l'Esturgeon) zu kreuzen. Allein derselbe hatte einen so niedrigen Wasserstand, daß der Transport bald in einem mit wildem Reis (Zizania aquatica) bedeckten Sumpfe festsaß und die Bootsleute hineinspringen mußten, um die Fahrzeuge wieder flott zu bekommen. Kaum war dies erreicht, so versagte die Maschine des toc ihre Dienste, so daß die Reisenden gezwungen waren, an das Land zu gehen und dort unter einem rasch aufgeschlagenen Zelte zu übernachten. Am folgenden Morgen wurde die Fahrt fortgesetzt, aber nach kaum 4 km zerbrach die Maschine von Neuem. Nothdürftig reparirt schaffte sie endlich ihre Passagiere nach dem Tragplatze der Rivière Maligne, wo man den Rest dieses und den ganzen nächsten Tag, einen Sonntag, zu bleiben beschloß.

Die Rivière Maligne verdient ihren Namen der „Bösartigen“, den ihr die alten Voyageurs gegeben haben, in jeder Hinsicht; denn sie hat Strömungen, Gegenströmungen und Strudel, welche um so gefährlicher sind, als stellenweise die Oberfläche vollkommen ruhig erscheint. Nur dem günstigen Zufalle, daß ein Zimmermann ihm im letzten Augenblicke warnend zurief, hatte Lamothe es zu danken, daß er beim Baden nicht in einen solchen gerieth. Seitdem ist der Fluß durch Errichtung eines 17 Fuß hohen Dammes dort, wo er in den Lacroix-See mündet, gebändigt und unschädlich gemacht worden. Den „bösen“ Fluß befuhren die Reisenden nicht mehr im leichten Rindenkahne, sondern auf einer schweren „Barge“, zu deren Transport über einen Tragplatz 12 bis 15 Menschen erforderlich sind. Aber geschickte Ruderer verstehen auch ein solches Fahrzeug durch die Stromschnellen zu treiben und der Patron lenkt es mit überraschender Leichtigkeit mittels eines mächtigen Ruders. Oft schießt das Boot haarscharf neben einem Felsen vorbei, so dicht, daß man jeden Augenblick das Scheuern des Holzes gegen den Stein zu vernehmen denkt; tief taucht es dann am untern Ende des Falles ein, daß der Schaum hineinspritzt, um gleich darauf von der Strömung pfeilschnell fortgerissen zu werden, bis es ruhigeres Wasser erreicht.

Der Tragplatz Kashabowie.

Vom Lacroix-See an bildet die Wasserstraße die Grenze zwischen Canada und den Vereinigten Staaten. 27 km beträgt die Länge des Sees; dann folgt der 4400 m lange Tragplatz Nequaquon, der längste von allen, mit sumpfigem Boden, auf welchem dunkle Lärchen wachsen. Dort sah der Reisende niedliche Eichhörnchen sich tummeln; dies fiel ihm auf, weil er auf der ganzen zehntägigen Reise durch dies Gebiet voller Wälder und Seen sonst keine anderen vierfüßigen Thiere zu Gesichte bekommen hat, als einige kleine Bären, die in den Stationen an Ketten gehalten wurden.

Um 10 Uhr Abends wurde das Nachtquartier, La Chaudière oder Kettle Falls, das Ende der ersten Section der Dawson-Straße, erreicht und am frühen Morgen wieder verlassen. Am Morgen des 2. September wurde die 80 km lange Fahrt über den Rainy Lake zurückgelegt. Derselbe hat im Allgemeinen niedrige, felsige, spärlich bewaldete Ufer; dafür aber sind die meisten seiner zahlreichen Buchten mit wildem Reis, den die Voyageurs „tollen Hafer“ nennen, bedeckt. Diese merkwürdige und nützliche Pflanze findet sich auf englischem Gebiete nur an dieser Stelle und bis zum Wäldersee (Lake of the Woods) hin, dann aber in Massen in den unzähligen Seen Minnesotas und Wisconsins. Aus der Frucht läßt sich eine gute Suppe herstellen, und die Stengel werden in Menge bei der Papierfabrikation verwendet.

Wenig unterhalb der Stelle, wo aus dem Rainy Lake der gleichnamige Fluß austritt oder besser 8 bis 9 Fuß tief hinabfällt (Grande Chute), liegt das Fort Francis, ein ehemaliger Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, wo Lamothe die freundlichste Aufnahme fand. Von dem „See der tausend Seen“ an hat sich der Wasserweg bis dorthin nur um etwa 100 m gesenkt; aber der Wechsel im Klima und im Boden ist ein vollständiger. An die Stelle der Felsen und Hügel tritt ein reicher Alluvialboden; man sieht wieder Wirthschaftsgebäude und Herden auf den Feldern. Ja, es scheint fast, als wäre das Land schon früher einmal von einem jetzt verschwundenen Volke angebaut worden. Als Lamothe in Gesellschaft des dort residirenden Indianeragenten Pethers

seine Reise nach Winnipeg fortsetzen wollte, drängten sich zahlreiche zum Theil dick mit Zinnober, Ruß und Azurblau bemalte Saulteux oder Chippeways herzu, um von ihrem Pfleger Abschied zu nehmen. Sie waren entschieden origineller als die bisher gesehenen, hatten aber doch von der Tracht der Weißen so viel entlehnt, daß ihr Anblick mißfiel. Während der vier Tage, welche die Reise noch dauerte, hatte Lamothe Gelegenheit genug, von seinem erfahrenen Begleiter, der früher 23 Jahre im Dienste der Hudsonsbay-Gesellschaft gestanden hatte und mehrere Indianersprachen fließend redete, Aufschlüsse über dessen Pflegebefohlene zu erhalten. Seine Agentur reicht weit nach Norden, bis zum Lac Seul, der in einem noch wenig erforschten Gebiete liegt, und enthält etwas über 3000 Chippeways oder Saulteux des Bois, die sich seit langer Zeit weder vermehrt noch vermindert haben. Denn die Verluste schlechter Jahre werden etwa durch die Zunahme in guten aufgewogen, und ihre mörderischen Kriege mit den Sioux haben aufgehört, seitdem letztere durch die Weißen von ihren Jagdgründen in Minnesota entfernt wurden. Vor der Eröffnung der Dawson-Straße waren die einzigen Weißen, mit denen die Saulteux zu thun hatten, die Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft, deren Posten ihren Greisen und Kranken offenstanden. Ihr Leben fristeten sie mit den Erträgen der Jagd, des Fischfangs, mit der Frucht des wilden Reises und etwas Mais, den sie auf einigen Inseln des Wäldersees bauten. Mitunter aber waren diese Hülfsquellen sehr mißlicher Natur. So ist das Hauptwild dieses Gebietes der amerikanische Hase, der mitunter in solchen Massen auftritt, daß man kein guter Schütze zu sein braucht, um an einem Tage ihrer hundert zu schießen, während man bei Anwendung von Schlingen noch viel höhere Ziffern erreicht. Zeitweilig aber verschwindet dieser kleine Nager fast vollständig, um dann 3 bis 4 Jahre lang an Zahl stetig wieder zuzunehmen. An Größe und Geschmack steht er dem europäischen Hasen nach und auch sein Fell ist nicht viel werth. Aber den Indianern liefert er doch Nahrung und Kleidung; die Felle werden in Streifen zerschnitten und letztere zu sehr warmen Decken und Kleidern in einander geflochten. Im Herbst 1868 nun war dies werthvolle Thier in dem ganzen Gebiete zwischen den Felsengebirgen und Labrador fast ganz verschwunden und hatte sich bis zum Winter 1870/71 noch nicht genügend wieder vermehrt, so daß damals in Folge von Hunger namentlich viele Kinder der Saulteux zu Grunde gingen.

Stromschnelle der Rivière Maligne.

Die 56 km lange Strecke von Fort Francis nach Long Sault auf dem Rainy River ist der letzte Theil der Straße, wo Bargen und Tocs zur Verwendung kommen. Der Fluß ist übrigens ein prächtiges Gewässer, eine würdige Grenzscheide zwischen zwei großen Staten, hat im Durchschnitte 400 m Breite und freundlichere Ufer als die früheren Seen und Ströme, weil hier Ulmen, Linden, Eichen, Heistern, Birken und Eschen das Nadelholz überwiegen. Auf der 120 km langen Fahrt von Fort Francis nach dem Wäldersee könnte man sich häufig in einen herrschaftlichen Park mit kunstreich angeordneten Baumgruppen versetzt glauben. Längs des Flusses und am südwestlichen Ufer des Wäldersees zieht

sich ein höchst fruchtbares Alluvialland hin, welches wenigstens 100 000 Hektaren vorzüglichen Bodens umschließt; rings herum ist das Land dem Ackerbau sonst nicht günstig, birgt aber dafür unermeßliche mineralische Reichthümer. Wie um den Namen des Flusses zu rechtfertigen, setzte jetzt schlechtes Wetter ein, während dessen die beiden unbedeutenden Stromschnellen Manitou und Long Sault überschritten und der Ort erreicht wurde, wo der große Dampfer des Lake of the Woods vor Anker lag.

Der 3. September war der letzte Tag auf dieser Reise, welchen Lamothe auf dem Wasser zubrachte, und der erste, wo er nicht durch langweilige Tragplätze aufgehalten wurde. Es konnten hinter einander 144 km zurückgelegt werden, davon 56 auf dem untern Regenflusse und 88 auf dem Wäldersee. Wenn man sich letzterm nähert, werden die Ufer niedriger und sind mit Schilf umsäumt; am Einflusse selbst liegen einige Indianerhütten neben einem Handelsposten, der den ominösen Namen Hungry Hall führt.

Der Wäldersee liegt nicht ganz 300 m über dem Meeresspiegel; es ist ein großes schönes Becken, etwa 110 km lang und breit und wird durch eine schmale, mit Inseln bedeckte Enge, die „Narrows" der Engländer, in zwei scharf getrennte Engen getheilt. Damals dachte man daran, die zu erbauende canadische Pacificbahn über diesen Sund zu führen. Die mit zahllosen Inseln bedeckte und mit Bayen und Buchten umgebene Nordhälfte des Sees ist bis jetzt noch schlecht bekannt, der offenere, flachere, weniger inselreiche südliche Theil ist deshalb den Stürmen mehr ausgesetzt, welche oft Wellen

Saulteux-Indianer.

von gewaltiger Höhe erzeugen. Hunderte von Flüssen ergießen sich in dies große Becken, dem der mächtige Winnipeg-Fluß entströmt; derselbe übertrifft an Wassermenge die meisten europäischen Ströme und rauscht über 26 Fälle und Schnellen, die eben so viele Tragplätze erforderlich machen. Fast alle tragen sie französische Namen. Im Winnipeg-See vereinigt er seine Wasser mit denen des Saskatchewan und des Red River — sie alle zusammen entwässern ein Gebiet von der dreifachen Größe Frankreichs und setzen dann vereint in dem Nelson-Flusse, einem der ansehnlichsten und durch seine Fälle und Stromschnellen gefährlichsten Ströme der Erde, ihre Reise nach der Hudsonsbay fort.

Unseren Reisenden zeigte sich der sonst so gefürchtete Wäldersee geneigt; es war warmes, schwüles Wetter und nicht ein Lüftchen kräuselte seine Oberfläche. Merkwürdig war eine plötzlich auftretende milchich-grünliche Färbung des sonst bernsteinfarbigen Wassers, die, wie sich Lamothe überzeugte, von Myriaden kleiner kaum 3 bis 4 mm langer hellgrüner Fädchen herrührte, über deren Zugehörigkeit zur animalischen oder vegetabilischen Natur er nicht klar wurde. Es ist wohl eine Süßwasseralge, welche hier 20 km weit den Seespiegel färbte; sie zeigt sich nur bei ruhigem Wetter.

Eine bis zwei Seemeilen vor der „Nordwestecke" des Sees wird das Wasser so flach, daß der Dampfer anhalten muß. Der Reisende wurde auf Postbooten ans Land gesetzt und machte am folgenden Morgen von dem Anerbieten des Mr. Pethers Gebrauch, die noch übrigen 155 bis 160 km seiner Reise in dem Wagen des Indianer-Agenten zurückzu-

Chippeway-Indianer.

legen. Sie waren kaum eine Wegstunde gefahren, als ein durchdringender Regen zu fallen begann. Die Landschaft entschädigte für dieses Mißgeschick keineswegs, denn sie war flach, sumpfig und mit verkohlten Baumstämmen übersäet. Obendrein führte die Straße auf lauter Knüppeldämmen und durch schwer zu passirende Sümpfe (maskegs) hin. 75 km scheußlichen Weges legten sie am ersten Tage zurück und ruhten dann ihre zerschlagenen Glieder in der Station White Mud River. Am 5. September ging es zuerst über sandiges, mit Felsblöcken bedecktes Land; der Weg ist abscheulich und verdient kaum jenen Namen — er ist nichts als ein aus dem Rohen herausgearbeiteter Fußweg. Erst wenn er sich der bescheidenen Station am Broken Head River (Zerbrochener-Kopf-Fluß, auch Kuhkopf-Fluß genannt) nähert, wird er erträglicher. Dort beginnt die Provinz Manitoba.

Aber noch sind 32 Meilen bis nach Winnipeg zurückzulegen. Die verwünschte Straße scheint kein Ende nehmen zu wollen; der Reisende wünscht sich den Schuppenpanzer eines Kaimans, um die unaufhörlichen Stöße des Wagens aushalten zu können. Kaum achtet er darauf, daß die Bäume allmälig seltener werden und verkrüppelte, oft strauchartige Eichen an die Stelle des Nadelholzes treten. Plötzlich öffnet sich die Gegend: zu beiden Seiten zieht sich der Waldrand

Fort Garry.

hin wie das Ufer eines großen Sees oder Meeres. Und in der That tritt man nun in einen Ocean — von Gräsern und Kräutern, in die unermeßliche Prärie.

Der erste Weiler seit der Donnersbay ist die kleine Pfarrei Pointe des Chênes, ein Posten der Hudsonsbay-Gesellschaft, wo die Reisenden einen Imbiß einnahmen. Der Rest der Fahrt ist für gewöhnlich bei Weitem der angenehmste, weil bei trockenem Wetter der Boden der Prärie so glatt ist wie der beste Macadam; aber damals hatte der Regen die ganze Gegend in einen unermeßlichen Sumpf verwandelt, in welchen die Räder bis zur Achse einsanken. Nur langsam ging es vorwärts, und die Nacht brach schon herein, ehe in der Ferne eine Linie von Bäumen die Nähe des Red River anzeigte. Saint-Boniface, eine Art Vorstadt des Fort Garry und der dabei entstandenen Stadt Winnipeg, war erreicht, und bald hielt der Marterkasten von Wagen vor dem gastlichen Hause des Herrn Buchanan, eines Beamteten an der Dawson-Straße, welches Lamothe allerlei Stärkungen und, wonach er am meisten verlangte, ein gutes Bett darzubieten vermochte.

Die Hindukusch-Alpen.

Von **Emil Schlagintweit.**

II.

Der Südabfall des Gebirges.

In den Thälern gegen den Indus ist Jassin der nördlichste Gebirgsstaat; hier kreuzen sich die Straßen aus dem Oxusthale mit jenen aus Tschitral. Lieutenant Hayward war der erste Europäer, der 1870 hierher eine Reise wagte, aber er büßte den Versuch mit dem Leben; im Juli ließ ihn der damalige Herrscher Mir Wali auf Befehl seines Schwiegervaters, Aman-i-Mulk, des Herrschers von Tschitral, erschlagen. Dieser Mord gab Anlaß zu einem kleinen Bürgerkriege und zum Verlust der Selbständigkeit Jassins. Mir Wali fürchtete, vom Grenznachbar in Kaschmir auf Andringen Britisch-Indiens zur Rechenschaft gezogen zu werden und flüchtete nach Badakschan; sofort nahm sein Bruder Phailwan den Thron ein. Mir Wali erbat sich für Jassin von Kabul Anerkennung; dieselbe Bitte stellte aber Aman-i-Mulk für Phailwan, und da der Amir von Afghanistan mehr Werth legte auf die Forterhaltung seiner oberherrlichen Rechte über Tschitral, als auf Gründung einer neuen Dynastie im entlegenern Jassin, so ward dem Tschitralfürsten die Bitte gewährt. Im Mai 1875 schickte sich Mir Wali an, mit einer Handvoll Abenteurer Phailwan zu vertreiben, fiel aber bereits am 4. Juli im Kampfe. Phailwan blieb Herrscher, hielt es aber für angezeigt, mit Kaschmir Freundschaft zu pflegen, und dieses verpflichtete ihn, in Gilgit einen diplomatischen Agenten (Wakil) mit zehn Mann im Gefolge als Bürgschaft für gutes Verhalten residiren zu lassen. Im September 1878 betrat darnach Major Biddulph das Ländchen auf seinem Abstiege nach Tschitral, diesmal aber unter der Bedeckung indischer Sipahi-Soldaten; ein Bericht über diese Reise ist noch nicht veröffentlicht.

Gilgit ist der Name des Flusses und Thales nach Vereinigung der Gewässer, die vom Hindukusch und dem Südabfall des Nordendes des Karakorum-(Mustagh-) Gebirges herabkommen. Das Klima ist mild trotz der hohen Lage; Schnee fällt nicht mehr im Thale, im Sommer reifen Feigen und die Weinlese ist ein Volksfest. Die Bevölkerung bilden Schin oder Darden, d. i. arischer Grundstock vermischt mit türkischem und tibetischem Blute; die Mischung ergiebt sich aus der Unterscheidung reiner (Bote) und gemischter (Yeshkun) Schin, aus der Gesichtsfarbe, die bei Weibern, weil sie viel im Freien arbeiten, dunkelbraun ist, aus den Sitten, so insbesondere dem tibetischen Ballspiel vom Pferde aus, das allgemein ausgeführt wird, und aus geschichtlichen Anhaltspunkten; so drängten im 9. Jahrhundert von Balkh aus Türken vor, im 11. Jahrhundert zur Zeit Mahmud von Ghazin's Einfalle in Indien soll Turki die Sprache des Volkes gewesen sein, und im 12. Jahrhundert wird der Darada-König von „Mohammedanern aus dem Schneegebirge" angegriffen. Gilgit ist der nördlichste Punkt, wohin indische Sprache vordrang; die Sprache der Schin steht dem Hindi nahe, hat aber wie dieses zahlreiche persische und tibetische Worte aufgenommen; die Schrift ist persisch. Gilgit ist von Kaschmir viel umworben; im 9. Jahrhundert bringt ein noch hinter dem in Gilgit residirender Daradakönig Kaschmir seine Huldigungen dar, sagt sich aber wieder davon los und Gilgit muß sich wieder Selbständigkeit erfreut haben, weil die Chroniken von Kaschmir 1115 seine Wiedereroberung verzeichnen. Die Fremdherrschaft konnte aber nicht feste Wurzeln schlagen und Gilgit wird von Kaschmir erst wieder 1852 an sich gezogen. 1856 tobte der Kampf noch so heftig, daß mein Bruder Adolph vom Besuch des Thales abstehen mußte; es dauerte bis 1860, ehe Kaschmir seinen neuen Besitz sich fest eingefügt hatte. Im Kampfe um die Herrschaft verödete das Land, und noch heute bezeugen Ruinen und verödete Thäler die Heftigkeit des Kampfes und die Schonungslosigkeit der Sieger. Kaschmir unterhält jetzt in der Festung Gilgit zwei Regimenter und hat Grenzvesten mit kleinen Garnisonen belegt, außerdem sind in jedem Dorfe etliche Soldaten postirt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten und die Abgaben behufs ihrer Abführung nach Gilgit in Empfang zu nehmen. Die Truppen wechseln alle zwei Jahre. Reisende, welche das Thal 1875 besuchten, wissen von der Verwaltung Kaschmirs nur Schlimmes zu berichten; die fremden Truppen finden keine freundliche Aufnahme, die Eingeborenen halten mit den Vorräthen zurück, und so darben die Truppen, da das erforderliche Getreide aus Kaschmir nachgeführt werden muß. Bis jetzt erweist sich Gilgit nur als eine Quelle von Ausgaben für Kaschmir; seit Sommer 1877 residirt hier jedoch in der Person von Major Biddulph ein englischer politischer Agent, und seine Mitwirkung bei der Regelung der innern Verwaltung erwies sich bereits im Vorjahre für Kaschmir werthvoll, als dieses unter einer vollständigen Mißernte Hungersnoth litt und für seine vorgeschobenen Posten wenig leisten konnte. Kriegerische Ereignisse an Kaschmirs Nordwestgrenze und Einfälle der Nachbarstaaten würden auf Englands Himalaya-Besitzungen beunruhigend wirken; im gegenwärtigen Kriege gegen Afghanistan lehnte deswegen England das Anerbieten von Kaschmir, Truppen für den Feldzug zu stellen, unter der Begründung ab, daß Kaschmir Britisch-Indien den besten Dienst durch strengen Wachdienst und wirksame Vertheidigung seiner nördlichen Provinzen erweise.

Ghor, Dareyl, Kaial sind als Namen von Thälern und kleinen Gemeinwesen südlich von Gilgit bekannt geworden, die sich sämmtlich am Südostabhang der zweiten Hauptkette bis zum Indus erstrecken; am linksseitigen Indusufer breiten sich bis zur Kaschmir-Grenze aus Tschilas, Dschalkot und Palas. 1876 entsandte die indische Regierung einen Kundschafter in diese Länder; dieser fand den Indusfluß in tiefem Felsbette dahinfließen; Thalweitungen sind selten, die Bevölkerung ist hauptsächlich in den seitlich einmündenden Thälern angesiedelt. „Von außen her von allen Seiten schwer zugänglich, hat sich in den einzelnen von einander durch hohe Gebirgskämme abgeschlossenen Thälern eine durchaus freie, auf ihre Selbständigkeit eifersüchtige Bevölkerung festgesetzt, die sich rühmen darf, noch nie einen Herrscher über sich gehabt zu haben. Jede Abtheilung oder Thalschaft erwählt ihren eigenen Führer; mit dem Nachbar pflegt jeder Stamm nur wenige Beziehungen; mit der Außen-

welt stehen die Bewohner in Berührung durch einige wenige Mittelspersonen, welche das Vorrecht genießen, das Land unangehalten um des Handels willen zu bereisen. Dieses Vorzuges erfreute sich unser Kundschafter; in seiner doppelten Eigenschaft als Händler und geographischer Forscher legte er den Thalweg längs des Indus zurück und besuchte einige Seitenthäler.“ Das Klima muß milde sein, Ackerbau soll aber der allgemeinen Rechtsunsicherheit wegen wenig betrieben werden; die Eingeborenen ziehen vor, ihre Vermögen in Herden anzulegen, die leicht im Hochgebirge verborgen werden können.

Die Grenze zwischen den Schin (Darden) und Afghanen scheint der Bergrücken zu bilden, der von einem 5918 m hohen Berggipfel der südlichen Querkette unter 35° 40′ nördl. Br. und 72° 50′ östl. L. v. Gr. nach Südwesten zieht und unter $36^3/_4$° von einem Gebirgsknoten aus, in welchem der höchste Gipfel noch 2961 m Höhe erreicht, einen Ast zum Indus entsendet. Südlich davon breitet sich das Gebiet Buner aus; hier stößt man auf die Tschuggulzai, Akazai, Daulutzai, Nuritzai, Madakhel u. s. w., Abtheilungen der Jusufzai-Afghanen, die sich in den Jusufzai genannten britischen Grenzbezirk hineinziehen und selbst den Indus überschritten; nach Schaik Mali, dem Geschichtsschreiber der Jusufzai, schoben sie sich hierher 1494 vor. Die natürlichen Bollwerke des Landes werden durch künstliche vermehrt, ihre Dörfer sind als schwer zugängliche Bergvesten angelegt. Hierin folgten sie dem Brauche ihrer Vorfahren im Besitze, den arischen Indiern: im Südosten des Landes stand die Bergfestung Aornos, deren Bezwingung Alexander dem Großen von seinen Geschichtsschreibern zu so großem Ruhm angerechnet wird. Für die Engländer sind diese Jusufzai unbequeme Nachbarn wegen ihres fanatischen Glaubens; hier hatten die Anstifter des 1863 aufgedeckten Patna-Anschlages, welcher einen allgemeinen Aufstand der Mohammedaner gegen die englische Herrschaft in Indien ins Werk setzen sollte, ihren Mittelpunkt; wiederholt kam es 1876 unter den Sekten der Schiiten, welche die Mehrzahl bilden, und den Sunniten zu blutigem Kampfe. Berüchtigt ist Ambela, der durch eine leicht zu vertheidigende Engschlucht zu erreichende Hauptort im mittlern Theile des Thales; 1864 wie 1868 hatten es die Priester zu einer Einigung unter den Stämmen gebracht. Britisch-Indien mußte zuletzt an 10 000 Mann Truppen aufbieten, um der Bewegung Herr zu werden. Seither haben die Stämme Verträge zur Aufrechterhaltung der Ordnung eingegangen und dieselben im Ganzen getreulich beachtet.

Swat ist das erste der südlichen Längsthäler, die ihre Wasser nicht mehr direct dem Indus zuführen, sondern im Kabul ausmünden. Dieses Thal gelangte zu einiger Weltberühmtheit durch das Ansehen, das sein Akhund genoß, ein im Geruche hoher Weisheit stehender mohammedanischer Heiliger, der durch seine zutreffenden Urtheile in Privatangelegenheiten wie der hohen Politik zum geistigen Führer aller sunnitischen Moslims in Afghanistan wie dem nördlichen Britisch-Indien geworden war und in dieser Eigenschaft mit Gesandtschaften aus den Nachbarstaaten, wie Kabul, ja bis aus Konstantinopel geehrt wurde. Ende 1877 starb dieser Weltweise und mit ihm erlosch der hohe Einfluß, der von Swat aus bisher auf diese Länder ausgeübt worden war. Einer seiner Söhne geberdet sich wohl als Ascete, ohne jedoch des Ansehens seines Vaters sich zu erfreuen; Swat tritt wieder in die Unbedeutendheit zurück, die ihm nach seiner geographischen Lage zukommt [1]).

[1]) Eine eingehende Schilderung enthält „Globus“ 1878, Bd. XXXIII, S. 251, auf welche wir hiermit verweisen.

Tschitral mit dem nördlich anstoßenden Mastudsch ist geographisch wie politisch das wichtigste der südlichen Längsthäler des Hindukusch; es mündet Dschellalabad gegenüber, dem Winterhauptquartier des augenblicklich gegen Kabul operirenden englischen Korps, und schließt den Hindukusch bis zur wasserscheidenden Kette auf. Der untere Theil bildet hinauf bis zum Grenzort Tschigar Serai in 710 m Höhe den Staat Kunar, sonst Vasallengebiet von Afghanistan, seit Mitte Januar dieses Jahres aber englischer Vasallenstaat. Unterhalb Tschigar mündet die Pandschkora ein, ein viel verschlungenes Parallelthal von Swat, das gleich diesem von der südlichen Hauptkette des Hindukusch herabzieht. Kunar nimmt noch Theil am heißen indischen Klima; sobald man die wildbrausende Pandschkora aufsteigt (die man sich bis 1876 fälschlich als Seitenfluß des Swat dachte), werden warme Kleider nöthig und man betritt das Gebiet freier Staaten. Zunächst gelangt man nach Badschaur, dessen Bewohner bedeutenden Handel nach dem russischen wie chinesischen Turkistan treiben und als die unternehmendsten Kaufleute im gefahrvollen Zwischenhandel mit diesen Ländern gelten. Die Badschauri sind ein trotziges Gebirgsvolk; sie beherbergten den im Juni 1877 verstorbenen Nauroz Khan, den Schwiegervater von Jakub Khan, des gegenwärtigen Herrschers von Afghanistan, und duldeten, daß Nauroz Khan wegen der Einkerkerung seines Sohnes die Bewohner des Kabulthales zum Aufstand gegen Schir Ali aufrief; die Aufforderung Schir Ali’s, sich nicht mehr feindselig zu verhalten, wurde mit der Herausforderung beantwortet, er möge es auf einen Waffengang ankommen lassen. Afghanische Regimenter setzten sich in Bewegung und hofften von den Wirren Nutzen zu ziehen, zu welchen der religiöse Streit zwischen den Sunniten und Schiiten des Thales geführt hatte; aber es blieb bei Drohungen. Barawal, Dschandul und Dir sind Namen von drei kleinen Gebirgsstaaten an der mittlern Pandschkora, von denen Dir der größere und staatlich besser geordnete ist. Englische Kundschafter stießen auf zahlreiche archäologische Denkmäler, deren Beschreibung unverkennbar auf buddhistische Reliquienschreine (Stûpas) und Höhlenwohnungen paßt. Der herrschende Stamm ist Jusufzai, der einen der Seinigen Ende des 17. Jahrhunderts auf den Thron hob. Die Jusufzai bilden jedoch die Minderheit; die Mehrheit der Bewohner soll nicht afghanischen Bewohnern angehören, den Resten von Stämmen, die hierher aus den südlicheren Theilen Afghanistans flüchteten, bis sie auch hier das Schwert der Afghanen ereilte. Diese vorafghanischen Stämme werden mit vielerlei Namen genannt; sie sind zu Hörigen herabgedrückt; ihrem Fleiße danken die fruchtbaren Thäler sorgfältigen Anbau. Der Handel ist nicht mehr Tauschhandel, als Geld circuliren indische und afghanische Münzen. Sämmtliche Staaten haben es zu monarchischen Einrichtungen gebracht, ihre Fürsten unterhalten eine kleine Leibwache und erheben neben Zehnten eine Haussteuer. Im 15. Jahrhundert wurde der ganze Jusufzai-Stamm vorübergehend von einer starken Hand gelenkt; heute liegen die einzelnen Stämme in steter Fehde.

Westlich von diesen Staaten liegt Tschitral, räumlich wie nach Zahl seiner Bewohner der bedeutendste unter diesen Gebirgsstaaten. Fürst und Große des Reiches sind Jusufzai; neben zahlreichem indischen Blut ist der Bevölkerung auch tibetisches Blut beigemengt; Cunningham, der beste Kenner der einstigen Zustände im alten Fünfstromland, kommt zu dem Schlusse, daß sich im 5. Jahrhundert hinduisirte Jnetschi in dieses Gebirgsthal zogen. Nirgends am südlichen Abhang des Gebirges macht sich Despotismus so breit als hier und ist die Mitwirkung des Volkes an der Regierung durch Ausschüsse oder Dschirgas so zurückgedrängt wie in Tschitral.

Ein Schandfleck ist der lebhafte Sklavenhandel; besonders stark ist die Ausfuhr von Frauen, die ihrer Schönheit wegen in Persien und Centralasien gesucht sind und bis zu 2000 Mark bezahlt werden. In Herden, Früchten und indischen Waaren besteht lebhafter Handel mit Badakschan. Jassin ist zur Zeit Vasall von Tschitral; der gegenwärtige Herrscher dort ist Schwiegersohn des Fürsten von Tschitral, der sich den stolzen Titel Schah beilegt. Dasselbe Verhältniß waltet gegenüber Mastudsch vor, dem Quellgebiet des Tschitralflusses; der Vorort gleichen Namens (Kaschgar scheint irrig als Namen angegeben worden zu sein) liegt drei Tagereisen nördlich von der Residenz Tschitral. Bis jetzt ist unsere Kenntniß von beiden Thälern sehr dürftig. Im October 1878 brach von Gilgit über Jassin Major Biddulph in Tschitral ein. Er ist der erste Europäer, der dieses Thal betrat. Sein Erscheinen mit einer kleinen Bedeckungsmannschaft indischer oder Kaschmiri-Sipahi-Infanterie setzte den Fürsten Aman-i-Mulk, den Anstifter der Ermordung von Lieutenant Hayward in Jassin (siehe oben), in großen Schrecken; sobald ihm die Kunde vom Anmarsch des englischen Agenten wurde, entsandte er Boten nach Kabul. Einen solchen Boten traf in Badakschan Mohammed Jusuf Effendi, ein auf der Rückreise nach Kaschgar befindlicher türkischer Kavallericoffizier, wo er seit 1873 als Instructionsoffizier bei dem am 31. Mai 1877 ermordeten Herrscher Jakub beg sich aufgehalten hatte. Der Bote war beauftragt, Unterstützung zu erbitten; nachdem aber inzwischen Dschellalabad und Kunar an der Thalmündung von englischen Truppen besetzt wurden, sind die Tage der Selbständigkeit von Tschitral gezählt und den Sklavenhändlern des westlichen Asiens wieder ein Gebiet entrissen, aus welchem sie die Harems türkischer Großen versehen. Man hat die Zahl der Sklaven, die durchschnittlich nach Badakschan gehen, auf jährlich 500 erhoben; es giebt keine Familie, die nicht ein Mitglied zu beklagen hätte, das der Landesherr hatte wegfangen lassen.

Kafiristan, Land der Ungläubigen, heißt auf den Karten und unter den Afghanen das Hochland westlich von Tschitral, das sich bis zu den Hauptverkehrspässen über das Gebirge hinzieht; die Bewohner nennen es Wamistan, Land des Lichtes, bekennen sich nicht zum Islam und heißen davon Kafir, Ungläubige, oder Siah-posch, von der dunkeln Farbe ihrer Gewänder. Unsere Kenntniß von diesem Gebirgsabschnitte und seinen interessanten Bewohnern beruht noch immer auf wenigen Nachrichten. Die ersten Mittheilungen verdanken wir dem Generalmajor Lumsden, der 1858 als Lieutenant mit Dr. Bellew ein Jahr in Kandahar zubrachte zur Ueberwachung der richtigen Verwendung der damals an Afghanistan gezahlten hohen Subsidiengelder. Als Kommandeur des indischen Guide-Korps vervollständigte Lumsden diese Mittheilungen durch Erkundigungen bei Kafirs, die er in seinem Regimente hatte. Aus derselben Quelle schöpfte Prof. Dr. Trumpp, damals Missionär in Peschawar [1]); neuere Mittheilungen liefert Missionär W. Jukes nach den Angaben eines Kafir, der in Handelsgeschäften bis nach Peschawar gekommen war, wie nach den Mittheilungen, die ihm von einem abenteuerlichen griechischen Arzte, Dr. Potagos, wurden, der nach vielen Irrfahrten in Innerasien und einem längern Aufenthalte in Kabul, von wo aus er sich unter die Kafir begeben haben will, ebenfalls in Peschawar Halt machte [1]).

Die Kafir fallen auf durch große, wohlgebildete Gestalt, regelmäßiges Gesicht, hellere Gesichtsfarbe als ihre Nachbarn, braunes Haar und braune Augen, „sie gleichen weder den Afghanen noch den Bewohnern von Kaschmir" (Burnes); ihre Sprache ist von Trumpp als eine neu-indische erwiesen, dem Wortschatz sind viele Fremdworte beigemengt. Man dachte sich die Kafir anfangs als Reste einer griechischen Kolonie aus der Zeit Alexander's des Großen; jetzt kann als sicher gelten, daß sie arischen Ursprungs sind und vor den Griechen ins Land kamen, in ihre jetzigen Sitze aber während der Wirren einzogen, die im 8. und 9. nachchristlichen Jahrhundert dem Vordrängen islamitischer Völker folgten. Auffallend ist die Mittheilung von Potagos, daß sie beim Mahl nicht mit gekreuzten Beinen oder kauernd sitzen, sondern sich zum Sitzen der Bänke bedienen und die Speisen auf Tische stellen; mit dieser Sitte würden die Kafir in weitem Umkreis allein stehen. Aeußerst geringes Ansehen genießen die Frauen. Ein Menschenleben gilt ihnen gar nichts, des Mannes ehrendste Beschäftigung ist das Vollziehen der Blutrache. Das Tödten von Gegnern gilt für so wesentlich zu öffentlichem Ansehen, daß jeder bei seinem Hause eine hohe Stange mit der plumpen Figur eines Menschen errichtet; für jeden getödteten Mann wird ein Loch gebohrt und ein Pflock eingesteckt, für eine Frau bleibt der Pflock weg. Mit den Nachbarn liegen sie in steter Fehde, diese holen sich bei ihnen Sklaven. Das Klima soll rauher sein als in den östlichen Thälern, was bei der größern Nähe der wasserscheidenden Kette glaubhaft ist. Die Felder sind ähnlich unseren Weinbergen an Abhängen auf künstlichen Terrassen angelegt und erfordern reichliche Düngung; in den äußeren Thälern zieht man Maulbeerbäume zur Seidenzucht, gegen das Hochgebirge zu herrscht Viehzucht und Alpenwirthschaft vor. Die Kleidung deutet auf harten Winter und kalte Sommernächte; sie besteht aus Röcken von unenthaarten Ziegenfellen, wollenen Hosen, Stiefeln mit angenähten Socken und einer turbanartigen Kopfbedeckung. Alle Gewänder sind von dunkler Farbe. Die Kafir haben weder Tempel noch Priester, noch Schrift und Bücher. Sie glauben an einen Gott, wissen aber nicht anzugeben, was und wo er ist oder was ihm wohlgefällig sei. Als Fürsprecher bei Gott verehren sie drei Geister, als deren Sinnbilder sie für zwei an unbehauenen Steinen Opfer niederlegen, während ein dritter in einer plump zu einem Menschenbild geschnitzten Holzfigur mit Silberaugen verehrt wird. An diesen Sinnbildern wird eine Ziege geopfert und ihr Blut gesprengt; das Fleisch wird dann gegessen. Man wirft sich nicht nieder, noch bezeigt man auf andere Weise seine Demuth; man bittet einfach und giebt dem rohen Bilde, was sein werden soll. Die Regierungsform ist höchst patriarchalisch; es giebt keinen König oder geborenen Führer; wer mindestens vier Menschen tödtete und bei gewissen Gelegenheiten reiche Mahle an Ochsen, Ziegen und vielen Centnern Mehl ausrichten kann, an denen ein ganzes Thal Antheil nimmt, genießt die Ehren eines Führers des Stammes. An allen Kafir wird Tapferkeit gerühmt; die Thatsache, daß sie ihre Unabhängigkeit gegen feindselige und kriegerische Nachbarn bis heute behaupteten, erweist sie als ein thatkräftiges Gebirgsvolk, wenn auch die hohen Gebirgszüge, die sie von allen Seiten einschließen, und die tief eingerissenen Thäler, in denen der Aufstieg zu erfolgen hat, die Landesvertheidigung erleichtern.

[1]) Sein ausführlicher Bericht mit Grammatik ist in Band XX der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft veröffentlicht.

[1]) Indian Christian Intelligencer, 1877.

Die Zukunft der Indianer.

II.

Die frühere und die jetzige Zahl der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

Es ist mir erst jetzt gelungen, Mallery's Abhandlung über „die frühere und jetzige Zahl unserer Indianer“ im Original zu erhalten; daher kann ich erst jetzt die Besprechung der so wichtigen Frage nach der Zukunft der Indianer, welche ich in der ersten Nummer dieses Jahrgangs des „Globus“ begonnen habe, zu Ende führen. Gleich hier aber muß ich einen Irrthum berichtigen, der sich dort eingeschlichen hat: nach jenem Bericht in den Times nahm ich an, daß Mallery die Zahl der nordamerikanischen Indianer vor und während der Entdeckung auf etwa 500 000 angebe; allein das thut er nicht, er nennt, wenigstens in der Abhandlung, welche in den Proceedings der American Society for Advancement of Science (Vol. XXVI) enthalten ist, keine Zahl für die genannte Epoche, und jene Angabe gehört dem englischen Berichterstatter an — wenn demselben nicht noch eine andere Arbeit Mallery's vorlag, worauf der Schluß des Times-Berichtes hinzuweisen scheint.

Weit mehr noch als nach der Lektüre dieses Berichtes fühlt man sich, wenn man die Originalarbeit unseres Verfassers gelesen hat, gedrungen, demselben beizustimmen. Mit edler Wärme und schlagenden Thatsachen beweist er, daß die nordamerikanischen Indianer nicht aussterben vor der Civilisation, daß sie völlig fähig sind dieselbe anzunehmen; daß sie überall, wo sie wirklich in ihr segensreiches Licht eintreten konnten, durch dieselbe nur gefördert, nur zu höherer, gesicherterer Entwickelung gelangt sind; daß sie keineswegs unter der traurigen Herrschaft eines „zwar beklagenswerthen, aber unabweislichen“ Gesetzes stehen, welches sie, die niedere Race, vor der höheren auf eine uns unbegreifliche Weise hinschwinden läßt, daß, wo ein solches Hinschwinden eingetreten ist, dies auf weitaus anderen Gründen beruht, als auf ihrer Unfähigkeit die Kultur der Weißen sich anzueignen: sie erlagen, sagt er, nicht der weißen Civilisation, sondern der Barbarei der Weißen. Dieser Beweis wird nicht allseitig geführt: Mallery sowohl wie Clark im Memorandum der Regierung führen ihn nur auf statistischem Wege, indem sie die genauesten Zahlenangaben zusammenstellen, welche in Betreff der Indianer durch Berechnung oder statistische Erhebung aus verschiedenen Jahren vorhanden sind; indem sie diese Zahlen einer wissenschaftlichen Kritik unterwerfen, und haltlos Ungenaues, phantastisch Uebertriebenes abweisen. Unter anderen auch die 16 Millionen, zu welchen Catlin die Urbevölkerung Nordamerikas anschwellen ließ! Gerade diese Art des Beweises ist von Wichtigkeit, denn sie ist die durchschlagendste: sie beweist auch den Gegnern dieser Ansicht, denjenigen, welche als Naturgesetz die Behauptung hinstellen, daß die niederen Racen den höheren erliegen müssen, sie beweist auch diesen Gegnern die Haltlosigkeit dieses Naturgesetzes auf das Unwiderleglichste. Mallery hat das Memorandum der Regierung vor der Veröffentlichung desselben gelesen, er hat seine Daten theilweise benutzt; nichtsdestoweniger ergänzen sich beide Abhandlungen nach mancher Seite hin und betrachten wir im Folgenden den Beweis, wie er von beiden Arbeitern erbracht ist.

Zuvor noch folgende Bemerkungen, welche nur scheinbar abschweifen. Natürlich fühlt man sich sofort versucht, daß, was von den Naturvölkern Amerikas mit Zahlen bewiesen ist, zu übertragen auch auf die übrigen uncivilisirten Stämme, und die Widerlegung, welche das „Naturgesetz“ des Aussterbens für Nordamerika erhält, auch auf sie auszudehnen. Der Verfasser des Timesartikels aber will dies Hinschwinden niederer Racen durch den Einfluß der Civilisation, diese „blight and withering theory“, wenn er dieselbe auch für Nord- und vielleicht auch für Südamerika aufgiebt, für andere Völker, mit denen die Anglosaxonen in Berührung kamen, dennoch aufrecht erhalten. Der letzte Tasmanier, sagt er, ist geschwunden, die Jahre der Sandwichinsulaner sind gezählt, manche anderen Inseln des Stillen Oceans sind fast entvölkert; und für Australien wünscht er die gleiche Untersuchung, wie sie Mallery für Nordamerika geführt hat. Die Thatsachen, die er erwähnt, sind leider nur allzuwahr, aber sie beweisen nicht die „withering theory“. Denn diese lehrt nicht, daß die Naturvölker von den Weißen ausgerottet seien, daß sie im Vernichtungskampf der Uebermacht der Weißen gewaltsam erlägen: sie lehrt vielmehr, daß auch ohne gewaltsame Ausrottung, ohne Vernichtungskampf die Naturvölker vor der Civilisation als solcher dahinschwinden, nach irgend welchen unbekannten Gesetzen und nicht erklärlichen Gründen. Diese Theorie aber ist, wie für Nordamerika, so für die übrige Bevölkerung der Erde völlig falsch: wo dieselbe vor der Civilisation geschwunden ist, da schwand sie nicht, um wieder Mallery's Wort zu gebrauchen, vor der Kultur, sondern vor der Barbarei der Weißen. Die Tasmanier hat man niedergeschossen, wie wilde Thiere, man hat förmliche Treibjagden durch die ganze Insel gegen sie angestellt — gegen die Menschen, welche, von ganz harmlosem Charakter, die ersten europäischen Besucher so freundlich aufnahmen, und die nachher durch das freundliche Zureden eines einzigen, aber in jeder Hinsicht einzigen Mannes sich so leicht, so friedlich zur Auswanderung bewegen ließen. Georg August Robinson hieß dieser Mann, er war Baumeister in Hobarttown. Daß aber, wenn die ganze englische Macht jener südlichen Gegenden sich zum Vernichtungskampf gegen ein paar hundert Wilde erhebt, letztere schließlich erliegen müssen, ist weder auffallend noch wunderbar. Auffallend ist es und mehr als wunderbar, daß die englischen Träger der Civilisation diesen Vernichtungskampf herbeiführten, ist ferner die Art, wie sie ihn geführt haben, und endlich dann noch die Behauptung, die Tasmanier seien einem Naturgesetz, seien der Civilisation erlegen, während man sie doch völlig absichtlich vertilgt hat. Nicht anders erklärt sich das Aussterben der übrigen Oceanier. Es ist interessant hierüber das Urtheil eines so umsichtigen Mannes, wie Alfr. Russ. Wallace zu vernehmen. Nur da hält sich in Polynesien die Urbevölkerung, sagt er, wo wenig Weiße hingekommen sind: wo diese aber sich — fast in allen Fällen ohne Frauen — niederlassen, da nehmen sie den Eingeborenen die besten und kräftigsten Weiber weg, in

Folge dieser Gleichgewichtsstörung der Geschlechter tritt mindere Fruchtbarkeit bei der Urbevölkerung ein, welche durch eingeschleppte Krankheiten und Spirituosen noch vermehrt wird; und so siegen die Einwanderer durch größere Lebenskraft, bessere Gesundheit und größere Fruchtbarkeit. Dies nimmt Wallace für alle „niederen Racen“, auch für die Amerikaner an; gerettet können dieselben nur durch schleunigste Annahme der Civilisation werden, da aber diese Annahme größere Zeiträume verlangt, als sie jenen Nationen vergönnt sind, da ferner mit einer bloß oberflächlichen Politur nichts erreicht ist, so werden jene Völker schwinden. Also nicht vor der Civilisation schwinden sie, im Gegentheil, sie ist das einzige Mittel sie zu retten. Auch Wallace erklärt sich vielmehr sehr deutlich dahin, daß sie nur der weißen Barbarei und Gewaltthätigkeit erliegen. Denn was ist jenes Wegnehmen der Weiber (daß es sich fast nur um sogenannte „temporäre“ d. h. wilde Ehen handelt, versteht sich von selbst), was ist das gewaltsame Verdrängen der Eingeborenen, denen man gar kein Recht an ihrem Grund und Boden zugesteht, weil sie die Schwächeren sind, was ist das Einführen — und in Polynesien wie in Amerika so häufig gewaltsame Einführen — der Spirituosen anders, als solche weiße Barbarei? Also die gleichen Behauptungen, die gleichen Gesetze gelten von den Amerikanern sowohl wie von den übrigen Naturvölkern: es ist von allgemeiner Bedeutung, was wir hinsichtlich der Indianer lernen. Zu ihnen gehen wir jetzt über, indem wir nur noch ab und zu vergleichende Blicke auf andere Völker werfen.

Um nun zunächst die Größe des Hinschwindens der nordamerikanischen Indianer einigermaßen genau kennen zu lernen, müssen wir festzustellen suchen, wie viel etwa ihre Zahl zur Zeit ihrer Entdeckung, also um 1600, betrug. Das ist nicht leicht, denn es fehlt an zuverlässigen Daten aus jener alten Zeit, und was wir haben, bezieht sich nur auf die Völker, mit welchen die Europäer zuerst in bleibendere Berührung kamen, auf die Völker des Ostens. Ueber sie hat Georg Bancroft in seiner Geschichte der Vereinigten Staaten eine Reihe von wichtigen Angaben zusammengestellt, und Mallery, dessen Abhandlung in dieser Stelle Bancroft's wurzelt, dieselben wiederholt und mit einigen interessanten Beiträgen bereichert. Vermont, Nordwest-Massachusetts, der größte Theil von Neu-Hampshire, von Michigan, Ohio, ein Theil von Indiana waren noch lange nach der Ankunft der europäischen Kolonisten unbewohnt[1]); ebenso, nachdem die Shawnees durch die Cherokees vertrieben waren, Kentucky, nach alten Karten die Gegend von Mobile bis Florida und nach alten Berichten die Umgegend von Savannah auf eine Ausdehnung von 400 (engl.) Meilen; und die vertriebenen Shawnees fanden Zuflucht in dem gleichfalls menschenleeren südöstlichen Theil der Alleghanies. Dem entsprechend ist dann auch die Individuenzahl der östlichen Völker eine nur geringe. Die Huronen in Obercanada betrugen nach Alb. Gallatin um 1639 höchstens 10 000 Seelen[2]), doch ist bei dieser Angabe nicht außer Acht zu lassen, daß sie, wie derselbe Schriftsteller berichtet, gerade um diese Zeit 1200 Männer an den Pocken verloren hatten. Die Cherokees schätzt James Adair, welcher vierzig Jahre lang unter ihnen und den benachbarten Stämmen lebte und ein Mann von ernstem Wahrheitssinn und gesundem Urtheil war, nach seiner eigenen und anderer „verständiger“ Kaufleute Beobachtung auf mindestens 6000 Krieger, also etwa 30 000 Seelen; sie hatten 64 Städte, welche voll Weiber und Kinder waren; im Jahre 1738 rafften die Blattern, ebenfalls nach Adair's Bericht, die Hälfte von ihnen hin, und nach dem Cherokeekrieg 1760/61 betrug ihre Zahl noch 3300 Krieger, also 16 500 Seelen, viele Städte waren zerstört und sie selber auf einen engern Raum zusammengedrängt[1]). Bancroft rechnet nun so:

Algonkinvölker etwa	90 000,
Ost-Sioux weniger als	3 000,
Irokesen und Verwandte etwa	17 000,
Catawbas (Karolina)	3 000,
Cherokees	12 000,
Mobilische Stämme (Chickasaw, Chocktaw, Muskhogees)	50 000,
Uchees (Georgia)	1 000,
Natchez (Louisiana)	4 000,
also im Ganzen etwa	180 000

Indianer östlich vom Mississippi. Wenn nun Mallery gegen diese Zahlen den Verdacht ausspricht, auch sie seien vielleicht dadurch zu hoch gegriffen, daß dasselbe Volk unter verschiedenen Namen mehrfach gezählt sei; so sprechen die vorstehenden Namen Bancroft's und alles, was er in der Schilderung der einzelnen Stämme sagt, welche dieser Zählung vorangeht, so sehr gegen jenen Zweifel, daß wir mit völliger Zuversicht diese Zahlen als durchaus nicht übertriebene benutzen können. Ja wir müssen vielmehr die Behauptung aussprechen, daß sie für die erste Zeit der Entdeckung, für 1600, zu niedrig sind. Ich sehe nicht ein, was man gegen die Zahl der Cherokee, welche Adair für die ältere Zeit anführt, Stichhaltiges einwenden will. Die Irokesen giebt Lewis Morgan, der genaueste Kenner ihrer Verhältnisse, für die Zeit um 1650 auf 20 000, ja mit einigen ihrer Nachbarvölker im heutigen Staate Neuyork auf 25 000 Seelen an. Auch die Zahl der mobilischen Stämme giebt Adair für die früheren Zeiten viel höher an: die Muskhogee besaßen nach ihm 50 Städte und 3500 Krieger, also etwa 17 500 Seelen; die Chocktaw 4000 bis 4500 Krieger, also bis 22 500 Seelen; die Chickasaw früher sogar 10 000 Krieger, also 50 000 Seelen, vertheilt in vier Kolonien, davon einzelne eine zahlreichere Volksmenge besaßen, als um 1775 der ganze Stamm, der damals auf 450 Krieger oder 2250 Seelen herabgekommen war. Um dieselbe Zeit, um 1775, hatten die Catawba nur 100 Krieger, während sie 1743 noch 400, früher aber 1500 Krieger, also bis 7500 Seelen gezählt hatten[2]). Die Angaben Adair's, des umsichtig beobachtenden Augenzeugen, verdienen durchaus Beachtung; nach ihnen und Morgan's Ziffer für die Irokesen erhöht sich Bancroft's Gesammtsumme auf 245 500, und so wird es gewiß keine Uebertreibung, sondern eine Annäherung an die Wahrheit sein, wenn wir für die Zeit um 1600 die Zahl der Indianer östlich vom Mississippi von 180 000 auf mindestens 220 000 erhöhen.

Die Zahl der Californier geben die Spanier aus der ersten Zeit ihrer Niederlassung (Altcalifornien 1683, Neucalifornien 1769) auf 40 000 an; eine Angabe, welche natürlich nur auf sehr allgemeiner Schätzung beruht. In den Missionen hatten sie 20 000 bis 25 000 Eingeborene; 1802 zählten sie, in ähnlicher Abschätzung, 32 231 Seelen. Der Bericht des Commissioner of Indian Affairs für 1876, der mir leider nicht zu Gebote steht, zählt 8424 Californier in den Reservationen und außerdem noch 7241 frei-

[1]) G. Bancroft, History of the United States. 22. Ausg. Boston 1870, Bd. III, 252 f.

[2]) Gallatin, Synopsis of the Indian Tribes. Archaeologia Americana 1836, II, 10 seq. Vergl. Bancroft a. a. O.

[1]) James Adair, History of the American Indians, London, 1775, p. 227. (Die dem Herrn Verfasser allein zu Gebote stehende deutsche Uebersetzung, Breslau 1782, enthält fälschlich die Zahl 3300. Red.)

[2]) Adair, Geschichte der Indianer Amerikas, deutsche Uebersetzung, Breslau 1782, S. 28, 80, 124, 244.

lebende, so daß die Gesammtzahl 15 665 beträgt [1]). Doch ist die Zahl der freilebenden, hinzugefügt aus dem Census von 1870, wahrscheinlich etwas zu hoch gegriffen. Dagegen zählt der Report von 1877 nur 6677 Seelen in den Reservationen, also 2347 weniger als der von 1876 und nur 2041 freilebende Indianer, 5200 weniger als der Census von 1870. Wir kommen auf diesen Widerspruch zurück. Mallery giebt nach dem Bericht des Majors J. W. Powell, des bekannten Leiters der U. S. Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain Region noch eine Reihe anderer Zahlen: Indianer welche unter den beiden Rubriken der Reservationen und der Freilebenden nicht mitgezählt sind, ausgewanderte oder sonst in Bewegung befindliche und andere officiel nicht mitgezählte Stämme. Diese Zahlen lauten [2]):

Mojave und Chimehueva in Reservationen	2070,
Yuma in Reservationen	352,
Mojave nicht in Reservationen	700,
Indianer zur Pi-Ute-Reservation in Nevada zählend	500,
Panamints, frei	400,
Indianer in den Bergen Nevadas, frei	500,
Indianer nach Idaho und Oregon ausgewandert	300.
Summa	4822.

Mallery setzt diese Summe anstatt jener 7241 Freilebender des Census von 1870 ein und so bekommen wir, indem wir diese 4822 zu den 8424 der Rerservationen hinzuzählen, als Gesammtzahl der heutigen californischen Indianer 13 246 Seelen. Hierbei aber sind erstlich die Bewohner der (mexikanischen) Halbinsel Californiens nicht mitgezählt, über welche man überhaupt keine irgend verläßliche Zahlangabe machen kann; und andererseits, nirgends ist, und noch in den letzten Jahrzehnten, der Verlust an Menschenleben größer gewesen als hier durch das brutale Wüthen der Goldsucher, wie in den vergangenen Jahrhunderten das höchst gewaltsame Verfahren der spanischen Missionäre hier äußerst schädlich wirkte. Nehmen wir nun ferner auf die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit Rücksicht, daß die Spanier noch andere Nachbarvölker des heutigen Californiens in ihre Schätzung mit hereingezogen haben, so werden wir ihre erste Zahl von 40 000 Seelen für das ganze californische Gebiet kaum zu hoch finden können. Ganz übertrieben und ohne den mindesten wissenschaftlichen Werth, ja völlig unbegreiflich wegen ihrer Kritiklosigkeit ist die Berechnung der ursprünglichen Volkszahl Californiens in dem sonst vortrefflichen Werk von Stephen Powers, Tribes of California [3]). Nach Powers gab es über 700 000 Californier — eine Annahme, welche wir ernstlich zu widerlegen um so weniger nöthig haben, als Major Clark dies schon in seinem Memorandum völlig genügend gethan hat [4]), als Powell selber, in der Vorbemerkung zu Powers Buch, sie zurückweist.

Solche Gebiete des Continentes nun, wo nur eine geringe oder fast gar keine Berührung mit den Europäern stattgefunden hat, würde man mit ihrer heutigen Bevölkerungsziffer auch für jene älteren Zeiten gebrauchen können. Ein solches Gebiet giebt es nun freilich nicht; annähernd aber kann man den hohen Norden Amerikas, allerdings mit Ausnahme der Aleuten, unter diesem Gesichtspunkt zur Berechnung heranziehen. Von einem Theil dieses Gebietes, von dem Territorium Alaska, hat Dall in einer seiner neuesten Veröffentlich ungengenaue Bevölkerungsziffern mitgetheilt [1]). Als Gesammtzahl aller der Eingeborenen, über welche eine numerische Bestimmung gemacht werden konnte, giebt Dall 25 704 an [2]), sagt aber zu gleicher Zeit, daß diese Angabe eher über als unter der Wahrheit stehe. Dennoch aber bleibt Mallery, bleibt Clark im Memorandum unter der Wahrheit, wenn sie diese Ziffer so ohne Weiteres für die Gesammtzahl der Indianer Alaskas in Rechnung bringen: denn Dall führt eine Reihe dort wohnender Völker an, ohne sie zu zählen, ohne sie bei der Gesammtsumme irgend mit in Anschlag zu bringen. So zunächst von dem ersten hergehörigen Volksstamm, den Innuit, die Chŭk'lŭk-mūt, wie er sie nennt, oder Namollo, die heute im äußersten Ostasien wohnen: sie sind freilich für uns von keiner Bedeutung, weil sie gewiß schon um 1600 in Asien wohnten, wenn sie dorthin auch erst verhältnißmäßig spät von Amerika aus eingewandert sind. Von dem zweiten Volksstamm, den Tinneh, nennt er, ohne Angabe ihrer Volksziffer, die Tenuth-kutchin und die Tätsäh-kütchin, denn beide, welche als Wandervölker zwischen den Stromschnellen des Yukon und der Mündung des Procupine hin- und herzogen, erlagen 1863 vollständig dem Scharlachfieber — was uns nicht allzusehr auffallen mag, wenn wir von Dall hören, daß beide Stämme sehr wenig zahlreich waren [3]). Wichtiger ist es für unsere Untersuchung, daß auch die Vŭnta-kutchin, die Hän-kutchin, die Tŭtchone-kutchin, ferner von den östlichen Tinneh die Abbāto-tenā, die Mauvais-Monde, die Acheto-tinneh, die Dāho-tenā, die Tāhko-tinneh und die Chilkaht-tena, und endlich von dem dritten Hauptvolksstamm, von den Tlinkets, die Nasse und Chimsyāns, also im Ganzen elf Völkerstämme, nur genannt, nicht gezählt werden. Es sind dies nur sehr wenig bekannte Nationen und nur über einige von ihnen giebt Dall einige allgemeine Zahlbestimmungen an: so berichtet er, daß die Han-kutchin nur ein unbedeutender, hingegen die Tutchone-kutchin ein großer und weitverbreiteter Stamm sind, daß die Mauvais-Monde, die Tahko-tinneh nur sehr geringfügig, die Chilkaht-tena aber sehr zahlreich sind. Setzen wir nun für die Stämme mit bedeutender Kopfzahl etwa 2000 Seelen, für die kleinen und kleinsten aber 200 oder 100 an, so kommen wir schon jetzt zu etwa 30 000 Alaska-Indianern, wobei wir entschieden eher unter als über die wahre Zahl greifen. Der Agent der Vereinigten Staaten in Alaska, Henry W. Elliot, berichtet kaum anders. Er giebt für 1874 die Zahl von 23 000 bis 25 000 Einwohnern an, setzt aber ebenfalls gleich hinzu, daß im Innern noch verschiedene Stämme lebten, welche zwar sehr zahlreich, aber selbst auch bei den Händlern nur sehr wenig bebekannt seien [4]). Also auch diesen Bericht läßt unsere Annahme von 30 000 Alaska-Indianern keineswegs zu hoch erscheinen. Von den Bewohnern der Aleuten, von den Unūng'ūn, wie sie Dall nennt, berichtet Elliot, daß sie jetzt gegen 5000 betragen; er scheint aber zu ihnen zugleich die Kaniagmuten (Bewohner der Halbinsel Alaska, der Insel Kadjak und ihrer Nachbarinseln) zu rechnen. Dall gibt die Zahl der Unungun nur auf 2450 einschließlich der Kaniagmuten an. Dagegen betrugen sie nach Elliot vor der Ankunft der Russen vier- bis fünfmal so viel als heute — eine Angabe, welche wohl richtig sein

[1]) Memor. im Report 1877, S. 501.
[2]) Proceedings S. 361.
[3]) Contributions to North American Ethnology. Vol. III. Tribes of California, by Stephen Powers. Washington 1877 (U. S. Geograph. and Geol. Survey of the Rocky Mountain Region).
[4]) Report 1877, 500 f.

[1]) U. S. Geogr. and Geol. Survey of the Rocky Mount. Region. Part I. Tribes of the Extreme Northwest. By W. H. Dall. Washington 1876.
[2]) S. 23 f. und 39 f.
[3]) S. 30.
[4]) Elliot im Memor. des Report 499 bis 500.

mag, denn auch v. Langsdorff konstatirt nach russisch-amtlichen Berichten aus den Jahren 1795 und 1804 eine nicht unbedeutende Abnahme auch der Kaniagmuten [1]). So hätten wir zu den Alaska-Indianern, wie wir schon Dall's Zahlangaben erhöhen mußten, für die ältesten Zeiten, auf die wir hier zurückgehen, abermals etwa 10 000 hinzuzufügen. Ihre Gesammtsumme würde alsdann ebenfalls wie die der Californier, mindestens 40 000 Seelen betragen. Denn wie die Tenuth-kutchin, die Tatsah-kutchin eingeschleppten Krankheiten erlegen sind, ebenso gut kann das Schicksal ganz oder theilweise andere Stämme betroffen haben, von denen wir nichts wissen; und wie die Bewohner der Aleuten durch die Behandlung, welche sie von den Russen erdulden mußten, stark vermindert wurden, so ist eine ähnliche, wenn auch geringere Verminderung für die Bewohner Sitkas und der Nachbarinseln wahrscheinlich, welche keineswegs freundlicher behandelt worden sind [2]). Doch sollen diese Möglichkeiten, so wahrscheinlich sie auch sind, unsere Zahlen nicht beeinflussen; wir haben daher in den eben angeführten Ansätzen keine Rücksicht auf sie genommen.

Giebt es nun wohl einen Weg, die Zahl der Bewohner westlich vom Mississippi bis zum Felsen- und Parkgebirge hin, wie sie um 1600 galt, so abzuschätzen, daß die Schätzung annähernd sachgemäß und brauchbar ist? Die Eingeborenen östlich vom Mississippi betrugen mindestens 220 000 und da dies östliche Gebiet, begrenzt durch die Seenlinie und den Lorenzstrom und das Ontariogebiet des britischen Nordamerika mitumfassend, etwas mehr als 47 000 Quadratmeilen beträgt, so kommen etwa 4,6 Menschen auf die (deutsche geographische) Quadratmeile. Für das Gebiet westlich vom Mississippi lassen wir unsere Grenze zusammenfallen mit der Südwestgrenze von Texas, soweit dieselbe dem Rio grande del Norte folgt, sodann mit der Westgrenze von Neu-Mexiko, Colorado, Wyoming und Montana. Da hierbei Arizona, Nevada, Utah und Idaho unberechnet bleiben, die doch auch bewohnt waren, so wird unser Resultat auf keinen Fall zu groß werden. Das so abgegrenzte Westgebiet beträgt etwa 67 228 Quadratmeilen. Rechnen wir nun auch hier 4,6 Menschen auf die Quadratmeile, so erhalten wir in runder Zahl 309 250 Einwohner — gewiß nicht zu viel, da ja gerade die Mississippi- und Missourigegenden sowie Texas in alter Zeit vorzugsweise stark bevölkert waren.

Es bleibt uns jetzt noch das weite Gebiet des britischen Nordamerika zu besprechen übrig. Der Flächeninhalt desselben, so weit er für uns in Betracht kommt — denn die Wasserflächen zählen wir natürlich nicht mit und ebenso wenig die schon vorher berechneten Gebiete Ontario, Neu-Braunschweig und Neu-Schottland —, beträgt 156 170 Quadratmeilen. Auch hier wollen wir es machen, wie bei der Berechnung der Mississippi-Westgegenden: wir legen hier die Bevölkerungsziffer, welche sich für Alaska (25 700 Quadratmeilen) bei der Annahme einer Bevölkerung von 40 000 Seelen mit 1,5 für die Quadratmeile ergiebt, unserer Berechnung zu Grunde, und so würden wir etwas mehr als 234 000 Eingeborene für die Zeit der Entdeckung erhalten. Allein diese Berechnung ist deshalb unzulässig, weil in Folge der continentalen Eigenthümlichkeiten dieser Gegenden die Verhältnisse für die Bevölkerung höchst ungünstig sind, viel ungünstiger als in dem so viel maritimern Alaska. So setzt der französische Missionär Petitot für das ganze Mackenzie-Athapaska-Gebiet, welches er durch langjährigen Aufenthalt daselbst sehr genau kennt, nur 10 000 Indianer an [1]). Wir wollen also, trotz der bessern Bevölkerungsverhältnisse im Südrand des Gebietes, für das britische Nordamerika nur etwas mehr als die Hälfte jener alaskischen Bevölkerungsziffer ansetzen und so erhalten wir 120 000 Eingeborene, welche Zahl wir gewiß benutzen dürfen, ohne ein Ueberschreiten der thatsächlichen Wahrheit befürchten zu müssen.

So erhalten wir als Gesammtsumme der Indianer nördlich von Amerika für 1600:

Oestliche Vereinigte Staaten	220 000,
Westliche Vereinigte Staaten bis zum Felsengebirge	309 250,
Californien	40 000,
Alaska	40 000,
Britisch Nordamerika	120 000,
	729 250,

wofür wir in runder Zahl 730 000 Eingeborene ansetzen können — eine Zahl, welche sicher nicht übertrieben, vielmehr eher etwas zu gering als zu hoch gegriffen scheint.

Wie stellt sich nun zu ihr die Zahl der heutigen nordamerikanischen Indianer? Die officiellen Reports der Agenten betragen mit Ausschluß Alaskas für das Jahr 1877 nur 250 809 Seelen [2]), während sie für 1876 für dasselbe Gebiet eine nicht unbedeutend größere Ziffer, 266 151 Seelen, ansetzen [3]). Woher dieser Unterschied kommt, erhellt aus den officiellen Angaben für 1877 nicht, gewiß aber beruht er nicht auf so rapidem Hinschwinden der Indianer, vielmehr einmal in Folge der Bewegung der Bevölkerung, auf diesmal ungenaueren Angaben, andererseits aber auch auf immer genauerer Zählung derselben. Müssen doch auch im Bericht für 1877 die Agenten bisweilen noch auf Zahlangaben von 1873 zurückgreifen, und ist es doch völlig naturgemäß, daß bei immer eingehenderer Beschäftigung mit den Indianern immer genauere, d. h. aber für unsere Berechnung in den meisten Fällen, wo es sich um einzelne, bisher nur abgeschätzte Stämme handelt, immer kleinere Zahlen sich ergeben. Also haben wir

Indianer der Vereinigten Staaten Ende 1877	250 809,
Indianer nicht unter Agenten oder in Reservationen	15 643,
Feindliche Indianer unter Sitting Bull	4 000,
Indianer Alaskas nach der obigen Schätzung, die aus Dall's Angaben berichtigt war	30 000,
Indianer des britischen Nordamerika, Census von 1874, Ende des Jahres	94 163,
Summa	394 615.

Also fast 400 000 Seelen, bei welcher Pauschsumme die Zweifel über die Zahl der californischen Indianer werthlos sind. Die Zahl der nicht unter Agenten stehenden Indianer haben wir auf folgendem Wege erhalten: Der Census von 1870 gab nach Clark's Berichten in den Memoranda der Regierung 25 731 solcher frei lebenden Indianer an, welche Clark ohne Weiteres zu der Bevölkerungsziffer des Report für 1876 hinzufügt [4]). Hiergegen bemerkt Mallery mit Recht, daß die Reports unter ihren Zahlangaben eine Menge solcher vereinzelter Indianer mit einbegreifen. Wenn er aber die nicht aufgezählten höchstens nur auf 5000 veranschlagen will [5]), so ist diese Zahl

[1]) v. Langsdorff, Bemerkungen auf einer Reise um die Welt, Frankf. 1812, II, 53 bis 54.
[2]) Ebendaselbst II, 75.

[1]) Bei Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde in Perthes' Ergänzungsheften Nro. 49, S. 67.
[2]) Annual Report of the Commiss. of Ind. Affairs 1877, 304.
[3]) Ebendaselbst 493. Mallery, Proceedings 344.
[4]) Annual Report 1877, 493.
[5]) Proceedings 344.

entschieden zu gering. Denn die Angaben über vereinzelte Indianer in den Reports von 1877 betragen 10 188 Seelen und diese von jenen 25 731 abgezogen giebt 15 643 Seelen, unsere oben eingesetzte Zahl. Unter ihnen sind wohl auch die 1000 Passamaquoddies und Penobscots miteinbegriffen, welche in Maine leben und nach Mallery [1]) in jener obigen Hauptsumme für 1877 nicht mit einberechnet sind; wir dürfen sie also nicht noch besonders hinzuzählen. Die Indianer unter Sitting Bull und anderen Häuptlingen, welche in Folge des Dakotakrieges nach Britisch Nordamerika übergesiedelt und in dem Gesammtcensus für 1877 nicht mitgezählt sind, werden nach verschiedenen Angaben von 1500 bis 6000 geschätzt. Wir haben oben eine mittlere Zahl eingesetzt. Zählen wir nun aber nur die geringste Angabe, 1500, und für die vereinzelten Indianer mit Mallery nur 5000, so verringert sich unsere obige Summe auf 381 472 Indianer.

Vergleichen wir schließlich diese Zahl mit der Gesammtsumme der Indianer, 730 000 Seelen, welche wir für die Zeit um 1600 als wahrscheinlich, wenn auch vielleicht etwas zu niedrig gegriffen fanden, so ergiebt sich der Verlust, den die Eingeborenen Nordamerikas erlitten, entweder auf 335 000 oder auf 348 000 Seelen. Sie sind also in den letzten zwei Jahrhunderten um die kleinere Hälfte der ehemaligen Gesammtsumme zusammengeschmolzen.

[1]) Proceedings.

Ethnographisches über das Tric-Trac-Spiel.

α. Das von den Franzosen Tric-Trac, von den Engländern Backgammon genannte Spiel ist uralt und sehr weit über die Erde verbreitet. Die Steine werden dabei auf einem Diagramm oder Spielbrette nicht nach dem freien Willen des Spielers, wie bei Dambrett oder Schach, sondern nach dem Ergebniß eines Würfelwurfs oder nach dem Loose bewegt. „Man kann kaum bezweifeln", bemerkt E. B. **Tylor**, der jetzt in dem „Journ. Anthropol. Instit." eine Abhandlung über dieses Spiel veröffentlicht, „daß die eigenthümlichen Kombinationen von Zufall und Kunst, die hier auftreten, **aus einer Original-Spiel-Quelle resultiren**, wiewohl dieses jetzt nicht mehr genau nachgewiesen werden kann und vielleicht seit Menschenaltern schon verschwunden ist."

Vielleicht erwuchs das Tric-Trac aus dem Abacus oder Rechenbrett, dessen Calculi auf Linien hin- und hergeschoben wurden. Die Nachkommen desselben von der Tric-Trac-Familie zerfallen in zwei Gruppen: diejenige, bei der Würfel, und jene, bei welcher Loose angewendet werden. Danach unterscheidet man Würfel-Tric-Trac und Loos-Tric-Trac. Das erstere tritt in der klassischen Zeit auf. Duodecim Scripta wurden im ganzen Römerreiche gespielt, dauerten als Tabulae durch das Mittelalter und haben im Tric-Trac ihre heutigen Ausläufer. Das altgriechische Kubeia gehört auch hierher. Daß es in Persien unter dem Namen Nard vorkam, wissen wir aus Plutarch, und die Sanskrit-Literatur bezeugt sein Vorkommen im alten Indien. Für unsere Zwecke ist es jedoch nicht nothwendig, das Würfel-Tric-Trac hier weiter zu verfolgen; wir halten uns vielmehr an das rohere und wohl ursprünglichere Loos-Tric-Trac.

Unter dem Namen tab (Spiel) herrscht es in **Aegypten** und **Palästina**, wo das Loos in vier Palmrippenstöckchen besteht, deren eine Seite weiß geschabt ist, während die andere grün bleibt, und die gegen eine Wand geworfen werden; je nachdem nun „weiß" oder „grün" oben fallen, erfolgen die Züge auf dem „Brett". Dieses besteht aus einigen in den Boden gezeichneten Linien, auf denen Ziegelstückchen die „Steine" repräsentiren. Die Einzelheiten des Spiels übergehend, die bei Lane: „Modern Egyptians", nachgelesen werden können, erwähnen wir, daß das Spiel in **Indien** unter dem Namen Pachisi gespielt wird und dort sehr populär ist. Das „Spielbrett" hat dort die Gestalt eines Kreuzes und besteht aus Baumwollstoff mit darauf gezeichneten Quadraten. Die Loose sind konische, verschiedengefärbte gedrechselte Holz- oder Elfenbeinstöckchen. Als Steine benutzt man Kaurischnecken.

Die Art und Weise des Spieles ist dem ägyptischen Tab sehr ähnlich, so daß die Identität beider Spiele und ihre mögliche Abstammung aus einer Quelle nicht zu bezweifeln ist.

Zeigt sich hierin nun nichts Auffallendes, so wird die Sache erst ethnographisch wichtig, wenn sich **das Tric-Trac in der vorcolumbischen Neuen Welt nachweisen läßt**, was Tylor mit Glück durchführt. Lopez de Gomara's bekannte „Istoria de las Indias" wurde 1552 gedruckt und in ihr wird fol. 42 erzählt, daß Montezuma dem Patolitzli-Spiele zuschaute, welches nach Gomara's Schilderung genau dem Tab und Pachisi gleicht; es wurde mit patolli (Bohnen) gespielt, die als Loose dienten, während Steine je nach dem Ausfall der Loose auf einem liniirten Brette hin- und hergeschoben wurden. Mehr Einzelheiten bei Torquemada: „Monarquia Indiana", und Sahagun: „Historia Universal de Nueva España".

Die Spanier verglichen das Spiel sofort mit ihrem von den Römern stammenden Tablas-Spiele (Patolitzli, que parce mucho al juego de las tablas, sagt Gomara). „Würden sie," sagt Tylor, „mit dem indischen Pachisi bekannt gewesen sein, sie würden es mit diesem zusammengestellt haben." Die Uebereinstimmung ist, wenn man die Einzelheiten — welche wir hier übergehen — vergleicht, so schlagend, daß die Frage: Stammt das mexikanische Spiel nicht aus Asien? berechtigt erscheint. Konnte es nicht ein spanischer oder portugiesischer Matrose in Indien gelernt und dann auf einer Reise nach Westindien und weiter etwa als Schiffbrüchiger nach Mexiko gebracht haben, fragt Tylor.

Wenn dieser ausgezeichnete Ethnograph und Kulturhistoriker diese Frage aufwirft, so ist das besonders zu beachten, denn in seinen bisherigen Werken vertritt er bei übereinstimmenden Sitten, Anschauungen und Gebräuchen ethnisch geschiedener und räumlich von einander getrennter Völker stets die Anschauung von der **unabhängigen** und selbständigen Entwickelung derartiger Sitten und Meinungen.

„Vasco da Gama's Reise nach Indien fällt um das Jahr 1500, die Eroberung Mexikos in 1521; die Gegenwart des Spiels in Mexiko muß daher durch frühere direkte Verbindung von Asien aus erklärt werden. Daß eine solche Verbindung stattfand, hat Alexander v. Humboldt's bekanntes Argument vom Vorkommen eines chronologischen Kalenders in Mexiko dargethan, auf welchem Tage, Jahre u. s. w. nach einem combinirten Verfahren aufgezeichnet sind, welches sehr nahe dem Principe steht, nach welchem Tibetaner, Chinesen u. s. w. noch ihre Zeitrechnung haben. Nicht nur wurden die Zeichen Tiger, Hund, Affe, Hase, um Perioden zu datiren von diesen beiden Völkern ebenso wie von den Mexikanern gebraucht, sondern sie combinirten solche Zeichen in Serien,

so daß in Japan „jüngerer Feuer Hase“ das vierte Jahr des Cyclus bezeichnet, während in Mexiko „zwei Hase Feuer“ für den 28. Tag des Jahres steht. Die Uebereinstimmung zwischen den Mythen von der allmäligen Weltzerstörung in Asien und Mexiko ist kaum minder beachtenswerth. Dieselben Ursachen nun, welche asiatische Kalender und Mythen in die aztekische Kultur brachten, können auch das indische Pachisi-Spiel dahin geführt haben. Um diese Berührung zwischen den Völkern der zwei Continente herbeizuführen, ist es nicht nothwendig, Völkerwanderungen in einem großen Maßstabe anzunehmen. Die nothwendige Berührung kann schon durch das Verschlagen einiger Boote oder Dschunken mit lebender Mannschaft von Asien nach der pacifischen Küste Nordamerikas herbeigeführt worden sein; ein Ereigniß, wie es jetzt noch hin und wieder vorkommt.“

Tylor verfolgt das Spiel dann noch weiter. Pater Joseph Ochs, der 1754 bis 1768 Jesuitenmissionär in Mexiko war, erzählt von den Eingeborenen des Tarajumara- und Pima-Distrikts: „Anstatt unserer Karten haben sie daumenbreite, fast spannenlange Rohrschnitze, oder auch Hölzergen, in welche, wie auf einem Kerbholze, verschiedene Striche eingeschnitten und schwarz getränkt sind. Diese halten sie in der Hand fest zusammen, heben sie, so hoch sie können, in die Höhe, und lassen sie auf die Erde fallen. Wer dann mehrere Striche oder Augen über sich hat, gewinnt den Einsatz. Dies Spiel ist so schlimm als das verruchte Würfelspiel. Sie nennen es Patole. Weil es bey Strafe der Schläge verboten ist, so ersehen sie sich hierzu einen Ort im Gebüsche aus.“ So finden wir also weit entfernt von der Stadt Mexiko (in Neu-Mexiko) ein Spiel, das den aztekischen Namen Patolli führt, obgleich in jenem Distrikte eine andere Sprache herrscht. Aber auch unter den Huronen fanden schon 1636 die französischen Missionäre ein ähnliches Spiel, jeu de plat von ihnen, gus-ga-e-sa-tä von den Rothhäuten genannt.

Schließlich giebt Tylor folgende Recapitulation: „Loos-Tric-Trac, repräsentirt durch Tab, Pachisi u. s. w., reicht in der Alten Welt von Aegypten durch das südliche Asien bis Birma. Da das Patolli der Mexikaner eine Abart des Loos-Tric-Trac ist, welche sich am meisten dem Pachisi der Hindu nähert und vielleicht gleich diesem im Uebergange zu Würfel-Tric-Trac begriffen ist, so scheint seine Anwesenheit darzuthun, daß es von Asien eingewandert ist. Wie es kam, ist ungewiß, wiewohl das Verschlagen asiatischer Schiffe nach Californien die leichteste Lösung bietet. Jedenfalls kann es unter die nachweisbaren asiatischen Culturelemente in der altmexikanischen Civilisation gerechnet werden, deren hohe Entwickelung in Metallarbeiten, Architektur, Astronomie, politischen und religiösen Institutionen ꝛc. in hohem Maße dem asiatischen Einflusse zu verdanken zu sein scheint. Von Mexiko scheint sich das Loos-Spiel mit seinem aztekischen Namen Patolli zu den roheren nordwestlichen Stämmen verbreitet zu haben, doch tritt hier nur das Looswerfen, ohne Brett und Steine, auf. Auch bei den Stämmen an den großen amerikanischen Seen ward ein ähnliches Loos-Werfen bekannt und sicher wurde diese Methode des Loos-Tric-Trac nicht von den Europäern nach Amerika importirt, da diese nicht damit bekannt waren. Wir müssen daher annehmen, daß die nordamerikanischen Indianer es von Mexiko erhielten, jedenfalls aber auf irgend eine Art von Asien. Wenn nun aber ein Culturelement, selbst ein so untergeordnetes Ding, wie ein Spiel, als entschieden von Asien herrührend und unter den rohen Stämmen Nordamerikas eingebürgert nachgewiesen werden kann, so zeigt dies den Weg, wie verschiedene andere ihrer Culturelemente auf asiatischen Ursprung zurückgeführt werden können.“

Wir bemerken ausdrücklich, daß wir uns hier nur referirend verhalten haben, ohne den Schlußfolgerungen Tylor's beizustimmen.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die „Monatshefte zur Statistik des Deutschen Reiches“ (October 1878) enthalten eine Untersuchung, betitelt „Zur Eisenbahn- und Bevölkerungsstatistik der deutschen Städte, insbesondere der deutschen Kleinstädte und Landstädte“, welche zu dem Resultate kommt, daß die Klein- und Landstädte (d. h. solche von 2000 bis 20 000 Einwohnern) ohne Eisenbahnen in der Zeit vom 3. December 1867 bis zum 1. December 1875 eine, wenn auch nur wenig, günstigere Entwickelung in Bezug auf die Volkszunahme, resp. eine weniger ungünstige in Bezug auf die Abnahme zeigen, als die mit Eisenbahnen versehenen Orte dieser Kategorie. Es findet sich als Regel, daß von den Gemeinden, die überhaupt an Einwohnern zunahmen, die Eisenbahnstationen weniger zugenommen und die Nichteisenbahnorte weniger abgenommen haben, und überhaupt die durchschnittliche jährliche Gesammtzunahme bei den Städten ohne Eisenbahnen stärker war, als bei denen mit Eisenbahn. Zwei Sätze stellt das Statistische Amt demnach als wahrscheinlich auf: 1. daß die Eisenbahnen das Wachsthum der kleineren Städte nicht beschleunigen; und 2. daß das Nichtvorhandensein der Bahnen der Entwickelung der Volkszahl der kleineren Orte, im Verhältniß zu den mit Bahnen versehenen, keinen Abbruch that. (Nach der Augsb. Allg. Zeitung.)

— Unser Deutsches Land und Volk. Vaterländische Bilder aus Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des Neuen Deutschen Reiches. Zweite, gänzlich umgestaltete Auflage. Unter Redaction von Prof. Dr. G. A. von Klöden und F. von Köppen. In Bänden von etwa je 10 Heften à 50 Pfg. oder in Bänden von je zwei Abtheilungen. Mit 1200 Textillustrationen, Karten, Ton- und Titelbildern u. s. w. (Leipzig, O. Spamer.)

Unter diesem Titel erscheint seit Weihnachten 1877 ein für seine populäre Bestimmung recht umfassend angelegtes und sehr schön ausgestattetes Sammelwerk über Deutschland, von dessen zwölf Bänden bereits zwei uns vorliegen. Es soll eine Vaterlandskunde namentlich für die Jugend werden, von welcher ein Band für eine gedrängte Darstellung der politischen und physikalischen Geographie, begleitet von zahlreichen statistischen Tabellen und 10 bis 12 Uebersichtskarten, bestimmt ist, während die übrigen elf eine speciellere Betrachtung der einzelnen Gaue Deutschlands enthalten werden. Darin werden ihre Bodengestalt, ihre natürlichen Eigenthümlichkeiten und Naturschönheiten, ihre Produkte und klimatischen Verhältnisse kurz behandelt, ihr Volksleben geschildert, historisch denkwürdige Stätten, die wichtigsten Städte und deren Gebäude, Schlachtfelder, Geburts- und Begräbnißstätten berühmter Männer u. s. w. in Wort und Bild vorgeführt, und Industrie und Gewerbe, Handel und deutsche

Volksarbeit berücksichtigt. Wir können nicht leugnen, daß uns die Lektüre der beiden vorliegenden Bände (I. Bilder aus den deutschen Alpen, den Alpenvorlanden und Oberbayern. Unter Mitwirkung von Dr. H. von Barth und A. Regnet von F. v. Köppen. II. Bilder aus der Schwäbisch-Bayerischen Hochfläche, den Neckar- und Maingegenden. Unter Mitwirkung von Dr. O. Fraas, Dr. J. G. Fischer, Dr. C. Mehlis, J. P. Priem, Dr. F. L. Dammert und Dr. J. Finger, bearbeitet und herausgegeben von F. von Köppen) sehr angesprochen hat; sie hat manche alte Reiseerinnerung wachgerufen, die Aufmerksamkeit auf abseits gelegene Orte gelenkt, in mancher Hinsicht uns belehrt und jedenfalls angenehm unterhalten. Heimathskunde, in dieser Form vorgetragen, muß sich der Jugend unendlich viel leichter einprägen als nach den trockenen Namenlisten der Lehrbücher, und für eine Ferienreise ist das Studium des betreffenden Bandes die beste Vorbereitung. Auch die Illustrirung des Werkes ist fast durchweg zu loben; wenn einzelne Bilder, wie der preußische Generallieutenant als Typus eines Brandenburgers (I, S. 65), oder die häßliche Pyramide des Herzogstand (I, S. 199) in Wegfall kämen, so würde das den eleganten Bänden nicht schaden, denen wir aufrichtig jene Verbreitung wünschen, über deren Fehlen sich die Herausgeber bis jetzt noch beklagen.

— Die „Mail" vom 7. Februar bringt die Wiedergabe eines Vortrages, den Prof. W. Boyd Dawkins kürzlich in der London Institution hielt und in welchem derselbe ein summarisches Bild der Bevölkerung Großbritanniens während der sogenannten spätern Steinzeit entwarf, wie sich dasselbe auf Grund von Nachgrabungen und Höhlenuntersuchungen feststellen läßt. Die spätere Bronze- und die Anfänge der Eisenzeit fallen in England mit der ältesten historischen Zeit zusammen; von der prähistorischen Zeit der neolithischen Periode fehlten bis vor wenigen Jahren deutlich erkennbare Spuren. Erst die werthvollen Funde bei Avebury und Cißbury (Grafschaft Wilts im südwestlichen England), die Resultate eifriger Durchforschungen des Bodens jener Gegend, haben einen Einblick gewinnen lassen in den Culturzustand der Ureinwohner Englands. Dort sind Spuren von Wohnstätten gefunden worden, die nach allen Anzeichen aus der ältern Steinzeit stammen. In Gruppen zusammenliegend, von Befestigungswerken umgeben, deren Anlage nach General Lane Fox jedem Ingenieur unserer Tage Ehre machen würde, scheinen die Hütten mit Dächern versehen gewesen zu sein.

Alles deutet darauf hin, daß diese Wohnstätten feste Niederlassungen waren, ihre Bewohner keine Nomaden. Von Hausthieren scheinen, nach den bei den Wohnungen aufgefundenen Thierknochen zu urtheilen, Schafe, Ziegen, Rinder, Schweine, Hunde und Pferde gehalten worden zu sein. Hund und Pferd haben den Menschen der Steinzeit ebenso zur Nahrung gedient wie die anderen Hausthiere. Die vielen aufgespaltenen Hunde- und Pferdeknochen, die sich vorfinden, lassen über diese Thatsache keinen Zweifel. Die damals lebenden Hunde waren von einer Größe und Stärke, wie sie heutzutage selbst nicht von den größten Hunderacen erreicht werden.

Viele Geräthschaften und Werkzeuge, die in Cißbury und anderen Orten zu Tage gefördert worden sind, geben einen Einblick in den primitiven Zuschnitt des Lebens in der Steinzeit. Da sind zunächst Thongefäße, mit der Hand und noch ohne Anwendung der Drehscheibe verfertigt, rohe Nadeln, die wohl zur Anfertigung der Kleidungsstücke benutzt worden sein mögen; Werkzeuge, von denen man annimmt, daß sie zum Spinnen und Weben gedient haben können. Das häufige Vorkommen großer flacher Steine in der Nähe der Wohnstätten läßt darauf schließen, daß das Korn zwischen je zweien derselben zermahlen worden ist. Kleine Eisenstücke, die vielfach vorgefunden werden, haben wahrscheinlich zum Feuerschlagen gedient. Auch rohgearbeitete Zierrathen, besonders kleine Ringe, finden sich häufig. Steinerne Lanzenspitzen, Bogen, Streitäxte und Schleudersteine lassen auf den kriegerischen Charakter jener vorgeschichtlichen Zeit schließen, wie ja auch schon die Befestigungswerke um die einzelnen Gruppen von Wohnstätten auf das Vorhandensein von sich gegenseitig befehdenden und angreifenden Stämmen deuten.

Die bei Avebury neuerdings aufgedeckte Gräberstätte gehört ohne Zweifel jener Periode an. Die Gräber liegen alle um einen gemeinsamen Mittelpunkt, auf dem sich Reste eines größern Baues, vielleicht eines Tempels, erkennen lassen. Gefäße und Geräthe, deren sich eine große Menge um die Gräberstätte vorgefunden haben, geben der Annahme Raum, daß hier Todtenfeste, sogenannte Wachen oder Wakes, stattgefunden haben mögen. Auch in den Gräbern selbst befinden sich neben den Gebeinen der darin Bestatteten allerlei Werkzeuge, Waffen und Geräthe. Manche dieser Gräber enthalten die Ueberreste mehrerer Leichname, und da sich an den Schädeln eine gewisse Uebereinstimmung unter einander nachweisen läßt, so schließt man daraus, daß man es hier mit Familiengräbern zu thun hat. Der gemeinsame Typus aber aller vorgefundenen Schädel und Skelete zeigt eine so unverkennbare Verwandtschaft mit den heutigen Bewohnern der nordspanischen baskischen Provinzen, mit denen der Bretagne, den letzten Ueberresten der alten Kelten oder Iberer, daß es unzweifelhaft ist, daß Englands Ureinwohner der keltischen Race angehört haben. Auf die Reinerhaltung dieser Race braucht die Eroberung des Landes durch die Römer ebenso wenig Einfluß gehabt zu haben als heutzutage die Herrschaft der Engländer in Indien auf die dortigen Eingeborenen. So hat man denn nicht weit zu suchen, um sich das nicht seltene Vorkommen von kleinen, gedrungenen, dunkeläugigen Individuen mit schwarzen Haaren im heutigen Wales, in Irland, ja auch im eigentlichen England zu erklären. Es sind dies eben vereinzelt übertragene Typen der keltischen Urbevölkerung, und es bedurfte nicht der Vermischung mit römischem Blute in der frühesten, noch mit normännischem in der spätern Eroberungszeit, um diese unter der heutigen blonden, blauäugigen, schlankgewachsenen angelsächsischen Bevölkerung auffallenden ethnologischen Erscheinungen zu zeitigen.

— Die Petroleumindustrie in Deutschland. Das Erdöl wird in Deutschland in zwei Districten gewonnen. Der erste liegt in Hannover und Holstein (Schöningen, Hordorf, Oedemissen, Oedessen, Oelberg, Heide, Hölle 2c.), der zweite im Elsaß (Altkirch, St. Hippolyte, Ste. Croix aux mines u. s. w.). Was nun die Ergiebigkeit der deutschen Petroleumbrunnen anbelangt, so ergiebt eine Vergleichung mit Amerika und Galizien folgende Resultate: Die durchschnittliche Dauer eines Brunnens ist a. in Amerika 2 Jahre 9 Monate (14,7 Proc. Bohrungen blieben dabei resultatlos); b. in Galizien 5 Jahre (5 Proc. Bohrungen resultatlos); c. in Deutschland 5 Jahre und mehr. Der Gewinn ab Waggon Grube beläuft sich für 100 kg Rohöl auf a. in Amerika 19 bis 22 Proc., b. in Galizien 45 bis 47 Proc., in Hannover 21,5 Proc., in Holstein 21,2 Proc., im Elsaß 62 Proc. Die durchschnittliche Jahresproduction beträgt in Amerika 3 000 000 kg mit einem durchschnittlichen Nutzen von 20,5 Proc., in Galizien 500 000 kg mit 45,5 Proc. Nutzen und in Deutschland circa 10 000 kg mit einem Durchschnittsgewinn von 34,9 Proc. bei Gewinnung des Rohöls. (Nach dem Werke: „Die Petroleumindustrie in Oesterreich-Deutschland" von Leo Stripthelmann, Leipzig 1878.)

Inhalt: Nach dem Red River of the North. III. (Mit fünf Abbildungen.) — Emil Schlagintweit: Die Hindukusch-Alpen. II. — Prof. Georg Gerland: Die Zukunft der Indianer. II. — Ethnographisches über das Tric-Trac-Spiel. — Aus allen Erdtheilen: Europa. — (Schluß der Redaction 21. März 1879.)

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: „Magazin für die Literatur des Auslandes." Wilhelm Friedrich, Verlagsbuchhandlung in Leipzig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothe.)

IV.

Der thonige Boden der Prairie, durch welche der Red River zwischen etwa 20 Fuß hohen Ufern bei Winnipeg fließt, giebt seinem Wasser ein trübes, weißliches Aussehen, das von vornherein die Annahme ausschließt, als verdankte er den Namen des Rothen Flusses etwa seiner Färbung. Es sollen die blutigen Kämpfe gewesen sein, die in früheren Zeiten an seinen Ufern zwischen den Sioux und den Saulteux-Indianern stattgefunden haben, denen in der Benennung des Flusses durch die Eingeborenen ein trauriges Denkmal gesetzt worden ist.

Das rasche Wachsthum der Schwesterstädte Winnipeg und St. Boniface, über welches die betreffende amerikanische Literatur in den letzten Jahren berichtet, wird natürlich nicht nur die Städte selbst, sondern auch die ganze sie umgebende Landschaft verändert haben. Was sich im September 1873 den Blicken de Lamothe's darbot, trug in jeder Beziehung den Stempel des Anfänglichen. Auf dem linken Ufer des Flusses, der hier, etwas oberhalb der Einmündung des Assiniboine, eine Breite von 100 bis 150 m hat, zog sich in breiten geradlinigen Straßen die damals 2000 Einwohner zählende „Hauptstadt“ Winnipeg hin — einzeln liegende Holz- und Backsteinhäuser von sehr primitiver Bauart. An dem Vereinigungspunkte der beiden Flüsse, in der Gabel (fourche), wie die Eingeborenen den Ort nennen, liegt das Fort Garry, das in der jüngsten Geschichte der Kolonie eine bedeutende Rolle gespielt hat: ein großer Komplex niedriger massiver Gebäude, von einer mit Schießscharten versehenen starken Mauer eingeschlossen. Das mestizisch-französische St. Boniface auf dem rechten Ufer des Red River bestand damals erst aus wenigen weitläufig von einander erbauten Häusern, gewährte aber einen freundlichern Anblick als Winnipeg durch seine Umgebung von Bäumen, die auf dem linken Ufer gänzlich fehlten, sowie durch die großartige Bauart der katholischen Kirche, des Erziehungshauses der geistlichen Schwesterschaft und des bischöflichen Wohnhauses. In Ermangelung einer Brücke verband eine Fähre die beiden Städte, eine Einrichtung, die für den damaligen Verkehr vollkommen genügte. Die Straßen waren weder gepflastert noch macadamisirt, und so wurde der humusreiche Prairieboden, den die Wagenräder und der Menschenverkehr seines Grasschmuckes beraubt hatten, durch den kleinsten Regenguß in jenes unerfreuliche „fünfte Element“ des zäh-klebrigen Morastes verwandelt, das den Reisenden von seinem Aufenthalt in Oakpoint her schon bekannt war.

Die Empfehlungsbriefe, die de Lamothe aus Paris, Quebec, Montreal und Ottawa für Herrn Provencher, den Kommissär für die indianischen Angelegenheiten der Provinz Manitoba, mitbrachte, führten zu seiner Aufnahme unter dem gastlichen Dache desselben. Durch ihn, der von einem längern Aufenthalt in Europa einen vorurtheilsfreien, geschärften Blick für die heimischen Zustände mitgebracht hatte, erlangte de Lamothe bald eine klare Einsicht in die inneren und äußeren Verhältnisse der Kolonie, der neuen canadischen Provinz Manitoba. Die sogenannte „Gesellschaft“ in derselben bestand damals aus den Offizieren der in Fort Garry stationirten Milizen, einigen Beamten der Bundes- und der

Provinzialregierung sowie einer Anzahl canadischer Kaufleute. Mehrere von ihnen hatten ihre Familien mitgebracht, und so hatte sich hier, entfernt von allen Centren der Civilisation, ein geselliger Verkehr entwickelt, der vielseitiger und angeregter war als der mancher europäischen Provinzialstadt. Freilich waren die Nachrichten aus der Alten Welt, aus dem übrigen Amerika, welche die zweimal wöchentlich von Pemliga in den Vereinigten Staaten kommende Post mitbrachte, für die Politiker dieses zum größten Theil mestizisch-französischen Kreises von nur secundärem Interesse: die engste Lokalpolitik beschäftigte die Gemüther. Und diese scheinbare Beschränktheit war leicht erklärlich und zu entschuldigen als natürliche Folge der bewegten Jahre politischer Umwälzungen, welche die Bevölkerung soeben durchgemacht hatte. Erscheinen uns, angesichts der weltgeschichtlichen Ereignisse, die in jenen Jahren auf unserm Continent sich vollzogen, die heißen Parteikämpfe innerhalb einer kleinen Kolonie im fernen amerikanischen Westen wie der Sturm im Glase Wasser, so dürfen wir auf der andern Seite nicht vergessen, daß es sich hier um einen Racenkampf im eigentlichen Sinne handelte, daß die französischen Mestizen nicht nur ihr Eigenthum und ihre Rechte bedroht, sondern ihre ganze bürgerliche Existenz gefährdet sahen. Ein kurzer Ueberblick über die Vorgeschichte der Red-River-Kolonie wird diese Angabe erklären und unseren Lesern die mestizisch-französische Oppositionspartei und ihre energischen erfolgreichen Bestrebungen vielleicht in einem weniger ungünstigen Lichte erscheinen lassen, als die nicht unparteiischen Berichte der englischen Presse aus jenen Jahren über dieselben verbreiteten.

Die ersten Franzosen, welche in die westlich vom Obern See gelegenen Landstriche vordrangen, waren vorzugsweise Jäger und Missionäre. So wird uns aus dem Jahre 1564 von zwei jungen Pelzhändlern berichtet, die bis in das Land der Sioux gekommen seien. Ihnen folgte bald danach der

Winnipeg. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

Missionär Mesnard und, durch den Wildreichthum jener Gegenden angelockt, zahlreiche Expeditionen von Jägern, die bis an den Mississippi und den obern Lauf des Red River vordrangen.

Auf der andern Seite hatte im Jahre 1670 Karl II. von England seinen Bruder Rupert und dessen Anhang von abenteuernden Kavalieren das Privilegium des Pelzhandels auf der Ostküste des britischen Nordamerika, besonders an der im Jahre 1610 entdeckten Hudsonsbay, verliehen. Mit dieser Verleihung wurde der Grund gelegt zu der Hudsonsbay-Gesellschaft, jener großartigen Pelzkompagnie mit bürgerlicher Gewalt und Gerichtsbarkeit, die nachmals ihre Herrschaft über den größten Theil Nordamerikas ausbreiten sollte.

So wurde das Gebiet des canadischen Nordwestens von zwei Seiten zugleich durch die Weißen in Angriff genommen — doch beschränkte sich die englische Kompagnie, die nur ihre Handelsinteressen im Auge hatte, lange Zeit auf das eigentliche Küstengebiet und ließ beinahe ein Jahrhundert vergehen, bis sie ihre Jäger und Händler weiter in das Innere vorschickte.

Varennes de Vératrye, ein junger Franzose aus Untercanada, unternahm im Jahre 1731, von einem Missionär, dem Pater Messager, und einigem Gefolge begleitet, einen Zug in die Gegenden nordwestlich vom Obern See, und entdeckte den Winnipeg-See und -Fluß, den untern Lauf des Red River und des Assiniboine. Eine zweite Reise führte ihn am Saskatschewan hinauf bis in die Rocky Mountains. Diese Entdeckungen wurden von unternehmungslustigen französischen Canadiern weiter verfolgt und ausgenutzt: Scharen von Jägern und Händlern drangen auf dem von Vératrye angebahnten Wege in die Wildniß vor; und als im Jahre 1763 die Abtretung Canadas an England erfolgte, befanden sich schon verschiedene französische Niederlassungen sowohl am Saskatschewan als auch am Red River und Assiniboine, von denen die bedeutendsten Fort Bourbon, Fort Dauphin und Fort La Reine waren.

Seit ihrem Eindringen in die indianischen Gebiete waren die canadischen Jäger häufig in Verkehr mit indianischen Weibern getreten, und die Sprößlinge dieser gewöhnlich wilden Ehen erwuchsen zu einem kräftigen Geschlechte von Jägern und halbnomadischen Ackerbauern, die bald den überwiegend größten Theil der nichtindianischen Bevölkerung ausmachten und ihre Niederlassungen auf den beiden Ufern des Red River von Pemliga bis Fort Garry und am untern Laufe des

Assiniboine gründeten. Seit dem Anfange unseres Jahrhunderts begegnen wir dem Ausdrucke Bois Brûlés als landläufiger Bezeichnung für diese Mestizen, die, ein Volk im Volke, eine bedeutsame Rolle spielten in den Kämpfen, welche die Eifersucht der beiden großen Pelzhandelsgesellschaften, der Hudsonsbay-Gesellschaft und der Nordwest-Kompagnie, entfacht hatte. Denn schon im Jahre 1783 war in Montreal eine neue Pelzkompagnie ins Leben getreten, deren Aktionäre theils französische Canadier, theils Schotten waren. Die Hudsonsbay-Gesellschaft hatte seit einiger Zeit ihr Gebiet bis weit über die Grenzen hinaus vergrößert, welche der Utrechter Friede, freilich in ziemlich unbestimmter Form, den englischen Besitzungen in Nordamerika gezogen hatte. Energisch trat die Nordwest-Kompagnie gegen diese Uebergriffe auf, bestand auf der Einhaltung jener Grenzen — und so entspann sich eine Reihe von Streitigkeiten, die aus den Schreibstuben der Kompagnien nur zu oft einen lauten Wiederhall fanden in den blutigen Kämpfen, welche die beiderseitigen Beamten, Jäger und Händler auf den streitigen Gebieten gegen einander führten. Endlich brachte im Jahre 1821 die Hudsonsbay-Gesellschaft, die mit ihrem für damalige Verhältnisse ungeheuern Aktienkapital von mehr als einer Million Pfund Sterling die ultima ratio in den bezüglichen Verhandlungen besaß, eine sogenannte „Fusion" der beiden Kompagnien zu Stande, d. h. sie verstärkte die eigenen Mittel zugleich durch die Vernichtung der Konkurrenz und befand sich von da an fast ein halbes Jahrhundert lang im Besitze der unbestrittenen Souveränität und des Ausnutzungsrechtes über einen Theil des amerikanischen Kontinentes, der beinahe so groß war wie ganz Europa.

Ein französischer Mestize. (Nach einer Photographie.)

Die Ackerbaukolonie des Red River, Selkirk Settlement, wie sie bei den Engländern heißt, war in den Jahren 1813/14 durch Lord Selkirk angelegt worden, der mehreren Familien von Hochlandsschotten, die durch das bekannte Verfahren des clearing of the estates ihre Wohnsitze in den Besitzungen der Herzogin von Sutherland verloren hatten, hier eine neue Heimath gründete [1]). Die Nachkommen dieser ersten schottischen Ansiedler bilden noch heute den größten Theil der Gemeinden, die von der Mündung des Assiniboine bis zum Winnipeg-See am Red River entlang liegen. Auch von ihnen wie von den späteren Ansiedlern wurden zahlreiche Verbindungen mit Indianerinnen geschlossen, und es befinden sich in jener Gegend dem zufolge viele schottische und englische Mestizen, die, an Zahl vielleicht ein Drittel der französischen, ihrem ruhigern Temperamente entsprechend als Ackerbauer leben.

Von 1814 bis 1868 vergrößerte sich die Red-River-Kolonie nur höchst unbedeutend; denn der Zuwachs, den sie durch Ansiedelung von Beamten der Hudsonsbay-Gesellschaft (meist Schotten von den Orkney-Inseln) und Einwanderung aus Ober-Canada erhielt, wurde durch den Abzug mancher französischer Mestizen aufgehoben, welche durch ihren abenteuerlichen Hang und durch die mit der zunehmenden Kultur im gleichen Verhältnisse stehende Abnahme der großen Büffelherden und des Wildes in die westlichen Waldgebiete gelockt wurden. Die Kolonie zählte im Jahre 1868 ungefähr 11 000 Einwohner, von denen die Hälfte mestizisch-französischen Ursprunges war; der übrige Theil bestand aus Engländern, Schotten, englischen Mestizen und Indianern von verschiedenen Stämmen. So bildet eine Zahl von ungefähr 1000 Maskego- oder Saulteux-Indianern unter der geistlichen Pflege englischer hochkirchlicher Missionäre die Ackerbaugemeinde St. Peter. Am obern Assiniboine befindet sich die blühende Ansiedelung englischer Ackerbauer aus Canada, Portage la Prairie. Hier befand sich während der Unruhen des Jahres 1868 für kurze Zeit der Sitz einer provisorischen Regierung, welche gegen die eigenmächtigen Transaktionen der Hudsonsbay-Kompagnie Opposition machte, bis englischerseits ihrem Bestehen durch die Abdankung ihres Präsidenten ein Ende gemacht wurde. In den darauf bezüglichen Aktenstücken der englischen Regierung wird zum ersten Male der Kolonie der Name Manitoba beigelegt nach einem großen, westlich vom Winnipeg gelegenen See. Der ursprüngliche indianische Name dieses Sees, Manitowapaw, bedeutet Paß des Manitu oder großen Geistes und bezieht sich auf das zu Zeiten bedeutende Hochgehen des Sees, das von den Indianern dem Einflusse übernatürlicher Mächte zugeschrieben wird. Die Ländereien der Kolonie betrugen etwa 4 Mill. ha, doch war dieser Besitz nur nominell, da, wie oben erwähnt, die eigentlichen Ansiedelungen sich nur längs der Flußläufe befanden.

Die Regierungsform war unter der Hudsonsbay-Kompagnie eine fast patriarchalische zu nennen; in der Theorie besaß die Gesellschaft alle Hoheitsrechte, in der Praxis war die Freiheit eine fast unbeschränkte. — Nach der Gründung der Dominion of Canada im Jahre 1867 entstand unter den leitenden Staatsmännern derselben bald der Plan, ihr Gebiet nach Westen hin zu vergrößern, wo die Jagdgebiete der Hudsonsbay-Kompagnie westlich vom Lake of the woods fruchtbare Landstriche von mehreren Hundert Millionen Hektaren Ausdehnung umfassen sollten. So wurden die Verhandlungen mit der Kompagnie über den Verkauf des Terri-

[1]) Das clearing of the estates, eine für den großen Grundbesitz ebenso nutzbringende wie gegen die Pächter unmenschliche Maßregel, besteht in der Einziehung sämmtlicher Pachtgüter, die von dem Besitzer als Weideland für die Viehzucht im Großen einträglicher verwerthet werden können als durch die magere Bewirthschaftung durch die gedrückten Pächter.

CH. BARBANT. Sc.

Canadischer Trapper. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

torialprivilegiums eröffnet, die mit dessen Abtretung an Canada um den Preis von 6 Millionen Mark endigten. Die Kompagnie behielt sich den Besitz ihrer Handelsplätze vor, damit die Sicherung dauernden gewinnbringenden Handels. Die öffentliche Meinung in Ontario hatte die neue Regierung zunächst zu diesem Schritte veranlaßt; und war die Gewinnsucht und Unternehmungslust der englischen Canadier hierbei auch leitend gewesen, so wirkte noch ein anderes Motiv mit: der religiöse und nationale Fanatismus, der in der Besiedelung des Nordwestens durch englische Protestanten das wirksamste Mittel sah, das gehaßte französische und mestizisch-französische, darin zugleich das katholische Element zu unterdrücken.

Bei den Unterhandlungen mit der Kompagnie war die blühende Red-River-Kolonie keiner Erwähnung gewürdigt, die Rechte, Sympathien und Interessen jener „Halbwilden" nicht in Erwägung gezogen worden: sie gingen einfach unter die Herrschaft der Dominion of Canada über, wie die Indianer! Dafür aber hatte auch Niemand an die Möglichkeit gedacht, daß diese verachteten Halbwilden auf ihre eigene Hand hin energischen Protest erheben würden gegen die ihnen octroyirte Veränderung der Regierung. Noch war der Vertrag zwischen der Dominion of Canada und der Hudsonsbay-Kompagnie nicht in London ratificirt, als schon unter der Leitung des canadischen Kolonel Dennis eine Abtheilung von Feldmessern in der Kolonie erschien, um die Messung und Eintheilung des Landes, behufs Bestimmung der „Lots" für die künftigen Ansiedler, vorzunehmen. Hatte die Nichtachtung bei dem Abschluß des Vertrages schon böses Blut unter den Kolonisten gemacht, so wuchs die Erbitterung bei diesem neuen Vergehen, das die alten Grundrechte auf das Empfindlichste verletzte.

Kri-Häuptling. (Nach einer Photographie.)

Als nun gar im Herbst 1869, immer noch vor dem Eintreffen der Ratifikationsbill, der Kolonie in der Person Mac Dougall's, eines bekannten Franzosenfeindes, ein Gouverneur gegeben werden sollte, schritt man zu aktivem Widerstande. Ein Korps von 400 bewaffneten Mestizen widersetzte sich dem Betreten des Red-River-Gebietes durch die Abgesandten der canadischen Regierung — Mac Dougall sah sich gezwungen nach Pembina auf Vereinigte-Staaten-Gebiet sich zurückzuziehen, wo er den Winter 1869 bis 1870 verbrachte. Von hier aus erließ er eine Proklamation, durch welche er der von ihm vertretenen Sache die größten Schwierigkeiten bereitete. Im Namen der Königin von England erklärte er die Regierung der Hudsonsbay-Kompagnie für abgesetzt und den Nordwesten mit Canada vereinigt. Um den Widerstand der Kolonisten zu besiegen, rief er gegen sie, die er soeben für britische Unterthanen erklärt hatte, die Hülfe der Sioux an, von denen eine Horde, die im Jahre 1862 auf britisches Gebiet sich geflüchtet hatte, nahe von Portage la Prairie lebte.

Diese Maßregel wurde entscheidend. Das kleine Land, das sich in den Zustand der Anarchie versetzt sah, wählte eine provisorische Regierung, an deren Spitze ein französischer Mestize, Louis Riel, ein thatkräftiger, besonnener Mann, stand. Bald zeigte es sich, daß die junge Republik, die zu ihrer Fahne ein weißes mit den französischen Lilien besäetes Banner erwählt hatte, in dessen Mitte die Harfe Irlands prangte, Lebenskraft genug besaß, um nach außen und innen ihre Interessen kräftig zu vertreten. Die englischen Mestizen und die canadischen Einwanderer versuchten mehrmals im Einverständniß mit Mac Dougall bewaffnete Erhebung gegen die republikanische Regierung, wurden aber von derselben niedergehalten und ihre Anführer nach Fort Garry gebracht. Unterdessen berief die canadische Regierung Mac Dougall zurück und sandte zwei Kommissäre von Ottawa, um mit der Regierung der Republik zu verhandeln, welche letztere hierdurch als zu Rechte bestehend anerkannt wurde. Eine allgemeine Volksversammlung der Kolonisten wurde auf den 18. Januar 1871 einberufen, auf der die Bedingungen des Eintritts der Kolonie in die Dominion of Canada zwischen den Kommissären und 40 Delegirten berathen und festgesetzt wurden. Riel wurde provisorisch in seinem Präsidentenamte bestätigt, und so schien nach dem drohenden Anfange die Sache zu einem friedlichen Abschlusse gelangt zu sein, als ein neuer Zwischenfall alles Erreichte in Frage stellte. Die standrechtliche Erschießung eines englisch-canadischen Einwanderers, Th. Scott, der, auf Fort Garry festgehalten, mehrfache Fluchtversuche und Angriffe auf die Wachen gemacht hatte, rief einen Sturm des Unwillens unter der canadischen Bevölkerung hervor; nur der klugen Mäßigung beider Regierungen sowie dem vermittelnden Einschreiten des Bischofs von St. Boniface gelang es, die Empörung zu beschwichtigen. Riel und seine Freunde legten ihre Aemter freiwillig nieder; einige von ihnen mußten es sogar erleben, daß sie von ihren Nachfolgern, die unter englischem Einfluß standen, gerichtlich wegen der „Ermordung" Scott's angegriffen wurden. Am Schlusse aller dieser Unruhen aber konnten die Anführer der energischen Kolonisten sich mit Stolz sagen, daß sie Bedeutendes geleistet und die stolze Regierung der Dominion of Canada zu werthvollen Koncessionen an die zuerst verachtete

Mestizenkolonie gezwungen hatten. Die Bedingung des Eintritts der Red-River-Kolonie in die Dominion, der sie fortan unter dem Namen der Provinz Manitoba angehörte, waren so günstig wie möglich. Die Provinz erhielt einen Civilgouverneur, dem mehrere verantwortliche Minister und zwei Kammern zur Seite standen, deren Mitglieder bei der einen auf Lebenszeit, bei der andern wählbar waren. Eine fortlaufende Subvention von Seiten der Dominialregierung sollte die Ausgaben der Provinz decken bis zu dem Zeitpunkte, wo die Bevölkerung sich auf 400 000 Seelen beziffern würde. Die französische und die englische Sprache wurden für die Gesetzgebung und vor Gericht als gleichberechtigt erklärt. Die Ausführung dieser letzten Klausel hat der Provinzialjustiz von Manitoba schon vielfache Schwierigkeiten bereitet: Lamothe, der mehrmals Gelegenheit hatte, derartigen polyglotten Gerichtssitzungen beizuwohnen, schildert die ergötzlichen Komplikationen derselben in einem Falle, wo die Angeklagten und Zeugen zu den Kri-Indianern und zu den am obern Assiniboine wohnenden Mestizen gehörten, denen die Kri-Sprache bei weitem geläufiger war als das Französisch der Richter, welches für die Geschworenen wiederum in die englische Sprache übersetzt wurde.

Die Stellung der englischen Regierung zu den Eingeborenen Südafrikas.

Es kann nicht Sache unserer Blattes sein, dessen technische Herstellung wegen der Illustrationen und Karten so ungleich mehr Zeit in Anspruch nimmt, als diejenige der Tagesblätter, ähnlich wie letztere den täglich wechselnden Phasen des Krieges zu folgen, welchen England augenblicklich in Südafrika auszufechten gezwungen ist. Ebenso mag es jenen überlassen bleiben, die Veranlassungen zu den Feindseligkeiten zu besprechen. Wohl aber dürfen wir das Verhältniß erörtern, in welchem Weiße und Eingeborene in Südafrika zu einander stehen, sowie die Politik, welche erstere gegen letztere verfolgen, und dürfen uns fragen, ob derselben nicht ein großer Theil der Schuld am Ausbruche des Krieges beizumessen ist.

Alles Moralisiren und Schönfärben kann an der brutalen Thatsache leider nichts ändern, daß, wer die Macht hat, auch das Recht hat; allüberall auf Erden verfahren die Menschen nach diesem Princip, wenn sie es auch nicht offen eingestehen wollen. Sind überhaupt Kolonien denkbar ohne Verletzung fremder Rechte? Denkt auch nur ein einziger Engländer daran, die Berechtigung seines Landes auf Kolonisirung zu bestreiten? Wird je einer die Forderung aufstellen, daß seine Regierung okkupirtes Land den früheren rechtmäßigen Eigenthümern zurückgebe, von solchen Fällen vielleicht abgesehen, wie der Besitznahme Transvaals, deren Aufrechterhaltung einstweilen noch dem Mutterlande zu große Lasten auferlegte? So wenig aber England sich zur endgiltigen Umkehr auf dem einmal eingeschlagenen Wege, dem der Besitznahme Südafrikas, bekehrt, so wenig scheint es gewillt, die Consequenzen zu ziehen, welche die Besiedelung des Landes durch Weiße erheischt. Den frommen Versammlungen von Negerfreunden in Exeter Hall und ihren Forderungen wird noch immer viel zu viel Einfluß auf die Politik in Südafrika eingeräumt, vielleicht ohne daß man sich dessen bewußt ist und ohne daß man sich darüber recht klar wird, daß neugebackene „englische Bürger“ schwarzer Hautfarbe doch wohl weniger Anspruch auf Berücksichtigung haben, als die weißen christlichen Unterthanen der englischen Krone.

Es sind das die Worte, mit welchen Herr E. v. Weber zu der ganzen Frage Stellung nimmt in seinem Reisewerke „Vier Jahre in Afrika. 1871 bis 1875“ (Leipzig: F. A. Brockhaus. 1878), welches wir auf S. 176 des vorigen Bandes besprachen. Dasselbe hätte zu keiner passendern Zeit erscheinen können; wir kennen kein zweites, welches in so vorurtheilsloser, klarer und überlegter Weise die südafrikanischen Verhältnisse erörtert, so eingehend dieselben bespricht und so verständig und leidenschaftslos auf die wunden Stellen hinweist. Wir glauben kaum, daß es bisher schon nach Gebühr gewürdigt und gelesen worden ist; es müßten sonst in den Zeitungen und im Publikum schon klarere Vorstellungen über die Zustände in jenen Gebieten herrschen [1]). von Weber lernte jene Verhältnisse durch einen langen Aufenthalt auf den Diamantfeldern von Griqualand West kennen — Arbeiter auf den Diamantfeldern waren auch die Basutos und Zulus, deren Abbildungen wir geben — sowie durch eine darauf folgende Reise von Griqualand durch den Oranje-Freistaat, das Basutoland und die Kolonie Natal. Im Ganzen hat er, wie der Titel seines Buches besagt, nicht weniger als vier Jahre in Südafrika zugebracht; dies und der Umstand, daß wir hier das Urtheil eines gebildeten, wohlsituirten deutschen Mannes von praktischem Lebensberufe vor uns haben, geben seinen Ausführungen erhöhten Werth.

Basutoland, zwischen Natal und dem Oranje-Freistaate in 6000 bis 7000 Fuß Meereshöhe gelegen, ist seit dem Kriege von 1867/68 mit diesem holländischen Nachbar den Engländern unterthan, gegen welche jetzt allerdings ein Aufstand ausgebrochen ist. Das Land, circa 700 deutsche Quadratmeilen groß, ist sehr regenreich und besitzt in Folge dessen einen äußerst frischen immergrünen Pflanzenwuchs; seine Bewohner, die wegen ihrer Wildheit und ihres räuberischen Charakters früher von allen ihren Nachbaren sehr gefürchteten Basutos, gehören zu dem Volke der Betschuanen und zählen jetzt 128 000 Seelen. Ihr Land ist dasjenige unter allen, nur von Eingeborenen bevölkerten Ländern Südafrikas, das in den letzten Jahren die bedeutendsten Fortschritte in der Kultur gemacht hat. Es wurden dort zwar englische Magistratspersonen und englische, militärisch organisirte, berittene Polizei stationirt, aber eine weiße Masseneinwanderung fand nicht statt; denn die englische Regierung will das Land seinen Bewohnern erhalten und letztere vor der Berührung mit den niederen Klassen der weißen Race, wodurch die schwarze überall rasch verdorben wird, bewahren. Die wenigen Europäer im Basutoland sind meistens gebildete Leute und Gentlemen, welche den Schwarzen mit gutem Beispiele vorangehen und dieselben nicht absichtlich für ihre egoistischen Zwecke verderben, wie es z. B. auf den Diamantenfeldern der weiße Schnapshändler, der weiße Diamantenkäufer

[1]) Wir verweisen hier außer auf Gustav Fritsch's klassisches Werk über die Eingeborenen Südafrikas (Breslau 1872) noch als auf eines der neuesten Bücher über Südafrika auf Anthony Trollope's South Africa (2 Bde. à 1,60 M. in der Collection of British Authors, Tauchnitz Edition). Auch Lady Barker's „Ein Jahr aus dem Leben einer Hausfrau in Südafrika“ (vergl. oben S. 30) wird man nicht ohne viel Genuß und Belehrung lesen.

Basutos. (Nach einer Photographie.)

niedern Schlages, der weiße Dienstbote u. s. w. so gern thun. Die Schwarzen sind eben Kinder, und alles kommt darauf an, wessen Händen ihre Erziehung anvertraut wird. Sie wie Erwachsene zu behandeln, ist durchaus verkehrt; die seit der Sklavenemancipation erlassenen einseitig negrophilen Gesetze schützen in solchen Gegenden, wo wie im Kaplande Weiße und Schwarze zerstreut durch einander wohnen, oder wo letztere, wie auf den Diamantenfeldern, in Massen zusammenströmen, lediglich die Trägheit, den Ungehorsam, die Unredlichkeit und die Trunksucht der schwarzen Dienstboten, wenn sie auch nur beabsichtigten, denselben unabhängig und selbständig zu machen. Für solche Gebiete sind entschieden Klassengesetze nöthig, welche die Interessen der anständigen und besitzenden weißen Bevölkerung wenigstens ebenso schützten, als die persönliche Freiheit und Unabhängigkeit der großen schwarzen Kinder.

Vier Punkte sind es, in welchen sich hauptsächlich der Kulturfortschritt des Basutolandes (und auch des sogenannten Freien Kaffrarias) zeigt, und die eine viel größere Bedeutung haben, als es auf den ersten Blick scheint. Es sind das die allmälige Verdrängung der Feldhacke durch den Pflug, der Rinderzucht durch die Schafzucht, der Fellbekleidung durch europäische Kleider und die zunehmende Verbreitung von Ochsenwagen, europäischen Fabrikaten und Waaren. Die

Zulukaffern vom Stamme der Ring-Kop. (Nach einer Photographie.)

erste Veränderung bedeutet nichts Geringeres, als die Ersetzung der Frauenarbeit durch Männerarbeit, damit zugleich eine Verbesserung der gesellschaftlichen Stellung des weiblichen Geschlechts, ferner vermehrten Anbau des Landes und damit größern Erwerb. 1875 befanden sich im Basutolande schon 2000 Pflüge, die einen Geldwerth von 200 000 Mark darstellten; 20 Jahre früher war noch kein einziger vorhanden. Das Zunehmen der Schafzucht zwingt den Eingeborenen zu angestrengterer Arbeit, wirft aber dafür mehr Gewinn ab: das Scheeren, Waschen, Reinigen, Sortiren und Verpacken der Wolle verlangt fleißige Leute, das Abwiegen, Preisberechnen und Handeln macht den Schafbesitzer zum vorsichtigen und bedächtigen Rechner. Schon 1873 exportirte Basutoland 2000 Ballen Wolle. — Die Annahme europäischer Kleidungsstücke bezeichnet offenbar den Uebergang vom Charakter des kriegerischen Wilden zu dem eines friedlichern und ungefährlichern Landbewohners und hat immer andere Bedürfnisse im Gefolge. — Die Verbreitung der Ochsenwagen bedeutet gleichfalls einen entwickeltern Sinn für den Erwerb. Die Eingeborenen werden dadurch in den Stand gesetzt, ihr Korn und ihre Wolle nach entfernteren, aber besseren Märkten zu schaffen und dafür europäische Güter einzuhandeln. Im Jahre 1874 haben die Basutos auf ihren eigenen Wagen nicht weniger als 450 000 Bushels Mais und Kaffernkorn eigener Production im Werthe von circa 4 500 000 Mark nach den Diamantenfeldern exportirt. — Ja, die wohlhabenderen unter den Basutos lieben es schon, die primitiven runden Hütten ihrer Vorfahren durch viereckige steinerne Häuser nach europäischer Weise zu ersetzen.

So hat die englische Negerpolitik hier im Basutolande durch die angebahnte Umwandlung der ehemals so gefürchteten, grausamen Einwohner in friedliche, thätige Ackerbauer

und Schafzüchter einen glänzenden Erfolg aufzuweisen, dem freilich die Schattenseite in Griqualand und Natal nicht fehlt.

Der Zulu innerhalb und an den Grenzen Natals dünkt sich dem Europäer völlig gleich; steht er bei einem solchen in Dienst, so erlaubt er sich ihm und namentlich den weiblichen Familienmitgliedern gegenüber große Freiheiten. Während die Hottentoten im Kaplande längst Holländisch oder Englisch gelernt haben, die meisten Kaffern wenigstens eine dieser beiden Sprachen radebrechen, läßt sich der Zulu nicht dazu herab und zwingt so seinen Lohnherrn, die Zulusprache zu lernen. Während der Betschuane z. B. beim Begegnen „Tumella!“ (Seien wir Freunde!) ruft, grüßt der stolze wilde Zulu mit „Saku bona!“ (Wir sahen dich!) Jeden Eingeborenen mag man schlagen; er wird sich höchstens hinterrücks rächen; aber ein Zulu schlägt sofort wieder und rächt die Beleidigung leicht mit dem Tode des Weißen. Und von diesen kräftigen, stolzen, gewaltthätigen Wilden leben in Natal 350 000 Köpfe, der verschwindenden Zahl von 18 000 Weißen gegenüber, denen sie in der großen Mehrzahl nicht dienen und für die sie nicht arbeiten wollen, welche sie auf Befehl ihrer Häuptlinge jederzeit bereit sein werden mit einem blutigen Kriege zu überziehen. v. Weber (II, S. 177) giebt die Zahl der Schwarzen in Natal für 1843, wo England die Boerrepublik Natal an sich riß, auf nur 10 000 an; 1848 betrug sie schon 50 000 in Folge der Rückwanderung derjenigen früheren Bewohner, welche von den Zulus zu Gefangenen gemacht worden waren. Diesen folgten zahlreiche Zulus, welche der Tyrannei in ihrer Heimath entfliehen wollten, und deren Anzahl heute auf nicht weniger als 250 000 geschätzt wird. England hat die Boers, die besten Beschützer der Grenze, aus dem Lande gejagt, aber der massenhaften Zuwanderung der Kaffern ruhig zugesehen. Daraus hat sich dann folgende keineswegs erfreuliche Lage entwickelt: Natal ist überschwemmt von Horden von Wilden, die nicht für den Weißen arbeiten wollen, weder auf Farmen noch auf Pflanzungen, noch an Eisenbahnen, so daß die Regierung genöthigt ist, alljährlich für die Bebauung der Kaffee- und Zuckerpflanzungen und den Bau der projectirten Eisenbahnen Tausende von indischen Kulis einzuführen. Die Schwarzen haben den größten Theil der fruchtbarsten Staatsländereien in Besitz genommen und berauben dadurch weiße Kolonisten der Möglichkeit, dieselben zu bebauen. Unter dem Schutze der englischen Flagge führen sie, den ganzen Tag im Sonnenscheine liegend und rauchend, ein träges Faulenzerleben, sind dabei ihren Häuptlingen blindlings unterthan und bilden also einen Staat im Staate, der für die Weißen die höchsten Gefahren mit sich bringen kann. In Folge von übertriebener und falsch angewendeter Humanität ist Natal nahezu eine schwarze Kolonie geworden, ist ohne Arbeit und muß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse, die sie tausendfältig selbst erzeugen könnte, zu hohen Preisen importiren. Wie anders in den Boerfreistaaten, wo der Grundsatz gilt: Der Schwarze, der nicht arbeiten will, soll auch nicht essen, wo die Zahl der Schwarzen beschränkt ist, und dieselben durch vernünftige zum Schutz der weißen Farmer erlassene Kontrakt- und Vagabundengesetze zu regelmäßiger, nutzbringender Arbeit gezwungen werden. Daß der Schwarze nur so lange arbeitet, bis er genug verdient hat, um sich eine Kuh und ein Weib zu kaufen, die für ihn arbeiten muß — was ihn bald befähigt, ein zweites Weib u. s. f. zu erstehen —, sollte nicht in Kolonien geduldet werden, die den Weißen gehören.

Die allgemein gleichförmige Gesetzgebung des englischen Mutterlandes, welche sämmtliche Unterthanen als freie und mündige Bürger ansieht und sie rechtlich, politisch und social absolut gleichstellt, ist einstweilen für jene Massen von uncivilisirten Wilden durchaus nicht angebracht und schädigt nur die Interessen der höherstehenden weißen Gesellschaft. Hat sich doch in Folge dessen eine Partei unter den Kolonisten Natals gebildet, welche, freilich wohl stets vergeblich, die Lostrennung der Kolonie von England und ihren Anschluß an die Boerrepubliken wünscht! Sie betrachten sich als die Stiefkinder Englands, welches einer kleinen aber einflußreichen negrophilen Priesterpartei zu Liebe seine eigenen weißen Kinder preisgiebt.

Die Forderungen der Kolonisten an die Regierung sind so übertrieben nicht; es sind die folgenden: 1. Auflösung aller „Locationen“ und „Reserven“ für die Eingeborenen und Vertheilung der letzteren über das ganze Land behufs obligatorischen Abschlusses von Dienstkontrakten mit den weißen Pflanzern; 2. Beseitigung der Autorität der Stammeshäuptlinge; 3. Erhöhung der Hüttensteuer, welche für die Schwarzen nur 7 Mark beträgt, für jedes kleine europäische Wohnhaus aber 300 Mark; 4. Auferlegung einer Weibersteuer (100 Mark für jeden neuen Weiberkauf); 5. nachdrückliche Bestrafung von Viehdiebstählen; 6. Nöthigung der Kaffern, an den projektirten Eisenbahnen zu arbeiten; 7. eventuell Importirung chinesischer und indischer Kulis zu diesem Zwecke; 8. gesetzliche Präcisirung des Rechtes der Selbstvertheidigung und Selbsthülfe im Falle von Viehdiebstahl, Desertion oder Ungehorsam der Dienstboten. Damals als v. Weber in Südafrika war (bis 1875), schien es für die Erfüllung dieser Wünsche fast schon zu spät; denn 350 000 Kaffern von dem energischsten der Stämme, fast sämmtlich mit Schießzeug und Munition wohl versehen sind ein Faktor, der wohl in Rechnung zu ziehen ist. Ob sich England nach Besiegung der freien Zulus unter Kätschwajo stark genug fühlen wird — wohlverstanden falls es überhaupt dann dazu mehr Neigung haben wird — dieser drittel Million die Spitze zu bieten?!

Die Hindukusch-Alpen.

Von **Emil Schlagintweit.**

III.

Der Nordabhang des Gebirges.

Die afghanische Provinz Bamian bildet den Uebergang aus dem südlichen zum nördlichen Hindukusch. Bisher wußte man aus den Reiseberichten indischer Kundschafter, daß die Karawanen beim Uebergange über den 3714 m hohen Hadschigak-Paß einer Paß- und Zollkontrole unterworfen sind; von der Abzweigung des gebirgigen Theiles der Provinz

Turkestan zu einer Provinz unter einem eigenen Gouverneur mit dem Amtssitz in Bamian brachten die Reisebriefe der russischen Gesandtschaft des Vorjahres nach Kabul Kunde. Der Hauptort Bamian liegt in 2600 m Höhe in einem weiten Thalkessel, dem Quellgebiet des unterhalb Kunduz in den Oxus mündenden Surkhab oder Kunduz-Flusses. Vom Kabulthale sind die Bamian-Hochthäler durch das Hilmend-Thal getrennt; im Süden bildet der 4500 m hohe Kuhi Baba den Abschluß. Zwischen beiden Gebirgsketten führt der Hadschigak-Paß in das Thal des Hilmend-Flusses; wenn dieses durchzogen ist, wird in dem 3450 m hohen Unai-Passe die Paghman-Kette, ein Parallelgebirge des Hindukusch, überschritten, dann erst senkt sich der Weg steil zum Kabulthalbecken hinab. Der Bezirk von Bamian scheint sich bis zum Unai-Passe zu erstrecken, wenistens gab dessen Gouverneur der russischen Gesandtschaft das Geleite bis auf 50 Werst vor Kabul. Die genannten Pässe bieten die gangbarsten Uebergänge über das Hindukusch-Gebirge dar; östlich davon liegen Kuschan (an 4570 m hoch und im Spätherbst 1838 von Leech und Lord erforscht), noch weiter östlich der Khawak-Paß 4030 m hoch. Diese drei Pässe wurden von Heeren begangen; Alexander der Große zog über den Khawak aus dem Kabulthale nach Baktrien und kehrte über den Kuschan zurück; Timur überstieg mit seinem Heere, in welchem viele Kiptschak, Bewohner der Gebirge nördlich von Khokand, dienten, den Kuschan-Paß; über den Bamian-Paß ergossen sich die Scharen Dschingiskhans. Bamian war jederzeit die Hauptroute für den Handelsverkehr. Hier gabelt der Weg; die Straße dem Flußthale entlang ist beschwerlicher, der gewöhnliche Karawanenweg, den auch die russische Gesandtschaft geführt wurde, überschreitet die östlichen Zuflüsse des Surkhab und die diese Seitenthäler trennenden Bergketten auf wenig beschwerlichen Paßhöhen, die sich kaum hundert Meter über dem Thalboden erheben. Das nördliche Randgebirge des Kessels von Bamian wird auf dem 3200 m hohen Karakotal-Passe überschritten; nun geht es stetig im Thale des Flusses von Khulm (Taschkurgan) abwärts, anfangs steil, bis Haibak in 1143 m Höhe, dann ebener bis Taschkurgan; erst in diesem untern Theile folgen sich die Ortschaften ziemlich rasch. Bamian ist berühmt durch die großen in den Stein geschnittenen buddhistischen Idole und durch die Höhlenwohnungen, die sich hinab bis Haibak ziehen. Richthofen kommt zu dem Schlusse, daß diese Bauten in Löß gegraben sind, womit die geringe Neigung des Hochthales und die verhältnißmäßig unbedeutende Höhe der Gebirgszüge im Oberlaufe des Surkhab und seiner Quellflüsse übereinstimmt.

Badakschan und Wakhan sind die afghanischen Vasallenstaaten am Nordfuß des Hindukusch. Badakschan erstreckt sich zwischen 36 und $37^3/_4{}^0$ nördl. Br., 69 bis 73^0 östl. L. v. Gr. und reicht im Nordwesten bis zum Oxus. Die russisch-englischen Abmachungen vom Jahre 1872 bis 1873, die mit der englischen Depesche vom 24., der russischen vom 31. Januar 1873 ihren Abschluß fanden, wiesen Afghanistan alles Land am linken Oxusufer zu; in Wakhan wurde derjenige Quellfluß des Oxus, welcher dem Pamir-Kulan-(Sirikul oder Victoria-) See entströmt, als Grenzfluß anerkannt. Damals hatte man sich im Laufe des hier Pandscha genannten Hauptflusses getäuscht, und jetzt schneiden auch englisch-indische Karten unterhalb Ischkaschim alles Land am rechten Oxusufer vom Badakschan ab und theilen es den noch unabhängigen Staaten Garan, Schignan, Rokschan und Darwaz zu. Es erfordert noch eine besondere Uebereinkunft zwischen England und Rußland, damit nicht diese Länder zum Zankapfel zwischen beiden Großstaaten werden und das Uebereinkommen von 1873 zu nichte machen, welches das ganze südliche Ufer als Besitzthum von Afghanistan dem Einflusse Rußlands entzieht; noch würde Rußland sich keines Uebergriffes und Vertragsbruches schuldig machen, wenn es sich durch Uebereinkommen oder Gewalt der jenseits des Oxus gelegenen Gebirgsstriche von Darwaz bemächtigte. Der Weg aus Badakschan nach Taschkurgan, dem Knotenpunkte aller Karawanenstraßen nach Bokhara (Taschkend), Persien, Kaschgar und Afghanistan bietet keine Schwierigkeiten; über den Hindukusch führen aus Badakschan schwierige, aber immerhin von Karawanen häufig begangene Paßübergänge nach Tschitral und in diesem abwärts nach dem Kabulthale. Die Möglichkeit einer Verwickelung mit Rußland wegen Badakschans Ostgrenze birgt deshalb für Britisch-Indien mancherlei Gefahren, zu deren Begegnung auch im dereinstigen Friedensschlusse mit Afghanistan Vereinbarungen getroffen werden mögen. Hauptfluß des Ländchens ist die Koktscha; das Klima ist gemäßigt; Schnee bedeckt zwei Monate lang das Hauptthal. Ackerbau findet nur in den Thalsohlen statt; den Reichthum bilden Herden von Schafen und Pferden, letztere gelten als sehr ausdauernd. Berühmt waren schon im Alterthum die Türkisminen im obersten Koktscha-Thale in 2600 m Höhe; auch ergiebige Silberminen soll es geben; nennenswerth ist die Ausbeute an Eisenerzen, die in zahlreichen Schmelzöfen und Eisenhämmern verarbeitet werden. Die Bevölkerung kann zu 100 000 bis 150 000 Einwohnern angenommen werden und besteht in der Mehrzahl aus Tadschik, d. i. Persisch Redenden; sie gehören der iranischen Abtheilung des arischen Volkes an, die hier nach geschichtlichen Ueberlieferungen und dem hohen Alter der iranischen Sagengeschichte schon um 1000 v. Chr. Geburt seßhaft gewesen sein muß. Seine Lage nahe dem Pamir-Grenzgebirge setzt Badakschan seit Alters Einfallen türkisch-tatarischer Horden aus; wie in den Nachbarländern wurden Uzbeken (Türken) das herrschende Volk. Die Araber bringen den Islam, die gegenwärtigen Bewohner sind Schiiten; eine Erinnerung an die frühere, altpersische Religion Zoroasters hat sich darin erhalten, daß der Badakschani noch heute ohne Noth Feuer nicht neu entzündet.

Unter Baber wurde das Land Bestandtheil des indischen Großmoghulreiches; später in Anarchie zurückfallend, wird es unter Aurengzib wieder dem Thron zu Dehli unterthan und Nazar Mahommed als indischer Vasall zum Fürsten eingesetzt. 1765 fallen die Afghanen unter Schah Walikhan ein und wollen als kostbarste Trophäe ein wirkliches Hemd des Propheten heimgebracht haben. 1829 verwüsten Uzbeken das Land von Kunduz her, führen Tausende in die Sklaverei fort und setzen einen der Ihrigen auf den Thron. 1850 setzte Dost Mohammed, Fürst der Afghanen, den Uzbeken-Fürsten ab und übergab das Land an Mohammed Schah aus dem alten Herrschergeschlechte. Seine schlechte Regierung führte zur Empörung; vertrieben, wurde er 1869 durch eine afghanische Armee zurückgeführt. Dasselbe Spiel wiederholte sich im Winter 1873; der Fürst wurde wieder eingesetzt und regiert bis zur Stunde als Vasall von Afghanistan, an dessen Amir er einen Tribut von 162 000 Mark in Gold und 500 Pferden abführt. Gegenkönig war Dschahandar Schah; dieser flüchtete sich nach Turkistan, beunruhigte anfangs die Grenze, wandte sich schließlich unter die Turkmenen und lebt jetzt unter den von Rußland abhängigen Jomuten.

Wakhan schließt sich Badakschan im Osten an. Hindukusch, Mustag und Pamir-Hochthäler mit den sie trennenden Tianschan-Ketten ragen in das Ländchen hinein; ethnographisch, geschichtlich und staatlich bildet Wakhan die Grenzscheide zwischen den türkisch-tatarischen und den arisch-iranischen Staatenbildungen. Das heutige Wakhan erstreckt sich drei Tagereisen weit über die Wasserscheide am Pamir-

Khurd-See hinaus und umfaßt das Hochland, dem die vier Quellflüsse des Oxus entspringen: der Isligh und Aksu, die vom Ursprung an zuerst gegen Osten fließen, und die beiden gegen Westen aus den Seen Pamir-Kulan und Pamir-Khurd ablaufenden Flüsse. Die Grenze von Wakhan liegt im Nordosten nahe dem 38. Breitengrade, im Südwesten bei 36¹/₃⁰ nördl. Br., im Osten bei 71²/₃, im Westen bei 74⁰ 55′ östl. L. v. Gr. Nachbarstaaten sind: im Süden Tschitral, Mastudsch, Jassin und Kundschut; im Osten Sirikul, wo sich 1878 ein Anhänger der Chinesen als Vasallenfürst einrichten durfte; im Norden trennt das unbewohnte Steppenhochthal Altischur Wakhan vom Thal des Murghab, von dessen rechtsseitigem Thalrand bereits russische Grenzpfähle hereinblicken; von 73⁰ westlich bildet Schignan die Grenze. Das ganze Land ist ein Hochland, das zur Niederlassung nicht einladet; Wohnsitze finden sich nur im südlichen Hauptthale, Sarhad in 3347 m Höhe ist der höchste ständig bewohnte Ort; Ischkaschim am Oxus, wo der Fluß bereits auf Badakschan-Gebiet übergetreten ist, hat eine Höhe von 2651 m. Das Land wurde im April und Mai 1879 von den Engländern Oberstlieutenant Gordon, Capitän Biddulph, Capitän Trotter und dem Geologen Dr. Stolitzka, einem Oesterreicher, Mitgliedern der Forsyth'schen Gesandtschaft, nach Kaschgar bereist [1]). Im Süden des Reiches sind die Dörfer ziemlich zahlreich. Weizen, Gerste, Bohnen und Erbsen sind Hauptfrüchte. Bei Sang in 2776 m Höhe reifen noch Melonen und Aprikosen, in Sarhad ist aber kein Ackerbau mehr möglich. Wald fehlt, das Bauholz liefert die weiße Pappel, die zu ihrem Fortkommen einen geschützten Standort bedarf; Weiden und Gebüsche stehen am Flußufer dicht. Kuh und Schaf sind die nützlichsten Hausthiere; die Pferde sind von unscheinbarer Größe, aber ausdauernd und sicher im Gange über Gebirgswege. Die ansässige Bevölkerung schätzen die Reisenden zu 3000; früher hätten starke Züge Kirgisen die Abweidung der Hochthäler vorgenommen und die rauhe Winterzeit in Wakhan verbracht; sie bleiben aber fort, seitdem die ständigen Fehden und Raubzüge der Schigni, Alai-Kirgisen und Kundschut ihre Weidegründe unsicher machen. Trotter giebt folgende Beschreibung der Wakhans und ihrer Lebensgewohnheiten: „Die Gesichtszüge sind sehr verschieden, meist beobachtete ich eine jüdische Nase; ein Knabe stieß mir auf mit ganz griechischem Profile. Die Leute altern rasch und erklären die häufigen grauen Haare aus ungenügender Nahrung. Die Häuser sind ärmlicher als im Gebiet von Kaschgar und sichtlich so angelegt, daß der Wind nicht fühlbar wird, der jederzeit thalauf- oder -abwärts heftig weht. Betritt man ein Haus, so gelangt man zuerst in den Stall, worin in der Regel einige Pferde oder Kühe stehen; durch einen schmalen langen Gang erreicht man die Wohnstube, ein kleines und schmutziges Gemach. In der Mitte steht ein Herdofen aus ungebranntem Lehm, darüber ein Loch zum Abziehen des Rauches. Das Dach ist kuppelförmig und ist getragen von Holzpfeilern, die rund um den Herd stehen. Nach allen Seiten öffnen sich Gemächer für die Familienglieder; die Weiber nehmen für sich den größten Raum in Anspruch und verstehen es, die Männer in züchtiger Unterwürfigkeit zu halten. Die Männer tragen braune Wollenröcke, ebensolche Hosen, Stiefel aus Filz und Tuch mit sehr dicker Ledersohle, einen baumwollenen Turban in Weiß und Blau. Die Frauen sehen nicht besonders gut aus, haben aber ein angenehmes, gutmüthiges, ehrwürdiges Aeußere, tragen den Anzug der Männer und lassen die Haare in langen Flechten herabfallen. Man stößt nirgends auf gesuchte Züchtigkeit oder ein Verschleiern des Gesichtes; als wir einst in einer Hütte Zuflucht suchten, blieben die Weiber im Gemache und buken uns ein schmackhaftes Brot aus Gerstenteig, der im Ofen unter häufigem Umwenden gar gebacken wurde. Die Männer sind zärtlich und aufmerksam gegen die Weiber; was immer an Früchten und Süßigkeiten vorhanden ist, wird ihnen gereicht. Alle Leute sind arm; Schmuck ist nahezu unbekannt und außer dem Turban trifft man fast nur Geräthe und Kleidungsstücke der Hausindustrie." Alle Feldarbeit leisten die Männer.

Die Sprache erfuhr neuerdings eine eingehende Behandlung und Vergleichung mit Nachbardialekten durch Shaw; sie zeigt in den grammatikalischen Formen große Aehnlichkeit mit der Sprache der Darden in den obersten Thälern des Mustag. Shaw vermuthet solchen Gleichklang auch in Tschitral und Kunar; diese Völker müssen deshalb noch neben einander gewohnt haben, als die übrigen Theile des iranischen und arischen Stockes bereits ihre Wanderungen angetreten hatten. „Die Zusammengehörigkeit der Gebirgsbewohner von Wakhan, Sirikol, Schignan, Darwaz und der Nachbarthäler, die von ihren türkischen Nachbaren unter dem gemeinsamen Namen Galtscha zusammengefaßt werden, mit den Badakschani und dieser wieder mit den Tadschik oder der iranischen Bevölkerung Centralasiens ist so klar, daß sie von allen Eingeborenen dieser Landschaften anerkannt ist. Andererseits erstrecken sich die Darden, deren Sprache entschieden zu den indischen gehört, von der Achse des Hindukusch hinab bis zum Indus und überschreiten diesen in Kaschmir. Vielleicht sind die Siahposch-Kafir nur unbekehrte Darden, und jedenfalls westlich bis zum Kawak-Passe deckt sich die geographische Wasserscheide mit der Sprachgrenze." Die Sprache hat viele archaische Formen und Worte des Altpersischen bewahrt und darf nach Shaw nicht als verderbtes Persisch beurtheilt werden; die Schriftzeichen sind die arabischen [1]). — Habgier kennzeichnet den Charakter der Bewohner wie der Landesverwaltung. Durchgangszölle liefern hohe Einnahmen, die Grundabgaben sind hoch. Der Fürst residirt in Kila Pandscha, einem armseligen Flecken von nur 150 Einwohnern und einer starken Veste, die schon manchen Sturm der Badakschani aushielt. Der Fürst mit dem Titel Mir zahlt Tribut an Badakschan.

* * *

Der Ring unserer Wanderung um die Achse des Hindukusch-Gebirges ist geschlossen. Mit dem Vorrücken russischer wie englischer Gesandtschaften und Heere in Asien beginnt jederzeit die Erforschung eines geographisch unvollkommen bekannten Abschnittes dieses weiten Kontinentes. Dazu ist in Afghanistan bereits der Anfang gemacht. Der russische General Stojetow mit seiner Suite sind die ersten Europäer, die von Turkistan über die Bamianpässe nach Kabul wissenschaftliche Instrumente trugen; im December des Vorjahres erklomm die topographische Abtheilung des englischen Kuram-Korps eine der Spitzen des Safed Koh, desjenigen Kammgebirges, welches das rechte Ufer des Kabulstromes bildet und nahm von hier aus Winkelmessungen hinab nach Dschellalabad und nach den darüber hinaus sichtbaren Berggipfeln des Hindukuschgebirges. Mit dem Verbleib einer Besetzungsarmee im Kabulthale und dem Vorschieben der englischen Agentur im Gilgitthale beginnt jetzt die wissenschaftliche Erforschung der Hindukusch-Alpen.

---

[1]) Vergl. „Globus" XXXIV, S. 148 ff.

[1]) Im Uebrigen muß auf die ausführliche Darstellung von R. B. Shaw verwiesen werden im Journal of the Asiatic Society of Bengal 1876, p. 139 — 278.

Die Beduinen Palästinas[1]).

Man darf die seßhafte Bauernbevölkerung Palästinas nicht mit den Beduinen oder Nomadenstämmen zusammenwerfen, welche in den wüstliegenden Landstrichen leben; die beiden Nationen sind ganz verschiedene Zweige des semitischen Stammes und erkennen diese Verschiedenheit auch selbst an. Der Beduine — oder, wie ihn der Bauer nennt, der Araber — spricht vom Fellah mit der größten Verachtung und nur in äußerst seltenen Fällen, wenn überhaupt je, kommen Mischehen zwischen ihnen vor, da beide Theile sich hierdurch für entehrt halten würden.

Die weite Wüste, welche den schmalen Strich kultivirten Berglandes umsäumt, auf dem die ansässige Bevölkerung lebt, ist das Reich des Arabers; von hier aus nagt unablässig die Woge des Nomadenlebens an den Bergen der Fellahs, von hier aus fallen in Kriegszeiten bewaffnete Reiterscharen aus den Zeltlagern der großen Stämme im Osten und Süden brandschatzend in die Grenzstädte und -Dörfer ein, wie sie es schon in den ältesten Zeiten, von denen das Alte Testament berichtet, gethan haben. Doch scheint im Ganzen die ansässige Bevölkerung an Boden zu gewinnen, namentlich in Unter-Galiläa; in der Ebene Saron sind die Beduinen nur noch die Schatten ihrer Vorfahren, und nur wenige elende Zelte der „Vettern der Zigeuner" (wie die Fellahs sie nennen) sind die Reste der einst so mächtigen Stämme, welche unter Akil Agha der Schrecken Palästinas waren.

Westlich vom Jordan kann man die Beduinen nur schwer kennen lernen. Die großen Stämme wohnen vielmehr östlich vom Jordan, andere in der Wüste Tih; die Stämme des Jordanthales scheinen sich vielfach mit Negern vermischt zu haben[2]) und der der T'aamireh ist von Fellah-Ursprung. Aber um ihrem Charakter nach allen Seiten gerecht zu werden, müßte man eine Reihe von Jahren in diesen entlegenen Gegenden verweilt und einen der großen Stämme auf seinen Wanderungen begleitet haben, und deshalb beschränken wir unsere Bemerkungen auf die westlichen Stämme.

Diese dehnen ihre Wanderungen nicht über weitere Strecken aus, sondern beschränken sich auf kleine Distrikte mit fest anerkannten Grenzen. So bildet Wâdi Fusâil die Grenze zwischen den Mes'aid und den K'abneh; die Ebene von Jericho gehörte den Abu Nuseir; in der Wüste Juda sind die beiden mächtigsten Stämme die T'aamireh, welche Turbane tragen und Getreide säen, und die Dschâhalîn u. s. f. Innerhalb der bestimmten Grenzen hängen die Wanderungen eines Stammes über einen Strich Landes von 200 bis 400 engl. Quadratmeilen ab von der Temperatur, der Weide und dem Wasservorrath; von der einen Quelle ziehen sie zur andern, aus den geschützten Thälern, ihrem Winteraufenthalt, auf luftige Anhöhen. In unmittelbarer Nähe des Wassers schlagen sie das Lager nur selten auf, wahrscheinlich weil sie die Fieberluft der Niederungen in der Nähe des Wassers kennen gelernt haben. Den Wasserbedarf für das Lager holen die Frauen oft aus einer viertel Stunde Entfernung in schwarzen Häuten (Ghirbeh) auf dem Rücken oder auf kleinen Eseln herbei. Die Hauptbedingungen für ein Lager scheinen Schutz und Verborgenheit zu sein, doch gehen sie bei der Wahl des Platzes nicht immer mit der nöthigen Vorsicht zu Werke, denn mehr als einmal hat ein plötzlicher Gewitterguß die Thalgründe überschwemmt, in denen die kleinen Lager aufgeschlagen waren, und eine ganze Niederlassung mit Menschen und Thieren ertränkt.

Die spärliche Weide und der Wassermangel zwingen die Araber, sich in zahlreiche kleine zerstreute Lager zu theilen, deren größtes, gewöhnlich das des Scheichs und seiner Familie, den anderen zum Sammelplatze dient. Die Zahl der Zelte bei den Arabern der Wüste Juda beläuft sich auf etwa dreißig mit ebensoviel Familien oder hundert Personen; ein großer Stamm, wie die T'aamireh, zählt im Ganzen vielleicht tausend Köpfe oder dreihundert Zelte, der Durchschnitt beträgt aber nicht mehr als hundert Familien. Die Länge eines Zeltes schwankt zwischen 10 und 40 Fuß, und beträgt im Durchschnitt 20 bis 25; es ist jedoch weder eine Art Hütte noch ein Glockenzelt, wie man aus den gewöhnlichen Abbildungen schließen müßte, sondern ein langes schwarzes „Haus von Haar", mit einem niedrigen, flachen Dache und offener Vorderseite. Dach und Seitenwände bildet ein horizontal weißgestreiftes schwarzes Gewebe aus Ziegenhaar (Hohelied I, 15), dessen einzelne Stücke etwa 2 Fuß breit und 30 bis 40 Fuß lang sind, und die, je nachdem Sonne oder Wind es erfordern, leicht entfernt werden können, so daß eine Seite immer offen bleibt. Es ruht gewöhnlich auf neun Pfählen ('Awamîd), von denen die mittelsten die längsten sind, je drei und drei zusammen, und wird durch Stricke und Holzpflöcke gehalten, welche mit einem Hammer eingeschlagen werden (Richter IV, 21). Ein solches Zelt ist weit bequemer und zweckmäßiger, als man glauben möchte, denn wegen seiner geringen Höhe (7 Fuß im Durchschnitt) kann der Wind es nicht umwehen, und die schweren Decken lassen den Regen so wenig durchdringen, daß Lieutenant Conder es selbst bei heftigen Unwettern im Innern vollständig trocken gefunden hat. Im Winter leiden indessen die Beduinen doch viel an Rheumatismus. Im Sommer errichten sie sich mitunter Rohrhütten, die kühler sind als Zelte. Die Ordnung der Zelte im Lager ist verschieden. Bei den Sugr, einem im Osten des Jordans lebenden Stamme, werden sie dicht neben einander in parallelen, etwa funfzig Fuß von einander entfernten Reihen aufgeschlagen; bei den T'aamireh und Dschahalîn ist die gewöhnliche Form des Lagers ein Rechteck. Gewöhnlich beträgt die Entfernung zwischen zwei Zelten vier Fuß, so daß ein Lager von zwanzig Zelten einen Raum von zweihundert Fuß Länge und siebenzig Fuß Breite einnimmt.

Die Sprache der Beduinen gleicht mehr derjenigen der arabischen Stämme um Mekka, also der Schriftsprache, als der der Fellahs. Naturgegenstände haben bei ihnen nicht immer dieselbe Bezeichnung, wie bei den Fellahs, ebenso sind die alten Ortsnamen durch umschreibende Benennungen ersetzt, während die Fellahs dieselben besser bewahrt haben. Auch sprechen sie unter einander einen Slang, der aber wegen der kauderwelschen Aussprache auch dem völlig unverständlich bleibt, der mit den Eigenthümlichkeiten des Fellahdialektes wohl vertraut ist.

Sie sind schlau, aber verschlossen; sie verbergen unter der Miene von Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit eine sehr scharfe

---

[1]) Nach Claude R. Conder, Tent Work in Palestine, London 1878. Vergl. „Globus" XXXIV, S. 359 und 376.

[2]) Im Gefolge des Aduân-Scheichs Gablan sah ich selbst einen kolossalen Neger, auf welchen derselbe große Stücke zu halten schien, und hörte von einem Stamme Arabi-el-Abid, der ganz aus weggelaufenen Negern bestehen soll. R. K.

Beobachtungsgabe, und nichts ist ihnen unangenehmer, als lächerlich gemacht zu werden. Conder hat oft gesehen, wie ein neben ihm gehender Beduine sorgfältig jeden Stein am Wege prüfte, und wie das geringste Zeichen von Leben, ein Vogel, eine Gazelle oder eine ferne Gestalt, lange bevor der Reisende etwas bemerkt hatte, seine Aufmerksamkeit erregte. Der Reisende, der ein Lager zur Nachtzeit besucht, muß seine Wirthe für zu träge halten sich zu bewegen; erwacht er aber aus einem Schlummer, so sieht er zu seinem großen Erstaunen diese ernsten, gravitätischen Gestalten wie Eichhörnchen hüpfend oder wie Katzen kriechend sein Gepäck inspiciren oder seinen Schlaf beobachten.

Vor einem Angriff versichern sie sich stets, daß sie in der Mehrzahl sind; ziehen sie aber trotzdem den Kürzern, so verbergen sie sich hinter den Unebenheiten des Bodens in einer Weise, die die Bewunderung jedes Militärs erregen könnte. Ihr Wort halten sie ehrenhaft und ihr Gesetz der Gastfreundschaft befolgen sie streng und ritterlich. Der Mord eines Gastes, der in ihrem Lager Salz gegessen hat, ist unbekannt, und das Leben eines Europäers unter den Arabern ebenso sicher, wie in einer großen europäischen Stadt. Diejenigen, welche fern von dem verderblichen Einfluß der Städte leben, sind wegen ihres höflichen Benehmens berühmt. Dagegen haben die Grenzstämme, unter denen Conder lebte, durch ihren Verkehr mit den Bauern viele schlechte Eigenschaften angenommen, namentlich sind sie sehr habgierig geworden. Die Feindseligkeit, welche sie Fremden gegenüber an den Tag legen, ist eine Folge der unceremoniellen Weise, in welcher jene ohne ihre Regeln von Höflichkeit und Etiquette zu beachten ihr Land betreten.

Man würde sehr irren, wenn man die Araber für ein barbarisches oder uncivilisirtes Volk halten wollte; nur haben sie eine eigenthümliche Civilisation, Gesetze und Regierungsweise, welche für ihre Bedürfnisse passen. Ihr Leben ist das getreue Abbild der patriarchalischen Regierung eines kleinen und nicht in complicirten Verhältnissen lebenden Volkes. Die Würde des Scheichs oder Häuptlings ist zwar gewöhnlich erblich, doch gehorcht man ihm nur, weil er sich in den Ruf der Weisheit im Rath und der Tapferkeit im Felde zu bringen verstanden hat. Er vertritt den Stamm in seinem Verkehr mit anderen Arabern oder den nominellen türkischen Gouverneuren und das oft mit bewundernswürdigem Takt und Geschicklichkeit. In seiner Hand liegt die Entscheidung über Leben und Tod, über Krieg und Frieden, und wenn er seinen Stamm nicht durch irgend einen Fehler verletzt, so ist er schnellen und allgemeinen Gehorsames sicher. Die Hauptpflichten der Aeltesten bestehen in der Vermittelung von Heirathen, von Verträgen mit anderen Stämmen und in der Schlichtung von Streitigkeiten, welche ihnen regelmäßig vorgelegt werden.

Die Tracht der Beduinen ist so einfach, daß sie wahrscheinlich seit den Tagen Abraham's unverändert geblieben ist. Sie tragen dasselbe Hemd wie die Fellahs und gewöhnlich auch die 'Abba; ihre Kopfbedeckung ist dagegen die Kufijeh, ein seidener oder baumwollener Shawl von etwa einer Quadratelle Größe mit Frangen an zwei Kanten, der diagonal zusammengeschlagen und mit der Spitze des Dreiecks nach hinten auf den Kopf gelegt wird. Ihn hält ein schwarzer Strick aus Haaren oder Schnüren (Aghâl), welcher zweimal um Stirn und Kopf gewunden wird und hinten fast im Genicke liegt. Diese Kopfbedeckung, die Conder fast vier Jahre lang ausschließlich getragen hat, ist außerordentlich bequem und praktisch; der Strick um die Schläfe schützt vor Sonnenstich und die Enden des Shawls können zum Schutz der Augen über das Gesicht gezogen und in dem Aghâl befestigt werden [1]). Auch die Sandale verlangt eine besondere Schilderung. Sie ist das Skelet eines Schuhes mit leichter Ledersohle. An dieser ist vorn ein Riemen angebracht, der zwischen der großen und zweiten Zehe durchgezogen, unter dem Knöchel und über dem Hacken um den Fuß gelegt, fest angezogen und mit einem Lederknopf und je zwei Laschen an den Seiten befestigt wird. Diese Fußbekleidung vertritt den Schuh vollständig und ist entschieden dieselbe Sandale, wie sie in der Bibel beschrieben wird.

Der Araber ist bewaffnet mit dem kurzen, geraden Schwert (Seif); der Lanze (Rumh), welche auch in der Bibel erwähnt wird, und der langen, mit Messing beschlagenen Steinschloßflinte (Barûd), zu der das Pulver in einem am Gürtel befestigten Widderhorn getragen wird. Bogen, Wurfspieß und Schild sind jetzt, wahrscheinlich in Folge der Einführung von Feuerwaffen, verschwunden, obwohl sie im funfzehnten Jahrhundert von Reisenden noch erwähnt werden. Helm und Panzerrock sind dagegen bei den östlich vom Jordan wohnenden Stämmen noch in Gebrauch. Ersterer ist eine leichte Eisenmütze (Kub'ah) mit einer Spitze und einer dünnen Platte zum Schutze der Nase; letzterer ein ziemlich schwerer Aermelrock aus dicht gewebten Ringen, der bis auf oder noch über die Knie herabfällt.

Die Frauen sind bei den Arabern mehr abgeschlossen als bei den Bauern, und jedes Zelt hat sein Harîm oder Frauengemach. Vor Fremden erscheinen sie stets sorgfältig verschleiert; doch sind sie geachteter als bei den Fellahs, und eine Greisin wird nicht selten im Rath zugelassen und wird eine Macht im Staate. Ihre Tracht ist außerordentlich kleidsam, und es ist ein imposanter Anblick, wenn sie in langen, schleppenden Gewändern mit weiten Aermeln durch das Gras schreiten. Merkwürdiger Weise sind sie häßlich, während die Männer schön sind. Ueberdies sind sie stark tättowirt, und die Unterlippe ist blau gefärbt, um die Zähne besser hervortreten zu lassen. Ein dunkelfarbiger Shawl, der das Gesicht verhüllt, wird über dem Munde zusammengebunden und läßt nur Nase und Augen frei; bei Frauen ist auch das schwarze, lockige Haar verborgen, während die jungen Mädchen es offen tragen. Das Unterkleid ist indigofarben, das obere gewöhnlich dunkel olivengrün, sehr weit, mit großen Aermeln und vorn offen. Sie kochen alle vorzüglich, und die Männer nehmen auf ihren Raubzügen stets eine oder zwei junge Frauen mit, welche die Küche besorgen müssen. Das Korn wird von ihnen auf einer steinernen Handmühle gemahlen und dünne Kuchen ungesäuerten Brotes aus dem Mehl gebacken; Butter und Käse bereiten sie, indem sie die Milch in einer auf Stöcken hängenden Haut schütteln.

Der Reichthum der Araber besteht in ihren Pferden, Ziegen- und Kuhherden und Kamelen, und die ungeheure Menge von Thieren, welche in der anscheinend öden und wasserlosen Wüste weidet, ist erstaunlich. Die östlichen Araber sind stolz auf ihre kleinen, leichten, aber ungemein ausdauernden und muthigen Pferde; westlich vom Jordan sind dieselben aber sehr selten. Die Stuten werden fast nie verkauft und gehören oft mehreren gemeinschaftlich. So kann man den „Kopf" einer Stute kaufen, d. h. sie unter der Bedingung erwerben, daß man jedem Eigenthümer des „Körpers" und des „Schwanzes" ein Füllen aufzieht.

Nur selten greifen die Beduinen einen benachbarten Stamm an, lieber ziehen sie einige Tagereisen weit und eilen dann mit ihrer Beute so schnell zurück, als sie gekommen sind. Diese Raubzüge oder Ghazû sind die wichtigsten Er-

[1]) Im Winter tragen sie unter der 'Abba und über dem Hemde noch eine, außen ziegelroth gefärbte Schaffelljacke mit den Haaren nach innen.

eignisse ihres Lebens; dann ist ihre affektirte Gleichgültigkeit verschwunden, und jeder Ghazî oder „Kämpe“ sucht den andern in verwegenen Thaten zu übertreffen. Eine Beduinenschar, welche, die langen Lanzen über dem Kopfe schwingend, daher gesprengt kommt, gewährt einen außerordentlich malerischen und imposanten Anblick.

Viel Vergnügen verlangt der Araber in Friedenszeiten nicht, er sitzt am liebsten ruhig da, raucht und trinkt Kaffee. Aegyptische Tänzerinnen treten nur unter den verkommenen Stämmen auf, dagegen ergötzen sich alle Stämme gelegentlich an Fantazîas“ [1]). Die interessanteste Fantazîa, welche Conder sah, war der ihm zu Ehren in Engedi veranstaltete Schwertertanz, in dem pantomimisch der Kampf eines einzelnen Helden gegen eine Ueberzahl dargestellt wurde. Zum Schluß sang der siegreiche Held den Ruhm des „Konsul Kabtân“ und spielte in zarter Weise auf das erwartete „Bakschisch“ an, worauf die vier anderen Tänzer im Chorus und aus vollem Herzen einfielen. Während dieses seltsamen Tanzes saß der Scheich des Stammes in geringer Entfernung und betete, ohne daß ihn der Lärm zu stören schien, und ohne daß man in den beiden Beschäftigungen zu gleicher Zeit etwas Auffallendes gefunden hätte.

Das ist das einfache Leben der arabischen Stämme, wie es, wenn wir von der Einführung des zum allgemeinen Genußmittel gewordenen Tabaks und des Pulvers absehen, seit den Tagen Abraham's unverändert geblieben ist. So ohne Zweifel zog jener Patriarch mit seinen Herden und Dienern hin und her, so führte er Krieg, und so trat er mit den umliegenden Stämmen in Unterhandlung.

Die Beduinen sind sehr fromm und halten die vorgeschriebenen Gebetstunden viel genauer inne, als die Fellahs [2]); ist Wasser vorhanden, so waschen sie sich vor dem Gebete Hände, Arme, Beine und Gesicht, so daß die Führer Lieutenant Conder durch ihre übertriebene Frömmigkeit mehr als einmal in seinen Aufnahmen aufgehalten haben. Die Stämme östlich vom Jordan sollen den Mond verehren und verschiedene noch merkwürdigere religiöse Gebräuche haben, doch hat Conder bei den Stämmen, unter denen er lebte, etwas Aehnliches nicht bemerkt. Ihre Traditionen beziehen sich namentlich auf die Abkunft ihres Stammes und sind durch die mündlichen Ueberlieferungen häufig ins Ungeheuerliche übertrieben. So soll z. B. bei Jericho Imâm Ali, der Gefährte des Propheten, mit Abu 'Obeideh ibn el Dscherrâh gekämpft haben, der ein wohlbekannter moslemitischer Führer aus der Zeit Omar's war und Jerusalem eroberte.

Die Beduinen verehren die Gräber ihrer eigenen und manchmal auch die der Vorfahren anderer Stämme. So zeigt man in dem „heiligen Thal“ bei Mar Sâba die Gräber der Vorfahren der Abu Nuseir, welche, wegen ihrer Heiligkeit berühmt, wie eine Art Derwische unter den übrigen Beduinen herumzogen und von der ägyptischen Regierung irrthümlich hingerichtet wurden; jeder Araber, der dieses Thal betritt, küßt die Grabsteine mit den Worten: „Verzeiht, ihr Gesegneten.“ Ebenso fand Conder etwas nördlich von Engedi die Gräber einiger von Ibrahim Pascha massakrirter Ruschâideh, derer rohe Grabsteine seine Führer ebenfalls andächtig küßten.

Noch verdient die Sitte der Beduinen hervorgehoben zu werden, ihr Eigenthum, wie z. B. Kamele, mit dem Wesm oder Stammzeichen zu versehen. Jeder Stamm und jede Abtheilung eines Stammes hat ein besonderes; die Ruschâideh haben einen Kreis mit einem Kreuze, ähnlich dem astronomischen Zeichen für Mars; die Dschâhalîn ein T, ein Kreuz oder ein C mit einem Punkt in der Mitte; die Tijahah zwei parallele Striche; die Dhullâm drei u. s. w. (Vergl. darüber Wetzstein's Mittheil. „Globus“ XXXII, S. 255.)

An vielen Orten sollen nach der Sage Schätze vergraben liegen und durch Beschwörungen gehoben werden können, und man scheint in der That früher, wie ja auch jetzt, noch Gold sehr häufig vergraben zu haben. Wenigstens findet man zu Zeiten solche Stellen, und Conder wurden im Winter 1873 eine Anzahl bei Jericho gefundener Scheckel nach Jerusalem gebracht. Doch lassen die Araber in einseitiger Uebertreibung in jeder Ruine Schätze vergraben liegen. Ebenso glauben sie allgemein, daß die Wüste früher bebaut und wasserreich gewesen ist, weil auf dem ganzen Plateau westlich vom Todten Meere Ruinen früherer „Weingärten“ liegen, wie sie selbst das römische Lager zu Masada nennen. Dieser Umstand unterstützt ihre Ansicht, ebenso wie, daß die von Salomo erwähnten „Weingärten von Engedi“ verschwunden sind, daß von den Palmen zu Jericho nur noch zwei stehen und von den Zuckerrohrpflanzungen der Kreuzfahrer in den Ebenen des Jordanthales nichts sich erhalten hat, als die Ruinen ihrer Mühlen und Wasserleitungen. So bedeutend, als die Beduinen glauben, ist indeß die Aenderung in der Ertragsfähigkeit des Landes nicht gewesen, denn die Wüste heißt auch in der Bibel „Wüste“, und das Plateau am Todten Meere ist das alte Dscheshimon oder „Einöde“.

[1]) Sprich das z wie weiches s. Das Wort ist offenbar italienischen Ursprungs und von den Franken eingeführt.

[2]) Groß war die Freude der 1870 uns begleitenden Aduân-Scheichs, als wir ihnen mit Hülfe des Kompaß die Richtung auf Mekka angeben konnten. Als ich zu Fuß die Stadtmauern von Gerasa (Dscherasch) aufnahm, begleitete mich einer von ihnen und benutzte die Zeit, während welcher ich Gebäude vor der Stadt, Sarkophage u. s. w. verzeichnete, zum Beten. War ich vorangeschritten, so unterbrach er seine Beschäftigung und kam nach, und so oft wir die Richtung wechselten, ließ er sich jedesmal von Neuem mit Hülfe des Kompaß die ungefähre Lage Mekkas zeigen. In dieser Weise betete er sich um die halbe Ruinenstadt herum. R. K.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Wie das „Nowoje Wremja“ erfährt, soll in diesem Sommer eine Expedition nach dem russischen Innerasien gesandt werden, die aus je einem Ingenieur, Flottenoffizier, Mathematiker, Naturforscher, Archäologen, Geologen, Künstler, Korrespondenten und Topographen zusammengesetzt sein soll. Unter den für diese Expedition bereits designirten Personen befindet sich der Oberst des Generalstabes Graf Rostowcew, der Ingenieur Ljapunow, der Oberstlieutenant der Artillerie Lunkiewitsch, der Arzt Walitzki und der Kapitän-Lieutenant Subow. Dieser Expedition ist vor allen Dingen die Aufgabe gestellt, die Linie für die zu erbauende mittelasiatische Eisenbahn zu erforschen und festzustellen, ob das nöthige Bau- und Brennmaterial vorhanden und zu welchem Preise es zu haben ist, sowie auch ob die nöthigen Arbeiter zu haben sind und welchen Lohn sie beanspruchen. An diese Aufgabe schließt sich eine zweite an; es

ist dies die Erforschung des Amu-darja. Es soll seine Schiffbarkeit genau untersucht und erforscht werden, ob es möglich ist, den Strom wieder in sein altes Bett, den Usboj, zu leiten. Es sollen bei dieser Gelegenheit sowohl alle Stromschnellen im Amu-darja wie auch alle Dämme und Hindernisse im Usboj untersucht und über beides eine genaue Karte aufgenommen werden. Gleichzeitig sollen alle am Strome liegenden Städte sowie alle an ihm und am Usboj liegenden Ruinen, alle alten Strombetten des Amu und alle ehemaligen Bewässerungsgräben am Usboj genau erforscht werden. Die Expedition hat außerdem barometrische, hypsothermometrische und astronomische Beobachtungen auszuführen, Sammlungen von Pflanzen, Mineralien, Thieren und Alterthümern anzulegen, Zeichnungen der interessantesten Gegenden anzufertigen und ein eingehendes Tagebuch zu führen. Die Expedition wird vom Flusse Ural über Karatugaj am Syr, Taschkent und Samarkand an den Amu-darja reisen und soll in Chiwa Eingeborene zu ihren Berathungen herbeiziehen, um die Art und Weise der Berieselung in diesem Lande kennen zu lernen. Am Usboj sollen dort nomadisirende Turkmenen über ihre Ansicht bezüglich der Ursachen befragt werden, weshalb der Amu-darja sein altes Bett verlassen hat; auch soll ihre Meinung über die Möglichkeit der Zurückleitung des Stroms in sein altes Bett, ohne daß jedoch hierdurch Chiwa geschädigt wird, gehört werden. (A. K.)

— Die englische Gesellschaft zur Erforschung Palästinas (Palestine Exploration Fund) beabsichtigt, nachdem sie das ganze Westjordanland hat aufnehmen lassen, eine specielle Expedition nach Galiläa zu senden, um die Lage der Städte Kapernaum, Bethsaida und Chorazin wenn möglich endgültig festzustellen. Als Arbeiten der Expedition sind in Aussicht genommen: Ausgrabungen in Chân Minje (welches manche für Kapernaum halten), Tell Hûm (wahrscheinlich Kapernaum), Kerâze (wahrscheinlich Chorazin) und an der Mündung des Jordans in den See Genezareth, in zweiter Linie an anderen dazu geeignet erscheinenden Punkten der Westküste des Sees; Vermessung und Aufnahme der Ostküste; Untersuchung und Sammlung der Ueberreste der „weißen Synagoge" zu Tell Hûm, in welcher wahrscheinlich Jesus oft gelehrt hat; naturwissenschaftliche, besonders geologische Untersuchung der Gegend, photographische Aufnahmen und Pläne. Die Kosten sind auf die runde Summe von 2500 Pf. St. berechnet und sollen durch besondere Sammlung aufgebracht werden. — Gleiche Zwecke mit jener englischen Gesellschaft verfolgt bekanntlich der Deutsche Palästina-Verein; sobald er über die nöthigen Mittel verfügt, wird er eine ähnliche Aufgabe in Palästina in Angriff nehmen. Der Verein findet zwar Entgegenkommen von manchen Fürsten und Ministerien, aber im großen Publikum bei weitem nicht den Anklang, den er verdient. Wir bitten wiederholt und dringend um Unterstützung desselben, eine Bitte, welche sein Zweck, die nähere Erforschung eines der historisch wie naturwissenschaftlich interessantesten Länder der Erde, wohl hinreichend rechtfertigt. (Für 10 Mark Jahresbeitrag erhalten die Mitglieder die höchst gediegene und reich mit Karten und Plänen ausgestattete Vierteljahrsschrift des Vereins. Anmeldung bei Lic. Guthe, Leipzig, Zeitzerstraße 22 b, oder Prof. Socin, Tübingen.)

— Von der illustrirten Spamer'schen „Bibliothek der Länder- und Völkerkunde" ist der zweite Theil von „Die heutige Türkei" (s. „Globus" XXXII, S. 303), den asiatischen Theil behandelnd, erschienen unter dem Titel: „Die heutige Türkei. Schilderung von Land und Leuten des Osmanischen Reiches in Asien, vor und nach dem Kriege von 1877 bis 1878, mit Berücksichtigung der arabischen Halbinsel. Herausgegeben von L. C. Beck" (Leipzig 1879). Wie der erste, so zeichnet sich auch dieser Theil durch eine sehr umfassende und eingehende Benutzung der neuesten Quellen für Text und Illustration aus. Für die Inselwelt z. B. finden wir v. Löher (Kreta, Cypern), Seiff, Guérin, Conze, Scherzer benutzt, ferner Petermann's Mittheilungen, die Augsburger Allgemeine Zeitung, und hier wie sonst werden unsere Leser manchem alten Bekannten aus den Spalten des „Globus" begegnen. Für das im Verhältniß zu seiner Größe und Bedeutung etwas kurz behandelte Anatolien genügt es, als Gewährsmänner v. Moltke, Radde, v. Tschihatschef, v. Thielmann, Stark, Murad Efendi, Hirschfeld und Kotschy zu nennen, für Armenien außer einigen der schon genannten v. Haxthausen, Deyrolle („Globus", Bd. XXIX und XXX), selbst H. Kiepert's alte Geographie wird hier wie sonst citirt; dann Cornhill Magazine, Ausland; für Mesopotamien Helfer, Černik, der „Globus", Socin, Brugsch, Ritter's Asien u. s. f.; für Palästina und Syrien Fraas, Wetzstein, Socin-Bädeker, für Arabien Karl Ritter, v. Wrede, v. Maltzan, Sprenger, v. Kremer, A. Zehme u. s. f. Man sieht, es fehlt wohl nicht einer, der auf Berücksichtigung Anspruch erheben darf, und deswegen kann das schön ausgestattete Buch zur Orientirung empfohlen werden.

— Prof. F. Schiern in Kopenhagen hat neuerdings eine Abhandlung „Sur l'origine de quelques traditions ottomanes" veröffentlicht, worin er sich besonders mit dem Ursprunge des türkischen Halbmondes beschäftigt und die verbreitete Tradition, daß derselbe griechischer Herkunft sei, widerlegt. Auf den Münzen des alten Byzantion erscheint nämlich als dessen Wappen der Halbmond der Hekate, die als Schutzgöttin der Stadt galt, und es ist allgemeine Ansicht, daß die Türken ihn bei der Eroberung Konstantinopels kennen lernten und annahmen. Diese Ansicht vertritt schon Tristan de Saint Amant in seiner Allgemeinen Geschichte der römischen Kaiser (Paris 1644), dann J. v. Hammer, Eliot Warburton und andere. Dagegen weist nun Schiern nach, daß 1453 der Halbmond als Stadtwappen längst in Konstantinopel vergessen war, daß vielmehr die byzantinischen Kaiser ein goldenes Kreuz im rothen Felde (mit wechselnden Abzeichen je nach der Dynastie) im Schilde führten, daß die Türken bei ihrer Verachtung alles christlichen Wesens nie daran haben denken können, solch ein Wappen herüberzunehmen, und daß sie den Halbmond lange, ehe sie nach Europa kamen, führten. Schiern weist dies Abzeichen z. B. schon bei Orchan (1326 bis 1360), ja bei dem chowaresmischen Sultane Muhammed Tekesch (1192 bis 1200) nach; schon zu Anfang des 13. Jahrhunderts wird es auf den Standarten der Tataren Tschingischan's erwähnt, muß also durchaus als ein alttürkisches Symbol betrachtet werden. Ebenso erklärt Schiern das Institut der heulenden und tanzenden Derwische, welches von Hammer und von Hahn auf die Tänzer der samothrakischen Mysterien oder die Kybelepriester zurückführen, als echt alttürkisch, und erblickt ihre Zunftgenossen in den Schamanen der Ostjaken und Jakuten.

— Auf S. 112 dieses Bandes war nach „Nature" das Gerücht verzeichnet worden, daß sich die meisten Mitglieder der holländischen Sumatra-Expedition bereits auf der Rückreise nach Europa befänden. In dieser Fassung ist die Nachricht falsch. Vielmehr hat sich damals das Executivkomité in Holland wegen Mangels an Mitteln lediglich genöthigt gesehen, den mit zoologischen Arbeiten beschäftigten Herrn Snelleman zurückzuberufen; derselbe hat seine Rückkehr glücklich bewerkstelligt und über 50 Kisten mit allerlei Sammlungen, mehr als 400 ethnographischen Gegenständen, Zeichnungen, zoologischen und mineralogischen Objecten u. s. w. heimgebracht. Die Herren van Hasselt und Veth dagegen setzten ihre Arbeiten, welche schon über ein bedeutendes bisher unbekanntes Stück des Innern von Sumatra Licht verbreitet haben, fort, nur haben sie sich ein anderes Forschungsgebiet, nämlich die südlichen Zuflüsse des Batang Hari oder Flusses von Djambi, etwa zwischen 2° und 3° südl. Br., erwählt, während sie bisher an dessen nördlichen Quellen zwischen ½° und 1½° südl. Br. thätig waren.

Afrika.

— Dem „Manchester Guardian“ wird von seinem Berichterstatter in London gemeldet, daß die Regierung gestern das Angebot der Eastern Telegraph Company und der Telegraph Construction Company zur Legung eines Telegraphenkabels von Aden nach Durban in der Hauptsache angenommen habe und daß die Arbeiten nunmehr unverzüglich beginnen würden. Die Unternehmer haben zufällig 2000 engl. Meilen Kabel fertig liegen, davon 1500 Meilen bereits in Schiffen verpackt, welche alsbald zu diesem Zwecke verwandt werden können. Eigentlich war dieser Draht zur Verdoppelung des australischen Kabels nach Penang bestimmt, doch ist den Unternehmern zu dieser Arbeit genügende Zeit gelassen, so daß sie inzwischen neuen Draht anfertigen können. Zu der Strecke von Aden bis Durban oder Port Natal sind im Ganzen nicht weniger als etwa 4000 Meilen Kabel nöthig. Die Kosten werden auf etwa 1 500 000 Pf. St. geschätzt. Die Legung verspricht sich ohne allzu erhebliche Schwierigkeiten ausführen zu lassen, da die Küste dazu im Allgemeinen günstig geschätzt wird. Die erste Strecke, von Durban bis Zanzibar, soll bis Mitte Juli fertig werden. Es bleibt dann zuerst die Lücke von Aden bis Zanzibar, welche schnelle Dampfschiffe in etwa sieben Tagen zurückzulegen vermögen. Von Durban geht ein Landtelegraph weiter nach der Kapstadt und anderen wichtigen Punkten in Südafrika. Während die Strecke bis Zanzibar gelegt wird, soll an der Herstellung der fehlenden Kabellänge fleißig gearbeitet werden, so daß die ganze Strecke spätestens bis Mitte November fertig werden kann. An den wichtigsten Punkten, unter anderen Zanzibar, Mozambique, Sofala und Delagoabay, sollen Stationen errichtet werden. Die Unternehmer beabsichtigen die Sache als ein Privatunternehmen zu betreiben, indessen mit einer Garantie der interessirten Regierungen auf die Zeit von 20 Jahren und in einer Gesammthöhe von 50 000 Pf. St. im Jahre.

— Die „London Missionary Society“ hat Briefe von Mr. E. C. Hore, dem wissenschaftlichen Mitgliede ihrer Mission in Udschidschi am Tanganjika-See (vergl. S. 30 dieses Bandes), erhalten, welche von Mitte September und October 1878 datirt sind. Danach hat die kleine Gesellschaft durch den am Schlagflusse erfolgten Tod des Rev. Thomson einen schweren Verlust erlitten. Von besonderm Interesse in jenen Briefen ist, daß nach Angabe der Araber das Gras im Lukuga (den Cameron bekanntlich als Ausfluß des Tanganjika-Sees ansah, während Stanley für die Zeit seiner Anwesenheit das bestritt) in Folge des Anschwellens des Sees während der letzten Regenzeit fortgeschwemmt wurde und der Lukuga jetzt in der That ein aus dem See fließender Strom ist. Einer der Araber, Abdallah, behauptet, auf demselben nach dem Kamalondo-See hinabgefahren und mit den Eingeborenen feindlich zusammengerathen zu sein. Da Mr. Hore das beste Boot in Udschidschi gemiethet hat, um das Südende des Sees zu besuchen, so werden wir hoffentlich bald über jenes merkwürdige Räthsel weitere Aufschlüsse erhalten. — Schlimmer ist es einer Karawane der „Church Missionary Society“ ergangen, welche sich auf dem Marsche nach dem Victoria Nyanza befand: sie wurde von herumstreichenden Räubern, den bekannten Ruga-ruga Ostafrikas, überfallen, wobei ihr Anführer, Mr. Penrose, und 62 seiner Leute erschlagen wurden.

— Die sogenannte Internationale Expedition in Afrika, welche soeben ihr Mitglied, Lieutenant Wantier, durch den Tod verloren hat, wird ihr nächstes Augenmerk darauf richten, in Njangwe am Kongo eine Station zu errichten. Eine zweite denkt die Internationale Association am Tanganjika anzulegen. Um die ersten Vorbereitungen dazu zu treffen, ist Lieutenant Dutalis schon Anfang Februar nach Zanzibar abgegangen. Zum Chef der neuen Expedition ist der belgische Generalstabs-Hauptmann Popelin und zum Naturforscher der Dr. med. Van den Heuvel bestimmt. Für die Begründung der Zwischenstationen zwischen Tanganjika und Küste rechnet man namentlich auf die deutsche Afrikanische Gesellschaft.

— Die Nachrichten von der englischen Missionsstation Blantyre (auf dem Hochlande östlich der Murchison-Fälle im Schire, nach einer Bestimmung Carr's in 15° 45′ südl. Br. und 35° 14′ östl. L. Gr.) lauten andauernd günstig, sowohl was die Gesundheit und den Erfolg der Missionäre als das äußerliche Gedeihen der Station anlangt. Es wurden verschiedene neue Gebäude aufgeführt und ununterbrochen an der die Wasserfälle des Schire umgehenden Straße gearbeitet. Da die 31 Köpfe starke Rindviehherde der Station gut gedeiht, so wollen die Missionäre auch Pferde einzuführen versuchen. Der Stationsgärtner Buchanan macht interessante Akklimatisationsversuche. Von Edinburgh aus übersandte Kaffee- und Theepflanzen gedeihen sehr gut, ebenso Yams von der Insel Ceylon und Fruchtbäume aus dem Kaplande. Die Weintraube kommt in Blantyre sehr gut fort, und dies Jahr wird man dort schon einen ausgedehnten Weinberg sehen können. Von England und Schottland aus sind wieder mehrere werthvolle Sammlungen von Pflanzen, Fruchtbäumen und Sträuchern für Blantyre unterwegs. — Auch ein neuer Flußdampfer ist an der Mündung des Zambesi angekommen, um auf diesem Flusse und dem Schire Transportdienste für die Mission zu leisten.

(Nach „Aus fernen Zonen“.)

— Der „Revue de Géographie“ meldet, daß Herr Coffin von der Lyoner Firma Reynaud et Coffin eine Französisch-Afrikanische Handelsgesellschaft begründet hat, welche ihr Hauptquartier an der Mündung des Volta auf der Goldküste, also auf englischem Grund und Boden, aufzuschlagen gedenkt. Hierbei sei gleich des Gerüchtes erwähnt, daß Frankreich Dahome unter sein Protektorat zu stellen beabsichtigt (?).

— Die „Church Missionary Society“ hat seit dem letzten Sommer ein eigenes Dampfschiff „Henry Venn“ auf dem Niger stationirt, welches am 8. Juni an der Mündung desselben, dem sogenannten River Nun, angelangt ist und seitdem den Verkehr zwischen den etwa ein Dutzend an Zahl betragenden Missionsstationen versieht. Seine Unterhaltungskosten verdient sich der Dampfer selbst durch gelegentliche Transporte für dort handeltreibende Kaufleute und Handelsgesellschaften (z. B. die West Afrika Co. und die Central Africa Co.). Auf dem Kwora, dem westlichen Hauptarme des Niger, ist der „Henry Venn“ bis Schonga, circa 170 engl. Meilen von dem Zusammenflusse des Kwora und Binuë, vorgedrungen, auf dem Binuë bis Jimaha und Amaran, circa 50 engl. Meilen weit; es liegt in der Absicht des dort residirenden Bischofs Crowther, demnächst eine ernsthafte Fahrt zur Erforschung des noch unbekannten Oberlaufes des Binuë anzutreten. Der französische Forschungsreisende Graf de Semelle, über den seit langer Zeit nichts verlautet ist, als die noch unbestätigte Nachricht von seinem Tode, und dessen Secretär Burdo sind sowohl auf den Stationen wie auf dem Dampfer bereitwillig aufgenommen worden.

— Paul Soleillet hat nach den letzten Nachrichten auf seiner Reise von S. Louis in Senegambien nach Algerien die Stadt Segu am Dioliba oder Niger erreicht (vergl. „Globus“ Bd. XXXIV, S. 320).

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Nach dem Red River of the North.

(Nach dem Französischen des Herrn de Lamothe.)

V.

Die zweite Hälfte des September benutzte Lamothe dazu, in Winnipeg alles Material über jene Gegend, dessen er nur immer habhaft werden konnte, zusammenzutragen und zu studiren, und versuchte, sich darüber ein Urtheil zu bilden, welche Vortheile französische Auswanderer in Canada und besonders am Red River anzutreffen hoffen dürften. Er redet der Auswanderung dorthin das Wort und meint, daß von der jetzigen Größe derselben der Einfluß und die Handelswohlfahrt der großen Nationen in hundert Jahren abhängen wird — natürlich, meint der Franzose, wenn die Auswanderer ihre Nationalität draußen zu bewahren verstehen. Denn Deutsche und Italiener mögen in Massen auswandern — sie bilden jenseits des Meeres keine neuen Völker; das verstehen nur die Angelsachsen, die amerikanischen Spanier und Portugiesen (schöne Art Völker das!), die Slaven und in geringerm Grade die Franzosen. Diese haben den größten Theil des fruchtbaren und für die weiße Race bewohnbaren Bodens auf der Erde schon mit Beschlag belegt; den anderen Völkern bleibt nichts übrig, als sich jenen zu assimiliren, wie der Deutsche in den Vereinigten Staaten in Sprache, Erziehung und Ideen bald zum Angelsachsen [1]), der Italiener in den La-Plata-Staaten nach ein oder zwei Generationen zum spanischen Kreolen wird. Den Franzosen

[1]) So ganz unberechtigt sind de Lamothe's Aeußerungen nicht, wenn auch aus ihnen der Deutschenhaß des franzosenfreundlichen Lothringers spricht. Jedenfalls sind sie beachtenswerth, weil sie verrathen, was man in gewissen Kreisen über Deutschlands Weltstellung denkt. Ist es nicht ein auffallendes Zeichen der Zeit, daß im Laufe des letzten Jahres von verschiedenen Seiten her der Ruf nach deutschen Kolonien oder wenigstens nach Ausdehnung unseres Wirthschaftsgebietes erhoben wird? Und zwar von Leuten, die sich viel Wind um die Nase haben wehen lassen und in der weiten Welt eben so wohl Bescheid wissen, wie daheim? Wir verweisen hier auf die Besprechung von Ernst von Weber's „Vier Jahre in Afrika" (Globus XXXIV, S. 176) und von Hübbe-Schleiden's „Ethiopien" (Globus XXXV, S. 137). Ihnen schließt sich jetzt Dr. Friedrich Fabri's „Bedarf Deutschland der Kolonien" (Gotha 1879) trefflich an. Unter allen Ländern Europas hat Deutschland jetzt die größte Zahl Auswanderer aufzuweisen; man schätzt sie für die letzten 50 Jahre auf etwa 4 Millionen Seelen und den dadurch erlittenen Kapitalverlust auf 15 Milliarden Mark! Und dabei nimmt unsere Bevölkerung noch alljährlich um etwa 600 000 Seelen zu; sie verdoppelt sich in 30 Jahren, und daraus folgt ein Anwachsen einerseits der socialen Noth, andererseits der Auswanderung. Sollen aber die Auswandernden nicht gänzlich uns verloren gehen, ja in wirthschaftlicher Hinsicht die Reihen unserer Konkurrenten verstärken, so ist die Organisation der deutschen Auswanderung und ihre Leitung in deutsche Kolonien dringend erforderlich. An Handelskolonien in tropischen Gegenden, wo nur Eingeborene zu arbeiten vermögen, ist dabei weniger zu denken (obwohl Fabri auch diese nicht von der Hand weist), wohl aber an Ackerbaukolonien, wo der Auswanderer selbst arbeiten kann, wo sich ein Austausch der Kolonialprodukte gegen die Industrieerzeugnisse des Mutterlandes anbahnt und so beide an Kraft zunehmen. Ja selbst für Erwerbung von Strafkolonien plaidirt Angesichts der zunehmenden Verbrechen der Autor, der es geradezu für eine Kulturfrage ansieht, daß Deutschland sich Kolonien schafft. Für Ackerbaukolonien weist Fabri hauptsächlich auf den Süden von Südamerika hin vom südlichen Brasilien an südwärts, wo schon

Der Red River bei Hochwasser. (Nach einer Photographie.)

aber bleibt Nordafrika und Canada (?); daß sie in letzterm dereinst zur Geltung kommen, erhofft Lamothe von irgend einem günstigen Zufalle, etwa von einer plötzlichen Aeußerung des Volkswillens oder dergleichen. Jedenfalls hält er den weiten Westen Canadas für ein geeignetes Ziel für französische Auswanderer, zwar nicht für die an südliches Klima gewöhnten Bewohner der Provence, des Languedoc oder der Guyenne, denen der Schnee am Red River oder Saskatchewan schlecht behagen würde; desto mehr aber für die Kinder Savoiens, der Dauphiné und des Jura, für den Holzhauer Lothringens oder den Hirten und Bauern des rauhen centralfranzösischen Hochlandes. Diese sind an kälteres Klima gewöhnt, und auch dem Nordfranzosen und Belgier wird der trockene, kräftige Frost Canadas mehr zusagen, als die kalte Feuchtigkeit Westeuropas. Historisch ist es erwiesen, daß sich Franzosen in Nordamerika akklimatisiren können; denn aus den 10 000 Normannen, Bretonen, Saintongern und Anjevinen, welche von 1608 bis 1763 nach Neu-Frankreich ausgewandert sind, sind inzwischen 1 700 000 geworden, die in keiner Weise aus der Art geschlagen sind, sondern fröhlich gedeihen.

Das Klima Nordwest-Canadas ist eben gesund, wenn auch der Winter sehr kalt ist. Winnipeg, das unter derselben Breite liegt, wie das nördliche Frankreich, hat vier bis fünf Monate lang, von November bis April, nicht ein einziges Mal Thauwetter aufzuweisen und nicht selten gefriert das Quecksilber im Thermometer. Dagegen fällt weit weniger Schnee, als im eigentlichen Canada; dabei bleibt derselbe trocken und körnig, so daß man bis 55° nördl. Br. hinauf die Pferde im Freien überwintern lassen kann, weil sie stets im Stande sind, sich ihr Futter mit den Hufen herauszuscharren. Weniger angenehm ist das Frühjahr, während dessen Süd- und Nordwinde sich wüthend bekämpfen; erst in der zweiten Hälfte des Mai gewinnt die Wärme endgültig die Oberhand. Dann entwickelt sich der Pflanzenwuchs mit ungeahnter Kraft und Fülle, und der vier Monate umfassende Sommer bringt nicht nur die gewöhnlichen Getreidearten, sondern selbst Mais, Wassermelonen, Tomaten und viele andere Früchte südlicher Länder zur Reife. Der Herbst, auf September und Oktober beschränkt, ist ruhig, heiter, meist ohne Regen und überaus angenehm.

Die wunderbare Fruchtbarkeit des Prairiebodens ergiebt sich aus der einzigen Thatsache, daß auf einem Stücke Landes in St. Boniface seit länger als 40 Jahren fortgesetzt Getreide gebaut worden ist, ohne daß es je gedüngt wurde. Damit die Ernte nicht abnehme, hat man nur von Zeit zu Zeit die Erde mit starken Pflügen umzureißen gebraucht. Noch heute verbrennen alle Landleute an den Ufern des Red River und Assiniboine ihren Dung oder werfen ihn als etwas Nutzloses in den Fluß. Eine Sondirung bei Fort Garry hat folgende Schichtung ergeben: 4 Fuß fetten schwarzen Humus, 43 Fuß weißen Sand mit Thon, zu unterst festen Kalk von unbekannter Dicke. Der Ackerbau am Red River hat zwar manche Feinde: Frost, Dürre, Heuschrecken, Ueberschwemmungen und Brände; aber die Sache ist nicht so schlimm, als sie sich anhört. Jene Uebel treten zum Theil nur in langen Zwischenräumen oder ganz lokal auf, zum Theil werden sie mit zunehmender Kultur ganz verschwinden. Trockenlegung der Sümpfe und Entholzung beseitigen mit der Zeit die Gefahr, welche von zu frühen und zu späten Fröste der Landwirthschaft droht, wie man die gleiche Erfahrung im mittlern Schweden gemacht hat, wo Roggen und Gerste jetzt schon unter dem 62. Breitengrade gedeihen. Größere Trockenheiten treten nur ziemlich selten auf. Verheerend sind die Ueberschwemmungen; so namentlich in den Jahren 1825, 1852 und 1861. Sie treten ein, wenn nach einem schneereichen Winter ein später Frühling folgt und der Uebergang von einer Jahreszeit zu der andern ein ganz plötzlicher ist. Die schon hochstehende Sonne schmelzt dann den Schnee reißend schnell fort; die Flußbetten sind bald gefüllt und die Gewässer überfluthen das wenig geneigte Terrain bald weit und breit. So schwoll im Jahre 1825 der Red River von seiner gewöhnlichen Breite (150 bis 200 m) rasch zu 12 bis 13 km an. Dies Anwachsen ist um so stärker, als zur Zeit, wenn am Oberlaufe des Red River der Schnee schmilzt, der Winnipeg-See noch mit einer dicken Eiskruste bedeckt ist und sich gewissermaßen weigert, die riesigen Wassermassen seines Zuflusses aufzunehmen. Indessen scheinen die Ueberschwemmungen an Größe abzunehmen, weil die Flüsse ihre Betten in den losen Boden tiefer und tiefer eingraben. Die Ufer des Assiniboine z. B. sind jetzt schon so hoch, daß die Prairien an seinen Ufern seit Menschengedenken nicht mehr überschwemmt worden sind.

Die Heuschrecken dehnen ihre Raubzüge in Nordamerika bis in sehr hohe Breiten aus, von den Llanos estacados in Texas bis hinauf zum Südarme des Saskatchewan. Ein Besserwerden kann man hier nur von zunehmender Besiedelung des Landes, in den Vereinigten Staaten sowohl wie in Manitoba, erwarten; steht erst eine Masse Arme zur Verfügung, um die Eier dieser Insekten und die erwachsenen Thiere zu vernichten, so wird man diese Landplage, wenn auch nicht ganz beseitigen, so doch wenigstens sehr vermindern.

Die Prairiebrände endlich, begünstigt durch die Trockenheit des Herbstes und durch die geringste Unvorsichtigkeit eines Indianers oder eines Jägers hervorgerufen, verheeren oft in kurzer Zeit Tausende von Hektaren Landes. In jüngster Zeit haben Sachkenner ihre Gefährlichkeit wenigstens für den Menschen bestritten; die Thiere aber, namentlich die Pferde, scheinen durch Furcht am rechtzeitigen Entfliehen gehindert zu werden und verbrennen dort alljährlich zu vielen Hunderten. Einstweilen sind strenge Strafen den Urhebern solcher Brände — gleichviel ob sie mit Absicht oder unwillkürlich daran Schuld waren — angedroht; besser als das wird aber die zunehmende Bebauung des Bodens und der zusehends wachsende Gebrauch von Grasmähemaschinen dem Feuer seine Nahrung entziehen und wenigstens in der Nachbarschaft der bewohnten Gebiete jene Landplage ausrotten.

Jenes Gebiet, welches unter der Herrschaft der Hudsonsbay-Gesellschaft das Nordwest-Departement hieß, umfaßt 465 Millionen Hektaren, nämlich alles Land vom 49. Breitengrade bis zum Eismeere und von 90° westl. L. Gr. bis zum Felsengebirge. Zwei Drittheile davon sind freilich von Anfang an auszuscheiden als „Barren Lands“, als eisige, felsige, baumlose Gebiete, welche aller Wahrscheinlichkeit nach stets der Jagdbezirk fischfangender Indianer, der Eskimos und Pelzjäger bleiben werden. Eine Linie von der Südostecke des Landes nach dem Mont Trafic (etwa in 64° nördl. Br., 128° westl. L. Gr.) scheidet ziemlich genau das nutzbare Land von dem unfruchtbaren.

Ersteres zerfällt wieder nach Msgr. Taché (Esquisse sur le Nord-Ouest) in drei scharf unterschiedene Theile, die Wüste, die Prairie und den Wald.

Die Wüste ist eine regenlose Zone, eine Fortsetzung der gleichartigen Region in den Vereinigten Staaten, welche

---

100 000 bis 150 000 Deutsche sitzen, wie uns bedünkt mit vollstem Rechte, da diese Gebiete hinsichtlich des Klimas wie der Fruchtbarkeit allen Anforderungen entsprechen; für Handelskolonien auf die Samoa-Inseln, Neu-Guinea, Madagaskar, Hinterindien, das nördliche Borneo, die Ostküste Formosas und das Kongo-Gebiet. — Wir empfehlen das interessante Schriftchen dem Studium unserer Leser und wünschen ihm von Herzen Erfolg.

Die Wüste im Nordwesten. (Nach einer Photographie.)

dort, wo sich der 49. Breitengrad mit dem 100. Längengrade schneidet, auf britischem Gebiete ihren Anfang nimmt und in nordwestlicher Richtung sich bis zum Schnittpunkte des 52. Parallel mit dem 113. Längengrade hinzieht, dort nach Süden bis an die Felsengebirge umbiegt und ein Areal von mindestens 15 500 000 Hektaren einnimmt. Daß dort jemals große Ansiedelungen entstehen können, ist undenkbar; auf dem fast überall trockenen Boden wächst nur Prairiegras (Systeria dactyloides). Die Wasserläufe allein, welche fast das ganze Jahr hindurch trocken liegen, weisen einen schmalen Rand Alluvium auf. Das Prairiegras bietet vorzügliche Weide dar, und der Büffel liebt es ebenso sehr, wie Pferd und Ochse. Es ist kaum sechs Zoll hoch, steht weit von einander, so daß man überall den sandigen oder kiesigen Boden dazwischen sieht, aber erhält sich seinen Geschmack und seine Nährkraft auch den Winter hindurch. Tagelang kann man auf diesem Graslande reisen, ohne den kleinsten Strauch zu Gesichte zu bekommen; als Brennmaterial dient den Reisenden dort der Büffelmist, den die Mestizen „bois de prairie“ nennen.

Die Prairien sind etwa ebenso ausgedehnt als die Wüste, und liegen zwischen dieser und dem Walde. Sie sind wohl anbaufähig, können aber nur sehr langsam besiedelt werden, und das muß mit der Bewaldung Hand in Hand gehen. Zur Zeit der Blüthen ist die Prairie wahrhaft schön; zahllose bunte Blumen heben sich dann von ihrem grünen Teppiche ab. Mit der Wüste theilt sie jedoch namentlich dort, wo sie gewellt ist, einige unangenehme Eigenschaften, heftige Winde, schroffen Temperaturwechsel, entsetzliches Hagelwetter.

Der Wald endlich mit seinen zahlreichen, durch Feuer verursachten Lichtungen bedeckt fast 125 Millionen Hektaren, wovon nahezu ein Viertel der Kultur dienstbar gemacht werden könnte. So schön und werthvoll, wie in Canada, sind die hiesigen Wälder freilich nicht.

Im Ganzen sind also 50 Mill. Hektaren, so viel wie Frankreich, des Anbaues fähig. Dazu kommen 85 Mill. Hektaren Wald und 15 Mill., die trefflich für Viehzucht geeignet sind, und die 300 Mill. Hektaren Jagdgründe können in Zukunft durch Auffindung und Ausbeutung ihrer Mineralschätze vielleicht auch noch einmal größere Besiedelung erleben.

Fort Pembina. (Nach einem amerikanischen Bilde.)

Kurz es könnten im Nordwesten nach Analogie von Mittel- und Südrußland an 50 Mill. Menschen existiren, und vielleicht ebenso viel auf den 100 Mill. Hektaren von Ober- und Untercanada, den Provinzen an der Küste, in Rupertsland, Labrador u. s. w. Wenn aber de Lamothe meint, daß von diesen zukünftigen (und zum Theil wohl recht problematischen) 100 Mill. Bewohnern Britisch-Nordamerikas an 40 Mill. Neu-Franzosen sein könnten, so vermögen wir einstweilen dem hohen Fluge seiner Phantasie nicht zu folgen.

Der Herbst des Jahres 1873, wo Lamothe am Red River verweilte, war ein außergewöhnlich rauher und unfreundlicher; statt des vielgerühmten Indianersommers gab es Regen und Schnee durch einander, und der Reisende mußte an die Rückkehr denken, wenn er nicht von starkem Froste überrascht werden wollte. Er trat dieselbe in Gesellschaft eines Landsmannes an, eines frühern Brauers aus St. Avold in Lothringen, der jetzt in Manitoba und Dacotah begütert war. Nach herzlichem Abschiede von den in Winnipeg gewonnenen Freunden brachen sie am 18. Oktober Mittags bei schönem Wetter auf, und lustig rollte das Buggy des neuen Genossen auf dem linken Ufer des Red River über die glatte Prairie. Nach Zurücklegung von 43 km wurde in einer kleinen Herberge der Pfarrei St. Agathe übernachtet. Dann führte der Weg vom Strome ab und zog in südwestlicher Richtung über die Prairie, die weithin von Bränden heimgesucht worden war, so daß der schwarze, hier und da mit Bisonknochen bedeckte Boden nackt zu Tage trat. Noch vor zwei Jahrzehnten haben die Mestizen in dieser Gegend ganz wahnsinnige Schlächtereien unter den Herden dieser mächtigen Wiederkäuer veranstaltet; ein, zwei hundert berittene Jäger kesselten eine wandernde Herde ein und mordeten aus reiner Lust am Tödten Tausende von Büffeln, von denen sie nur die Zungen verwertheten. Heutzutage tritt der Bison in mächtigen Herden erst 200 Wegestunden westlich vom Red River auf, obwohl er auch dort zusehends abnimmt und bald ganz zu verschwinden droht.

Am Abend des 19. langten die Reisenden auf dem Gehöfte des Lothringers, Walhalla oder St. Joseph von Wal-

halla mit Namen, an. Dasselbe liegt schon in Dakota, auf den Pembina-Bergen südwestlich von der gleichnamigen Stadt; dieselben ragten einst als bewaldete Inseln aus dem riesigen Süßwassersee hervor, welcher früher das ganze Becken des Red River einnahm, und noch heute erscheinen sie mit ihrem Baumwuchse in dem weiten Ocean der Prairien wie wahre Inseln. Kartoffeln und Zuckerrüben gedeihen dort vortrefflich; auch wilder Wein wächst dort. Denselben aber zu veredeln, wie der Lothringer vorhatte, dürfte in einem Lande unmöglich sein, wo im Winter das Quecksilber fast gefriert. Seit 1873 haben sich übrigens in jenen Bergen viele Ansiedler, namentlich deutsche Mennoniten aus Rußland, niedergelassen; ihr Mittelpunkt ist die kleine Stadt Emmerson.

Nach zweitägiger Ruhe in Walhalla begab sich de Lamothe bei kaltem, schneeigem Wetter nach dem etwa 50 km entfernten **Pembina**; dasselbe besteht aus einem Dorfe und einem kleinen hölzernen Fort, worin einige amerikanische Soldaten und Grenzbeamten hausen. Ein Bach trennt die beiden Theile des Ortes. Von dort führte ihn am Morgen des 24. Oktober die „Stage", ein einfacher sechs- oder achtsitziger Planwagen mit starken Federn und guter Bespannung, in zwei Tagen nach **Moorhead** in Minnesota. Die Gegend ist dort eine unbegrenzte Ebene, deren Einförmigkeit nur hier und da durch einen Streifen von Birken und Espen durchbrochen wird. Dieselben bezeichnen einen Nebenfluß des Red River, dessen starker mit Bäumen besetzter Lauf dem Reisenden zur Linken blieb. Die Zuflüsse kommen aus einem seenreichen Gebiete herab, wo der Biber noch häufig ist und die Wasserläufe mit seinen kunstreichen Dämmen überbaut. Bis nach Moorhead herrscht die vollkommenste Einöde; kaum, daß alle 20 bis 30 km weit ein paar Blockhäuser stehen, die als Stationen zum Essen und Uebernachten dienen; so Pointe Kelly, Grande Fourche, Frog Point, Goose River u. s. w. Bei Moorhead tritt der Weg auf das rechte Ufer des Red River und damit nach Minnesota über und erreicht nach weiteren 12 deutschen Meilen in Breckenridge die Eisenbahn. Am 4. November traf de Lamothe wieder in Ottawa ein, wo er eine Ministerkrisis vorfand. Zeitig gewarnt, reichte er die Kostenrechnung seiner Reise nach dem Red River sofort ein, und kaum war sie seit drei Stunden beglichen, als der Minister, der ihm den Auftrag dazu ertheilt, entlassen war. Was aus Lamothe's Einwanderungsplänen geworden, ist uns nicht bekannt.

TAYLOR. HILDIBRAND

Biberdamm über einem Nebenflusse des Red River. (Nach einer Photographie.)

Die Administrativ-Eintheilung des Osmanischen Reiches.

Von Dr. **A. D. Mordtmann** in Konstantinopel.

Die Stipulationen der Fiedensverträge von St. Stephano und Berlin haben die Territorialgestaltung des türkischen Reiches wesentlich verändert, und es dürfte daher von Interesse sein zu erfahren, wie die jetzige Administrativeintheilung in den seitdem publicirten amtlichen Aktenstücken der Pforte geordnet ist. Ich gebe zunächst einen Auszug aus dem Salname (Staatsalmanach) für das Jahr 1296 (26. December 1878 bis 14. December 1879), welcher im Anfang dieses Jahres ausgegeben wurde. Das Salname des vorhergehenden Jahres, 1295 (5. Januar bis 25. December 1878), enthält bei einzelnen Provinzen allerlei statistische Angaben über Bevölkerung, Produktion, Industrie u. s. w., die, wenngleich nicht immer korrekt, doch manche werthvolle in Europa unbekannte Notizen liefern und welche ich hier in Klammern allemal beifüge, um die trockene Nomenklatur wenigstens mit einiger Staffage auszufüllen. Zunächst bemerke ich, daß das Reich wie folgt eingetheilt ist: 1. eine Anzahl Vilajets, d. h. Generalgouvernements, an deren Spitze ein Vali, d. h. ein Generalgouverneur, steht; 2. jedes Vilajet enthält eine Anzahl Sandschaks, d. h. Provinzen, die von einem Muteſſarif, d. h. Statthalter, verwaltet werden; 3. jedes Sandschak enthält eine Anzahl Kaza, d. h. Aemter, und Nahie, d. h. Gemeinden, welche von einem Müdir, d. h. Amtmann, verwaltet werden.

I. Vilajet Konstantinopel mit den Vorstädten und den damit verbundenen Distrikten.

Konstantinopel mit den Vorstädten und den damit verbundenen Distrikten bildet zwar ein Vilajet, steht aber nicht unter einem Vali, sondern unter der Verwaltung des Schehr Emini, d. h. Stadtpräfekten. Ursprünglich war dieses Gebiet in 20 Municipalitäten (türkisch Daire, d. h. Kreise) getheilt, die aber bis jetzt noch nicht vollständig organisirt sind. Vor einigen Wochen wurde bekannt gemacht, daß in Anbetracht der augenblicklichen Sachlage die bereits bestehenden Specialverwaltungen beibehalten werden sollen, die Organisation der anderen Kreise aber bis auf günstigere Zeitverhältnisse verschoben ist.

Außer der eigentlichen Stadt Stambul, welche in vier Kreise getheilt ist, bestehen nun folgende Municipalitäten:

1. Der sechste Zirkel, welcher die Vorstädte Galata und Pera umfaßt.
2. Therapia, am Bosporus.
3. Kadiköi (Chalcedon).
4. Jeniköi, am Bosporus.
5. Beikoz, am Bosporus, asiatische Seite.
6. Die Prinzeninseln.
7. Kartal, am Golf von Nikomedien.
8. Schile, am Schwarzen Meer.
9. Gebize, am Golf von Nikomedien, welche von Kaimmakamen (Stellvertretern) verwaltet werden.
10. Sandschak Izmid (Nikomedien), unter einem Muteſſarif.
11. Sandschak Biga (die Troas), dessen Statthalter in den Dardanellen residirt; diesem Sandschak sind auch die Inseln Tenedos und Lemnos einverleibt.
12. Sandschak Tschataldsche, d. h. die nächste Umgegend von Konstantinopel von Silivri (incl.) bis Derkos.

II. Vilajet Edirne (Adrianopel).

1. Sandschak Edirne (Bevölkerung 179 767 männliche Einwohner).
2. Sandschak Tekfur Daghi (Rodosto) (49 751 Einw.).
3. Sandschak Geliboli (Gallipoli) (69 379 Einw.).

(Hier wie später überall sind nach türkischem Gebrauch nur männliche Einwohner zu verstehen.)

(In den Gärten von Rodosto wachsen vorzügliche Wassermelonen.)

(Die Stadt Adrianopel liegt 41° 43′ nördl. Br., 24° 16′ östl. L. Sie enthält 300 große und kleine Moscheen, Medressen, Derwischklöster und Schulen, sowie eine Buchdruckerei und eine Gewerbeschule. Sie producirt Moschusseife, Moschus und eine besondere Art Käse, genannt Kaschar.)

III. Ost-Rumelien (noch nicht organisirt).

IV. Vilajet Selanik (Salonichi).

1. Sandschak Selanik (166 711 Einw.).
2. Sandschak Siroz (Seres) (147 322 Einw.).
3. Sandschak Drama (52 661 Einw.).
4. Sandschak Monastir (Bitolia) (183 585 Einw.).

(In Drama werden sehr feine Strümpfe gewebt. In Monastir werden ausgezeichnete Arbeiten in Silberfiligran und Teppiche nach europäischen Mustern angefertigt.)

V. Vilajet Kossovo.

1. Sandschak Prizren (117 071 Einw.).
2. Sandschak Ueskib (104 123 Einw.).
3. Sandschak Jeni Pazar (Novibazar) (131 488 Einw.).
4. Sandschak Dibre (187 145 Einw.).

(Im Amte Ueskib Palanka ist ein Bergwerk, welches ganz vorzügliches Eisen liefert. Im Sandschak Jenipazar werden sehr künstliche Waffen verfertigt. Im Sandschak Dibre blühende Obstkultur, besonders Aepfel. Schafzucht. Honig.)

VI. Vilajet Bosna (Bosnien).

1. Sandschak Izvornik (145 652 Einw.).
2. Sandschak Panaluka (145 652 Einw.).
Eine der beiden vorgenannten Angaben wird wohl falsch sein.
3. Sandschak Bihke (112 128 Einw.).
4. Sandschak Travnik (193 248 Einw.).
5. Sandschak Hersek (Herzegovina) (189 524 Einw.).

(Warum das Sandschak Bosna Sarai nicht mit aufgeführt ist, ist nicht recht verständlich; dasselbe enthält 167 776 Einw.) [1].

---

[1]) Faktisch ist Bosnien jetzt von den Oesterreichern in die sechs Kreise Sarajewo, Zwornik, Banjaluka, Bihatj, Travnik und Mostar getheilt (s. oben S. 77), die nur im großen Ganzen mit der frühern türkischen Eintheilung stimmen. Red.

VII. Vilajet Jania (Janina).

1. Sandschak Jania (109 225 Einw.).
2. Sandschak Tirhala (Thessalien) (59 700 Einw.).
3. Sandschak Ochri (94 767 Einw.).
4. Sandschak Preveza (70 570 Einw.).
5. Sandschak Berat (34 190 Einw.).

(Im Sandschak Preveza: Oliven, Citronen, Apfelsinen. Die Stadt Janina liegt 29° 45′ nördl. Br., 18° 45′ östl. L.; es werden dort zarte Arbeiten in Silberfiligran verfertigt; Oliven, Tabak, Weizen, Gerste, Flachs, Seide, Schwämme.)

VIII. Ejalet Ischkodra (Skutari in Albanien)

enthält weiter keine Sandschaks; unter den Kaza werden noch Podgoritza, Bar (Antivari), Sputz und Zabljak aufgeführt, welche bekanntlich durch den Berliner Frieden Montenegro zuerkannt und seitdem auch wirklich schon dem Fürsten von Montenegro übergeben sind.

(Gesammtzahl der männlichen Einwohner, natürlich mit Einrechnung der seitdem an Montenegro abgetretenen Ortschaften, 122 189. Die Stadt Skodra liegt 41° 59′ nördl. Br., 17° 10′ östl. L.)

IX. Vilajet Girid (Kreta).

1. Sandschak Hania (Kanea) (46 313 Einw.).
2. Sandschak Kandia (86 814 Einw.).
3. Sandschak Ressimo (Rethymno, Rettimo) (39 529 Einw.).
4. Sandschak Sfakia (23 462 Einw.).
5. Sandschak Laschid (28 505 Einw.).

(Die Insel producirt Oliven, Citronen, Orangen, Apfelsinen, an Kunsterzeugnissen Seife und Käse.)

X. Vilajet der Inseln des Weißen Meeres.

1. Sandschak Rhodus (65 487 Einw.).
2. Sandschak Midillü (Mitylene) (44 612 Einw.).
3. Sandschak Istanköi (Kos) (23 756 Einw.).
4. Sandschak Sakyz (Chios) (19 682 Einw.).
5. Sandschak Kybrys (Cypern) (31 700 Einw.).

Die Gesammtsumme wird dagegen auf 251 654 Einw. angegeben.

(Strumpfwirkerei, Segeltuch, Seilereien, Sohlleder, Flanell, Saffian. Auf der Insel Mytilene sind drei warme Bäder (natürliche). Weizen, Gerste, Mais, Mohrrüben, Tabak, Johannisbrot, Sesam, Krapp, Harz, Baumwolle, Seide, Flachs, Oliven.)

XI. Vilajet Chudavendigiar.

1. Sandschak Brussa (136 714 Einw.).
2. Sandschak Karassi (106 620 Einw.).
3. Sandschak Karahissar Sfahib (100 221 Einw.).
4. Sandschak Kintahia (127 741 Einw.).

Dagegen wird die Gesammtsumme der Einwohner auf 441 300 angegeben.

(In Kaza Ainegöl [Sandschak Brussa] sind einige Mineralquellen, deren Wasser dem Vichy-Wasser gleicht. Im Kaza Erdek [Sandschak Karassi] vorzügliche Granitbrüche. Im Sandschak Karahissar Sfahib ist eine Mineralquelle, genannt Kazlü Göl, deren Wasser bei Hautkrankheiten sehr wirksam ist. Im Sandschak Kintahia Krystall- und Kohlenbergwerke. Die Stadt Brussa liegt 40° 30 nördl. Br., 26° 41′ östl. L.; in ihrer Nähe sind sieben größere und sieben kleinere Mineralquellen, in Gemlek drei, in Adranos vier. Fabriken von Taffet, Handtüchern, Seidenstoffen.)

XII. Vilajet Aidin.

1. Sandschak Izmir (Smyrna) (155 000 Einw.).
2. Sandschak Aidin (125 000 Einw.).
3. Sandschak Sfaruchan (114 522 Einw.).
4. Sandschak Menteschę (42 600 Einw.).

Die Gesammtsumme beträgt 437 122 Einw. (dagegen im Staatsalmanach 537 122).

(Im Sandschak Mentesche werden hölzerne Pfeifenrohre und Cigarrenspitzen angefertigt, die mit Silber- und Goldknöpfen verziert sind und von 1½ bis 300 Piaster kosten. Auch giebt es dort Teppichwebereien. Valonea. Smyrna liegt 38° 26′ nördl. Br., 24° 48′ östl. L.)

XIII. Vilajet Ankara (Angora).

1. Sandschak Ankara (102 875 Einw.).
2. Sandschak Jozgad (Bozok) (93 487 Einw.).
3. Sandschak Kaissarie (66 443 Einw.).
4. Sandschak Kyrschehri (23 994 Einw.).

Die Gesammtsumme beträgt 286 799 Einw.

(Im Sandschak Jozgad Teppichwebereien. Im Sandschak Kaissarie eine Salpeterfabrik. Pastürma, d. h. getrocknetes, mit Pfeffer, Salz und Knoblauch gewürztes Rindfleisch. Die Stadt Angora liegt 39° 15′ nördl. Br., 70° 41′ östl. L. und hat Wollen-, Teppich- und Shawlwebereien.)

XIV. Vilajet Konia.

1. Sandschak Konia (146 207 Einw.).
2. Sandschak Tekke (84 594 Einw.).
3. Sandschak Hamid (52 134 Einw.).
4. Sandschak Nigde (98 353 Einw.).
5. Sandschak Burdur (38 713 Einw.).

Die Gesammtsumme beträgt 420 001 Einw.

(Im Sandschak Tekke Citronen, Orangen, Apfelsinen; Seidenzucht. Im Bulgar Dagi im Sandschak Nigde ist ein Silberbergwerk, welches in 100 Drachmen Silber 15 Drachmen Gold enthält; ferner ist dort ein Bleibergwerk, Bereketlü Maden genannt; ferner Brüche von gelbem und rothem Marmor. Im nördlichen Theile des Sandschak Burdur ist eine heiße Mineralquelle, deren Wasser salzig ist. Konia liegt 39° 10′ nördl. Br., 30° 36′ östl. L., und hat eine Salpeterfabrik. In einem See, dessen Umfang 40 Stunden groß ist, werden zwei Arten Fische gefangen, Sazan und Kyzylkanat (Rothflügel), ferner ein Fisch, genannt Gördükdsche; ferner hält sich auf diesem See ein Vogel auf, genannt Tal'an, aus dessen Balg Pelzwerk gemacht wird. Teppichfabriken.)

XV. Vilajet Kastamuni (Kastamboli).

1. Sandschak Kastamuni (168 361 Einw.).
2. Sandschak Boli (129 786 Einw.).
3. Sandschak Sinope (53 116 Einw.).
4. Sandschak Kiangri (Tschangri) (68 388 Einw.).

Die Gesammtsumme beträgt 419 651 Einw.

(Kastamboli 41° 25 nördl. Br., 31° 45′ östl. L. Baumwollenzeuge verschiedener Art; Kupferschmiede.)

XVI. Vilajet Siwas.

1. Sandschak Siwas (212 711 Einw.).
2. Sandschak Amasia (155 108 Einw.).
3. Sandschak Karahissar Scharki (93 435 Einw.).

Die Gesammtsumme beträgt 461 254 Einw.

(Im Sandschak Siwas Strumpfwirkereien; im Sandschak Amasia ist eine Mine von Wetzsteinen; die Aepfel und die

Bamia (Hibiscus esculentus) von Amasia sind berühmt. Blei- und Alaunbergwerke im Sandschak Karahissar. Die Stadt Siwas 38° 39′ nördl. Br., 35° 4′ östl. L. Im Sandschak Amasia Fabriken von Leinenstrümpfen und Handtüchern; dort sind drei Mineralbrunnen, Filanli Tschermik, Kuranlü Tschermik und Ssonk Tschermik, deren heilsame Wirkung bei Hautkrankheiten und Schwäche der Gliedmaßen erprobt ist; ferner eine heiße Quelle Ujuz Tschermik, deren Heilkraft in Fieberkrankheiten bewährt ist.)

XVII. Vilajet Trapezunt.

1. Sandschak Trapezunt (223 982 Einw.).
2. Sandschak Dschanik (129 929 Einw.).
3. Sandschak Gümüsch-hane (43 478 Einw.).

(Im Sandschak Dschanik, besonders in der Umgegend von Bafra, Tabaksbau; der Tabak wird theils nach Konstantinopel, theils nach Europa ausgeführt. In den dortigen Meeren Steinbutten. In Gümüschhane ausgezeichnete Birnen und Aepfel. Die Stadt Trapezunt 41° 1′ nördl. Br., 47° 35′ östl. L. Im Sandschak Trapezunt Leinwandwebereien, Schiffswerfte.)

XVIII. Vilajet Erzerum.

1. Sandschak Erzerum (130 773 Einw.).
2. Sandschak Erzindschan (57 306 Einw.).
3. Sandschak Bajezid (38 457 Einw.).

(Der Staatsalmanach führt auch noch das Sandschak Tschildir auf, das aber an Rußland abgetreten ist.)

(Erzerum 29° 55′ nördl. Br., 38° 58′ östl. L. Tuchfabriken, Strumpfwirkereien, Leinwebereien.)

XIX. Vilajet Van.

1. Sandschak Van (233 629 Einw.).
2. Sandschak Musch (104 764 Einw.).
3. Sandschak Hekkiari.

(Fabriken von Schajak [eine Art groben Tuchs] und Shawls nach persischen Mustern.)

XX. Vilajet Diarbekir.

1. Sandschak Diarbekir (32 771 Einw.).
2. Sandschak Mardin (11 165 Einw.) (Kohlenbergwerke).
3. Sandschak Söörd (7867 Einw.).
4. Sandschak Malatia (21 710 Einw.).

(Die Gesammtsumme beträgt 73 513 Einw., welche Zahl jedoch nur diejenigen Districte begreift, in denen eine Volkszählung stattgefunden hat, während die Bevölkerung des ganzen Vilajets auf 300 000 männliche Einwohner geschätzt wird. Diarbekir 37° 55′ nördl. Br., 37° 33′ östl. L. Baumwollen- und Seidenwebereien, Taffet, Saffian, Kupfergeschirr; Salzwerke, Metallminen.)

XXI. Mutessarriflik Ma'muret ül Aziz (Charput).

1. Sandschak Ma'muret ül Aziz (71 181 Einw.).
2. Sandschak Argani (41 412 Einw.).

(In Keban [Sandschak Ma'muret ül Aziz] ist ein Silberbergwerk; in Argani ein Kupferbergwerk. Leinen-, Teppich- und Seidenwebereien.)

XXII. Vilajet Syria.

1. Sandschak Scham-i Scherif (Damaskus).
2. Sandschak Beirut.
3. Sandschak Hama.
4. Sandschak Akka.
5. Sandschak Belka.
6. Sandschak Hauran.
7. Sandschak Tarablüs-i Scham (Tripolis).

(In Damaskus Seiden-, Lein- und Baumwollwebereien; Marketeriearbeiten, wie Stühle, Tische u. s. w., mit Perlmutterschalen ausgelegt. Aprikosen. In Beirut Gürtel, Hauben, Mäntel u. s. w. aus Baumwoll- und Seidenstoffen; in Saida Citronen und Apfelsinen. In Hama Teppiche, Handtücher und Badeanzüge aus Wolle. In Akka Baumwoll- und Seidenmanufacturen [Gürtel, Hauben u. s. w.]. In Tripolis Gürtel aus Seidenzeugen. Die sogenannten Damasceuer Pistazien kommen aber nicht aus Damaskus, sondern aus Aleppo und aus Rum Kale.)

XXIII. Mutessarriflik Dschebel-i Libnan (Libanon).

(110 000 Einw. Vorzüglicher Tabak, bekannt unter dem Namen Dschebeli.)

XXIV. Mutessarriflik Kuds-i Scherif (Jerusalem).

(120 000 Einw. Jerusalem 31° 47′ nördl. Br., 32° 52′ östl. L. Pechquellen. Arbeiten aus Perlmutter.)

XXV. Vilajet Adana.

1. Sandschak Adana (67 895 Einw.).
2. Sandschak Kozan (33 625 Einw.).
3. Sandschak Itschil (45 579 Einw.).
4. Sandschak Pajas (9357 Einw.).

(Im Sandschak Adana im Amte Karsindi ein Eisenbergwerk; Kohlenbergwerke und ein jetzt verlassenes Kupferbergwerk. Im Sandschak Kozan Teppichwirkereien; im Amte Hatschin [Sandschak Kozan] Eisen- und Kupferbergwerke; im Amte Beilanköi [Kozan] ein Eisenbergwerk und ein verlassenes Bleibergwerk. Im Sandschak Kozan sind noch viele Festungen und Tempel aus dem Alterthum vorhanden. Im Amte Zulkadrie [Kozan] sind zwei Blutegelseen, genannt Chunal und Kyzyllü. Im Sandschak Itschil Teppichwebereien. Im Sandschak Pajas ist ein Eisenbergwerk und ein Blutegelsee. Im Amte Sis [Pajas] zwei Mineralquellen. In der Stadt Adana: Goldschmiedearbeiten, Seiden- und Leinwandbandwebereien. Im Sandschak Pajas Oelbäume. Südfrüchte, Citronen, bittere und süße Orangen, Weizen, Gerste, Baumwolle, Sesam. Im Amte Kara Issalü [Sandschak Adana] ein Bleibergwerk. In der Nahie Ulasch [Sandschak Adana] ist eine Mineralquelle, deren Wasser 15° warm ist.)

XXVI. Vilajet Haleb (Aleppo).

1. Sandschak Haleb (161 050 Einw.).
2. Sandschak Merasch (75 903 Einw.).
3. Sandschak Urfa (55 791 Einw.).
4. Sandschak Zor (Deir) (140 000 Einw.).

(In der Nahie Hamistel im Sandschak Merasch ist ein Silberbergwerk und in der Nahie Tiz in demselben Sandschak ein Eisenbergwerk; in Merasch ist eine Mineralquelle, deren Wasser dem Vichy-Wasser gleichkommt; auch sind in demselben Sandschak Ruinen von alten Gebäuden. In der Nahie Harran im Sandschak Urfa sind die Ruinen eines Kastells, welches der Sage nach vom Schah Huschenk erbaut sein soll. Ferner sind dort zwei Säulen aus polirten Steinen, 12 Schritt von einander entfernt, wo Nimrod den Abraham ins Feuer werfen ließ; diese Säulen sind mit Inschriften versehen. Im Vilajet Aleppo werden Tuche, Teppiche u. s. w. gewebt; besonders berühmt aber sind die Seidenstoffe von Aleppo, z. B. Taffet, Ueberzüge für Zimmergeräthe, Stühle u. s. w. In Merasch werden hübsche Pferdedecken und anderes Pferdegeschirr verfertigt. In Urfa gute Granat-

äpfel. In den Wüsten des Vilajets findet man in der Erde die sogenannten Keba, welche an Geschmack den europäischen Trüffeln gleichkommen. Die Araber vom Stamme Ssalibie im Sandschak Zor essen Gazellenfleisch, kleiden sich in Gazellenfelle und verfertigen selbst ihre Zelte aus Gazellenfellen; sie beschäftigen sich vornehmlich mit dem Verkauf von weißen Eseln. Im ganzen Vilajet findet man überall viele Ruinen von alten Gebäuden.)

XXVII. Vilajet Bagdad.

1. Sandschak Bagdad (119 330 Nomaden, 111 400 seßhafte Bewohner).
2. Sandschak Mossul (66 208 Nomaden, 79 088 seßhafte Bewohner).
3. Sandschak Schehrzor (24 520 Nomaden, 102 540 seßhafte Bewohner).
4. Sandschak Süleimanie (22 500 Nomaden, 102 290 seßhafte Bewohner).
5. Sandschak Ammara (254 370 Nomaden, 2960 seßhafte Bewohner).
6. Sandschak Kerbela }(649 000 Nomaden, 51 000 seß-
7. Sandschak Hille } hafte Bewohner).

(Im Amte Zacho im Sandschak Mossul ist eine beständig fließende Pechquelle; das gereinigte Pech ist Petrol. Es sind dort vier Mineralquellen, welche bei Hautkrankheiten sehr heilsam sind. Im Sandschak Mossul sind Minen von Eisen, Blei, Kohlen, Kupfer, Schwefel und Mumia [Erdwachs]. Eine Stunde von der Stadt Kerkuk [Sandschak Schehrzor] entfernt ist ein Feld, welches 300 m im Quadrat groß ist und wo eine Schwefelmine beständig brennt. Auch findet man dort eine Mine von saurer Erde, deren Salz noch wirksamer ist als Citronensaft, weshalb man im Sommer daraus Limonade macht. In der Nahie Senkava [Sandschak Süleimanie] ist eine Schwefelmine. Bagdad 32° 16′ nördl. Br., 42° 2′ östl. L.)

XXVIII. Vilajet Bassra.

1. Sandschak Bassra (4400 Nomaden, 61 505 seßhafte Einw.).
2. Sandschak Muntefik (299 940 Nomaden, 30 060 seßhafte Einw.).
3. Sandschak Nedschd (Ahsa) (15 000 Nomaden, 17 619 seßhafte Einw.).

(Im Sandschak Muntefik soll noch das Grab des berühmten Numan bin Mundir in seiner ursprünglichen Gestalt vorhanden sein. Im Amte Katif [Sandschak Nedschd] Perlenfischerei. Auch findet man dort eine besondere Art von Sand, der sich sehr gut zur Glasfabrikation eignet. Im Vilajet Bassra giebt es Teppichwebereien, Leinenwebereien und Fabriken von Filzteppichen.)

XXIX. Vilajet Jemen.

1. Sandschak San'a (94 000 Einw.).
2. Sandschak Hudeide (65 000 Einw.).
3. Sandschak Assir (Ebha) (82 000 Einw.).
4. Sandschak Taäz (25 000 Einw.).

(Kaffee, Gummi Arabikum, Reis, Pfeffer.)

XXX. Vilajet Hidschaz.

1. Emaret (Fürstenthum) Mekke.
2. Müscheichet Medine.

XXXI. Vilajet Tarablüs-i Garb (Tripolis in Afrika).

1. Sandschak Tarablüs-i Garb.
2. Sandschak Bingazi.
3. Sandschak Fizan.
4. Sandschak Dschebel-i Garbi.
5. Sandschak Chumse.

(Weizen, Gerste, Hirse, Datteln. Aus Fizan kommt Elfenbein; auch sollen dort Gold- und Silberminen sein. Die Gesammtzahl der männlichen Einwohner des Vilajets wird auf $1\frac{1}{2}$ Millionen geschätzt, was vielleicht noch zu niedrig ist.)

Privilegirte Provinzen.

XXXII. Missr (Aegypten).

1. Sandschak Buheire.
2. Sandschak Mennfie.
3. Sandschak Garbie.
4. Liva Manssura.
5. Liva Scharkie.
6. Liva Kaljubie.
7. Liva Kahira.
8. Liva Atfihie.
9. Liva Fajumie.
10. Liva Beni Suef.
11. Liva Sojut.
12. Liva Kine.

XXXIII. Ejalet Tunis.

(Webereien, Matten, Fesfabriken. Gummi Arabikum, Sennesblätter, Korallen, Schwammfischereien. Die meisten Ausfuhrartikel sind Olivenöl, Weizen und Blumen.)

XXXIV. Ejalet Sussam (Insel Samos).

(75 000 Einwohner. — Käse, Seide, Sesam, Weizen, Honig.)

XXXV. Ejalet Bulgarien.

Vorstehende Angaben sind zwar, wie erwähnt, dem diesjährigen Staatsalmanach entnommen; indessen haben seit dessen Herausgabe, also seit den letzten beiden Monaten, schon wieder einige Veränderungen stattgefunden, welche ich hier hinzufüge.

ad VII. Vilajet Jania.

Das Sandschak Tirhala (Thessalien) ist von dem Vilajet getrennt und zu einem besondern Mutessarriflik erhoben worden, dessen Statthalter also direkt vom Ministerium des Innern abhängt.

ad XVII. und XVIII. (Vilajet Trapezunt und Vilajet Erzerum).

Die Kaza Kelkit, Scheiran, Ispir, Tortum und Keskem, welche bisher zum Sandschak Gümüsch-hane (Vilajet Trapezunt) gehörten, sind von demselben abgetrennt und unter dem Namen „Sandschak Baiburt" dem Vilajet Erzerum einverleibt.

Die Kaza Rize, Choba und Athina, von denen ersteres bisher zum Sandschak Trapezunt und die beiden letzteren zum Sandschak Batum gehörten, sind jetzt unter dem Namen „Sandschak Lazistan" zusammengelegt und bilden als solche ein besonderes Sandschak des Vilajet Trapezunt.

ad XXVII. (Vilajet Bagdad).

Die drei Sandschak Mossul, Schehrzor und Süleimanie sind von dem Vilajet Bagdad abgetrennt und zu einem besondern „Vilajet Mossul" erhoben worden.

ad XXVIII. (Vilajet Bassra).

Das Sandschak Bassra sollte wieder mit dem Vilajet Bagdad, zu welchem es früher gehörte, vereinigt werden; doch scheint dieser Beschluß noch nicht definitiv zu sein.

ad XXXI. (Vilajet Tripolis).

Das Sandschak Bingazi ist von dem Vilajet abgetrennt und zu einem besondern Vilajet erhoben worden.

* * *

Unter Berücksichtigung der zuletzt erwähnten Veränderungen ergiebt sich also, daß das osmanische Reich enthält: 1. 29 Vilajets mit 111 Sandschaks, 9 Livas und 2 Hierarchien (Mekka und Medina); 2. 4 Ejalets; 3. 4 Mutessarriflik und 4. Ost-Rumelien, dessen officielle Rangstufe noch nicht festgesetzt ist. Zwischen Vilajet und Ejalet besteht bloß der Unterschied, daß in letzteren die Vilajet-Verfassung nicht eingeführt ist und wahrscheinlich auch nie eingeführt wird.

Die Zukunft der Indianer.

III.

Heutige Zustände der Indianerbevölkerung.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

So läßt sich eine starke Abnahme der eingeborenen Bevölkerung Nordamerikas nicht leugnen — in direkt nachweisbaren Ziffern beträgt sie die kleinere Hälfte ihrer ehemaligen Gesammtzahl! Aber damit ist die Größe ihres Verlustes noch nicht ausgesprochen. Sie hätten sich doch unter natürlichen Verhältnissen auch vermehren müssen: vermehrt sich aber ein Volk nicht, bewahrt es nur innerhalb mehrerer Generationen die gleiche Zahl, so ist ein solches Sichgleichbleiben in Wahrheit schon ein Abnehmen. Denn nach den Gesetzen der Bevölkerungsstatistik muß ein gesundes Volk in geometrischer Progression zunehmen: ein Volk also, welches nur die eigene Zahl ohne solche Progression fortführt, erleidet in seiner natürlichen Entwickelung um so viel Einbuße, als die Differenz der bestehenden Zahl und der nach mehreren Generationen zu erwartenden Progression beträgt, eine Differenz, welche nach einigen Geschlechtern sich schon bedeutend genug herausstellen muß. Die Größe dieser Vermehrung, welche sich für die Indianer als wahrscheinlich herausstellen würde, dürfen wir freilich nicht nach europäischen oder civilisirten Verhältnissen abmessen, jedenfalls aber ist ihr Werth für unsere Rechnung groß genug, daß wir sie besonders betonen und hervorheben müssen, auch wenn wir keine bestimmte Größe für dieselbe einsetzen. Schon auf den Umstand müssen wir gleich hier scharf hinweisen, daß eben für die Indianer nicht die Normalverhältnisse der civilisirten Völker gelten; wir werden uns die Frage vorzulegen und zu beantworten haben: was sind die Gründe, daß für dieselben und fügen wir gleich hinzu für alle uncivilisirten Völker sich andere ungünstigen Entwickelungsverhältnisse zeigen, als für die Kulturvölker, trotzdem daß letztere unzweifelhaft dem Naturzustand viel ferner stehen als erstere, und der Gedanke doch nahe liegt, daß ein Volk sich im Naturzustande erst recht ungehindert entwickeln sollte. Malthus war der erste, der diese Frage im weitesten Umfang und tiefgehender Fassung sich zur Beantwortung vorlegte, speciell auch für die Indianer Nordamerikas: wir werden sehen, wie weit er sein Problem gelöst hat. Für jetzt kam es uns nur darauf an, die Verlustgröße festzustellen, welche die Kopfzahl der nordamerikanischen Indianer etwa seit 1600 erlitten hat.

Nun aber haben wir uns zunächst die Frage zu behandeln wie steht es heute? Finden wir auch heute noch dies Abnehmen, welches wir für die beiden letzten Jahrhunderte fanden, oder ist ein Stillstand der Bevölkerung, oder gar ein Anwachsen wahrzunehmen? und wie verhalten sich in dieser Beziehung die einzelnen Theile zum Ganzen? Läßt sich ein solches Stillstehen oder Anwachsen, wenn nicht bei allen, so doch bei einzelnen Stämmen nachweisen? Es ist, wenn wir uns über die Zukunft der Amerikaner und überhaupt der Naturvölker eine wissenschaftlich begründete Ansicht bilden wollen, durchaus nothwendig, daß wir uns diese Fragen zu beantworten suchen, und wir können dies für ein ziemlich weites Bevölkerungsgebiet mit Zuhülfenahme der officiellen Veröffentlichungen der Regierung, des Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs. Dort finden wir die genauesten Angaben; dorther müssen wir unsere Daten entnehmen.

Beginnen wir mit dem höchsten Norden. Ueber die Bewohner Alaskas läßt sich, ob sie anwachsen oder nicht, noch kein Urtheil fällen, weil wir ihre Zahl nicht genau genug kennen, auch bis jetzt noch zu wenig Beobachtungen über sie vorliegen. Die bekanntesten dieser Völker sind die Ulungun (Aleuten), bei welchen sich ein so starkes Hinschwinden im vorigen Jahrhundert sowie in der Hälfte des jetzigen zeigte. Nach Elliot betrugen sie einschließlich die Kaniagmuten auf Kadjak 1834 nur 4000 Seelen, jetzt gegen 5000, so daß in den letzten 45 Jahren sich, nach Elliot, ein Stillstand oder ein leises Anwachsen der Bevölkerung zeigt [1]). Nach W. H. Dall freilich waren im Jahre 1871 (auf etwa 2450 Seelen) nur 44 Geburten, dagegen 57 Todesfälle, meist durch Asthma und Lungenleiden verursacht [2]), also noch fortwährendes Hinschwinden. Doch sind Elliot's Angaben etwas spätere, aus dem Jahre 1874. Bis zum Jahre 1877 hatten die Ulungun übrigens weder irgend welche materielle Unterstützung Seitens der Regierung der Vereinigten Staaten noch sonst irgend welche Förderung auf dem Wege zur Civilisation, wie es denn auch für sie noch keinen Specialagenten gab, und sehr mit Recht führt der Commissioner of Indian Affairs, E. A. Hayt, viele Umstände, welche eine günstige Entwickelung der Alaska-Indianer hemmen, auf diese Vernachlässigung zurück [3]). Es ist ein gutes Zeichen, daß ein so hervorragender Beamter des Department of the Interior, daß E. A. Hayt selber diese Uebelstände rügt und auf Abhülfe dringt; denn selbstverständlich ist dieselbe schon bei diesem Aussprechen und Anerkennen des Schadens von

---

[1]) Annual Report 1877, p. 499.
[2]) H. W. Dall, Tribes of the extreme Northwest 24.
[3]) Annual Report 1877, p. 26.

der Regierung beschlossen. Die Bewohner des Prinz-Wales-Archipel und der anliegenden Inselgruppen, die sogenannten Koluschen, die Sitka-kwän [1]) und Verwandten, scheinen kräftiger und jetzt eher wieder in Zunahme begriffen zu sein; über die Tinneh und Tlinkets liegen mir sonst keine zugänglichen Angaben vor, als die Dall's.

Dagegen steht es mit den Eskimos von Labrador nicht günstig. Es hat sich unter ihnen ein großer socialer Umschwung vollzogen: sie wohnen in Hoffenthal z. B., aber auch in unbedeutenderen Orten, so bald sie irgend wohlhabender sind, in europäischen Häusern, die mit verschiedenen Kultur- und Luxusartikeln, Uhren, Spiegeln, Lampen, Tapeten u. s. w. versehen sind, sie kleiden sich europäisch und um den so gesteigerten Bedürfnissen entsprechen zu können treiben sie eifrig Fischfang und Fischhandel. Aber der Gesundheitszustand des Volkes hat sehr gelitten: Krankheiten, meist Geschwulst, Rose, Husten, Schnupfen, Grippe u. s. w., sind verbreitet, und seit zehn Jahren bleiben von sämmtlichen Kindern, welche in Hoffenthal jährlich geboren werden, durchschnittlich nur drei am Leben [2]). Hier also kann jetzt nur von Abnahme, nicht von Zunahme der Bevölkerung die Rede sein. Aber diese Abnahme ist keineswegs eine schon längst eingetretene, sie datirt erst aus neuerer Zeit. Hier sehen wir ein Beispiel, wie es eben die Kultur ist, welche die Bevölkerung schädigt — wobei wir aber in diesem Falle Kultur und Civilisation als zwei verschiedene Begriffe, deren ersterer nur die Außenseite des letztern bezeichnet, wohl von einander trennen müssen.

Auch in Kalifornien sieht es schlimm aus. Nach den Schilderungen, welche wir von den Kaliforniern besitzen, unter denen das Buch von Powers die neueste und umfassendste Arbeit ist, auf die wir uns besonders stützen: nach diesen Schilderungen sind die Kalifornier eine Bevölkerung von sehr mildem Charakter, weit minder kriegerisch, als die übrigen Nordamerikaner, wenn es ihnen auch keineswegs, wie die verschiedensten Thatsachen beweisen, in Nothlagen an Tapferkeit und Todesverachtung fehlt. Auch zeigen die einzelnen Stämme nach dieser Seite hin manche Verschiedenheiten. Es fehlt ihnen an geistiger Energie; sie sind lebenslustig, sinnlich, leicht angeregt, phantasiereich; politische Einheit fehlte ihnen ganz und war schon durch die vielen Sprachen, in welche das ganze Gebiet zertheilt ist, kaum möglich — noch unmöglicher freilich durch die ganze geistige Art der Kalifornier, die ihnen so weitgehende Gedanken, wie eine solche politische Einheit verlangt, gar nicht ermöglicht. Leiblich waren sie, als sie mit den Europäern in Berührung kamen, keineswegs schlecht entwickelt: sie waren gut genährt, oft von großer Körperstärke und sehr gesund. Durch die spanischen Missionen waren sie, wie auch Mallery schon mit Recht hervorhebt, noch mehr an ein friedlich-ruhiges Leben, an civilisirte Sitten gewöhnt. „Die Entdeckung von Gold" — wir wollen Mallery's Worte hören — „brachte mit ganz plötzlichem Losbrechen eine gesetzlose und gewinngierige Schar von Goldgräbern, Ansiedlern und Abenteurern von der schlechtesten Sorte über sie, ohne daß irgend welcher Schutz durch Gesetze oder regelnde Sitte weder für Eingeborene noch für gesittete Ansiedler vorhanden war." — „Eine Horde von Räubern brach wie ein Tornado über diese mild gewohnten Eingeborenen los, zu einer Zeit, wo Lynchgesetze das einzige Recht und das Vigilance-committee auch für die Weißen ein Segen war." — „Es wurden nicht so viele Indianer abgeschlachtet und vernichtet, wie J. Roß Browne glaubt, einfach und vielleicht nur deshalb, weil sie den Anglosaxonen bei ihren Unternehmungen nicht in den Weg kamen." — „Beschwerte sich ein Stamm (sagt Powers), daß die Goldgräber ihre Lachsflüsse verunreinigten, oder stahlen sie ein paar Lastthiere, so war in zwanzig Tagen keine Seele desselben mehr am Leben." Uebrigens ließen sich die Kalifornier keineswegs so ohne Weiteres abschlachten. „Die Modok (am untern Klamath, Nordkalifornien) — sagt Powers — sind eine ungeschickte, träge, meist gutartige Race, aber im Grunde verrätherisch, unversöhnlich wenn erzürnt, und berühmt für ihre punische Treue. Aber ihre Tapferkeit kann Niemand ihnen absprechen oder leugnen; ihre heroische und lange Vertheidigung ihrer Festung gegen die Angriffe der modernen Kriegskunst, einschließlich der Waffe, die so tödtlich für Wilde ist — der Artillerie —, war der einzige Zug, der für ihr klägliches Trauerspiel in den Lavabetten Achtung und Interesse gewann. Wie bei den Shastika (einem Stamm am Shasta-Berg), so betheiligten sich auch ihre Weiber oft am Gefecht. Bei den erfolglosen, tollkühnen Angriffen auf die Lavabetten im Frühjahr 1873 soll ein Soldat von einem Modokweibe getödtet sein. Die Geschichte der Kriege zwischen den Bewohnern von Oregon und den Modok, welche, mit einzelnen Unterbrechungen, ein Vierteljahrhundert dauerten, ist furchtbar. Es giebt keinen schwärzern und ruchlosern Mord in der Geschichte, als den der Einwanderer von 1852 und 1861 oder des Generals Canby und des Commissioner Thomas 1873. Aber man darf nicht vergessen, daß die Metzelei, welche Ben. Wright vollführte, durchaus ebenso nichtswürdig und verrätherisch als die eben erwähnten Mordthaten ausgeführt wurde; und daß der Krieg von 1864 nach dem Bericht des alten Häuptlings Skonchin (eines Indianers, der in allgemeiner Achtung bei allen jetzt lebenden Weißen steht) von den Weißen nur aus Rache für den Verlust einiger Pferde begonnen wurde. Die Opfer der verrätherischen Modok liegen zu Dutzenden, ja zu Hunderten an dem alten Wege östlich vom Tule-See über die große Blutspitze und die kleine Blutspitze — furchtbar bezeichnende Namen! Aber andererseits habe ich mehr als einmal an Winterabenden beim Kamin die alten Oregonhelden lachend erzählen hören, wie sie auf der Hirschjagd einen Indianer-„Bock" oder ein Weib, die ihnen zufällig in Sicht kamen, niedergeschossen haben, rein zu ihrem Vergnügen, obwohl der Stamm, zu welchem jene gehörten, in tiefen Frieden mit den Amerikanern lebte. After that, let us say no more!"

Nach alle dem kann es uns nicht wundern, wenn auch Powell und Mallery die Ansicht aussprechen, daß hier, in Kalifornien und Oregon, mehr Indianer getödtet sind als in allen übrigen Ländern der Vereinigten Staaten zusammengenommen. Wir wollen von den Stämmen, welche durch andere Indianerstämme vernichtet sind, von den Tatatén, den Chil-lú-la, den Whil-kut, den Chi-mál-a-kwe, gar nicht reden, über die und andere hier nicht einzeln aufgezählte man bei Powers nachlesen kann; wir wollen nur kurz die kriegerischen Wailaki (Shasta, Eel-River), die einst zahlreichen Viard (Humboldt-Bay), die Nozi, die Yó-kuts, die Modok, die Kómbo, und auch diese nur beispielsweise nennen, welche durch die Weißen ganz oder fast ganz vernichtet sind. Von den Sai-az berichtet Powers [1]), dem wir auch die eben angeführten Daten entnehmen [2]), daß sie einst zwischen dem Aal-Fluß und Van Dusen's Fork wohnten, daß sie dann zur Hupa-Reservation abgeführt, aber so lange hin- und hergezerrt seien, bis sie zu einem elenden, jammervollen Rest zusammen-

---

[1]) H. S. Dall, Tribes of the extreme Northwest p. 37 seq.

[2]) Lev. Theod. Reichel im Missionsblatt der Brüdergemeinde, im Beiblatt zu Nro. 1, 1877. Kahle, Missionsblatt der Brüdergemeinde 1877, S. 75. Hilbig, ebendaselbst S. 81.

[1]) Contributions of North American Ethnology. Vol. III, p. 122.

[2]) Ebendaselbst S. 65, 87 f., 91, 103, 276 f., 370 u. s. w.

geschmolzen waren, der über die eigene Vergangenheit keinen klaren Bericht mehr geben konnte. Powers schildert sie: „Die Weißen, die sie früher kannten, bezeugen ihnen, daß sie zu den tapfersten der kalifornischen Indianer gehörten. Nur nach langem und heroischem Widerstand unterlagen sie und wurden als Gefangene nach Smith-River-Reservation gebracht. In der Hupa-Reservation sah ich sie, und es war allerdings schwer zu glauben, daß sie jemals etwas Mannhaftes geleistet hätten. Sie waren völlig verkommene menschliche Wesen." Die elende Lage, welche diesen Völkern in den Reservationen zu Theil wurde, schildert Powers in seinem Buche, welches vom Departement of the Interior herausgegeben ist, an verschiedenen Stellen. So haben die Yuki in Round-Valley-Reservation einen alten Begräbnißplatz zur Wohnung, welcher miasmatisch und ungesund ist [1]); in Betreff der Shastika versicherte Hon. J. K. Luttrell 1874 im Kongreß, daß ihnen für den obern Theil des Scott-Thales, den sie abgaben, funfzehn Jahresunterstützungen bewilligt waren, und daß sie von dem Allen nicht einen Dollar empfingen, indem die Indianer-Agenten alles Geld für sich behielten. Die Modok wurden in eine Reservation gebracht, welche im Gebiet ihrer Feinde, der Mukaluk, lag, und hier waren sie fortwährend den ärgsten Mißhandlungen ausgesetzt — ihre Weiber wurden mißhandelt, ihre Quellen und Flüsse besudelt und vergiftet, ihre Pferde niedergeschossen, ihre Kinder geschlagen, sie selber beschimpft, verhöhnt, gesteinigt —, und als sie endlich, da ihre Klagen kein Gehör fanden, ausbrachen und in ihre alte Heimath zurückwanderten, geriethen sie natürlich in Streit mit den Ansiedlern dort. Sie waren frech und insolent geworden; „sie hatten die elende Farce der Reservationen-Wirthschaft verachten gelernt [2])." Ganz ebenso aber sprechen sich die officiellen Berichte der Beamten aus, welche die Oberaufsicht über die Indianer-Angelegenheiten zu führen haben. „Die californischen Indianer," lautet der Bericht von 1868 [3]), „waren Jahre lang mißhandelt, ihrer natürlichen Rechte beraubt und bisweilen auch um die Wohlthaten der Regierung betrogen. Ihr heimathliches Glück war zerstört durch gesetzlose Abenteurer, sie wurden von ihren Jagd- und Fischplätzen vertrieben, unter dem Vorwand von Feindseligkeiten ihrerseits, während man nur gute Länderstrecken in Besitz nehmen, gelegentlich aus den Verwickelungen mit der Regierung Geld herausschlagen wollte. Das regte die Leidenschaften der Indianer auf und sie wurden gefährliche Feinde der weißen Race." Man stellte sie damals, obwohl sie heftig remonstrirten, unter militärischen Oberbefehl; „meine innerste Ueberzeugung ist," heißt es weiter, „daß diese Aenderung sie so sehr demoralisirt hat, daß mehrere Jahre friedlicher Behandlung und unablässiger Aufmerksamkeit nöthig sein werden, um sie auf den günstigen Stand zurückzubringen, in welchem die neuen Beamten sie gefunden haben. Kleidung, Nahrung und Medicin sind wirksamere Mittel, als Flinten und Kugeln. Sie fürchten nicht den Tod, außer in der Gestalt von Hunger und Krankheit. Wenn diejenigen, welche die Reservationen verlassen haben, überzeugt werden können, daß friedliche Maßnahmen auch unter den neuen Beamten in Geltung bleiben, daß sie in Oekonomie und mechanischen Künsten unterrichtet, in Civilisation und häuslichem Frieden leben werden, daß man ihnen Kleidung und Nahrung giebt, wie seit einigen wenigen Jahren, so kann man sie vielleicht ohne blutigen Zusammenstoß wieder zurückführen. Sechs- bis siebenhundert haben

[1]) Ebendaselbst S. 127 f.
[2]) Powers S. 265.
[3]) Report of the Commissioner of Indian Affairs made to the Secretary of the Interior for the year 1869. Washington 1870, p. 179.

seit Einführung der Militärgewalt die verschiedenen Reservationen verlassen." Es herrschte ein allgemeines Mißtrauen. Dies steigerte sich natürlich durch Vorgänge folgender Art: Round-Valley (nordöstlich vom Cape Mendocino) war als Reservation bestimmt, eine isolirte, sehr günstige von hohen Bergen rings umschlossene Gegend: alsobald aber füllte sich dieses sehr schöne und fruchtbare Land mit weißen Kolonisten, welche den größten und besten Theil der Reservation für sich nahmen und ihr Vieh auf die Weideplätze brachten; die Agenten und Regierungsbeamten waren gegen sie völlig machtlos [1]); sie sprechen als dringendste Nothwendigkeit aus, daß diesem Uebelstand abgeholfen werden müsse. Daß damals nun auch Stimmen laut wurden, die in Kalifornien nur allzupopulär waren, man solle die Indianer einfach ausrotten, denn Macht sei Recht [2]), das ist nicht auffallend. Der Bericht, dem wir dies Alles entnehmen, ist nicht frei von Animosität gegen die neu eingerichtete Militärverwaltung; um so zuverlässiger aber und wahrer sind gewiß alle Angaben, die er enthält, da jeder Irrthum oder gar jede Unwahrheit in einem halbpolemischen Artikel doppelt streng wäre geahndet worden. Auch stimmt der Bericht des militärischen Agenten in den Hauptsachen wesentlich mit dem eben genannten überein [3]).

Aehnliche Klagen liegen auch in den Reports der nächsten Jahre vor, ohne daß wir auf diese näher einzugehen gedenken; traurig aber ist es, daß auch die letzten Berichte, die uns vorliegen, die Berichte aus dem Jahre 1877 höchst ungünstig lauten. So schreibt Captain Rich. C. Parker, Indian-Agent, an den Commissioner of Indian Affairs aus der Hupa-Reservation (41° nördl. Br., am Trinitätsfluß, einem Nebenfluß des Klamath) unterm 24. August 1877 [4]): „Die Reservation war und ist jetzt im Zustand der größten Verkommenheit. Die Getreidemühle hat man verfallen lassen; sie ist unbrauchbar. Noch schlechter ist die Sägemühle. Die Umzäunungen sind im traurigsten Zustand. Häuser sind, aus Mangel an Vorsorge und Ausbesserung, eingefallen. Der Viehbestand, Pferde, Maulthiere und Rinder, ist nach Round-Valley gebracht; Wirthschafts-Produkte und Geräthe, die man dort nicht nahm, verkauft zu rein nominalen Werthen, Heu von 50 Cents zu 1,50 Dollar die Tonne, während der Kontrakt für die Militärpost 44 Dollar für die Tonne ist; Wagen, Dreschmaschinen, Sensen u. s. w. in gleichen Verhältnissen . . . Es sind etwa 800 bis 900 Acres gutes Weizenland, aber kein einziger Acker in Kultivation; ebenso eine reichliche Menge gutes Weideland. Ohne Zweifel könnte diese Reservation in wenigen Jahren von ihren eigenen Produkten erhalten werden; sie könnte es jetzt schon sein, wenn man sie zweckmäßig verwaltet hätte. Die Indianer sind friedlich und gutwillig, manche unter ihnen sind betriebsam und fleißig. Sie beschweren sich bitter, daß man ihre Viehstände und Wirthschaftsbedürfnisse ihnen genommen und an Weiße verkauft hat. Ich glaube, wenn das Vieh zurückgegeben, und Wirthschaftsbedürfnisse und Korn verwilligt wird, daß wir eine gute Ernte haben würden; und dadurch würde die Zuversicht sehr erhöht werden. . . Ich bedaure ausnehmend, keinen günstigern Bericht geben zu können; doch kann ich den Zustand der Verkommenheit, des Verfalls nur den ungenauen Berichten, der schlechten Verwaltung und der Untauglichkeit der Agenten der letzten sechs Jahre zuschreiben."

[1]) Ebendaselbst S. 180.
[2]) Ebendaselbst S. 185.
[3]) Ebendaselbst S. 188 bis 190, 200 f.
[4]) Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs for the year 1877, p. 35.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Der tertiäre Mensch auf der Ausstellung. Unter diesem verlockenden Titel giebt der bekannte französische Forscher auf dem Gebiete der Vorgeschichte des Menschen, Gabriel de Mortillet, einige Mittheilungen in der Revue d'Anthropologie 1879, p. 116 über den angeblichen tertiären Menschen, den er Anthropopithecus zu nennen beliebt. Bemerken wir nur gleich, daß derselbe nicht etwa in seinen Skeletresten, sondern nur in Artefakten zweifelhafter Natur auf der mit der Exposition universelle verbundenen anthropologischen Ausstellung zu sehen war. So gut uns der quaternäre Mensch durch seine Reste bewiesen scheint, so unsicher steht es noch mit seinem tertiären Collegen, dem Mortillet'schen „Menschaffen", denn nach den in Paris ausgestellten Feuersteinsplittern vermögen wir uns denselben denn doch noch nicht zu konstruiren.

Die Tertiärzeit, sagt de Mortillet, ist durch Landsäugethiere charakterisirt, die völlig verschieden von den lebenden Arten sind; im Quaternär dagegen mischen sich lebende und ausgestorbene Species. Der Mensch der Quaternärzeit ist jener des Neanderthals, von Canstadt, Egisheim, von Denise und dieser, nach den uns erhaltenen Schädeln zu schließen, war bereits eine andere Menschenart als die heute lebende.

Der Tertiärmensch muß aber noch weit mehr von der heute lebenden Art, dem homo sapiens, verschieden gewesen sein, so daß eine gute Nomenklatur ihn sogar einem andern Genus zutheilen würde. „Ich nenne daher diesen Vorläufer des Menschen Anthropopithecus." Die Frage nach dem tertiären Menschen muß folgendermaßen gestellt werden: „Haben bereits in der Tertiärzeit so intelligente Wesen existirt, daß sie einen Theil der Handlungen ausüben konnten, welche den Menschen charakterisiren?" Diese Frage nun ist vollständig gelöst worden durch die auf die Ausstellung gebrachten Gegenstände.

Zunächst handelt es sich um einen Fund, den der verstorbene Abbé Bourgeois bei Thenay im Departement Loir et Cher machte. Die ersten von ihm 1867 vorgezeigten zugehauenen tertiären Silexstücke vermochten nur wenige zu überzeugen; bereits bessere zeigte er 1872 auf dem Brüsseler Kongreß vor, ohne damit vollständig durchzudringen. „Dieser Halberfolg, Halbniederlage vergrößerte nur den Eifer des tüchtigen Naturforschers," und in Paris war im verflossenen Jahre eine Serie von Feuersteinen zu sehen, die mit Hülfe des Feuers zersprengt und durch dasselbe entfärbt waren. Einige darunter auch regelmäßig zubehauen. Daß man es hier mit Produkten eines vernünftigen Wesens zu thun hat, steht außer Frage.

Hauptsache ist hier nun der geologische Fundbericht. Sie wurden, so sagt de Mortillet, in völlig unberührten tertiären Kalkschichten von Beauce gefunden, die zur untern Abtheilung des mittlern Tertiär gehören. Die Fauna dieser Schichten enthält das Mastodon, Dinotherium, Acerotherium. Danach existirte im untern Miocen ein Vorläufer des Menschen, ein Anthropopithecus, der das Feuer kannte und den Kiesel zu behauen verstand, um daraus kleine Geräthe zu formen.

Diese schöne Entdeckung des Abbé Bourgeois blieb lange Zeit isolirt und wurde deshalb mißtrauisch betrachtet. Nun hat zum Glück ein anderer Franzose, J. B. Rames, in etwas jüngeren tertiären Schichten, doch auch noch solchen, die Mastodon und Dinotherium enthalten, bei Aurillac (Cantal) ganz ähnliche zubehauene und mit Feuer gesprengte Silexstücke gefunden. Diese zeigen gegenüber jenen von Thenay bereits einen Fortschritt.

Endlich lagen Feuersteine und Quarzite aus dem Miocen und Pliocen am Tajo vor, die der Geolog Ribeiro aus Lissabon eingeschickt hatte; 22 Stück zeigten unzweifelhaft Bearbeitung, waren zu Dreiecken geschlagen.

Wir wollen nicht bezweifeln, daß noch einmal der tertiäre Mensch oder ein Vorläufer des Menschen in der Tertiärzeit gefunden wird; glauben aber, daß dazu kräftigere Beweise nöthig sind als Feuersteinsplitter, bei denen Artefakt und natürliche Bildung schon einander so nahe stehen und wo bereits so viele Täuschungen unterliefen.

— Polnischer Volksaberglauben. Der bekannte polnische Anthropolog Dr. Kopernicki hat eine kleine Schrift in Lemberg drucken lassen, welche den Titel führt Des idées médicales, des conceptions naturelles et des croyances populaires en Pologne, concernant les animaux et les plantes, die in ethnologischer Beziehung manchen wichtigen Beitrag enthält.

Interessant ist es, daß das Volk in Polen noch die Krankheiten „für wirkliche und aktive, aber unsichtbare Wesen" hält, die den Menschen angreifen und in ihn eindringen, um ihn zu quälen. Pest, Cholera, die weiße Fieberfrau sind für den Polen bestimmte Wesen. Epilepsie, Asthma, Gelbsucht und Wassersucht werden dagegen durch bösen künstlichen Zauber eines Feindes veranlaßt. Vergleicht man hiermit den Glauben der meisten Naturvölker, namentlich jenen der Neger, so erkennt man eine auffallende Uebereinstimmung. Tod aus natürlichen Ursachen ist nach ihrem Glauben nicht vorhanden und es ist stets die Einwirkung eines bösen Feindes, welche denselben herbeiführt. Diesen Feind aufzusuchen und zur Bestrafung zu bringen ist Aufgabe der Gangas (Fetischmänner).

Doch glaubt der Pole, daß durch Heilmittel der böse Zauber, die Krankheitsursache, unschädlich gemacht werden kann; sie sind ihm gleichsam Gifte, welche den Feind in seinem Innern zerstören. Die Glockenblume besitzt nach dem Glauben des Landvolks bei Krakau die Macht, Kreisende und Neugeborene vor den Angriffen der Nixen (ondines) zu schützen; Knoblauch behütet die Kühe vor Zauber. Die Wurzeln des St.-Peter's-Krautes (Dentaria), in welche der heilige Petrus hineingebissen hat, kuriren Zahnweh. Gegen Unfruchtbarkeit der Weiber wenden die Masuren in Westpreußen das Wasser an, welches vom Maule des Hengstes abläuft, nachdem er getrunken. In Krakau heilt man Epilepsie mit Hirschklauen oder Hirschhorn; Schlangenfett ist gut gegen alle Krankheiten. Gegen die Taubheit wendet man das ins Ohr geträufelte Fett eines Fisches an.

Im polnischen Pflanzenaberglauben offenbart sich der primitive Animismus, welcher der ganzen Natur ein Leben wie das unserige verleiht, sie mit einer menschlichen Seele begabt glaubt. Daher sind auch die Pflanzen mit einer magischen Kraft gegen die Krankheiten begabt. Die mysteriöse Blume des Farrn, die um Mitternacht des St. Johannestages erblüht, gestattet ihrem Besitzer in einem magnetischen Schlafe alle verborgenen Schätze unter der Erde zu sehen und die Geheimnisse der Zukunft zu entdecken. Die Mandragora (Alraun), welche auf den Gräbern Hingerichteter wächst, stößt einen Schrei aus, wenn man ihre Wurzel herauszieht, und der ihn hört, kann darüber wahnsinnig werden. In der Ukraine erzählt man, daß die Blätter der Zitterpappel zittern, weil Judas sich an den Zweigen dieses Baumes erhängt hat. Nach einer andern Lesart ist dieser Baum durch sein

Zittern bestraft, weil er durch den Lärm seiner Blätter Jesus verrieth, der sich hinter ihm vor den verfolgenden Juden versteckt hatte. Ein Stückchen Zitterpappelholz, das man in den Körper eines Vampyrs legt, vermag nach polnischem Aberglauben diesen im Grabe zurückzuhalten.

Die meisten dieser Legenden sind noch heidnischen Ursprungs und nur christlich geschminkt. Die den alten Göttern heiligen Pflanzen haben nur ihren Herrn gewechselt und auch der Teufel hat sein Theil bekommen. Ein alter Weidenbaum ist der Sitz des Teufels und man wagt ihn nicht anzurühren. Mit einer Flöte aus seinem Holze, die aber noch nie den Krat des Hahnes oder das Rauschen des Wassers hörte, kann man die schönsten Harmonien, ja selbst die menschliche Stimme hervorbringen. In den Wurzeln des Hollunders wohnt nach podlachischem und ruthenischem Aberglauben der Teufel und es ist daher gefährlich, diesen Baum zu fällen. Aehnliches gilt in Podlachien von der Zaunrübe (Bryonia) und wenn man sie ausreißt, muß man an ihrer Stelle einige Geldstücke oder ein Stück Brot einscharren.

Noch mehr mythologischen Charakter zeigt der Thieraberglauben der Polen. Einzelne Thiere wurden wie höhere Wesen verehrt und stehen in bestimmten Beziehungen zum Menschen; namentlich tritt in Littauen dieser heidnisch-mythologische Charakter noch hervor. Auch dort ist der Storch überall hochgeehrt. In jedem Jahre wirft er entweder ein Junges oder ein Ei aus seinem Neste heraus. Das herausfallende Junge bedeutet Noth, das Ei Fruchtbarkeit für das Jahr. In Podlachien verbrennt man bei Hochzeiten noch einen lebenden Hahn mit großen Feierlichkeiten vor der ganzen Familie. Diese kurzen Andeutungen mögen genügen, um den Werth der kleinen Schrift darzuthun.

— Die Völkerwanderung in der sogenannten europäischen Türkei (vergl. oben S. 95) nimmt jetzt, wo die Russen Adrianopel und Umgegend geräumt haben, einen neuen Aufschwung: die Christen wandern, weil sie eine Reaktion Seitens der türkischen Behörden fürchten, aus dem Vilajet Adrianopel nach Ostrumelien aus, und die Mohammedaner ziehen aus Ostrumelien nach dem Vilajet Adrianopel, weil sie von den Bulgaren Repressalien befürchten.

— Mr. Bertillon behandelte letzthin die Geburten in Frankreich und Deutschland. Er weist darauf hin, daß die französischen Bauern und die Bourgeoisie ihr ganzes Bestreben auf Ansammeln von Kapital richten, Deutschland dagegen mehr Menschen hervorbringt, nämlich jährlich an 1 600 000 lebendig Geborener (jährlich 40 pro Mille, während in Frankreich nur 26 pro Mille entfallen). Nach dem französischen Satze würden in Deutschland jährlich nur 1 040 000 geboren werden, welche Zahl aber in der That um 560 000 übertroffen wird. Von diesen 560 000 Kindern erreichen 343 500 das zwanzigste Jahr. Bis zu diesem Alter hat jeder Mensch einen durchschnittlichen Kostenaufwand von 4000 Frcs. verursacht, was für jene 343 500 zwanzigjährigen eine Summe von 1 376 000 000 Frcs. macht. So viel kostet Deutschland jährlich sein Ueberschuß an Geburten über die Frankreichs. Letzteres seinerseits würde jährlich 1 240 000 0000 Frcs. aufwenden müssen, um von den ihm im Verhältniß zu Deutschland abgehenden 560 000 Kindern die im zwanzigsten Jahre noch lebenden 310 000 aufzuziehen. Frankreich kapitalisirt also jährlich $1\frac{1}{4}$ Milliarde zum Schaden seiner (möglichen, aber nicht seiner wirklichen) Nachkommenschaft und Deutschland wendet jährlich $1\frac{1}{3}$ Milliarde zur Vermehrung der seinigen auf.

Asien.

— Auf S. 336 des 32. Bandes theilten wir Godwin-Austen's Hypothese mit, daß der Subansiri-Fluß in Assam mit dem Jaru-dsang-po, dem Hauptstrome Tibets, identisch sein könnte. In Folge dessen wurden Aufnahmen in jener Gegend durch Kapitän Woodthorpe und Lieutenant Harman angeordnet (vergl. „Globus", Bd. XXXIII, S. 286). Ehe dieselben aber zu einem Endergebnisse führten, ist es einem jener unermüdlichen einheimischen Forschungsreisenden des Oberst Walker gelungen, die stets angenommene, aber nie erwiesene Identität des Jaru-dsang-po (Sanpu) mit dem Dihong oder Brahmaputra zur Gewißheit zu erheben. Die unterste Stelle, wo der große Strom innerhalb der Grenzen Tibets durch den Pandit 1874 überschritten worden, war Tschetang (circa $29\frac{1}{4}^0$ nördl. Br., $91\frac{2}{3}^0$ östl. L. Gr., 11 460 Fuß hoch). Von dort aus hat ihn nun der anonyme Reisende noch 200 engl. Meilen abwärts verfolgt; dann wendete sich der Strom südwärts in eine gebirgige Gegend, wohin ihm der Reisende nicht folgen konnte. Auf allen neueren Karten ist der Lauf des Sanpu richtig angegeben, allerdings nur vermuthungsweise; erst jetzt aber haben wir die Bestätigung dafür, wenn auch noch zwischen dem äußersten von dem einstweilen namenlosen letzten Erforscher erreichten Punkte und seinem Eintritt in die Ebene von Assam eine Lücke auszufüllen bleibt. Nach den vorliegenden Höhenmessungen muß der Fluß auf dieser verhältnißmäßig kurzen Strecke mindestens 8000 Fuß Gefälle haben, was wohl ohne Beispiel dasteht. Möglich, daß dort der größte Wasserfall auf der Erde seines ersten Besuchers harrt. — Was Woodthorpe's und Harman's Aufnahmen anlangt, so erstrecken sich dieselben über etwa 1900 engl. Quadratmeilen im Gebirgslande der Miri nördlich von Lachimpur. Die Bergketten laufen einander ungefähr parallel, die vorderste meist nur 3000 bis 4000 Fuß hoch, die nächste schroff zu 6000 bis 8000 Fuß ansteigend und dicht mit üppiger Vegetation bedeckt. Die Flüsse, namentlich die Kamla und Subansiri, wimmeln von Fischen und die Wälder von Wild, besonders Hirschen. Die Miri sind ein abgehärtetes Volk von mittlerer Größe, sehr dünn und nach Woodthorpe's Beschreibung tatarenähnlich. Alle diese Völker haben ihre Macht bedeutend übertrieben, um bei den Verhandlungen mit den Engländern besser wegzukommen. Auch ein großer Theil des Mischmi-Landes (genau nördlich von Sadija) hat Woodthorpe durchforscht und die Ströme, durch deren Zusammenfluß mit dem Sanpu der Brahmaputra entsteht, gut kennen gelernt. Es wird nun wohl nicht lange mehr dauern, bis jene so interessante Hochgebirgswelt auf der Grenze Tibets und Chinas uns ganz erschlossen ist.

— Wie die „Oesterreichische Monatsschrift für den Orient" (1879, Nro. 2, S. 40) meldet, will die chinesische Regierung in Lan-tschau-fu, der am Hwang-ho gelegenen Hauptstadt der Provinz Kansu, eine Wollwaarenfabrik errichten, für welche sie die Maschinen aus Deutschland bezieht und zwei Techniker aus Aachen berufen hat. Bei der Wahl des weitab von allen Straßen des Weltverkehrs gelegenen Ortes ging man von der Ansicht aus, die neue Industrie müsse in einer Gegend ins Leben gerufen werden, welche genügende Quantitäten des Rohproduktes liefert.

Afrika.

— Die Gesellschaft Batignolles, welche den Bau der tunesisch-algerischen Bahn im Thale des Medscherda ausführt, beabsichtigt jetzt, dieselbe mit der Stadt Bizerta, dem alten Hippo Zarytus, durch ein Geleise in Verbindung zu setzen, und wird sich die Erlaubniß dazu ebenso durch gut angebrachte Trinkgelder verschaffen wie früher zu der Medscherdabahn. Die Italiener in der Stadt Tunis sehen bereits mit Schrecken den Handel von der Hauptstadt abgelenkt und zum Besten der Franzosen nach Bizerta verlegt, das allerdings durch seine prachtvolle Meeresbucht und den dahinter liegenden See von der Natur außerordentlich begünstigt ist. Es würde nur einiger Nachhülfe bedürfen, um letztern zur Aufnahme der größten Kriegsflotten herzurichten. Die Franzosen, schreibt die Allgemeine Zeitung, haben dies längst erkannt und von jeher lüsterne Blicke auf das Bassin von Bizerta gerichtet; die Concession der projektirten Zweigbahn würde einen von ihnen längst gehegten Wunsch um ein gutes

Stück der Erfüllung näher rücken. Ueber die Stadt entnehmen wir dem Prachtwerke von R. L. Playfair, Travels in the footsteps of Bruce in Algeria and Tunis (London 1877, p. 142 seq.) Folgendes.

Bizerta ist eine Stadt von 5000 bis 6000 Einwohnern; den darunter befindlichen 150 Europäern verdankt sie einiges Leben und commercielle Thätigkeit, wie sie rein mohammedanische Orte niemals zu besitzen scheinen. Trotzdem ist der Zustand der Stadt kein sehr blühender. Um so hervorragender ist die Schönheit ihrer Lage an beiden Seiten des Kanals, der den Bizerta-See mit dem Meere verbindet. Eine durch solide Brücken mit dem festen Lande verbundene Insel im Kanal wird hauptsächlich von den ansässigen Europäern bewohnt. Wälle umgeben die Stadt und die Einfahrt in den Kanal wird durch Werke geschützt, deren Stärke für frühere Zeiten bedeutend war. Sowohl die auf der Westseite des Kanals sich erhebende Citadelle als auch das gegenüberliegende nach dem Heiligen Sidi el-Huni, dessen Gebeine es enthält, benannte Fort ist seinen Grundmauern nach alt. Der westliche Wall dient in seiner Verlängerung als Hafendamm, ist aber leider ganz in Verfall und erstreckt sich nicht mehr weit genug ins Meer, um den Kanal gegen Versandung bei Nordwestwind zu schützen. In Folge dessen ist der Kanal jetzt nur noch für leichte Fischerkähne fahrbar. Der See von Bizerta, jetzt Tindsch genannt, könnte im Besitz einer europäischen Macht einer der besten Häfen und einer der wichtigsten strategischen Punkte des Mittelmeeres werden, während jetzt die Schiffe gegenüber der Einfahrt in den Kanal auf der offenen Rhede in beträchtlicher Entfernung von der Stadt vor Anker gehen müssen, ohne jeden Schutz. Wenn Schiffbrüche trotzdem selten sind, erklärt sich dies nur daraus, daß größere Schiffe den Platz selten besuchen.

— Dr. Schweinfurth setzt seine Forschungen in den unbekannten Theilen Aegyptens unermüdlich fort; in diesem Frühjahre hat er das Fajum zum Schauplatz seiner botanischen, geologischen und topographischen Arbeiten gewählt. Gleichzeitig erfahren wir, daß dasselbe Gebiet auf Veranlassung von Rousseau Bey aufgenommen worden ist.

— Das eben erschienene zweite Heft der „Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland" bringt unter Anderm die letzten Nachrichten von den Reisenden Rohlfs, Schütt und Dr. Buchner. Von Schütt ist nichts Neueres verlautet, als was wir bereits auf S. 16 dieses Bandes mittheilten; über die Rohlfs'sche Expedition liegen einige Berichte bis zu Anfang Februar dieses Jahres vor (vergl. „Globus" XXXIV, S. 362). Dieselbe hat bis dahin guten Fortgang gehabt, abgesehen davon, daß die Geschenke des deutschen Kaisers an den Sultan von Wadai (zwei prachtvolle in Tunis angefertigte Burnusse, ein riesiges Prachtschwert, ein königlicher Sonnenschirm, kostbare Stoffe und Waffen) erst am 28. Januar in Tripolis eingetroffen sind, von wo Rohlfs bereits am 18. December landeinwärts aufgebrochen war. Denn das Leben in der Hauptstadt war für die aus drei Europäern (Rohlfs, Dr. Stecker und Diener Hubmann), 13 Eingeborenen und 22 Kamelen bestehende Expedition zu kostspielig und wirkte demoralisirend auf die Leute, von denen zwei gleich zu Anfang desertirten. Vom 18. bis 22. December wurde in Sarah, einen Tagemarsch von Tripolis entfernt, gelagert, vom 24. December bis 1. Januar 1879 in Bir-Milrha (drei Tagemärsche weiter auf der bekannten Straße nach Murzuk). Wieder zwei Tagereisen weiter wurde Rohlfs durch die officielle Nachricht, daß der demnächst zu passirende Orfella-Stamm ihn berauben wolle, zur Umkehr veranlaßt; er erkannte aber bald die Grundlosigkeit jener erlogenen Angabe und konnte ungestört seine Reise nach Sokna (28° 55¾' nördl. Br.; circa 550 bis 600 km von Tripolis) fortsetzen, wo er am 24. Januar anlangte, freundlich empfangen wurde und eine Wohnung bezog, um die Geschenke abzuwarten. Dr. Stecker hat unterwegs fünf Punkte astronomisch bestimmt; es wurden ferner eine Kiste mit Gesteinsproben und eine mit Pflanzen und Thieren nach Europa abgesendet, ferner ein meteorologischer Bericht über December und Januar (es herrschte damals in Tripolitanien große Dürre und man geht dort schlechten Zeiten entgegen). Schon in Sokna hat sich der als Volontär mitreisende Herr von Csillagh, dem es zu langsam vorwärts ging, von der Expedition getrennt und ist nach Mursuk geeilt. Ein Ersatz dafür hat sich gefunden in Ali, dem Sohn des bekannten 1877 verstorbenen Mohammed Gatroni, des Begleiters von Barth, Vogel, Beurmann, Duveyrier, Nachtigal und Rohlfs.

Seitdem ist ein weiterer Brief des Reisenden vom 10. März eingetroffen, wonach er nicht länger auf die Geschenke warten und am nächsten Tage von Sokna aufbrechen wollte; und zwar beabsichtigt er den östlichern, interessantern Weg über die Oasen Dschalo, Kufara und das Bergland Wanjanga einzuschlagen, welcher durchaus über unbekanntes Gebiet führt (erst 80 deutsche Meilen genau östlich nach Dschalo, dann 230 deutsche Meilen in südlicher Richtung nach Abeschr). Rohlfs und Dr. Stecker haben ihren langen Aufenthat in Sokna benutzt, um eine detaillirte Karte dieser Oase zu entwerfen.

Auch von Dr. Buchner liegen eine Reihe von Briefen aus Loanda, Dondo u. s. w. vor. Derselbe fuhr danach am 20. December den Kwanza hinauf und erreichte in drei Tagen Dondo, von wo er die schon von E. Mohr (Correspondenzblatt der Afrikanischen Gesellschaft II, S. 43) geschilderten Fälle des Kwanza besuchte. Von Dondo entwirft er in gesundheitlicher Hinsicht ein sehr trauriges Bild; selbst die Eingeborenen leiden dort sehr. Natürlich bekam auch Dr. Buchner das Fieber, so daß er Herrn von Mechow, mit dem er zusammengetroffen war, allein voranziehen lassen mußte. Nachdem aber der erste Fieberanfall glücklich überwunden, fühlte sich der Reisende stets durchaus gesund, während von Mechow andauernd kränkelte. In der Trägerfrage hatte Dr. Buchner gleichfalls Glück; ohne Mühe gelang es ihm, sein schweres Gepäck nach Pungo Andongo zu schaffen. Die Umgebung dieses Ortes ist nicht, wie behauptet wurde, vulkanisch, sondern besteht aus lauter Konglomeraten und Sandstein, soll aber höchst merkwürdige Felsformationen darbieten. Am 28. Januar begab sich der Reisende nach Malange, von wo sein letzter Brief vom 9. Februar datirt ist. Sein Gepäck ist alles wohlbehalten dort eingetroffen und mit seiner Gesundheit steht es vortrefflich. Von Schütt hatte er bis dahin nur gerüchtweise gehört; derselbe scheint nördlich von Kimbundu zu sein und gute Fortschritte zu machen.

— Eine der schnellsten und glücklichsten Reisen in Ostafrika hat Abbé Debaize (vergl. „Globus" XXXIII, S. 208, 255, XXXIV, S. 269) ausgeführt. Im Juni 1878 landete er auf Zanzibar, verließ es am 25. Juli und bereits Ende Oktober konnte er melden, daß er in Tabora oder Kazeh, der Hauptstadt von Uniamwezi, eingetroffen sei. Er selbst erfreute sich der besten Gesundheit, und von seinen 400 Trägern war nicht ein einziger desertirt, es war kein einziges Gepäckstück gestohlen worden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

I [1]).

Wir hatten unsere Reisenden verlassen (Bd. XXXIV, S. 247), als sie am Abend des 8. März 1876 ermüdet, hungrig und von Kopf bis zu Fuß mit schwarzem Schlamme bespritzt in die Hacienda de las Cruces auf dem Ostabhange des 3485 m hohen Passes Quindio, wo sich die Wasser des Magdalenenstromes und des Cauca scheiden, einritten und von dem Eigenthümer der abgelegenen Besitzung gastfreundlich empfangen worden waren. Das Haus unterschied sich in seiner Form nicht von den anderen Gebäuden jener Gegend: es waren dieselben im rechten Winkel eingerammten Pfähle, dieselben Lehmmauern und dasselbe Blätterdach. Aber das Baumaterial war ein ungewöhnliches. Die Pfosten, zu welchen man in der warmen Zone Bambus nimmt, bestanden hier aus den schönsten Stämmen der Wachspalme (Ceroxylon andicola), welche man in der Umgegend hatte finden können. An denselben haftete noch das weiße Wachs, welches dem Baume seinen Namen gegeben, und sie sahen aus wie elfenbeinerne Säulen mit braunen Ringen. Das ganze Zimmerwerk bestand aus diesem biegsamen, starken und dauerhaften Holze; riesige an ihrer Unterseite silberweiß gefärbte Blätter bildeten ein warmes, undurchdringliches Dach. Das Innere der Behausung war durch einige leichte Lehmwände in einzelne Räume getheilt und auf die seltsamste Weise ausstaffirt; es waren die Felle von Jaguars, Bären, Pumas und anderen wilden Thieren dieser Einöden an die Wand genagelt. Dieser Anblick brachte das Gespräch bald auf die Jagd, und alsbald wurde auch für den nächsten Tag ein Treiben auf einen Jaguar, der sich in der Nähe hatte sehen lassen, verabredet; die Flinten wurden geputzt, Kugeln gegossen und die Hunde der Hacienda erhielten das Doppelte ihrer gewöhnlichen Ration.

Besonderes Interesse erregte bei den Reisenden ihr Wirth, Don Ramon Cardenas, von welchem man ihnen schon in Ibagué erzählt hatte, daß er das Wachs der „palmarès" sammele und einen merkwürdigen Landbau in jener so hoch gelegenen und so gebirgigen Gegend betriebe. Früher wohnte er in Bogotá und bewirthschaftete am Ufer des Rio San Francisco eine gut gedeihende Hacienda, bis eine Ueberschwemmung sein ganzes Besitzthum zerstörte und ihm den größten Theil seines Vermögens raubte. Mit dem ihm gebliebenen Reste kaufte er sich seine Besitzung am Quindio, warb einige Peone an und erbaute sich dort jenes eben beschriebene Haus. Zuerst sammelte er eine gewisse Menge Palmwachs, verkaufte dieselbe in Bogotá und erwarb für den Erlös Sämereien von Bohnen und Getreide der Provinz Cundinamarca. Im Januar wurde ein Stück Wald niedergebrannt, darauf Mais aus dem Cauca-Thale gesäet und Kartoffeln gepflanzt, und bis das alles reif war, von der Beute der Jagd gelebt. Im April waren die ersten criollas-Kartoffeln reif, eine andere Art im Juli, der Mais erst im December. Damit war der Anfang gemacht, der Bestand der Hacienda gesichert und die Nahrungsmittel für ihre Bewohner beschafft.

Nachdem das Wachs von den Palmen gesammelt ist, wird im December und Januar das zum Ackerbau bestimmte Stück Wald niedergebrannt und mit Mais bestellt; auf denselben folgen dann Kartoffeln, Arracachas, Bohnen, dann

[1]) Vergl. „Globus" XXXII, Nro. 16 bis 21; XXXIV, Nro. 11 bis 16.

Getreide und zum Schluß dient das Land als Viehweide. Bewässerung ist wegen der hier oben herrschenden Nebel unnöthig, und wenn die Vegetation wegen der Höhe (über 9000 Fuß) auch keine sehr üppige ist, so ist doch der Boden fruchtbar genug, daß alles gut gedeiht.

Kurz vor Sonnenaufgang, gegen 6 Uhr, erhoben sich am nächsten Morgen die Reisenden. In wenigen Minuten erbleichten und verschwanden die Sterne, während durch eine Lücke im Walde nach dem Magdalenenstrome zu die Morgendämmerung sich zeigte; anfangs zart blau, wurde sie allmälig weiß und ließ die Einzelheiten der Landschaft sehen. Im Süden und Westen tauchten dann die Gipfel des Quindio, ein imposanter Kreis bewaldeter Berge, aus dem violetten Schatten hervor; Flecken eines goldigen Roth blitzten bald

Einsammeln des Wachses der Ceroxylon-Palme auf dem Quindio.

hier, bald da aus dem Laubwerke auf, und endlich stieg strahlend das Tagesgestirn am Himmel auf und übergoß die ganze Natur mit Leben und Fruchtbarkeit.

In den Urwäldern Südamerikas bricht man nicht wie in Europa am frühen Morgen zur Jagd auf, sondern man muß das volle Licht des Tages abwarten, um sich in dem dunkeln unentwirrbaren Dickichte zurechtfinden zu können. Während sich nun die anderen mit den Vorbereitungen zur Jagd abgaben, nahm André ein paar Leute mit sich und ließ einige Wachspalmen fällen, um ihrer Früchte und Blüthen habhaft zu werden. Beim Niederstürzen brachen die gewaltigen Stämme — der eine war 60 m lang und besaß unten 1,24 m und oben 0,75 m im Umfang — in mehrere Stücke, daß das weiße Mark in langen schwammigen Spänen frei gelegt wurde. Die Holzfasern an dem stehen gebliebenen Baumstumpfe sahen schwarz, schlank und fest aus wie Stangen gebräunten Stahles. Der holzige Theil des Stammes, der, abweichend von den übrigen Dikotyledonen, außen liegt,

ist 5 cm dick; das Innere ist weiß und von der Konsistenz des Korkes. Zwischen den 5 bis 6 m langen, oben graugrünen, unten weißen Blättern, die der Sturz aus ihrer Höhe geknickt und zerbrochen hatte, lagen gleichfalls zum Theil zerstört die Blüthenkolben, die von unten gesehen so klein erschienen waren und nun eine Länge von 2 m aufwiesen. Die zahllosen orangefarbenen Früchte mit süßem Fleische und von der Größe der Gutedel-Weinbeeren lagen überall auf dem Boden umher, und mehrere tausend konnten gesammelt und zusammen mit Blättern, Blumenscheiden und zwei Stücken des Stammes an das Muséum d'histoire naturelle in Paris geschickt werden. Diese Bäume hatten nach André ein Alter von 150 bis 200 Jahren.

Das Wachs derselben wird auf zweierlei Arten gesammelt. Die eine, barbarische, besteht darin, daß man den Stamm fällt und das Wachs abkratzt — bei der andern muß der Arbeiter am Stamme hinaufklettern und es abschaben. Das Klettern geschieht ebenso wie bei den Eingeborenen im Amazonenthal, wenn sie den Wein der Oenocarpus-Palme holen. Der Sammler legt um den Stamm und seinen eigenen Leib einen festen Riemen, stemmt die Beine gegen den Stamm und löst beim Herabklettern die

Die Bordadora in Salento.

$^1/_3$ bis $^1/_2$ mm dicke Wachsschicht mit einem scharfen Kratzeisen ab. Jeder Baum liefert 8 bis 10 kg weißen oder gelben Wachses, und ein Peon vermag in einem Monate 50 bis 60 kg (8 bis 10 Arroben) zu sammeln; in Ibague werden für die Arrobe 7 leichte Piaster (für das Kilogramm nahezu 2 Mark) bezahlt. Daraus hergestelltes Licht brennt hell, ziemlich rein, ohne viel Rauch und riecht gut; das jetzt fast nur zu Zündhölzchen verarbeitete Wachs könnte sehr leicht gereinigt werden.

Nach Humboldt und anderen Reisenden wächst die Wachspalme zwischen 1750 und 2825 m Meereshöhe; am Quindio aber fand sie André nicht unter 2000 m und bis über 3000 m. Die größten Bestände stehen in der Umgebung von las Cruces zwischen dem Alto de Toché und der Ceja

Alta; ihr Hauptverbreitungsbezirk zieht sich in nordsüdlicher Richtung 15 bis 20 km weit von der Mesa de Herveo

Molinillo (Chokoladenquirl).

nach dem Quindio hin. Nach Humboldt soll sich in ihrer Gesellschaft die Quercus Humboldti finden, die aber nicht über 1800 m hinaufgeht; wahrscheinlich hat deshalb Humboldt die echte Ceroxylon andicola mit einer kleinern und noch wenig bekannten Art (C. ferrugineum) verwechselt, welche namentlich westwärts von der westlichen Cordillera und bis nach Ecuador hinein häufig vorkommt.

Von der Jagd ist wenig zu berichten. Mit vieler Mühe und unter häufiger Anwendung des Waldmessers bahnten sich die Jäger langsam ihren Weg durch das dichtverschlungene Gestrüpp hinab in das Thal des Tochecito. Nach langem Warten ließ sich der gesuchte Jaguar auch blicken, aber André hatte gerade sein Augenmerk auf die Pflanzenwelt gerichtet, und ehe er sich schußfertig gemacht, war das Thier wie der Blitz im Dickicht verschwunden. Der Rest des Tages verstrich mit Einpacken, Botanisiren, Trocknen und Zeichnen von Pflanzen, wobei die reiche Flora der Nachbarschaft den Botaniker auf das Reichlichste für das Unglück bei der Jagd entschädigte. Seine Pflanzentrommeln und Herbarien waren mit vegetabilischen Schätzen gefüllt, als er am folgenden Morgen um 9 Uhr las Cruces verließ.

Hütte und Palmen (Astrocaryum und Ceroxylon) in las Pavas.

Jean Noetzli und die Peonen blieben zurück, um das Einpacken der Sammlungen zu vollenden und die Kisten nach Guataquí und Honda zu expediren; André und v. Scherf aber gingen allein voran, um am selben Tage den Kamm der Cordillera zu übersteigen und vor Anbruch der Nacht das Dorf Salento am Westabhange des Quindio zu erreichen. Der Morgen war kalt, aber schön; nach Sonnenaufgang stieg das Thermometer etwas, aber nicht über 9°. Bald hinter las Cruces führt der Weg bei den drei Hütten von Gallego vorbei und wird dann öde und einsam, während die Gesträuche kleiner und kleiner werden. Gunneren mit großen runzeligen Blättern und stachligen Stielen und eine zierliche Orchidee, Oncidium cucullatum, mit purpurnen, gefleckten Blüthen treten auf; Lupinen, Thibaudien, eine Art wohlriechenden Weißdorns (Osteomeles), großes baumartiges Kreuzkraut, Sumach (Coriaria ruscifolia), woraus man eine violette Dinte gewinnt, Berberitzen und selbst die in Columbien nicht seltene gemeine Erdbeere, dieselbe Art wie in den Alpen, riefen Angesichts der herrlichen Wachspalmen und der Bromeliaceen europäische Formen ins Gedächtniß zurück. Höher hinauf wurden die Pflanzen dünner, untersetzter und waren vom Winde gebogen, der Weg wurde immer schlechter und die Maulthiere wurden obendrein von Bremsen gequält; die Mittagssonne brannte heiß herab, aber wenn Nebel sie verdeckten, blies schneidender Nordwind. Zwei einzelne Hütten, Ceja del Monte und Volcancitos, wurden noch passirt, bis um zwei Uhr die Paßhöhe (3485 m), die Wasserscheide zwischen Magdalenenstrom und Cauca, erreicht war. Dort befanden sich die Reisenden mitten zwischen den höchsten Gipfeln der Cordillera central: im Süden der Huila (5700 m), ihnen zu Häupten der Nevado del Quindio (5150 m), weiter gen Osten in einer geraden Entfernung von 22 km der Nevado del Tolima (5616 m), im Norden die mächtigen zu 5300 m ansteigenden Trachytmassen des Nevado del Ruiz, alle, wie ihre Namen schon sagen, mit ewigem Schnee bedeckt. So weit das Auge reicht, überschaut es die seitlichen Verzweigungen der Cordillere, zwischen denen die Rinnsale nach Osten und Westen zum Magdalena und Cauca hinabströmen. Lange, fast zu lange erfreuten sie sich des großartigen Anblicks, ehe sie bei sinkender Sonne den Abstieg begannen. Bald geriethen sie in Nebel, der rasch zu feinem Regen wurde. Als sie bis zu 2800 m herabgestiegen waren, änderte sich die Vegetation und es erschienen riesige Eichen und die schon oben erwähnte Palme Ceroxylon ferrugineum.

Bei den Hütten von Barsinal überraschte sie tiefdunkele Nacht; der Weg, der auf der Höhe der Cerros über thonigen Boden hinführte, war so glatt und gefährlich, daß die Reisenden absteigen und ihre Thiere am Zaume führen mußten. Nach vieler Mühe erreichten sie um 9 Uhr, vom Regen triefend und hungrig, Salento, wo ein Empfehlungsbrief Don Ramon's ihnen so treffliche Unterkunft bei Don Liborio und ein so splendides Abendessen (Omeletten, Kartoffeln, Butter, Brot (wahrhaftiges Weizenbrot) und gequirlte Chokolade) verschaffte, daß sie sich über den hohen Grad von Civilisation billig wunderten. Mit Stolz erklärte ihr Wirth: „Somos Antioqueños," d. h.: „Wir sind aus dem Staate Antioquia," dessen Bewohner allerdings denen des übrigen Columbien an Arbeitslust, Reinlichkeit, Industrie und Geschmack weit überlegen sind. Am nächsten Morgen sahen sie auch zum ersten Male von der Pflegetochter ihres Wirthes Tamburir-

arbeit (Rahmenstickerei) ausführen; die oft ziemlich verwickelten Muster dienen zu Hemdeneinsätzen.

Dieser Tag war ein Sonntag, der wie die beiden folgenden dazu benutzt wurde, Jean's Ankunft abzuwarten, zu sammeln, zu zeichnen, die Peone abzulohnen, die überflüssigen Thiere heimzusenden, die anderen ruhen zu lassen und den Ort und seine Bewohner kennen zu lernen. Salento ist eine Gründung neuen Datums, die bis vor 12 Jahren Boquia hieß, und zählt 200, der ganze District etwa 2000 Einwohner, die über Tausende von Hektaren zerstreut von den Erträgnissen einiger Viehzucht und von Ackerbau leben. Unter dem Dorfe fließt der Rio del Quindio nach Westen hinab und treibt, was hier eine Seltenheit ist, eine Mühle; weiter stromab heißt er Rio Boquia und mündet dann in den Rio de la Vieja.

Die Kirche von Salento, so ärmlich sie sonst ist, ist dennoch merkwürdig, weil sie ganz aus Stämmen der Wachspalme erbaut ist: um Altarkerzen zu machen, brauchte man nur die Säulen im Innern abzukratzen.

Am 13. März wurde bei schönem Wetter die Reise fortgesetzt, die mit ausgeruhten Thieren anfangs rasch von statten ging, um so mehr als in dem Thale des Quindio, welches sie kreuzten, der Weg über Sandstein- und Kieselgeröll führte. Das war aber nur eine kurze Freude; denn beim ersten Ansteigen begann sofort wieder der unergründliche Koth, welcher die Thiere unzählige Male zu Falle brachte, so daß ihre während der Ruhetage geheilten Wunden bald wieder aufbrachen. Schließlich überfiel sie noch ein Unwetter und zwang sie, in einer elenden Hütte Unterkunft zu suchen. Der nächste Tag war warm; denn sie hatten schon die gemäßigte Zone (zwischen 1600 und 1800 m) erreicht, die bei heiterm Himmel und wenn nicht gerade Regenzeit herrscht, ein entzückendes Klima besitzt. Und welche staunenswerthe Fülle neuer Pflanzen, zum Theil mit herrlichem Blätterschmucke, bot sich hier dem Sammeleifer des Botanikers dar! Wie viele davon wären werth, die Gartenanlagen Europas zu zieren! Auch zwei neue Palmen, Syagrus Sanchona und ein Astrocaryum, traten hier an die Stelle der Ceroxylon, die mit 1800 m Höhe verschwindet. Die letzte Hütte, wo ihr Holz verwendet war und die ganz daraus bestand — abgesehen von dem obersten, mit Blättern gedeckten Theile des Daches —, war las Pavas, etwa halbwegs zwischen dem Quindio und Cartago.

Bei Cuchilla de Mejilla (1618 m), wo sie zu Mittag eine Tasse mazamorra (Maismehlbrühe) zu sich nahmen, zeigten Bambus, üppige Bananen und Papayen sowie die größere Menge von Vögeln die Nähe der warmen Region an. Hier begegnete ihnen eine Schar cargueros (Träger), welche in früheren Zeiten, als der Weg über den Quindio noch viel schlechter als heute und für Saumthiere durchaus ungangbar war, weit mehr in Uebung waren und auch Personen, wie z. B. Humboldt, auf ihrem Rücken über den Paß trugen. Waaren werden auch heute noch, selbst von Frauen, auf diese Weise fortgeschafft; nicht selten kann man sehen, wie sie auf der Rückkehr vom Markte in Cartago ihre Kinder in der silleta oder sillemano, dem Tragkorbe, nach Hause schleppen. Früher glich derselbe einem mit einem Fußtritte versehenen Stuhle, auf welchem der Reisende Platz nahm; jetzt ist es eine Art Packsattel. Getragen wurde die silleta mittels Achselbändern (brazaletes) aus der Rinde der Cecropia und eines über die Stirn gelegten Tragriemens (cargarida). Langsam, aber sicher legten die Leute mit ihrer lebenden Last in 8 bis 10 Tagen den oft an schauerlichen Abgründen entlang führenden Weg von Ibagué nach Cartago zurück.

Carguero vom Quindio mit der Silleta.

Hinter der Cuchilla de Mejilla tritt der Weg in zusammenhängende Bambuswälder, welche mehrere Stunden weit ununterbrochen das Land bedecken. Die mit dem zartesten Laub bedeckten zierlichen Zweige schlossen sich hoch oben zu stolzen Arkaden zusammen, unter denen ein geheimnißvolles Dunkel herrschte. Die erste Lichtung, die sie antrafen (1350 m hoch), war schon mit Zuckerrohr bestellt, und bei Tambores begrüßte sie das Geheul einer Schar Brüllaffen: sie hatten die heiße Zone wieder erreicht. In der elenden Hütte eines Negers brachten sie widerwillig die Nacht zu, in der frohen Gewißheit, am nächsten Tage in Cartago bessere Unterkunft zu finden.

Von Tambores bis Piedra de Moler, wo der Weg den Rio de la Vieja überschreitet, sind es bei leidlicher Beschaffenheit der Straße drei Stunden. Auf dieser Strecke ist die vorherrschende Pflanze eine baumartige Euphorbiacee, welche oft 25 m Höhe erreicht und durch den aschfarbenen Ton

ihrer Blätter auffällt. Die Mächtigkeit der Humusschicht ist in dieser Gegend so groß, daß André von Salento an keinen einzigen Stein mehr sah und die geologische Zusammensetzung des westlichen Abfalls des Quindio in keiner Weise kennen lernte. Lager von Thon und Humus, stellenweise auch Sand, bedecken überall den anstehenden Fels; nur an einzelnen Stellen unterhalb Tambores tritt ein röthlicher Sandstein zu Tage.

Um $8^1/_2$ Uhr hatten sie Tambores verlassen, um $11^1/_2$ erreichten sie die Ueberfahrtsstelle Piedra de Moler (994 m) und erwarteten den Fährmann im Schatten von Flaschenkürbispflanzen, auf welchen eine reizende Orchidee (Jonopsis pulchella) wuchert, die schon Humboldt und Bonpland an derselben Stelle gesammelt hatten. Der Fluß ist 100 m breit und reißend; Menschen und Gepäck werden in einem ausgehöhlten Baumstamme übergesetzt, die Maulthiere müssen

Die Fährstelle Piedra de Moler über den Rio de la Vieja.

hindurchschwimmen. Dann ging es über eine letzte Hügelkette aus festem Thon und Geröll, die mit dichter Vegetation bedeckt ist; hauptsächlich war es eine schon in Paudi beobachtete, rothblühende Papilionacee (Erythrina corallodendron). Von dem höchsten Punkte dieser Hügel aus erblickten sie endlich zum ersten Male das breite Thal des Cauca, eine weite smaragdgrüne Ebene voller Weiden, Felder und Wälder, die zu den violetten Tönen der westlichen Cordillere in prächtigem Gegensatze steht. Deutlich lassen sich die Ziegeldächer des noch drei Stunden entfernten Cartago unterscheiden. Um 4 Uhr Nachmittags des 15. März ritten sie dort ein und hatten damit eine Gegend erreicht, deren Civilisation sich von derjenigen der bisher von ihnen durchwanderten Provinzen in vielen Dingen unterscheidet.

Ferdinand von Richthofen's „China".

II [1]).

Vor v. Richthofen war es nur der amerikanische Geologe Raphael Pumpelly, welcher auf seiner Reise am Südrande der Mongolei im Jahre 1864 den Löß kennen lernte, ihn unter den Namen „terrace deposits" beschrieb und für einen Niederschlag aus einstigen großen Süßwasserseen hielt. Um die kolossale Mächtigkeit dieser Formation zu er-

[1]) Vergl. „Globus" XXXIII, Nro. 7, S. 106 ff.

klären, nahm er an, daß der Hwang-ho früher anderswo geflossen sei, als heute, und einst seinen Lauf von Ning-hia-fu in der Provinz Kan-su direkt auf Peking genommen habe, anstatt seine bekannten mächtigen Bogen nach Norden und Süden zu machen. Dagegen erkannte nun v. Richthofen mit Bestimmtheit, daß der Löß erst entstanden sei, nachdem das ganze Land seine gegenwärtige Konfiguration im Wesentlichen schon erhalten hatte. Mithin war seine Entstehung aus Süßwasserseen (abgesehen davon, daß jede Spur von Schichtung und von etwa eingeschlossenen Süßwasserschnecken fehlt) oder aus dem Meere von vornherein ausgeschlossen. Andererseits, wie Lyell und Süß thun, anzunehmen, daß der Löß ein durch Gletschereis während der letzten Eiszeit fein zerriebenes Material und unter Mitwirkung der Flüsse abgelagert sei, verbietet sich dadurch, daß es in China an Spuren ehemaliger Gletscherbedeckung fehlt.

v. Richthofen erklärt die Entstehung des Löß so, daß er sich auf dem Festland unter der Atmosphäre niedergeschlagen habe, ein subaërisches Produkt des im Verlaufe großer geologischer Zeiträume niedergefallenen Staubes sei. Es wird das durch die Art des Vorkommens der Gehäuse von Landschnecken (Süßwasserschnecken finden sich im ungeschichteten Löß nie) bewiesen, welche allenthalben und durch die ganze Mächtigkeit der Ablagerungen zerstreut sind, bald sparsamer, bald dicht zusammengedrängt. Ihre gebleichten Schalen sind trotz ihrer Dünne und Zartheit fast ausnahmslos wohl erhalten, was zu der Annahme führt, daß jedes einzelne Thier an der Stelle starb, wo wir sein Gehäuse finden, daß letzteres dann vom Staube bedeckt wurde und weiterhin einer Einwirkung zerstörender Agentien nicht ausgesetzt war. Einen weitern Beweis bilden die Millionen von Hohlräumen im Löß, welche jetzt die Stelle einstiger Pflanzenwurzeln einnehmen und deren Form und Verzweigungsart genau bewahrt haben. Jeder dieser Kanäle umschloß einst die Wurzelfaser einer Pflanze, welche auf der Oberfläche wuchs. Wenn wir daher eine mehrere hundert Fuß dicke Lößbank in einem senkrechten Durchschnitt aufgeschlossen sehen, so müssen wir voraussetzen, daß jeder kleinste Bruchtheil eines Zolles vom Fuß bis an die Oberfläche die Stelle bezeichnet, wo in einer frühern Zeit die Oberfläche der Ablagerung sich befunden hat, und daß, so lange das allmälige Anwachsen des Bodens fortdauerte, die jeweilige Oberfläche mit Vegetation bedeckt war. Die Agentien, welche das Material zur allmäligen Erhöhung des Bodens herbeischaffen, sind: das Regenwasser, welches von den höheren nach den niederen Theilen hinabrieselte und die bei der Zersetzung der Gesteine der nächsten Gebirge lose werdenden festen Bestandtheile abspülte; dann der Wind, dessen außerordentliche Mitwirkung an der Anhäufung staubförmig vertheilten festen Materials man in jenen Gegenden fortdauernd zu beobachten Gelegenheit hat; und endlich die mineralischen Bestandtheile, welche die Graswurzeln vermöge der Diffusion der Flüssigkeiten aus der Tiefe herausziehen, in sich aufnehmen und bei ihrer Verwesung übrig lassen. Alle diese verschiedenen, fein vertheilten festen Bestandtheile wurden durch die Vegetationsdecke festgehalten und fortan nur in unbedeutender Menge vom Winde weiter geführt.

Hohlweg im Löß.

In den Steppen am Südrande der Mongolei suchte und fand v. Richthofen Gebiete, wo noch jetzt ein Anwachsen des Bodens in der eben angegebenen Art stattfindet; anstatt eines einförmigen welligen Plateaus, wie jene Gegend häufig beschrieben worden ist, fand er die für den Löß charakteristischen (von den erst später ausgewaschenen Schluchtensystemen abgesehen) Oberflächenformen, jene flachen Mulden, die sich von Kamm zu Kamm ausdehnen oder sich von drei Seiten nach der vierten offenen herabziehen, oder auch ein rings geschlossenes, flaches Becken bilden. Die ringsum aufragenden Felsenkämme verwittern dort durch Regen, Wärme, die Einwirkung der Vegetation u. s. w.; Regengüsse spülen und schieben die größeren Bruchstücke allmälig abwärts, ohne sie so weit nach der Mitte hinzuführen, als die feinerdigen Bestandtheile. Salzausblühungen werden durch Regen aus der Tiefe gelockt, und furchtbare Stürme erhöhen den Boden durch niederfallenden Staub, welcher in den mit Abfluß versehenen Gebieten größtentheils wieder hinweggespült wird. Aber während die abflußlose Salzsteppe nur die Oberfläche zeigt und ihren innern Bau versteckt, kann der Beobachter den letztern an den Schluchten der Lößbecken studiren. Daß Salzsteppe und Lößbecken nicht nur Analogien zeigen, sondern identisch sind (nur das eine ein vorgerückteres Stadium der anderen), ergiebt sich aus den Uebergängen zwischen beiden, jenen Stellen am Rande der Steppe, welche in einer erst kurz vergangenen Zeit aus abflußlosem in entwässertes Land verwandelt worden sind. Solche finden sich in den jenseits der Großen Mauer gelegenen Theilen von Schan-si und Tschi-li mehrfach entlang dem Rand des Steppenlandes. Wahrscheinlich hat sich in jedem solchen Falle während einer regenreichern Periode der unterirdische oder überirdische Stand des Wassers in einer Depression so weit erhöht, daß derselbe eine Spalte im Gebirge oder den niedrigsten Punkt der Umwallung erreichte und Abfluß erhielt. War dieser einmal hergestellt und ein Kanal gegraben, der den Salzsee abzog, so mußte fortan der Wasserabfluß fortdauern, selbst wenn das Klima wieder etwas trockner wurde. Wie dann der Ausfluß sich im Laufe der Zeit vertiefte, mußte auch ein tieferes Eingraben der Gewässer in dem weichen Steppenboden

erfolgen, und zwar ebensowohl des Hauptkanals, wie aller Zuflüsse, welche früher in den See mündeten, und solcher, die sich neu bildeten. In dieser Weise entstanden die nach oben hin endlos verzweigten Wasserrisse, welche den Löß bloßlegten.

So gelangt von Richthofen zu den beiden Schlußfolgerungen, daß die Ausfüllung der Steppenbecken der Mongolei mit Ausnahme des Han-hai (dessen Rest der Lob-nor ist), wo wenigstens die Unterlage marinen Ursprungs ist, im Wesentlichen aus Löß besteht, und daß jedes Lößbecken früher ein abflußloses Salzsteppenbecken gewesen ist. Vollständig aber wird die Identität der Entstehungsarten beider dadurch erhärtet, daß die Salzseen im Mittelpunkte jedes Beckens auch in fast allen Lößgebieten Spuren ihrer Existenz hinterlassen haben. In jenen Salzseen nämlich muß sich der hinzugeführte Löß in horizontalen Schichten niederschlagen; erhält dann das Becken Abfluß, so wird sein geschichteter Kern freilich am ersten durch die abfließenden Wasser angegriffen werden; doch läßt er sich fast in jedem Lößbecken noch nachweisen. Diesen geschichteten Löß nennt v. Richthofen Seelöß. Ihm geht natürlich die beim Landlöß durch Pflanzenwurzeln erzeugte Porosität und capillare Vertikalstruktur ab, und deshalb ist er für Wasser schwerer zu durchdringen, enthält also Bäche und Seen. Ferner ist er stets stark salzig und für den Ackerbau untauglich, wogegen er häufig ein unreines Kochsalz, oder Natron, oder Soda liefert.

So läßt sich mit Sicherheit behaupten, daß das nördliche China in einer frühern Zeit, als der Hwang-ho noch nicht existirte, eine Steppengegend war, welche in jeder Beziehung den benachbarten Theilen des jetzigen Central-Asien glich. Es bestand aus einzelnen abflußlosen Becken von sehr verschiedener Größe; die Flüsse sammelten sich darin in Salzseen, aus denen ihr Wasser verdunstete; die Verdunstung überwog den Niederschlag oder kam ihm gleich; es herrschte ein Kontinentalklima. Letzteres wäre nach v. Richthofen eine Folge davon gewesen, daß Ostasien damals höher erhoben war und weiter ostwärts in den Ocean hineinreichte, als gegenwärtig. Als dann das Land allmälig sank und dadurch das Meer mehr und mehr nach Westen vordrang, wurde das Klima ein feuchteres, und das langsame Wachsen des Niederschlages ließ eines jener bisher abflußlosen Becken nach dem andern überfließen und sich einen Abfluß schaffen, wobei der jetzige Hwang-ho zur Hauptader für die Drainirung wurde. Wahrscheinlich ist derselbe noch jetzt im Wachsen gegen die Steppen hin begriffen, so daß sich sein Stromgebiet nach Westen erweitert, ein Vorgang, der durchaus nicht ein dauernder zu sein braucht. Wie segensreich derselbe aber ist, läßt sich kaum ermessen. Das Salz wird ausgelaugt, der frühere Steppenboden fruchtbar und ertragsfähig; besonders in den weiten Flußniederungen, wie in der des Wei-Flusses, siedelte sich eine große Bevölkerung an und erblühte eine Kultur, wie sie ein Nomadenvolk nicht schaffen kann. Dort wurde den Chinesen der Boden vorbereitet, auf dem sie den Keim zu ihrer spätern Größe und kommenden weltgeschichtlichen Bedeutung legten.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

III. (Schluß.)

Von der Reservation der Mission-Indianer (südöstlich von San Bernardino) berichtet J. F. Colburn unterm 15. August 1877 [1]): „Jetzt beträgt die Zahl der Mission-Indianer etwa 4000 bis 5000, früher aber gewiß fünf- bis sechsmal so viel. Eingeschleppte Krankheiten, namentlich Blattern, waren die Hauptursache ihres Hinschwindens. Die Restriktionen ihrer gewohnten Lebensweise und die Beschränkung des Gebiets, von welchem sie ihren Unterhalt entnehmen, that den Rest. Jetzt ist der größte Fluch der Race schlechter Branntwein und die gewissenlosen Verkäufer desselben. Noch weitere 25 Jahr dieselbe Behandlung, wie sie die Indianer in den letzten 25 Jahren erdulden mußten, und sie werden ganz vernichtet sein bis auf vagabundirende Banden von Strolchen und Bettlern, welche eine Pest und Beschwerde für die weiße Bevölkerung sein werden. Andererseits aber kann die Regierung die jetzt noch übrigen retten, sie an vollständige Selbsterhaltung gewöhnen und sie schließlich vielleicht zur Einverleibung in den Bestand der amerikanischen Bürgerschaft heranziehen, indem sie wohl fähig sind, die Pflichten und Lasten eines Bürgers zu leisten und zu tragen. Die Mission-Indianer haben sich bisher fast immer selbst erhalten ohne Hülfe der Regierung und würden auch jetzt keine Unterstützung brauchen, wenn die Regierung nicht einem Uebelstand abhelfen müßte. Dieser Uebelstand ist, daß die Ländereien, welche sie zu bebauen pflegten, ihnen weggenommen und weißen Niederlassungen gegeben sind. Schon seit langer Zeit hat man sie aus den besten (von der Regierung für sie reservirten) Plätzen vertrieben, und ihre gegenwärtigen Zufluchtsstätten sind jetzt wieder aufs Schwerste bedroht."

„Die Mission-Indianer kann man nach ihrer Stellung und Lebensart in drei Klassen bringen. Die erste Klasse sind die, welche auf oder bei den Farmen der Weißen wohnen und leben von den täglichen Arbeiten auf der Farm, indem sie etwa einen Dollar pro Tag bekommen. Die meisten der größeren Farmen haben eine oder mehrere solcher Familien, welchen sie auf einer Ecke ihre einfachen Häuser zu errichten und ferner Wasser genug erlauben, um einen Garten zu berieseln, wie denn die Indianer sehr gewöhnlich sich einen Garten anlegen. Sie thun alle Arbeiten auf der Farm, außer wenn bei Ernte, Schafschur u. s. w. noch fernere Hülfe nöthig ist. Sie haben es mehr oder weniger gut, je nachdem der Farmer, unter welchem sie stehen, human und gerecht oder hartherzig und betrügerisch ist. Sie sind nicht legale Pächter: sie können keinen legalen Kontrakt machen oder ihren Lohn auf dem Rechtswege einklagen, schon deshalb nicht, weil sie zu arm sind, um den Rechtsweg zu betreten. Das eigene Interesse bestimmt den Farmer, sie wenigstens so gut zu behandeln, daß sie nicht von ihm wegziehen. Diese Klasse von Indianern ist ziemlich groß. Ohne Schwierigkeit verdienen sie sich Nahrung und an-

[1]) Annual Report of the Commissioner of Indian Affairs for the year 1877, p. 35.

ständige Kleidung und einige haben gelernt sparsam und vorsichtig zu sein."

Wodurch aber, so fragen wir, unterscheiden sich diese Bewohner der freien Vereinigten Staaten von Leibeigenen? Dadurch, daß sie bei schlechter Behandlung fortziehen können — in welche Lage sie aber durch ihr Fortziehen gerathen, ist leicht ersichtlich.

„Die zweite Klasse," so fährt Colburn fort, „bilden diejenigen, welche in kleinen Gemeinden zusammenleben, indem sie Ländereien bebauen, welche sie lange Zeit schon inne haben und die sie für ihr Eigenthum ansehen. In jedem Dorfe leben so viel Familien, als der natürliche Wasservorrath zuläßt. Sie wünschen nichts weiter als im Besitz dieser kleinen Dörfer gelassen zu werden, die, wo sich eine Quelle oder ein kleiner Bach zeigt, über ein weites und sonst ganz wüstes Gebiet zerstreut liegen. Bis ganz vor Kurzem lagen alle diese Plätze auf unbeachtetem Staatsland, auf welches niemand Ansprüche machte. Jetzt aber" — also nachdem das Land von den **Indianern** der Kultur gewonnen ist — „werden Ansprüche von mehr oder weniger stichhaltigem Charakter auf beinahe jeden Acker dieser Ländereien erhoben, und sie werden auf dem Rechtswege den Indianern genommen werden, wenn nicht die Regierung rasch und energisch einschreitet. Jede Indianerfamilie dieser Dörfer hat ein Haus und bebaut ein Grundstück, von einem zu vier oder fünf Acres. Fruchtbäume und wohlgehaltene Weinstöcke sind nicht selten. Die Männer bestellen das Feld im Frühjahr auf mehr oder weniger betriebsame Art; kommt dann die Zeit, wo sie durch zeitweilige Arbeit draußen etwas verdienen können, so überlassen sie die Heimath der Aufsicht der Weiber und Greise und ziehen hinaus, wie die jungen Canadier nach Neuengland oder Newyork auf die Farmen zur Arbeit gehen. Zu dieser Klasse gehörte früher eine viel größere Zahl von Indianern und viele, jetzt zu der ersten Klasse gehörig, bebauten einst denselben Grund und Boden für sich, auf dem sie jetzt nur als Lohnarbeiter geduldet sind. Sie hängen sehr an ihrem Heim. Ein Indianer, den ich kannte, besitzt ein Haus in Potrero und arbeitet manches Jahr lang 20 Meilen weit entfernt. Er aber ist so wenig geneigt, sein Haus und Feld in Potrero aufzugeben, als irgend einer seiner Nachbarn, die stets zu Hause bleiben. Aber nun ist sein Grundstück von einem „land-grabber" bedroht, der es zu nichts weiter gebraucht. Diese zweite Klasse der Indianer bedarf jetzt ganz besonders die energische Fürsorge der Regierung. Die Landgrabbers sind hinter ihnen und ein Agent würde auch mit Siebenmeilenstiefeln kaum so rasch von Dorf zu Dorf eilen können, als diese Amerikaner, welche einige Acker Land suchen, mit einer Quelle oder feuchtem Boden, wo Weizen und Kartoffeln ohne Berieselung wachsen und das man als wüstes Land in Beschlag nehmen kann. Daß solches Land von Indianern besessen und von Indianern bebaut ist, gilt nicht mehr als ob es nur von Grashüpfern und Cayotes bewohnt wäre."

Ueber die dritte Klasse, die glücklicherweise nur wenig zahlreich ist, brauchen wir nicht zu reden, sie treiben sich in einer Art von Zigeunerleben in den Städten herum, die Weiber meist als Prostituirte, obwohl die Familien streng zusammen halten. Sonst ist Prostitution unter den Indianern ganz unbekannt. „Das Verlangen aller Indianer der zweiten Klasse geht nur darauf aus, ihren jetzigen Besitz zu behalten. Jetzt kann die Regierung nichts weiter thun, als für jeden einzelnen Fall die Gesetze walten lassen: vor wenig Jahren noch waren die Reklamationen der Weißen auf Indianerland so gering, daß ein kluges und kräftiges Auftreten den Besitz eines Heims für alle Indianer ohne Hülfe des Kongresses würde gesichert haben; aber es ist nutzlos, in diesem Falle einen trüben Rückblick auf verlorene Gelegenheiten zu werfen." — „Die nächste Aufgabe der Regierung ist, den Mission-Indianern feste Heimstätten zu sichern, mit Land und Wasser genug, daß jeder, der auf eine Reservation gehen will, dort so viel Land findet als er bebauen mag." — „Dann ist eine kleine jährliche Unterstützung nöthig, mehr zum Unterricht als zur Hülfe auf dem Wege der Selbsterhaltung, und die Frage nach Beihülfe für Unterhalt von Schulen wird dann sehr wahrscheinlich sich auch erheben."

Also bis Ende August 1877 war für die Mission-Indianer eben so wenig irgend etwas geschehen wie für die der Hupa-Reservation; die Reservationen standen auf dem Papier und das war alles.

Wir haben vorhin das dringliche Verlangen gehört, welches 1869 der Agent der Round-Valley-Reservation ausgesprochen hatte. Mallery spricht mit Bitterkeit davon, daß der Round-Valley-Stamm seine 20 000 Acker gutes Fruchtland gegen eine traurige Berggegend eintauschte. Und was erfahren wir aus dem letzten officiellen Bericht [1]) des Agenten (J. L. Burchard) vom 31. August 1877? Erst am 3. März 1873 wurde die neue Reservation ungefähr nach der Abgrenzung festgesetzt, wie dieselbe 1869 von B. C. Whiting, damals Superintendent Indian Affairs, vorgeschlagen war [2]). Aber erst am 18. Mai 1875 erfolgte die Executivorder. Und nun bemerkt Agent Burchard: „Es sind 102 118,19 Acres in der neuen Reservation, nur etwa 4000 davon in Round Valley und von diesen 1000 noch von Kolonisten besetzt und jetzt in Litigation, so daß nur 3000 für die Gesammtbedürfnisse der Indianer übrig bleiben; der **Rest ist allein tauglich für Weideland und einheimische (wildwachsende) Nahrungsmittel der Indianer; indessen auch dieser ist ganz und gar in den Händen und im Besitz der Weißen.**" Und ferner: „Diese Reservation war eingerichtet 1856 und durch einen Kongreßbeschluß vom 3. März 1873 in ihrer jetzigen Form festgestellt. Die Indianer waren zu der Hoffnung angeregt, daß sie dieselbe bald als ihre bleibende Heimath und Land als ihr individuelles Eigenthum besitzen würden. Vier Jahr sind jetzt vergangen. Einzelne Farmer haben dort immer noch ihre früheren Farmen fest und die Viehbesitzer behaupten das Gebirgsland, wie sie es 1872 thaten. Mit diesem Weideland für Schafe, ferner mit unseren Hopfenpflanzungen, unseren Mühlen u. s. w. könnte die Reservation sich selbst unterhalten; aber die Indianer, welche in der Hoffnung auf das ihnen verheißene Acker- und Weideland getäuscht sind und denen der Kongreß jährliche Unterstützungen abgeschlagen hat, haben das Vertrauen auf Versprechungen verloren und eine Reaktion hat Platz gegriffen. Ein bedenkliches Resultat! Viele sind der Kirche verloren — verloren all' ihr Interesse dafür — und ich fürchte verloren für immer." — „Die Unzuverlässigkeit der Regierung den Indianern gegenüber ist die Ursache der meisten Mißverhältnisse zwischen uns und ihnen." After that, let us say no more! Den Bericht über die Tule-Reservation lese man selbst nach.

Daß unter solchen Umständen ein Gedeihen, ein Emporkommen der kalifornischen Indianer nicht möglich ist, das leuchtet ein, und so wird denn auch von der Tule-Reservation [3]) ein fortdauerndes Aussterben officiell berichtet. Nichtsdestoweniger sagt Powers von den Modok, über welche wir oben redeten, daß sie 1872 ein langsames Zunehmen ihrer Volkszahl gezeigt hätten. Ebenso nehmen auch jetzt noch, nach Powers, die Mono, oder, wie sie sich selbst nennen,

[1]) Annual Report 1877, p. 39 — 41.
[2]) Report 1870, p. 181.
[3]) Annual Report 1877, 42.

die Nüt-ha, zu, ein gesundes Bergvolk zwischen St. Joachims- und Kingsriver, welche vor langen Jahren aus Nevada von Owens River über die Sierra nach Kalifornien eingewandert sind.

Wir sind schon jetzt zu der Behauptung völlig berechtigt, daß die Kalifornier nicht der Civilisation, sondern nur deshalb erliegen, weil man sie gewaltsam von aller Civilisation ausschließt.

Ueberall haben sie sich völlig befähigt gezeigt, unsere Civilisation anzunehmen. Doch ist wohl zu beherzigen, was C. G. Belknap, Indian Agent, von den Indianern der Tule-Reservation sagt [1]) und was von allen gesagt werden muß: „Die Civilisation der Indianer ist ein langsamer Proceß. Durch schechte Einflüsse und Beispiele ist die Aufgabe von Anfang an sehr erschwert. Diese Indianer haben seit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem weißen Mann bis in die letzten Jahre nur den Auswurf der Civilisation kennen gelernt. Von der moralischen Seite der letzteren haben sie wenig Gutes und Erhebendes gesehen. Der Umgang mit Taugenichtsen und Trunkenbolden hat Eindrücke auf ihren Charakter gemacht, die sich nicht so leicht verwischen lassen. Nur fortwährende Bemühungen und die heilsamen Vorschriften der Gesetze können solch ein Volk zum Lichte hinleiten und nur die wahre Annahme unserer christlichen Civilisation wird sie zu brauchbaren Bürgern machen.“ In den Schulen machen sie gute Fortschritte [2]), namentlich über alles Erwarten gute die Indianer der Round-Valley-Reservation, wo jetzt zwei Schulen eingerichtet sind, die ein treffliches Gedeihen zeigen [3]). Auch die moralischen Interessen sind bei ihnen durchaus rege, die Sonntagsschulen von Alt und Jung besucht [4]) und die Mission gewinnt an manchen Orten nach den letzten Berichten [5]) immer mehr Boden. Daß sie für praktische Arbeiten, für landwirthschaftliche Thätigkeit durchaus brauchbar sind, sahen wir schon und es wird durch die weiteren Berichte nur bestätigt; auch zeigen sie industrielles Geschick und manche leisten Gutes als Handwerker [6]).

Wir haben uns streng an das eigentliche Kalifornien in unserer Schilderung gehalten; es liegt aber nahe, daß wir unsere Blicke auch auf die benachbarten Staaten und Territorien werfen, auf Arizona, Nevada, Oregon, denn auch in diesen wohnen kalifornische Stämme. In allen diesen Ländern ist für die Indianer, wie es nach den Berichten im Annual Report von 1877 erscheint, besser gesorgt wie in Kalifornien selbst. Die Leistungen der Indianer sind natürlich auch hier nur die von Anfängern in der Kultur, aber von gut befähigten Anfängern, welche zu nicht geringen Hoffnungen berechtigen: überall zeigen sie, daß sie bei ruhiger Entwickelung der Dinge durchaus nützliche Bürger werden können. Natürlich fehlt es nicht an Rückschlägen, wie dies gar nicht anders zu erwarten ist. Eine Charaktereigenthümlichkeit, welche die Kalifornier auszeichnet, ist die leichte Erregbarkeit, ihr heiteres, sanguinisches Temperament, welches auch Powers sehr betont, der sie deshalb mit den sudanischen Negern vergleicht. Diese Eigenthümlichkeit ihres Wesens hat auch ihre Gefahren: sie fassen leicht auf, aber sie wechseln auch leicht in ihren Neigungen, daher ein Agent zutreffend das Gleichniß vom steinigen Grund, auf welchem die Saat rasch, aber oft ohne tiefe Wurzeln zu schlagen keimt, auf sie anwendet. Jedenfalls muß man bei ihrer Beurtheilung festhalten, daß sie in einem Uebergangszustand sich befinden und zwar in einem Uebergang schwerster Art, von indianischer Unkultur zur Civilisation der Weißen! „Dieser Uebergangszustand kann nicht forcirt, darf nicht geleugnet werden,“ sagt derselbe Agent [1]) sehr richtig. „Zeit und geduldige Arbeit ist hier nothwendig; die Zukunft wird die grundlegenden Anstrengungen schon belohnen, welche jetzt auf den ersten Blick bisweilen weggeworfene Mühe scheinen könnten.“

Statistisch also einen Zuwachs der Kalifornier nachzuweisen sind wir nicht im Stande. Im Gegentheil, wir haben auch bei ihnen wohl eher bis jetzt noch andauerndes Abnehmen zu konstatiren, wenn wir freilich auch dies nicht mit Zahlen belegen können. Dagegen erklärt sich uns jetzt der in unserm letzten Artikel erwähnte Widerspruch oder Zweifel in Betreff der bis jetzt vorliegenden Angaben über die Zahlen der Kalifornier. Der Report von 1876 ergab 8424, der von 1877 viel weniger, Mallery zählte noch 4822 nicht in den Reservationen befindliche zu und Major Clark nahm 7241 „out of tribal relation“ an. Bei dem kläglichen Zustande der kalifornischen Reservationen ist ein Fluktuiren der Bevölkerung eine sehr begreifliche, ja eine naturnothwendige Erscheinung und die Agenten beschweren sich lebhaft genug über dieselbe [2]). Daher ist es schwer, ja wohl unmöglich, die Kopfzahl der Kalifornier festzustellen. Powell und Mallery machen sehr mit Recht auf diejenigen aufmerksam, welche in anderen Staaten u. s. w. leben; diese 4822 werden nicht die einzigen in den Reports nicht Mitgezählten sein, so daß auch ein Theil wenigstens jener 7241 in Anschlag zu bringen sein wird. Der starke Unterschied der Report-Zahlen von 1876 und 1877 erklärt sich ebenfalls aus diesem Hin- und Hertreiben der so schlecht gepflegten, man kann wohl sagen so mißhandelten Bevölkerung; und so scheint es uns, als ob man die Gesammtsumme, welche Mallery annimmt, 13 246, immer um einige Tausend, etwa auf 15 000, erhöhen kann, ohne daß man sich eine unkritische Uebertreibung zu Schulden kommen läßt.

[1]) Annual Report 1877, 42 bis 43.
[2]) Ebendaselbst 42.
[3]) Ebendaselbst 40.
[4]) Ebendaselbst 42, 40.
[5]) Ebendaselbst 40.
[6]) S. 41.

[1]) J. H. Boork in Ann. Rep. 1877, p. 171 f.
[2]) Ann. Rep. 1877, 35 f., 39 f., 41 f.

Aus und über Arabien.

Von A. Zehme in Frankfurt a. d. O.

VII.

Nicht viele Reiseberichte über irgend einen Theil der arabischen Halbinsel können sich, seit Niebuhr seine klassische Darstellung Jemens geschrieben hat, mit demjenigen an Genauigkeit messen, welchen ich heute den Lesern dieser Zeit-

schrift in seinen Hauptergebnissen mittheilen will. Freilich handelt es sich um keine der schwerst zugänglichen Landesregionen, die unserm Erkennen sich immer noch nicht entschleiert haben, vielmehr ist es das an der See-Weltstraße des Rothen Meeres, also verhältnißmäßig bequem gelegene Land Midian (Madian), dessen Erforschung durch Richard Burton nun fast endgültig erfolgt ist. Wenn der Entdecker des Tanganyika-Sees, der kühne Wallfahrer nach Mekka, der Kenner so vieler Völker und Sprachen, der zudem ein nicht oberflächliches Wissen in einer Reihe anderer Wissenschaften sein nennt, sich auf den Forscherpfad begiebt, so versteht es sich von selber, daß er reich beladen heimkehrt; ganz anders, gleichsam sonnenbeschienen, gestaltet sich für uns das Bild der Planetenstelle, die ein Pfadfinder wie er uns kennen lehrt. Zwar haben vor nun mehr als funfzig Jahren bereits unser Landsmann Rüppell, wenig später Burton's Landsmann Wellsted, endlich vor dreißig Jahren der treffliche Wallin an der Nordostküste des Rothen Meeres auch mit den Huweitat, den Ukbah, den Baliji und anderen Stämmen des ewigen Wandervolkes den Selam ausgetauscht — genauer als Burton hat ihr Küstenland von Akabah bis Wadi Hamz keiner durchforscht.

Es darf als bekannt vorausgesetzt werden, daß er im Frühjahr 1877 eine erste Recognoscirung, dann vom December des gleichen Jahres bis in den April 1878 die eigentliche Entdeckungsreise von Kairo über Suez nach Muweilah unternahm, um von dort aus seine radialen Märsche nach Norden, Osten und Süden ins Werk zu setzen, deren hauptsächlicher Zweck die Wiederauffindung alter Minendistrikte war, aus deren erneuter Ausbeutung sich der Landesherr des Küstenstriches, der Chedive Ismail, Gewinn an edelen Metallen versprach. Diese Hoffnung ward nicht nur durch die freilich Jahrtausende alten Berichte ägyptischer Papyrus, durch diejenigen der großen arabischen Geographen des Mittelalters erweckt, noch heute lebende Araber haben in ihren Jugendtagen Gold finden, Silber, Kupfer, Türkise erbringen sehen. So ward die Expedition freigebig ausgerüstet, ein Regierungsdampfer zur dauernden Verfügung gestellt, ägyptische Offiziere, europäische Gelehrte, eine reichliche Zahl Arbeiter und (namentlich Neger-) Soldaten mitgegeben und die nöthige Vorsorge für die Möglichkeit astronomischer Bestimmungen, meteorologischer Beobachtungen, geologischer Forschungen getroffen; ebenso wurden botanische, zoologische und vor allem mineralogische Sammlungen ins Auge gefaßt; die letztgenannten, eine stattliche Reihe von Kisten mit Gesteinsproben, waren die wichtigste Ausbeute der zwar nicht durchaus genügend vorbereiteten, aber immerhin brauchbar eingerichteten Expedition.

Ihre Ergebnisse hat Burton soeben in einem reich ausgestatteten zweibändigen Werke veröffentlicht, The Land of Midian (revisited), London, Kegan Paul & Comp. Die besonders wichtige Karte, eine lobenswerthe Arbeit W. Turner's, beruht auf den Itineraren der verschiedenen Märsche und den Positionsbestimmungen der ägyptischen Offiziere; sie reicht von el-Akabah bis südlich 25° 12′ nördl. Br., östlich bis 37° 20′ Gr. Die Dauer der Forschungsreise war vom 19. December 1877 bis 20. April 1878. Drei Schwefellager, eine Türkismine, Spuren edler und anderer Metalle, eine Saline, mannigfachste Gesteinsarten, die zu fernerer Untersuchung einladen, konnten als die erste Abschlagsantwort auf die Schicksalsfrage schließlich registrirt werden.

Und nun zur Berichterstattung, die sich genau an den Gang des oft geistvollen Werkes hält, freilich ohne den durchgehenden Zug englischen Humors wiedergeben zu wollen, auf den es hier nicht ankommt. Dabei wird ganz von selber das historische Interesse durch die achtzehn Ruinenstätten wachgerufen werden, die letzten Zeugen einstiger an Kunst und Sitte edler Völker, derselben, die Petra auf felsiger Höhe bauten, mit denen zwei von Alexander's Diadochen kämpften, die Aelius Gallus, des Augustus Feldherr, sich freundlich zu stimmen klug genug war und die wir heute achtungsvoll als die Nabatäer bezeichnen.

Midians Zukunft erscheint dem Engländer hoffnungsreich, sofern eine geordnete Regierung, wie sie von Aegypten zu erwarten ist, den werthvollen Küstenstrich aus den Händen der räuberischen Wanderhorden in staatliche Sicherheit rettet. „Der unseßhafte Araber plündert und mordet.“

Muwaylah, wo man zuerst landete, wurde zur Operationsbasis und zum Depot gewählt, von wo aus demnächst die erste Expedition und zwar nach Norden abging. Der Weg führte an der Küste über die Mündung des Wadi Tiryam hin, mit Beduinenbegleitern, „so unlenksam und wild wie ihre Thiere“; demnächst ebenso an der Küste über Wadi Scharma, 28° nördl. Br., wo Spuren alter Werkstätten sichtbar wurden, auch Steinhaufen in Form eines nach Norden konkaven siebeneckigen Halbmondes, möglicherweise einst eine Befestigung gegen Angriffe oder Begräbnißstätten. Der Weg führt weiter N.-N.-O. nach den Granithügeln in Wadi Makadah. Das Lager schlägt man dicht im S.-W. von Dschebel Abjadh („weißer Berg“) auf, der sich als das Centrum einer Minengegend erwies, der wichtigsten von Nord-Midian. An Thieren sollten nach Angabe der Beduinen Hyänen, Wölfe, Füchse und Schakale in der Gegend hausen. Der Berg, 350 Fuß über der Ebene, bot in seinen Gesteinsproben: Titaneisen, Kupfer, Spuren von Silber, auch Magneteisenstein, Spuren von Blei, Iserin; er ist das Centrum der Quarzanschwellung Nord-Midians, also ein Marwah („Quarz“), ein Name, dem wir noch öfter begegnen werden. Von Wadi Gharr, 6 (engl.) Meilen südlich vom Lager, brachten Araber Kupfererze. In diesem Landestheile erschien der Quarz in zwei Farbennüancen, grün und hellblau mit Kupfer, schwärzlich mit Silber. Auf der Rückkehr zur See hin, nach Wadi Scharma, fanden sich wieder Mauerreste und Wegespuren, während eine dreitägige Seitenexpedition östlich vom Dschebel Abjadh nach Wadi Urnub aufbrach und dieselbe geognostische Formation vorfand. Hier zeigten sich Maazeh vom Unterstamme Salimat, also zu den räuberischen Horden gehörig, die später für Burton so unbequem wurden. Der Südrand des Wadi Urnub, Dschebel Fas, enthält Ruinen, und der noch weiter südlich gelegene Dschebel el-Harb einen Dolmen auf drei Tragsteinen.

Die Hauptexpedition entdeckte unterdeß in Wadi Scharma ein Ruinendorf, wahrscheinlich einst die Zweigniederlassung zur Erzlieferung für den unverkennbaren Schmelzplatz Aynunah an der Küste, wo heute nur noch die treffliche Bucht des gleichen Namens sich befindet, den englischen Seekarten sogar unbekannt, obwohl sie eine Mündungsbreite von 5000 m und landein 3000 m Tiefenausdehnung hat, wie gemacht zum Zufluchtsorte der Schiffe bei den nicht selten schweren Stürmen dieser Gegend. Die Araber nennen den nördlichen Ankerplatz des kleinen Golfes Mersa el-Khureibah, den südlichen Musaibat Scharma, welcher die Mündung des Wadi el-Mellah ist, der in Wadi el-Makadah übergeht und so gerade auf Dschebel Abjadh und seinen Nachbarberg hin, den von Burton Filon Husayn genannten Höhenpunkt. Aus der Bucht gehen Binsen zur Mattenfabrikation nach Aegypten. Hier könnte einst die Tramway-Kamel-Eisenbahn bis zu dem 14 (engl.) Meilen entfernten metallreichen Quarzdistrikte anzulegen sein. Auf der rechten Seite des Wadi liegt übrigens eine von den Arabern Maden el-Feiruz („Türkismine“) genannte Stelle. Der Blick auf die der Küste parallele und

ihr nächste Bergkette, die Tihama-Kette, umfaßte den Dschebel Zahd, den papageischnabelförmigen Dschebel el-Schati, die drei Pfeiler des Dschebel Urnub, ferner den massigen Dschebel Fas, den kuppelförmigen Dschebel Harb, den gewaltigen Block des Dschebel el-Dibbagh, den kleinern pyramidalen Umm-Dschedail und die vier Hörner des mächtigen Dschebel Scharr, des Königs unter den midianitischen Gebirgen. Burton aber schied von der Stelle Ayunnah mit der Ueberzeugung, daß sie einst zwischen Makna und Muweilah die große Erzwerkstatt und der Stapelplatz gewesen sei, mit Dependenzen in Wadi Tiryam und Wadi Scharma.

Am 9. Januar brach die Expedition auf der Hadschroute nördlich auf, im Norden vor sich den blauen Gebirgswall des Tajjib Ism („Berg des guten Namens", in meinem „Arabien ꝛc.": Teibut Issum), dahinter den Dschebel Mazhafa (auf der Karte Musaffa), rechts, also im N.-O., den chokoladenfarbigen Dschebel Zahd, wo, wie die Araber sagten, sich ebenfalls Maschgals befinden sollten, d. h. Werk- und Wohnstätten der einstigen Minenarbeiter, vielleicht einer Pariakaste, wie die zigeunerartigen Achdams und Schumr in Südarabien. Noch weiterhin sah man Dschebel el-Lauz („Mandelgebirge"), sehr hoch und steil; daneben den Dschebel Khulaif, mit sieben großen und tiefen Brunnen, wie die Beduinen erzählten. Die nördliche Fortsetzung des Mandelgebirges ist Dschebel Munifah, in dessen Nähe ein Zeltlager der Amirat steht. Im Gebirge sollte ein Inschriftenstein, ein Sarbut, sich befinden. Der regelmäßige Kegel des Makla endigte die Aussicht im N.-O. Westlich aber sah man die nackte und öde Sekundärformation, Rugham bei den Beduinen, die herrschende des Küstengebirges von el-Akabah bis Wadi Hamz: Schwefel- und Kohlenkalke, Alabaster, Gyps, Marmor. Um Makna her erschienen die zerrissenen Kämme der Dschibal el-Hamra, die zackigen Spitzen von Kalb el-Nachla, überall nicht mehr Quarze.

Man schlug den Weg über Useilah ein, fast am Ende der zweiten Pilgerstation von Muweilah aus, und gewahrte nun nächst dem öden Wüstenstreifen Palmengruppen am Eingange eines versteckten Wadis, des Zieles dieser ersten nördlichen Expedition. Die Vorberge des Dschebel el-Zanah, mit den beiden Zwillingsbergen, den röthlichen Schigdawein, reichten bis an Wadi Afal, das in der Hisma beginnt, d. h. in der Landschaft östlich von den beiden Küsten-Parallelketten. Nach kurzem Wege im Wadi ward es bei einer Biegung verlassen und man gelangte nach dem Grunde des altberühmten Magheir Schueib („Höhlen des Jethro"), bei Sonnenuntergang, als über den Palmen die steilen öden Bergmauern, röthlich, dunkel, gypsweiß, sich vergoldeten, die einst die Hauptstadt des eigentlichen Midian, das Madiama des Ptolemäus, getragen hatten. Der Wadi Afal heißt hier el-Bada', Rüppell's Beden, Bada' („Neuerung") genannt wegen der neuen Brunnen. Die Quelle von Bada' entspringt am Hügel el-Safra, und Palmen, Akazien ꝛc. sind auch hier die Begleiter des Brunnens. Die Eigenthümer von Magheir Schueib, die Masa'id, ein unbedeutender Stamm von etwa siebenzig Zelten, stehen in einem Schutzverhältniß zu den Tageigat, einer Abtheilung der nicht machtlosen Huweitat; sie sind kein Indenstamm, wie Rüppell meinte. Sogleich traf das Auge auf zahlreiche Ruinenspuren. Auf el-Safra scheint die Oberstadt gestanden zu haben; halbkreisförmige Bau- und Bastionenreste deuten auf Vertheidigungswerke; Inschriftenzüge wurden erkannt und eine ansehnliche Menge midianitischer Münzen gefunden, vielleicht einheimische Nachahmungen griechischer Münzformen; ferner ein Schmelztiegel in Lehm, endlich Grabstätten. Auch mittelalterliche Baureste stehen noch, die wohl der Zeit der ägyptischen Mamlukensultane angehören. Von besonderm Interesse sind die Felsengräber im nahen Thale, woher der Name Magheir („Höhlen") sich erklärt; Sepulkralmonumente in dem Thale Beden nennt sie Rüppell. Eine schmale Thür, bei zwei Gräbern mit einer Art Ornamentirung, führt in das Felsengrab, außen neben dem Eingange zeigt der Felsen dürftige Inscriptionen, wohl nur sogenannte Wasm, d. h. Tribusabzeichen der wandernden Stämme, Liniengruppen, die mit Buchstaben nichts zu thun haben.

In Burton's Buch folgt hier ein Excurs über altägyptische und altarabische Notizen hinsichtlich edler Metalle in Midian, vorzüglich bei den wichtigen arabischen Geographen Alferghani, el Balazuri, el-Masudi (dem Verfasser der Murudsch el-Dhahab, prairies d'or), Idrisi, Kazwini. Die achtzehn von ihm in Midian entdeckten Ruinenstätten geben ihm Veranlassung, die verachtete Tribus der Huteim mit der „Zigeunerkaste" der Metallarbeiter im einstigen Midian zu kombiniren.

Die oben genannten festungsartigen Berge Schigdawein sollen goldhaltigen Sand noch vor nicht zu ferner Zeit geführt haben; indeß ergab der 14tägige Aufenthalt vom 11. bis 24. Januar in dieser Beziehung kein Resultat, freilich war unter den Mitgliedern der Expedition kein des Goldwaschens kundiger Mann.

Uebrigens genoß man in der scharfen und reinen Luft, die bei Nacht Land-, bei Tage Seebrise war, in einer Höhe von 800 Fuß über Meer, herrliche Sonnenauf- und Untergänge, welche der einsamen Landschaft einen außerordentlichen Farbenreiz verliehen. Das Temperaturminimum betrug 42° F., das Maximum 85° F. im Schatten. Nach einer einzigen Regennacht hob sich die Vegetation sogleich ganz sichtlich. Auf einem nahen Felsen nistete ein Adler. Der 6000 Fuß hohe Tajjib Ism (s. o.) lag mächtig breit im nächsten Gesichtskreise. Burton wäre gern schon von hier östlich nach der Hisma aufgebrochen, mußte indeß diesen Plan vorerst vertagen, um ihn, wie wir sehen werden, später etwas weiter südlich auszuführen. Ueberall muß hier mit der Art und Weise der Beduinenstämme gerechnet werden: es sind die Huweitat, die Maknawi, die Benu Ukbah, die Benu Amr und die nichtsnutzigen Maazeh. Für die Expedition war ein trefflicher Scheich (eigentlich Akid, der Kriegshäuptling, während der Scheich der Friedenshäuptling und der Kadhi der Richter ist) der Huweitat gewonnen, welche die Kamele gestellt hatten, Namens Fureidsch Ibn Rafia, ernst, tüchtig, zuverlässig, ein „Gentleman", weit und breit angesehen, der einzige Beduine im Expeditionslager, welcher betete.

Jetzt ward vom alten Madiama der Marsch auf dessen Seehafen gerichtet, Makna bei Ptolemäus, noch heute so genannt. Man passirte zunächst Brunnen, welche der Stelle bei den alten arabischen Geographen den Namen der Mosesquelle verschafften; hierauf Umm el-Biban („die Mutter der Thore"), eine Schlucht, wo Bäume und Vögel die Nähe von Wasser bewiesen; das Gestein war Syenit. Am Boden erinnerten Massen von fossilen Austern, z. B. die Tridacna gigantea, an eine „prähistorische Schmauserei der Titanen". Auch Bergkrystall, Jaspis, Mandelstein, in Brasilien der Begleiter des Diamants, ward gefunden, wie denn thatsächlich früher in Nordarabien der edle Stein gewonnen worden ist. Bald trat man in Wadi Makna ein, rechts und links von dunkelgrünen, weißgelben, rostfarbenen Felsen begleitet; ein Gipfel zeigte Porphyr. Endlich betrat man die Stelle des einstigen Makna, für die Expedition ein Standlagerort vom 25. Januar bis 2. Februar: am stillen Ufer auf der nahen Hochfläche ein angenehmer Aufenthalt, mit reichlichem Wasser in drei Quellen, Ain el-Tabakhah, el-Tujuri, el-Farai. So fehlte es auch nicht an der Dattelpalme. Ganz in der

Nähe tragen Ruinenreste den Namen Mrsallat Musa („Moseskapelle"); von der Ansiedelung auf der Hochfläche sind kaum noch erkennbare Spuren vorhanden. Auch die Zweighütten der Maknawi waren augenblicklich leer, der Stamm weidete im Binnenlande bis zur Dattelernte im Juli und August. Hervorzuheben ist der Reichthum der See an vortrefflichen Fischen und Krebsen zum Essen: Palinurus vulgaris, Scomber, Mugil cephalus. In der Nähe muß sich Schwefel finden, eine Höhe heißt Dschebel el-Kibrit („Schwefelberg").

Nach Norden promenirten Mitglieder der Expedition an Dschebel Sukk und Wadi Sukk vorbei, der sich wie eine Reihe paralleler anderer Wadis nach der See öffnet, bis zu einem Hügel von porösem Gestein, Hadschar el-Harrah, einem von den vielen vulkanischen Centren, die von der Sinaihalbinsel weit nach Süden hin reichen. In der Nähe des Lagerplatzes und zwar südlich von ihm lockte der quarzweiße Dschebel el-Fahisat, also ein Marn oder Marw (s. o.), zur Untersuchung. Sechshundert Fuß hoch bietet er eine schöne und weite Aussicht; westlich der blaue Golf und jenseits die Sinaitischen Gebirge; nordwärts am Fuße die Palmengruppen von Makna; darüber die Bergmassen des Sukk, des Tajjib Ism und am weitesten des Mazhafah; ostwärts Wadi el-Karei, das Rughamat (s. o.) von Makna, d. h. Gyps, endlich Kalb el-Nachla. Auf dem Fahisat sollte denn nun der Quarz Silber führen, aber — das Resultat war $2\frac{1}{2}$ g auf 100 kg Gestein. Der metallische Schein auf dem Quarze war Eisen. „Der Fahisat spielte uns einen häßlichen Streich, aber der metallreiche Kegel hat doch eine Zukunft." Irgendwelche Spuren einstiger Ausbeutung fanden sich hier nicht, doch brachten die Beduinen unter anderen Steinspecimina aus der Nähe auch Magneteisenstein. Am 28. Januar tobte ein orkanartiger Sturm aus Norden, der Aili, der Wind von Akabah (ailanitischer Golf der Alten). Diese Bora macht die Luft empfindlich kalt, läßt zwischen Mittag und Sonnenuntergang nach, weht am heftigsten in der Nacht und dauert drei bis sieben Tage. Die Afrikaner zeigten vor der aufgeregten See gewaltige Angst, wie ihre geflügelten Worte bewiesen: el-barru birr li ahlihi, „die Erde ist ein Segen für das, was auf ihr ist"; zirtat el-dschimal wala tasbih el-samak, „das Brüllen des Kamels und nicht das Gebet des Fisches"; Kalb el-barr wala saba el-bahr, „besser ein Hund am Lande, als ein Löwe in der See".

Während dieser ersten nördlichen Expedition wurden gesammelt und eingeschifft: Eisen, Schwefel, Gyps, krystallinisch und amorph, wie er das Rughamat von Makna bildet.

Die Bewohner, die Maknawi, können nicht im entferntesten für Nachkommen der Midianiten oder Nabatäer gelten, sie sind Dschuheini, nach deren Unterstämmen sie sich Fawaidah, Zubaidah, Ramazani nennen. Bei ihren Nachbarn gelten sie als Khadamin, Sklaventribus, wie die verachteten Huteim. Sie zahlen den Achwa (Freundschaftstribut) an die Imran-Huweitat und die Maazeh; die Tageigat-Huweitat fordern als Kopftaxe von ihnen eine feine Binsenmatte. Im Jahre 1866, bis wohin sie über 100 Zelte stark und Wadi Makna, wie sie sagen, ein Garten war, kam eine Fehde mit den Ukbah über sie und zwar, belli teterrima causa, durch eine Frau: Thy husband is a slave to my husband — und der Kampf ging los. Die Maknawi lagern jetzt meistens bei Aynunah, wenige zu Makna unter dem Schutze der Ukbah. Jedermann gegen Jedermann, heißt vor der Hand noch die Devise, aber aus den Leuten kann und wird doch noch eine tüchtige Nation werden, was denn auch Burton mit Bestimmtheit erwartet.

Das Quecksilber sank, die Wärme nahm zu, der Wind ging nach Osten — alles Anzeichen, daß die Bora aufhöre.

Zu der nördlichen Expedition gehört nun endlich noch eine Fahrt nach el-Akabah, der nördlichen Spitze des die Sinaihalbinsel östlich begrenzenden Golfs, dem Elath der Hebräer, dem Aelana der Griechen und Römer — „a vaste and solitary Gulf," sagte einst Wellsted —, vor Jahrtausenden die Mündungsstelle des Jordan, die ungesucht zu einem Vergleich mit der Bifurkation der Adria nach Triest und Fiume hin einladet. Die Fahrt von Makna bis Akabah berührte den Ankerplatz Scherm el-Dhahab, auch Mersa oder Minat el-Dhahab („Goldhafen"); hier hatten dürftige Muzeinifamilien ein Lager, aber nicht einmal unter Zelten. Der Anblick der sinaitischen Küste war traurig und öde; der Sinai-Gruppe entsprach am Ostgestade des Golfs der Mazhafah (s. o.). Nördlich wurde über die Ankerstellen Nuwaibi, Wasit, wo Wadi Watir mündet, nach der Nordecke des Golfs weiter gedampft. In der Spitze mündet also Wadi el-Arabah (einst der Jordan); etwas S.-O. davon liegt die Pilgerstation el-Akabah, dahinter das mächtige Scharagebirge. Die Gegend ist ohne sonderliches Interesse, außerdem seit Rüppell oft genug beschrieben. Die Bautenreste gehören wohl den Kreuzzügen an. So kehrte Burton denn wieder nach Süden bei den Inseln Tiran und Sinafir am Ausgange des Golfs vorbei nach Muweilah zurück, mit der bestimmten Absicht, das ihm auch auf dieser Fahrt vielfach als mineralisch wichtige bezeichnete Quarzgebiet der Hisma nun unter allen Umständen zu besuchen.

Diese gesammte Expedition nach Nord-Midian hatte 57 Tage gekostet, 19. December bis 13. Februar. Als das eigentliche Centrum der Metallregion hatte man die Gegend zwischen dem Tajjib Ism und dem Abjadh anzusehen, zwischen 27° 50′ und 28° 40′ nördl. Br. Das wichtigste Erz wird hier das Kupfer werden, wie in Süd-Midian das Silber und vielleicht auch Gold. Die Spuren früherer Metallausbeutung fanden sich, von Süden nach Norden aufgezählt, in: Wadi Tirjam, Scharma, Aynunah, Dschebel el-Abjadh, Magheir Schneib, Makna, Tajjib Ism, el-Akabah.

In Muweilah hatten die Beduinen der Expedition noch die Pilgerkarawane anzutreffen gehofft, die in jenen Tagen von Medina zurückkehrend die Station passiren mußte. Indeß war sie, übrigens nur eine geringe Zahl von Pilgern, schon vorbei. Ehe man nun den geplanten Weg nach Osten begann, wurden noch einige Tage zum Sammeln von Gesteinproben aus der nächsten Nähe verwendet. So von dem nördlichen Dschebel el-Kibrit („Schwefelberg"), 28° 15′ nördl. Br., wieder über Aynunah zu erreichen, ein ovaler Berg von etwa 400 m Länge Ost-West, 180 Nord-Süd. Reiner Schwefel, krystallinisch und amorph, fand sich an der Nordostseite. Ferner kleinere Ankerstellen: Minat Hamdan, nächstsüdlich von Makna; fast vier Meilen südlich davon Scharm Dabba, worin Wadi Schab el-Dschinn mündet; ferner neun Meilen weiter nach S.-O. Kubbet Suwaihil; darauf durch die vorspringende Landspitze getrennt Kubbet el-Wadschab, in Zukunft der beste Stapelplatz für den zu verschiffenden Schwefel; endlich Wadi Dschijal, der nächste Nachbar von Minat Aynat und dem schon bekannten Wadi Afal.

(Fortsetzung folgt.)

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber „Herzegowinischen Gewerbefleiß" berichtet eine Korrespondenz der Oesterreichischen Monatsschrift für den Orient (1879, Nro. 2) aus Mostar. Industrie bewegt sich dort meist in den engen Schranken der ländlichen und städtischen Hauswirthschaft, welche außer für den eigenen Bedarf zum Theil auch für die städtischen Märkte arbeitet, wie der Bezirk Brotnjo Loden, Podvelesch wollene Decken, Gazko Teppiche; auch grobe Seife, Talg- und Wachskerzen werden so producirt. Von größerer Wichtigkeit sind drei Zünfte, welche diesen Namen in der That verdienen, da der Meisterrath an ihrer Spitze alle das Gemeinwesen berührende Fragen verhandelt und die Genossenschaft nach außen, z. B. der Regierung gegenüber in Steuersachen, vertritt. Es sind das die Gerber von Mostar, die Waffenschmiede von Fotscha und die herumziehenden Maurer von Popovopolje. Das Mostarer Gerberhaus mit circa 60 Gruben beschäftigt 10 bis 15 Meister und 50 bis 60 Gehülfen und erzeugt weißes weich appretirtes Schafleder und rothen Saffian, vor dem letzten Aufstande durchschnittlich jährlich 20 000 Stück, ja bis 40 000, jetzt kaum die Hälfte. Das Leder geht viel nach Bosnien und Rumelien, zuweilen selbst bis Triest, und findet in der ganzen Herzegowina Absatz zu Schuhen, Sätteln, Leibgürteln u. s. w. Was die Waffen von Fotscha anlangt, so haben dieselben zwar viel von ihrer frühern Schönheit eingebüßt, aber sind noch heute weit und breit gesucht, namentlich Handschars und Säbelklingen. Besonders groß ist die Produktion von Messern, die Solidität mit gefälliger Form verbinden, und berühmt sind die im ganzen türkischen Reiche gesuchten theuern Scheren von blauem Stahl mit Golddamascirung. Auch Goldschmiedekunst wird in Fotscha getrieben und in Liwno fertigen einige Meister zierliche mit Silber eingelegte Rauchutensilien. Außer den Erzeugnissen der häuslichen Textilindustrie (Loden, Filztuche, Decken, Säcke, Teppiche, Struka oder Plaid u. s. w.) verdienen diejenigen der Seidenzucht besondere Aufmerksamkeit, für deren Grundlage, den Maulbeerbaum, der leichte Boden und das warme Klima des Landes östlich der Narenta besondere Vortheile bietet. Diese Industrie, welche eine Zukunft zu haben scheint, vegetirt einstweilen in stiller Zurückgezogenheit auf den Bauerhöfen, und die gewonnene Rohseide, selten mehr als 1 kg pro Haus betragend, wird bis jetzt ausschließlich zu eigenem Gebrauche verwendet.

— In Frankreich ist im März dieses Jahres die Kommission für wissenschaftliche Reisen unter dem Präsidium des Unterrichtsministers neu organisirt worden und hat in ihrer ersten Sitzung gleich fünf Reisen gebilligt, nämlich zwei von Historikern, ferner diejenige des Mr. Emile Burnouf nach der Troas, um den Skamander und die Grabhügel in der Ebene zu untersuchen, diejenige der Drr. Montano und Paul Rey nach dem malayischen Archipel und dem Süden der Philippinen behufs naturwissenschaftlicher und anthropologischer Arbeiten und die des Mr. Schrader, welcher die Orographie der Pyrenäen studiren will. — Von geographischen Namen unter den 30 Mitgliedern der Kommission (1 Präsident, 2 Vicepräsidenten, 27 Mitglieder) sind folgende zu nennen: Vicepräsident Charton, Redakteur des „Tour du Monde", Duveyrier, Lesseps, Maunoir und La Roncière Le Noury, der Vorsitzende der Pariser Geographischen Gesellschaft.

Asien.

— Aus Arabien kommt die Nachricht, daß der italienische Reisende Renzo Manzoni (s. oben S. 43) bei Nachtzeit vor dem Fanatismus der mohammedanischen Einwohner aus Sanah hat flüchten müssen und, trotzdem der Gouverneur seine Beherbergung mit 20 Maria-Theresia-Thalern zu bestrafen drohte, glücklich Aden erreichte. Die Meldung ist nicht ganz verständlich. Daß Manzoni die Leute unvorsichtiger Weise provozirt haben sollte, ist kaum anzunehmen; oder wackelt es auch in Sanah mit der türkischen Hoheit, so daß dieselbe dem arabischen Fanatismus Koncessionen zu machen gezwungen ist?

— Potanin hat Mitte März dieses Jahres im Auftrage der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft eine neue Reise nach der nördlichen Mongolei und den Quellen des Jenisei angetreten.

— Baron Aminow (s. oben S. 173) ist, wie wir Dr. Behm's Geographischem Monatsberichte entnehmen, nach Beendigung des Nivellements auf der Wasserscheide zwischen Ob und Jenisei nach St. Petersburg zurückgekehrt. Die Möglichkeit, dort einen Kanal anzulegen, welcher circa 1 Million Rubel kosten würde, ist erwiesen; doch wird erst ein genauerer Kostenanschlag ausgearbeitet werden.

— Dr. Harmand, welcher bekanntlich im Jahre 1877 die wichtige Reise vom mittlern Mekong-Strome nach Hué, der Hauptstadt von Annam, machte, lernte am Flusse Sebang-hieng den Stamm der Chás Suës kennen. Charakteristisch für sie ist die Art und Weise, wie sie auf einen Gegenstand weisen, oder eine Richtung, nach welcher sie gefragt werden, angeben. Sie bedienen sich dazu nicht des Zeigefingers, wie wir, sondern sie drehen den Kopf von der Seite, indem sie ihn zurückwerfen und dabei nach Art gewisser Affen ihre Lippen vorstrecken.

Afrika.

— Ein selbst für Fachleute sehr empfehlenswerthes und brauchbares Hülfsmittel bei Studien über Afrika hat jüngst der Znaimer Gymnasiallehrer Philipp Paulitschke in seinem kleinen Buche: „Die geographische Erforschung des afrikanischen Kontinents von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage" (Wien 1879, 174 Seiten, 3 Mark) geliefert. Dasselbe behandelt auf den ersten 30 Seiten kurz die Kenntniß Afrikas im Alterthum und die Leistungen des Mittelalters (Araber und Portugiesen) in der Erforschung Afrikas und geht dann ausführlicher auf die Afrika-Forschung der Neuzeit ein. Letztere wird getheilt in die Zeit bis zur Gründung der „African Institution" und in die 90 Jahre von 1788 bis Ende August 1878, die wichtigste Periode von allen (S. 43 bis 169). In diesem Abschnitte werden die einzelnen Reisen (abschnittsweise je nach ihrem Ausgangspunkte, der Nord-, West-, Süd- oder Ostküste) kurz besprochen, in Anmerkungen die wichtigere Literatur angeführt und am Schluß jedesmal ein chronologisches Verzeichniß derselben gegeben. So bildet das Heft ein wenn auch nicht vollkommenes, doch empfehlenswerthes Vademecum für den, welcher sich auf den verschlungenen Wegen der Afrika-Forschung orientiren will.

— Die Telegraphen in Tunesien gehören der französischen Regierung, welche die Kosten bezahlt, während der Bey die Stationshäuser stellt und das Material an Ort und Stelle schaffen läßt. Dafür hat er und seine hohen Beamten das Recht, kostenfrei im ganzen Lande und bis nach La Calle,

der algierischen Grenzstation, telegraphiren zu können, aber nicht weiter.

— Tunesien zählt heute anderthalb Millionen Einwohner, in spätrömischer Zeit aber nach Generalkonsul Playfair's Schätzung vielleicht 20 Millionen. Damals war es die Kornkammer Roms und zählte an 300 Städte und nicht weniger als 170 Bischofssitze; heute ist es ein armseliges, ausgesogenes Land, wo der Reisende, der sich nicht gehörig mit Proviant versehen hat, fast verhungert. Einen Theil der Schuld trägt die entsetzliche Entwaldung des Landes, welche mit wachsender Schnelligkeit um sich greift und durch die unrationelle Besteuerung der Olivenbäume nur befördert wird. Von jedem Baume, der über 10 Jahre alt ist, muß der Besitzer jährlich einen halben Piaster bezahlen, ohne Rücksicht darauf, was der Baum trägt — und da derselbe selten vor dem funfzehnten Jahre Frucht bringt, so würde der Eigenthümer einer neuen Oelbaumpflanzung 15 Jahre lang keinen Ertrag haben und obendrein die letzten fünf Jahre noch Steuern bezahlen müssen. Deshalb unterläßt er begreiflicher Weise jede Neupflanzung, die erst seinen Kindern zu Gute kommen würde, und haut jeden alten Stamm, der nicht mehr trägt, nieder, um die Steuer zu ersparen und das Holz zu benutzen. Nur wenn die Steuer von dem Produkte, also dem Oel, erhoben werden könnte, würde der Entwaldung Tunesiens Einhalt gethan werden. Dazu gehörte aber ein vollständiger Umschwung in der Regierung, der, wie die Dinge nun einmal liegen, am ehesten von Frankreich ausgehen könnte.

— Die Handelsbeilage der „Allgemeinen Zeitung" (22. März 1879) veröffentlicht eine sehr interessante Tabelle über Aegyptens Ein- und Ausfuhr im Jahr 1878 und bemerkt dazu, daß trotz der Zunahme der Einfuhr und Abnahme der Ausfuhr gegen 1877 das Gesammtresultat immerhin ein günstiges zu sein scheint, da die Ausfuhr nahezu den doppelten Werth der Einfuhr hat, daß aber solche Bilanzen allein keinen Rückschluß auf das Gedeihen eines Landes gestatten. Die Einfuhr belief sich 1878 auf 484 435 195 Piaster (1877 auf 449 344 135 P.), die Ausfuhr dagegen auf 809 727 699 P. (1877 auf 1 275 023 211 P.). Fast ein Drittel des Werthes aller Einfuhr entfällt 1878 auf Gespinnste ($151^3/_4$ Mill. P.), ein Siebentel auf Steinkohlen ($66^1/_2$ Mill. P.); dann folgen Indigo ($27^1/_2$ Mill. P.), Konfektionswaaren ($22^1/_3$ Mill. P.), Zucker ($15^3/_4$ Mill. P.), Alkohol ($14^1/_2$ Mill. P.), Holz (11 Mill. P.), Garn ($10^3/_4$ Mill. P.), Eisen ($10^3/_4$ Mill. P.), endlich mit kleineren Beträgen Petroleum, Oele, Droguen, Licht u. s. w. Mehr als die Hälfte des Werthes aller Ausfuhr, nämlich $450^1/_3$ Mill. P., fällt auf Baumwolle, ein Achtel (101 Mill. M.) auf Baumwollsamen; dann folgen Zucker ($81^3/_4$ Mill. P.), Cerealien ($48^1/_2$ Mill. P.), Gummi ($19^1/_4$ Mill. P.), Häute (11 Mill. P.), Straußenfedern (nahe 11 Mill. P.), Wolle (5 Mill. P.), Lumpen (5 Mill. P.), Elephantenzähne ($2^3/_4$ Mill. P.), Wachs ($^3/_4$ Mill. P.) und Varia ($72^3/_4$ Mill. P.).

— Siber Rahama, einer der Haupthändler vom Bahr Ghazal, der sich bei der ägyptischen Regierung einzuschmeicheln wußte und für dieselbe Dar-for eroberte, zerfiel schließlich 1878 mit Gordon Pascha, weil er nicht vom Sklavenhandel lassen wollte, und rebellirte offen. Der Statthalter von Aequatorial-Afrika sandte den Kapitän Gessi mit 3000 Mann gegen die Empörer, welche am 27. December vorigen Jahres in einer Anzahl von 11 000 unter Siber's Sohn, Suleiman Bei, die verschanzten ägyptischen Truppen angriffen, aber nach hartem Kampfe geschlagen wurden. Sie verloren 1087 Todte, am folgenden Tage 5000 Deserteure und auf der Flucht noch 10 Anführer und über 2000 Leute. Es ist jetzt Aussicht vorhanden, daß alle jene Raubnester der Sklavenhändler an den westlichen Zuflüssen des Nil aufgehoben werden.

— Die Missionäre, welche am 8. Mai vorigen Jahres England verließen, um den Nil aufwärts nach Uganda zu gehen (s. „Globus" XXXIV, S. 48), haben wegen des ungewöhnlich hohen Wasserstandes im Nil erst am 10. Oktober Lado, am 7. November Regiaf erreichen können, so daß sie schwerlich vor Ende 1878 bei Mtesa eingetroffen sein werden. Die Fluthen hatten gewaltige Massen Schilf und Papyrus losgerissen, welche schwimmende Inseln bildeten und das Flußbett versperrten. Außerdem hatte der Dampfer, auf welchem sie sich befanden, nicht genügend Holz an Bord, so daß er den ganzen September über mitten in den Sümpfen südlich vom Sobat zum Stillliegen gezwungen war und die Missionäre, welche übrigens mit einer Ausnahme das dortige verrufene Klima gut ertragen haben, nichts zu sehen bekamen als Pelikane, Fische und einige weißköpfige Adler.

— Gegen Ende vorigen Jahres haben drei portugiesische Marineoffiziere, Lima, Queriol und Silva, unter großen Mühseligkeiten den Unterlauf des Cunene untersucht und aufgenommen. Das Kanonenboot Tamega, auf welchem sie sich befanden, verließ Mossamedes am 28. November 1878 und kehrte am 21. December dorthin zurück.

— Von dem Reisewerke „Die Loango-Expedition", dessen erster Theil auf S. 139 dieses Bandes besprochen wurde, ist bereits die zweite von Dr. J. Falkenstein bearbeitete Abtheilung erschienen (Leipzig 1879, Paul Frohberg). Falkenstein's Aufgaben waren die Leitung der Station Tschintschotscho, die ärztliche Berathung der Expeditionsmitglieder, die Pflege der Anthropologie und der Naturwissenschaften und schließlich das Photographiren. In seinem Buche, das auch äußerlich den vorzüglichsten englischen und französischen Publikationen nicht nachsteht, ja sie in mancher Hinsicht übertrifft, behandelt Falkenstein diese verschiedenartigen Gebiete seiner Thätigkeit und verflicht „mit dem Entwickelungsgange der Station von ihrem unscheinbaren Anfange bis zu dem Macht und Vertrauen im Lande besitzenden Werke zugleich die anthropologischen Verhältnisse der Neger, die Wirkungen des Klimas und das Charakteristische der westafrikanischen Fauna." Im Anhange ist ein übersichtliches Bild der in jenen Gegenden herrschenden Krankheiten gegeben, das, eben so wahr als einfach, wohl geeignet ist, die übertriebenen Vorstellungen klimatischer Gefahren auf das richtige Maß zu beschränken. — Wir werden auf das treffliche Werk demnächst näher eingehen.

— Wie wir hören, ist unlängst auch der Druck des Pogge'schen Berichtes über seine Reise zum Muata Jamwo begonnen worden, so daß wir hoffen dürfen, im kommenden Sommer diese jedenfalls höchst interessante Arbeit kennen zu lernen.

— Der schon todtgesagte französische Reisende de Semellé ist am 13. Februar dieses Jahres vom obern Binuë nach der Insel Fernando Po zurückgekehrt (vergl. „Globus" XXXIII, S. 15, 365; XXXIV, S. 304; XXXV, S. 256). Er verließ Bordeaux am 5. April vorigen Jahres mit der Absicht, die Quellen des Schari aufzusuchen, was ihm nicht gelungen ist. Ein weiteres Beispiel dafür, daß es klug ist, bei Antritt einer Reise nicht allzu große Hoffnungen zu erwecken. Ebenso wie Brazza dieselben übertraf, hat sie Semellé getäuscht.

— Paul Soleillet, von dem wir eben noch (S. 256) günstige Nachrichten mittheilen konnten, vermag seine großen Pläne, Afrika von Senegambien nach Algerien zu durchkreuzen, nun doch nicht auszuführen. Wie ein Telegramm an die Pariser Geographische Gesellschaft meldet, hat ihm Ahmadu, der Herrscher von Segu, unter dem Vorwande, daß die Straßen nördlich seines Reiches unsicher seien, die Weiterreise verwehrt, so daß Soleillet nach St. Louis zurückkehren muß.

Der Ursprung des Feuers.

(Eine hawaiische Sage.)

Der „Hawaiian Almanac" (Honolulu 1879) enthält folgende, bisher unveröffentlichte Tradition der alten Ha-

waiier über den Ursprung des Feuers nach einer Uebersetzung aus dem Hawaiischen:

Maui[1]) und seine Frau Hina lebten zusammen und ihnen wurden vier Söhne geboren; dieselben hießen Maui-mua, Maui-hope, Maui-kiikii und Maui-okalana. Diese vier waren Fischer. Eines Morgens, gerade als der Saum der Dämmerung sich hob, weckte Maui-mua seine Brüder, um mit ihnen auf den Fischfang zu gehen. Also gingen sie an den Strand von Kaupo, wo sie auf Maui's Insel wohnten, machten ihr Kanu flott und fuhren nach den Fischgründen. Als sie dort angekommen waren und ihre Angeln auswarfen, sah Maui-okalana plötzlich das Licht eines Feuers auf dem soeben verlassenen Ufer und sagte zu seinen älteren Brüdern: „Seht, dort brennt ein Feuer; wessen Feuer mag das wohl sein?" Denn sie kannten wohl das Feuer aus der Wirkung des Blitzes und in den Vulkanen, der Wohnung der schrecklichen Göttin Pele; doch war es ihnen ein Geheimniß, wie man dasselbe selbst jederzeit hervorbringen könne. Also beschlossen sie einige Fische zu fangen und diese dann an dem Feuer zu kochen. Als ihnen ersteres gelungen, fuhren sie nach dem Ufer, und als das Kanu den Strand berührte, sprang Maui-mua ans Land und lief schnell auf das Feuer zu. Aber die kraußschwänzigen Alae[2]) waren die Wächter des Feuers, und als sie ihn kommen sahen, kratzten sie schnell das Feuer aus und flogen davon. Maui-mua's Vorhaben war vereitelt, und als er in die Hütte zu seinen Brüdern zurückging und diese ihn fragten: „Wie ist es mit dem Feuer?" entgegnete er: „Als ich hinkam, war kein Feuer da, denn es war aus. Ich dachte, ein Mensch habe das Feuer, aber sehet, dem war nicht so. Die Alae sind die Besitzer des Feuers und sie haben auch alle unsere Bananen gestohlen."

Als sie dies hörten, waren sie voll Zorn und beschlossen, nicht mehr auf den Fischfang zu gehen, sondern auf das Wiedererscheinen des Feuers zu warten. Aber nachdem viele Tage vorbeigegangen, ohne daß sie das Feuer gesehen, gingen sie wieder fischen, und siehe da! das Feuer brannte wieder. Und so wurden sie fortwährend getäuscht; nur wenn sie in dem Kanu waren, erschien das Feuer, und wenn sie zurückkamen, konnten sie es nicht finden. Denn die klugen Alae wußten sehr gut, daß Maui und Hina nur diese vier Söhne hatten, und wenn einer derselben am Lande blieb, um auf das Feuer zu warten, während die anderen im Kanu fortfuhren, so merkten dies die Alae, indem sie die Leute in dem Kanu zählten, und dann steckten sie nicht ihr Feuer an. Nur wenn sie vier Männer in dem Kanu zählen konnten, machten sie das Feuer an.

Also sann Maui-mua nach und sagte zu seinen Brüdern: „Morgen früh fahrt ihr auf den Fischfang und ich werde am Ufer bleiben. Aber nehmt den großen Ipo (Kürbisgefäß, Kalabasse) und bekleidet ihn mit Kapa (hawaiisches Tuch aus der Rinde des Maulbeer- oder Feigenbaumes) und setzt ihn auf meinen Platz im Kanu und dann geht fischen!"

Also thaten sie, und als sie am nächsten Morgen zum Fischfang fuhren, zählten und sahen die Alae vier Gestalten in dem Kanu, und dann machten sie das Feuer an und rösteten die Bananen an demselben. Noch ehe diese ganz gar waren, rief einer der Alae: „Unser Essen ist fertig! Sehet, Hina hat einen klugen Sohn!" Doch in demselben Augenblick sprang Maui-mua, der ungesehen herbeigeschlichen war, auf die kraußschwänzige Alae zu, ergriff sie und rief: „Jetzt werden sie dich todtmachen, du Schurke von einer Alae. Sehet, ihr seid es, die uns das Feuer verheimlichen, und dafür sollst du sterben!" Da antwortete die Alae: „Wenn du mich tödtest, stirbt das Geheimniß mit mir und ihr werdet nie das Feuer erlangen!" Doch Maui-mua begann ihr den Hals zu drehen. Da sprach die Alae wieder und sagte: „Laß mich leben und du sollst das Feuer haben!" Also sagte Maui-mua: „Sage mir, wo ist das Feuer?" Die Alae antwortete: „In dem Blattstengel der Ape-Pflanze." Da begann Maui-mua nach Anweisung der Alae den Blattstengel des Ape mit einem Stück Holz zu reiben, aber das Feuer kam nicht. Also fragte er nochmals: „Wo ist das Feuer?" Und die Alae sagte: „Im Blattstengel des Kalo" (das Knollengewächs Caladium esculentum, Taro). Und er probirte auch diesen, aber wieder ohne Erfolg. Und aus diesem Grunde haben Ape und Kalo bis zum heutigen Tage eine lange Rinne in den Blattstielen. Dann fragte er wieder: „Wo ist dieses Feuer, das du vor mir versteckst?" Die Alae erwiderte: „In einem grünen Stock." Und er rieb einen grünen Stock, doch das Feuer erschien nicht. Und so ging es weiter, bis ihm zuletzt die Alae sagte, er würde es in einem trockenen Stock finden. Und so war es in der That. Aber nachdem Maui-mua das Feuer aus dem trockenen Stocke erlangt hatte, sagte er, aus Rache für das Betragen der Alae: „Jetzt muß ich noch eins versuchen," und dann rieb er den Kopf der Alae, bis er vom Blut roth wurde, und deshalb heißt sie auch a-lae (verbrannte Stirne) und der rothe Fleck bleibt bis zum heutigen Tage.

F. Birgham.

[1]) Der erste Mensch, der hawaiische Adam. Der Name Maui ist ein weitverbreiteter in der polynesischen Inselwelt. Denselben führt z. B. auf den Markesas-Inseln der Sonnengott; die nördliche Insel Neuseelands heißt bei den Maoris Ika o Maui, d. h. der Fisch des Maui, weil sie nach der Tradition an einer Angel aus dem Meere gezogen wurde, und auch die zweitgrößte Insel der Hawaii-Gruppe heißt heutigen Tages Maui.

[2]) Das hawaiische Wasserhuhn (Rallus aquaticus) mit scharlachrothem Kamm und Schnabel und schwarzem Gefieder, das in den Sümpfen und Teichen auf allen Inseln der Gruppe lebt.

Brehm's Thierleben.

Wenn je ein Theil des herrlichen Werks uns zu fesseln vermocht hat, so ist es der vorliegende fünfte Band von „Brehm's Thierleben", der den zweiten, man kann mit Recht sagen schönsten Theil der Vögel enthält. Keiner der vorhergehenden Abschnitte hat es verstanden, unser Interesse an dem Inhalt so wach zu erhalten wie der vorliegende, die Lust an der Bilderpracht so zur Bewunderung zu steigern wie die Schaar unserer heimathlichen Freunde, denen dieser Band zum großen Theil gewidmet ist. Nicht weniger als 194 Arten von Raubvögeln (Geier und Eulen), Sperlingsvögeln (Drosseln, Grasmücken, Lerchen, Finken, Webervögel, Staare, Rabenvögel, Würger, Schwalben, Meisen 2c.) und Tauben sind durch vollständig neue Zeichnungen vertreten. Dem Kenner wird es auch nicht entgehen, wie umfassend und gewissenhaft Brehm seine eigenen Beobachtungen und die der fernsten fremden Forscher zu verarbeiten und zu den anziehendsten Schilderungen zu gestalten gewußt hat. Kein Zug fehlt an den Lebensbildern der uns vertrauten Gestalten des deutschen Waldes, wir fühlen uns ebenso angeheimelt von den treuen und wahren Charakteristiken unserer beschwingten Heimathgenossen als angezogen von den neuen Bekanntschaften aus fremden Zonen. Es ist überhaupt Brehm's Verdienst, die bloße Liebhaberei für die Thierwelt, für die öffentlichen Thiergärten, Aquarien 2c., das Interesse an unseren Haus- und Jagdthieren wissenschaftlich vertieft, unsere Mitgeschöpfe uns menschlich näher gebracht zu haben, und dieses sichert seinem „Thierleben" neben dem naturgeschichtlichen auch ein bleibendes kulturgeschichtliches und ästhetisches Interesse.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

II.

Cartago liegt in 78° 26′ 48″ westl. L. von Paris und 4° 45′ nördl. Br. in einer ziemlich ausgedehnten Ebene, welche einen Theil des großen Cauca-Thales ausmacht, und am Ufer des etwa 100 m breiten, zwischen waldigen Ufern eingesenkten Rio la Vieja. Kleine mit Vegetation bedeckte Sandhügel bringen einige Abwechselung in die Thalfläche. Der Cauca-Strom selbst ist von der Stadt noch 5 km entfernt.

Alt-Cartago, welches 1540 auf Befehl Robledo's durch Suero de Nava erbaut wurde, lag 18 km weiter nach Norden an dem kleinen Flusse Otun, wurde aber noch vor dem Schlusse desselben Jahrhunderts an seine heutige Stelle verlegt. Zwar hatten die Bewohner mit den Indianern des Choco in den westlichen Bergen zahlreiche erbitterte Kämpfe zu bestehen; aber schließlich behielten sie doch die Ueberhand, und zum Lohne ihrer Tapferkeit verlieh ihnen der König von Spanien als Wappen einen mit drei Kronen und einer Sonne gezierten Schild.

André hat während seines dortigen Aufenthaltes im Niveau des Platzes San Francisco 28 Barometerbeobachtungen, und zwar Morgens, Mittags und Abends, angestellt und daraus eine Höhe von 989,73 m über dem Meere gefunden. Die mittlere Jahrestemperatur des Ortes beträgt 24,4°. Boussingault fand die Höhe zu 979 m und die mittlere Temperatur zu 24,5°.

Die Bevölkerung von Cartago und seiner nächsten Umgebung belief sich bei einer vor circa 15 Jahren angestellten Zählung auf etwa 7000 Seelen; ob sie sich seitdem vermehrt hat, weiß André nicht, bezweifelt es aber Angesichts der öden Straßen der Stadt. Dieselben sind breit und gerade, theilweise mit bläulichen Rollsteinen aus dem Bette des Rio la Vieja gepflastert und haben den Rinnstein in der Mitte. Ueberall wächst Gras und ungestört können es die Esel auf den Plätzen abweiden. Die Häuser bestehen meist aus Lehmziegeln und sind mit Ziegeln gedeckt; in der großen Straße und auf dem Platze San Francisco sieht man zuweilen ein oberes Stockwerk. Die Fenster sind nach altspanischer Sitte mit ausgebauchten Eisenstäben vergittert und die im Oberstocke haben einen Balkon (Mirador). Nur wenige einstöckige verschlossene Häuser (casas claustradas) sind nach dem Schema der aristokratischen Wohnungen Bogotas, deren Grundriß auf S. 309 des 32. Bandes des „Globus" abgebildet ist, erbaut. Hervorragende Gebäude giebt es wenig; das Rathhaus auf der Plaza Mayor ist ganz unbedeutend; sonst sind zu nennen die Kirchen del Carmen, de la Matriz, de Nuestra Señora de Guadalupe und namentlich de San Francisco, letztere ein Theil des ehemaligen gleichnamigen Klosters, in dessen Räumen sich heute die Kantonsschule befindet. Der dreistöckige Thurm ist nicht ganz unelegant, das Innere der Kirche aber sehr kahl und dürftig.

Die Vorstädte Cartagos dehnen sich weit in die Ebene hinein aus; morastige Rinnsale ziehen sich hindurch, deren Rand von herumirrendem Vieh heruntergetrampelt ist. Rohe Bambuszäune sperren die kunstlosen, aber üppig gedeihenden Gärten gegen die Straßen hin ab.

Die Bevölkerung dieser Gegend ist eine überaus gemischte; sie ist nicht mehr, wie in den östlichen und nördlichen Provinzen, eine Mischung aus chapeton (in Europa geborener Spanier) und godo (Kreole, in Amerika geborener Spanier)

mit dem Eingeborenen (criollo), woraus jene bessere Art von Mestizen entsteht, die auf den Tropfen blauen Blutes in ihren Adern stolz ist. Hierhin ist der Neger vorgedrungen; und dieser Blutzusatz prägt sich in den mittleren und unteren Klassen deutlich aus, während die eingeborene Race aus der Cordillera Central und ihrer Umgebung völlig verschwunden ist und sich in die Wälder des Choco zurückgezogen hat. Die Hautfarbe der hiesigen Bevölkerung hat viel Aehnlichkeit mit

Kirche des Klosters S. Francisco in Cartago.

derjenigen der Schwarzen und Kreolen auf den Antillen; vergeblich sucht man hier den chokoladefarbenen oder rothbraunen Ton, wie ihn die Eingeborenen in den bisher von André durchwanderten Landestheilen zeigen.

Carate, jene krankhafte Scheckigkeit der Haut (vergl. „Globus" XXXIV, S. 28), tritt hier sehr häufig auf, namentlich bei Negern, Mulatten und Quarteronen, bei denen sie die schwarze Hautfarbe verdrängt; dagegen zeigt sie seltener die früher beobachteten bläulichen, violetten und gelblichen Töne. Ein anderes in manchen Theilen Neu-Granadas weit verbreitetes Leiden, der Kropf (coto), ist in Cartago unbekannt; ja damit Behaftete, welche sich in Cartago niederlassen, verlieren ihn binnen kurzer Zeit vollständig. Man schreibt das mit vollem Rechte dem Wasser des Rio la Vieja zu, welcher die Saline von Burila [1]) bespült und dort Jodnatrium beigemischt erhält. In Folge dessen leben in ihm freilich keine Fische.

Blasebalg von Antioquia. (Fuelle antioqueño.)

Das Leben in diesem angenehmen Lande ist leicht; bei einer mittlern Jahrestemperatur von 24° (André beobachtete im Maximum 29,5°, im Minimum 19,8°) entstehen keine sehr heftigen Leidenschaften, so daß wenige Verbrechen, von politischen abgesehen, verübt werden. Der Boden ist fruchtbar, das Klima herrlich, und wer nur ein ganz klein wenig den Boden bestellt, hat vollauf für seinen Lebensunterhalt gesorgt. Was sollen sich diese nüchternen, zufriedenen Leutchen weiter wünschen?

Don Joaquin Arango Palacio, an welchen André

[1]) Dieselbe, die heutigen Tages nicht mehr ausgebeutet wird, enthält auf 100 Theile 92 Theile Kochsalz.

Wasserträger (aguadores) und Wäscherinnen von Cartago.

Empfehlungen überbrachte, sorgte alsbald für die Unterkunft der Reisenden und ihrer Thiere. Diese waren durch den Uebergang über den Quindio so abgetrieben und abgemagert, daß sie Skeleten ähnlich sahen, dazu mit offenen Wunden bedeckt; sie wurden zur Erholung auf eine fette Weide am Flusse getrieben. Zur Aufbewahrung seiner Kisten und für seine botanischen und zoologischen Arbeiten miethete der Reisende einen Laden gegenüber der Hauptkirche, und er selbst fand im Hause der Señora Feliza Arbelaez Unterkunft und Verpflegung. Letztere, die täglich einen Piaster kostete, setzte sich folgendermaßen zusammen: um 8 Uhr eine Tasse Chokolade, Mittags gebackene Eier, geröstete Bananen, frisches Fleisch, Früchte und Süßigkeiten, um 5 Uhr die Hauptmahlzeit des Cauca-Thales, eine dicke Suppe mit Fleischstücken, Kartoffeln, Bananen und mitunter Reis (sancocho genannt) und Abends um 9 Uhr wieder eine Tasse schäumender Chokolade mit kleinen Stückchen weißen Käses und einem großen Glase reinen Wassers. Señora Arbelaez bewohnte in einem einspringenden Winkel des Platzes San Francisco eines der großen für die früheren reichen Kolonisten erbauten Häuser, dessen kaltes klösterliches Aussehen die niedlichen Gesichter ihrer drei Töchter nicht freundlicher machten. Von Morgens bis Abends promenirten die Señoritas in ihren langen Baumwollkleidern und ihren schleppenden Alpargatas in den langen gepflasterten Gängen umher, so weit dieselben nicht von Säcken voll Kakao, die des Transportes nach Antioquia harrten, eingenommen waren, und suchten umsonst die Langeweile sich zu vertreiben, welche nur durch Serenaden der Nachbarssöhne zuweilen angenehm unterbrochen wurde.

Fabrikation von Seilen (cabuya) aus der Faser der Fourcroya.

Als André in den zahlreichen cuartos (Zimmern) des Hauses herumstöberte, bemerkte er ein seltsames Geräth, dessen Bestimmung in der schnellen Bereitung der Chokolade besteht; es führt den Namen fuelle antioqueño, d. h. Blasebalg von Antioquia. Ein auf die hohe Kante gestelltes Brett trennt die aus ein paar Ziegeln bestehende Feuerstelle von dem winderzeugenden Apparat; letzterer wird durch horizontales Hin- und Herbewegen eines Gestänges in Bewegung gesetzt, so daß der eine der beiden Blasebälge Luft einzieht, der andere sie durch eine kupferne Röhre ausstößt. Diese endet jenseits des Brettes in einem kleinen Kohlenfeuer, über welchem der Kochtopf steht, dessen Inhalt so in wenigen Minuten fertig zubereitet wird.

Die Rasttage in Cartago wurden von unseren Reisenden nicht müssig verbracht. Da waren die auf dem Quindio gemachten Sammlungen zu verpacken, die Notizen zu ordnen, mineralogische Probestücke aus der Umgegend zu sammeln, da wurde auf Thiere und Pflanzen Jagd gemacht, gezeichnet, ausgestopft, Besuche erwidert u. s. w. Mit Sonnenaufgang begann die Arbeit. Zuerst holten die Peone Ignacio und Timoteo in großen birnenförmigen Kürbissen, die 20 Liter faßten, Waschwasser aus dem Flusse, versäumten sich aber häufig, indem sie mit den Wäscherinnen dort plauderten und ihren Herrn, die Kalebassen und die Morgentoilette vergaßen. Dann mußte das nöthige Wasser von Landeskindern erstan-

den werden, welche, auf Eseln sitzend, dasselbe in langen Bambusröhren, die fast auf der Erde hinschleppen, transportiren. Ganz malerisch nehmen sich diese Leute aus, wenn sie hinter einander her reiten, der eine auf einer Schalmei blasend, der andere an einer Banane knabbernd, der dritte die übrigen zu einem tollen Wettjagen anfeuernd, das häufig damit endet, daß alle in buntem Durcheinander zu Boden fallen und der Inhalt ihrer Bambus sich über sie ergießt.

Im Flusse unterhalb der Stadt, wo mächtige Ceiba- (Bombax-) Bäume stehen, spielt sich allmorgendlich eine unterhaltende, belebte Scene ab. Dort ist die natürliche Waschanstalt der Stadt: kräftige Wäscherinnen stehen bis zum halben Leibe im Wasser, die Röcke um die Hüften festgebunden und zwischen die Beine geklemmt, und klopfen auf großen, vom Wasser abgerundeten Felsblöcken mit der bloßen Hand oder mit einem Kiesel ihre Wäsche. Bei solch heftiger Bewegung rutscht ihnen gewöhnlich das Hemd von den Schultern und es zeigt sich dann eine Reihe von Büsten, die Malern als Modelle dienen könnten.

Nach neuntägigem Aufenthalte in Cartago, der nach den verschiedensten Richtungen hin fleißig ausgenutzt worden war, brachen die Reisenden am 25. März um 9½ Uhr Morgens auf und schlugen die Richtung nach Süden ein. Der Weg von Cartago nach Cali führt auf dem rechten Ufer des Cauca-Stromes hin, jedoch einige Kilometer von demselben entfernt, so daß er von der Straße aus nicht sichtbar ist. Zur Linken, östlich, ziehen sich die Hügel hin, hinter welchen der Rio la Vieja fließt; zuerst sind sie nahe. Weiter nach Süden hin werden sie höher und liegen weiter ab; sie vereinigen sich schließlich mit der Sierra de Calarma, einem Seitenzuge der Cordillera Central, in welchem die oben erwähnte Saline von Burila liegt. — Der sandige Boden erlaubt anfangs eine raschere Gangart. Es ist eine wahre Freude, zu sehen,

Garretilla, Werkzeug der Seiler bei Cartago.

Umrisse der Vorderseite der Kirche in Tuluá.

wie lustig es vorwärts geht, und wie die Arrieros mit der Peitsche knallen, von einem Maulthier zum andern laufen, hier ein Gepäckstück in Ordnung bringen, dort einen Riemen fester anziehen, dann ein Bananenblatt abpflücken, um damit den mitgeführten Greifschwanz Pedro vor der Sonne zu schützen, und voller Lust und guten Willens abwechselnd fluchen, singen und lachen.

Bei Ventaquemada („verbranntes Gasthaus") hatten einige Eingeborene neben einer Bambushütte und einem mit langen schwarzen Schoten bedeckten Cañafistolo-Baume eine Seilerei eingerichtet, zu welcher die Faser der Fourcroya longaeva, welche in der gemäßigt-warmen Zone in Menge vorkommt, sowie diejenige verschiedener Agave-Arten das Material liefert. Zuerst werden die Blätter geklopft, dann die Fasern durch Schlagen auf eine eiserne, an einem Holzklotze befestigte Hechel losgelöst, dieselben gewaschen, gebleicht und in Bündel zusammengebunden. Die beiden Leute, welche André bei Ventaquemada die Seilerei ausüben sah, gingen dabei auf die ursprünglichste Weise zu Werke: der eine hatte ein Faserbündel an seinem Gürtel befestigt und spann es, rückwärts gehend, zu einem Faden aus, der über einen gabelförmigen Pfahl gelegt war und auf der andern Seite von dem zweiten Arbeiter mittels eines kleinen Brettchens (garretilla), das derselbe rasch um einen hindurchgesteckten Stock rotiren ließ, zusammengedreht wurde. Dies kleine tragbare Geräth ersetzt also das feststehende Rad unserer Seiler. Der vorzügliche auf diese Weise hergestellte Bindfaden wird von Frauen oder Kindern auf einem Rädchen in Knäuel abgehaspelt, die je nach der Größe für einen cuartillo oder medio (10 oder 20 Pfennig) verkauft oder zu Seilen verarbeitet werden.

Die Landschaft wurde nun etwas öde und war mit dürftigen Büschen von Kroton und Cesalpinien bedeckt. Ab und zu zeigten sich auf Wassertümpeln, welche von der letzten der alljährlichen Ueberschwemmungen des Cauca herrührten, vereinzelte Pistien und Pontederiaceen. Ein merkwürdiger Vogel von der Größe einer Gans, mit weißem Halse und rothen Füßen, dessen onomatopoetischer Name „co-eli" lautet, stolzirte langsam neben den Reisenden einher und holte sich mit seinem langen, gekrümmten Schnabel geschickt Würmer aus der Erde heraus. Auf dem ausgetrockneten Boden besaßen die Bäume nur dürftiges Laub und harrten offenbar sehr auf die Regenzeit; viele aber waren mit einer herrlichen Orchidee (Cattleya chocoensis), die André 1873 zuerst

beschrieben hat, bedeckt. Ihre rosafarbenen, weißen oder violetten Blüthen mit purpurner, gelbgefleckter Lippe entfalten sich in den Gabelungen der großen Baumäste.

So wurden die Quebradas Saragoza, las Piedras, Peladillo und la Mena ohne Zwischenfall durchschritten, und die Reisenden hofften schon, Victoria vor Anbruch der Nacht zu erreichen, als ihre beiden Peone in Streit geriethen und in ihrer Wuth zu den Messern griffen, um sich damit zu bearbeiten. Erst mit Peitschenhieben brachte sie Scherf aus einander, befahl ihnen dann kaltblütig, aufzustehen und die Lasten der Maulthiere in Ordnung zu bringen, und zwang sie mit dem Revolver zur Fortsetzung des Marsches. Diese Lektion hatte auf ihr Verhalten während der weitern Reise den heilsamsten Einfluß. Immerhin hatte aber dieser Streit so viel Zeit weggenommen, daß sie Victoria nicht mehr erreichen konnten und in Naranjo (d. h. Apfelsinenbaum) übernachten mußten. Es ist das der Hauptort eines Bezirks von ungefähr 2000 Einwohnern, der 965½ m hoch liegt (mittlere Jahrestemperatur 25°). Das Land umher ist leicht gewellt und besteht aus trockenen mit spärlichen Baumgruppen bestandenen Prairien, die niedergebrannt werden, um frischen Graswuchs zu erzielen. Die Hütten bestehen alle aus Bambus, der in der Nähe des Cauca in Menge wächst; es ist die suribio genannte Art, welche 6 bis 10 m Höhe erreicht und mit niedlichen Büscheln weißer duftender Blüthen sich bedeckt. Später werden das runde Schoten, die zuletzt aufspringen und sich nach außen umrollen, so daß die schwarzen mit einer scharlachrothen Hülse umgebenen Samenkörner zum Vorschein kommen.

Früh am nächsten Morgen waren die Reisenden wieder im Sattel. Einige Stunden weit führte der Weg zwischen Sandhügeln hin, die hier an 100 m erreichten, während sie bei Cartago nur deren 10 bis 20 hoch sind. Näher nach dem Dorfe Victoria (998 m) hin wird der Boden immer noch steriler. Da sie eine starke Tagereise machen wollten, um die am vorhergehenden Tage verlorene Zeit wieder einzubringen, so hielten sie sich dort nicht auf, sondern ritten im glühenden Sonnenscheine weiter durch die Quebradas Honda und las Lajas. Die Kehlen trockneten ihnen aus und nur gelegentlich konnten sie sich mit einer Apfelsine erquicken, die irgend ein mitleidiger Hacendero ihnen vom Baume schlug. Um 3 Uhr Nachmittags passirten sie Sarzal, dessen Kirche André flüchtig skizzirte. Die Hitze war auf 32½° gestiegen und die Rückstrahlung des Sonnenlichtes wurde peinlich. Das Zirpen der Grillen und das Rascheln des trockenen Laubes, das Schlangen und Eidechsen verursachten, waren die einzigen Geräusche, die sich in der versengten Natur vernehmen ließen.

Bambusgestell für Vögel zwischen Tulua und Buga.

Nach Ueberschreitung der Quebrada las Cañas folgte auf einen herrlichen Sonnenuntergang die Dunkelheit. Die Wälder auf den Abhängen der westlichen Cordillere verschwanden zuerst in einem bläulichen Nebel; über ihnen aber schwammen in dem tiefen Himmelsblau dichte Wolkenmassen, die das im Stillen Ocean versinkende Himmelsgestirn von unten her mit Purpur und Gold übergoß, daß man den Widerschein davon auf den gegenüber liegenden Gipfeln der Cordillera Central erblickte. In dem Thale, über welches sich schon tiefe Schatten lagerten, hörten die verschiedenen Geräusche des Tages eines nach dem andern auf. Am Rande des Waldes, der die Savane begrenzt, flatterten große Turteltauben von Zweig zu Zweig und ließen ihre klagenden Töne hören. Der tapa-camino (Hydropsalis segmentata), eine Art Nachtschwalbe mit langen Schwanzfedern, setzte sich auf den Weg, erhob sich, wenn die Reisenden ihr nahten, mit niedrigem, unregelmäßigem Fluge und kehrte hartnäckig wieder. Dann setzte das Koncert der Brüllaffen ein, ab und zu ertönte das Geheul eines Jaguars aus den fernen Wäldern und endlich wurde alles still und nur die Karawane der Reisenden zog noch schweigend ihre Straße einher. Endlich erreichten sie nach zehnstündigem Ritte den Rio Paila und jenseits desselben ihr Nachtquartier, das Haus Don Manuel Triana's, wo sie nach einem magern Abendessen sofort sich auf den Ochsenhäuten ausstreckten. Jenseit des eine liebliche Oase bildenden Gehöftes begann wieder eine öde Gegend, die aber stellenweise durch grüne Weideplätze mit zahlreichen Viehherden unterbrochen wurde. Man merkte, daß man sich einer Gegend näherte, wo menschlicher Fleiß sich ernstlich bemühte, die Natur zu unterstützen. Die Abhänge der Cordillera Central wurden reicher an Wald; und jenseits der Quebradas Guavito und Murillo begann eine eigene botanische Provinz, deren Repräsentanten fast ausschließlich Myrtaceen waren. Zahllose Schwärme von Wespen und wilden Bienen hatten an den Bäumen hier ihre Nester befestigt.

Ueber Bugalagrande und das reiche Dorf San Vicente wurde die Stadt Tulua (1011 m) erreicht, in deren Bezirk 4000 Menschen wohnen. Dort wird das Thal enger; die Cordillere fällt mit schroffen, fast unzugänglichen Felswänden zur Ebene hin ab. Dort fanden einst die Pijaos-Indianer Zuflucht und beunruhigten die Conquistadoren, bis ihr Kazike

Calarca starb und sie selbst in Folge dessen unterworfen und ausgerottet wurden. Die Straßen von Tulua sind breit, die Häuser geräumig und zum Theil mit einem obern Stockwerk versehen. Auf dem geräumigen mit Gras bewachsenen Hauptplatze ist allein die Kirche de la Matriz bemerkenswerth, freilich nur ihrer Geschmacklosigkeit wegen, die an die Baukasten unserer Kinder erinnert (s. Abbildung S. 293).

In der Nähe dieses Ortes sah André sonderbare Gestelle aus Bambus für zahmes Geflügel, wie solche unsere letzte Abbildung veranschaulicht.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

VII. (Schluß.)

Burton's Ziel war bei der nun anzutretenden zweiten Wanderung nach Osten die Hisma und weiterhin die vulkanischen Harrahs. Er selber ging zunächst nach Scharm Jaharr, südlich von Muweilah. Hier münden zwei Wadi el-Harr, mit Spuren früherer Ansiedelung: man fand nämlich Eisen- und Kupferschlacken, dazu Obsidian. Das Meer bot auf den Riffen viele und gute Austern. In der Nähe liegt wiederum ein Dschebel el-Kibrit, also bisher der zweite „Schwefelberg", und nordöstlich davon ein Wadi el-Kibrit nicht ohne Wasser und mit Quarzen, die Metall indizirten. Die Hadsch- (Pilger-) Route führt unmittelbar westlich am Dschebel vorbei. Zwischen hier und Muweilah mündet der breite Wadi Surr, die Südgrenze des eigentlichen Midian, das von Akabah bis hierher 108 engl. Meilen lang sich ausdehnt, während auf Süd-Midian von hier bis Wadi Hamz 105 kommen. In dieser Zeit verlor die Expedition einen Mann durch den Tod, und zwar einen der Zurückgebliebenen, wohl in Folge des schlechten Wassers. Am 18. Februar besuchte Burton die nahen Mauerreste Abu Hawawit, von denen Wallin nichts erfuhr. Hätte Wali Hadschi, d. h. Wallin, nur wenige hundert Schritte von dem Nordost-Thurm des Forts Muweilah sich umgesehen, so würden ihm Kupfer- und Eisenschlacken aufgefallen sein. Auch am Wadi Surr zeigte eine Stelle bedeutende Mauerreste, z. B. ein Oblong aus gewaltigen Kieseln mit 16 und 20 m langen Seiten, innen abgetheilte Räume, in der Nähe ein Wall und Cisternenspuren. Ein dort gefundener Serpentin mit einer Reihe hellgelber Flecke erweckte neue Hoffnung auf Gold; leider fand sich, daß die kupferbeschlagenen Schuhe der Pilger, auf dem dunkeln Gestein hinstreifend, die Ursache des gelben Metallstriches gewesen seien. Nach Muweilah kommt ja, wer aus Nordafrika den Hadsch zu Fuße macht; das kleine Fort dient den Wallfahrern als Rastort, wo eine geringe ägyptische Garnison das Gefühl der Sicherheit erweckt. Freilich ist das Wasser nicht besonders, aber es ist doch vorhanden. Dazu bringen die Beduinen dieses und jenes zum Verkauf, wie denn zu Muweilah auch ein kleiner Gazellenhandel betrieben wird.

Indem wir nun mit Burton nach Osten aufbrechen, sei noch bemerkt, daß die Breite Nord-Midians in dieser Richtung vom Meere bis zum Gebirge etwa 25 Meilen, diejenige Süd-Midians etwa das Doppelte beträgt, mit anderen Worten, daß der Gebirgszug je weiter nach Süden, desto mehr landein zurücktritt.

Es mußte sich von nun an um die Konstatirung der wichtigsten Ansiedelungen in längst vergangenen Jahrhunderten handeln, besonders solcher, die dem Bergbau gedient hatten, es handelte sich um das Räthsel des vorislamischen und islamischen Bada, ferner auch um die Ersteigung des höchsten alpinen Berges in Midian, des Dschebel Scharr: über Erwarten lohnend waren die Resultate dieser östlichen und einer dritten südöstlichen Expedition. Doch wehrt Burton sich gegen die Hereinziehung der mittelalterlichen arabischen Topographie, wie sein gelehrter Freund Sprenger sie noch auf unsere Zeit anwendet, z. B. wenn er von Bada, dem Centrum der Thamudäer, spricht und die Kodha-Stämme und andere in heutigen Tribus wiederfinden möchte. „We cannot attach much importance, in the nineteenth century, to a race, the Beni Tamud, which had wholly disappeared before the seventh."

Man zog also in Wadi Surr hinein und machte den ersten Halt, wo Wadi el-Radschil einmündet und reichliches und gutes Wasser zahlreiche Herden von Schafen und schwarzen Ziegen versammelte. Hier trat Porphyr, Grünstein und Serpentin auf. Zunächst ward Dschebel Scharr links liegen gelassen und Wadi el-Zibajjib, Wadi el-Khulasah, rechts der Berg Umm-Dschedail und der von ihm durch Wadi Kschabrijja getrennte nördliche Nachbar Dschebel Dibbagh passirt. Dieser, schon vom Meere aus sichtbar, liegt wiederum südlich gegenüber dem dreigipfligen Dschebel Harb, beide am wohlbekannten felsigen Wadi Sadr, in welchem genau dreißig Jahre früher Wallin gezogen war (s. Arabien und die Araber, S. 245). Die Richtung war nicht mehr N.-O., sondern O. Hier endete das Tihama-Gebirge; der nächste östliche Parallelzug ist das Schefa, zwischen beiden als deutliche Grenze nordwärts Wadi Sawadah, die Scheidung zwischen dem granitischen Harb und dem porphyrischen Dschebel Sawadah, südwärts Wadi Ailan zwischen dem Dibbagh und dem Dschebel Ailan.

Hier erschienen die ersten Proben der räuberischen Maazeh, Gesindel mit langen Flinten und drohenden Redensarten. Burton hatte, um die Erlaubniß des Eintritts in ihr Gebiet zu erlangen, einen Ukbah gesendet; vor der Hand wurden die Remingtons fertig gemacht und das Weitere abgewartet. Die Richtung des Marsches an diesem 22. Februar änderte sich in O.-S.-O. Schöne Tamarixbäume begleiteten den Weg, dazu Herden mit guten Wollfließen. Das Lager war in einer Höhe von 2200 Fuß, die Temperatur Nachmittags 5 Uhr 66° F., in der Nacht 38°. Hier wuchs der Kidad (Astragalus) mit seinen furchtbaren Dornen, der Kahla (Echium) mit den zwei unterschiedenen Farben der jungen und alten Blüthen, Lawendel, Reseda, wilder Indigo, Tribulus, Aristida, Stipa, Bromus, das an Teneriffa erinnernde Spartium, Cytisus. Abends kamen fünf Maazeh-Häuptlinge mit ihrer Eskorte auf elenden Kleppern ins Lager, die sie wahrscheinlich den Anezeh-Ruwala gestohlen hatten, oder auf Kamelen. Offenbar sahen sie die ersten Europäer, deren Geleitsferman sie nicht lesen konnten; auch wäre er ihnen gleichgültig gewesen: was kümmert sie der Chedive, dem ja jeder Einzelne von ihnen durchaus ebenbürtig war! Aber immerhin war ihre drohende Haltung, bei

welcher es auf Geld abgesehen schien, genügend, um den Weg nur noch bis zu der nahen Grenze ihres Raubgebietes in der Hisma, dem Paß Khuraitat el-Hisma oder el-Dschils rathsam erscheinen zu lassen, neben welchem südlich der Khuraitat el-Ziba liegt, auch Khureitat el-Tähäma genannt nach der örtlichen Aussprache statt Tihäma. An den Felsen waren viele Wasm, d. h. Tribuszeichen, eingeritzt.

So stand Burton auf der Schwelle der Hisma, ohne hineinzukommen, an der Westgrenze des Nedsched, des centralen Hochlandes. Von der Paßhöhe öffnete sich begreiflich eine weite sehnsuchtweckende Rundsicht, zunächst auf einzelne hervortretende Punkte der Hisma: el-Mukaikam, ein rother Felsblock auf rothem Sande, Sammelstelle für die landesüblichen Razzias; der dunkle el-Khairani; die zwei weißen Felsen el-Rakhamatein; am nächsten Dschebel el-Rawijan, durch dessen gleichnamigen Wadi mit größerm Glücke einst Wallin in die Hisma und weiter in die Harrah gezogen war. Die Breitenausdehnung der Hisma beträgt einen bis zwei Tagemärsche. Ueber sie nach Osten hinaus lag die Harrah, dunkeles vulkanisches Land, in seinen einzelnen Regionen von N. nach S. die Harrat Hisma, Harrat el-Awairaz mit dem Dschebel el-Muharrak, Harrat el-Muschrif, Harrat Sutuh-Dschaida, Harrat el-Buhairi. Es ist bedauerlich, daß Burton hier umkehren mußte; denn gerade in der Hisma sollten viele Spuren des Alterthums zu finden sein, wie ihm denn ein Stein mit nabatäischer Inschrift (?) gebracht wurde. Erst müssen die Maazeh-Banden bezwungen werden, wenn die Hisma aufhören soll, eine Ebene voll Mord und Raub zu sein.

So ging es den Paßweg wieder hinunter, um eine ziemlich südliche Richtung einzuschlagen; Gazellen und Hasen flüchteten in die Ferne und in den Lüften kreisten zwei Adler, während die Expedition in Wadi Damah oder el-Nahabah eintrat, das nordwestliche arabische Arkadien, seit Jahrhunderten ein Gegenstand der Stämmefehden. Burton traf dazu einen schönen Frühlingsmorgen und wie in einem Idyll weideten die Beduinenmädchen ihre Herden. In früheren Zeiten hatte der Wadi zwischen den Ukbah und den Balijji (Beli) die Grenze gemacht, jetzt gehört er den Huweitat und zwar ihren Unterstämmen Suleimat, Suleimijin, Dscherafin. Je weiter hin, desto baumreicher wurde das Thal, unter den Vögeln machte ein kolibriartiger sich bemerkbar, während auf den Felsen große braune Geier unbeweglich wie beduinische Wachtposten saßen. Am Dschebel el-Balawi ward gelagert, nahe an Bautenspuren, die den Namen Dar el-Nasara („Christenhaus“) führen. Wichtiger aber sind in einem Nebenwadi, wo große fasanenfarbige Rebhühner auffielen, die Ruinenreste von Schuwak, wohl das Soaka des Ptolemäus, einst die Station der Nabatäer-Straße von Petra nach Leuke Kome. Die Bautentrümmer zeigten verschiedene Steinarten, Felsengräber fanden sich und Asche und Scherben deuteten auf Metallschmelzereien. Namentlich hat man das einstige Vorhandensein vortrefflicher Wasserleitungen zu konstatiren vermocht, wie denn ein Mauerrest von bedeutender Länge in einen Teich mündet, in dessen Nähe Ruinenparallelogramme auf Werkhäuser deuteten. Aber keine Inschrift gab nähere Kunde von einer vor Zeiten so bedeutenden Civilisation, kein arabischer Geograph meldet von der Stelle, die doch in der Nähe der Hadschroute liegt.

Wenig südlich fand man die fast ebenso zahlreichen Ruinen von Schaghab an einer Thalkreuzung: auch hier die Reste von Brunnen, Schmelzöfen, dazu Glas- und Thonscherben. Das Gestein der nahen Felsen war Trachyt und grüner Jaspis; hier ward ein junger Steinbock erlegt.

Jetzt ward der Weg weiter nach Westen verfolgt auf Wadi Ziba hin. Auch hier fehlte es nicht an Mauerresten, die mit Wasm bekritzelt waren. Man passirte Wadi el-Khandaki, den Halteplatz Tuweil el-Suk, Ruinen von parallelen 35 Fuß von einander entfernten Wänden. Uralte Tamarisken (Athl der Araber) standen am Fuße des Dschebel Mutadan; der Brunnen el-Zijeib, Dschebel Tulaih blieben nördlich. Früher benutzte Quarzbrüche lieferten der Expedition Amethyste und zeigten Kobaltspuren. In Umm Amil und seinen Werkstattruinen wurde vortreffliches Kupfer gefunden. So gelangte man durch Wadi Salma, in welchen Wadi Hareimal rechts, d. h. nördlich, mündet, durch Wadi Kifafi und Wadi Sidrah, während im Morgenglanze der riesige Scharr leuchtete, nach Wadi Ziba und nach Ziba am Meere, vielleicht *Φοινίκων κώμη*, Wallin's Dhoba, Niebuhr's Deba. Der freundliche Ort hat gutes Wasser, eine im Bau begriffene Moskee, eine Art Hafendamm. Auch hier waren reichlich Austern vorhanden. In der Nähe nußten Türkise vermuthet werden, wovon aber die Einwohner nichts wissen wollten. Dennoch wurde den früher erhaltenen Nachrichten gemäß nördlich durch Wadi Zahakan, Wadi Hascha, Wadi Umm-Dschirma, wo große Massen geschlagenen Quarzes auf frühere Montanthätigkeit deuteten, ferner durch Wadi el-Ghal am gleichnamigen porphyr- und feldspathreichen Dschebel hin gewandert und in der That nahe an Umm-Dschirma ein Dschebel el-Feiruz („Türkisberg“) gefunden, von welchem man gute Probestücke von Quarz mit Türkiskrystallen und Silber davontrug.

In Ziba hörte man auch von Ruinen in Wadi Azlam, eine Tagereise nach Wedsch hin; die Stelle sollte Mdschirma heißen. Jetzt sollte aber zunächst der mächtige überall in Midian schon von weitem gesehene Dschebel Scharr mit seinen thurmähnlichen Spitzen erstiegen werden, der Hippos Mons der Alten, el-Ischara der moslimischen Geographen. Der Berg, der die alpine Höhe von 6500 Fuß hat, ist von breiten Wadis umgeben, nördlich und östlich von Wadi Surr, südlich von Wadi Kuwait und Wadi Zahakan. Dieser granitische König der Gebirge von Midian, von fünf Spitzen gekrönt, leuchtete bei der klaren Abendluft in wunderbaren Farbentönen. Man hatte tüchtige Führer an einigen Dscherafin-Huweitat, intelligenten Menschen, die sich ihr Schießpulver selber bereiten. So wurde denn in Wadi Keimah aufwärts gezogen bis zu einer ganz eigenthümlichen Quarzmauer, von vier thurmartigen senkrechten unten zusammenhängenden Pfeilern gebildet, durch Schluchten von den umgebenden Granitwänden geschieden, eine schneeweiß leuchtende zackige Quarzformation im dunkeln Schlunde zwischen den schwärzlichen Graniten! In Wadi Surr östlich am Scharr wird zur Nacht gerastet. Auch hier bekam man Gesteinsproben mit Kupfer aus der Nähe. Am 16. März ward der Scharr erstiegen, dem die englischen Surveyors einst auf ihrer Karte den Namen Mowilahh High Peak gegeben hatten. Beim Anstieg traf man europäische Bekannte aus dem Pflanzenreich: Löwenzahn, Hagedorn, sehr starke Wachholder. Die Beduinen erwarteten Leoparden, doch kam keiner in Sicht, dagegen Steinbock und Adler, auch ein Wabar wurde geschossen. Die Aussicht auf die rothe Hisma und die dunkelblaue Harrah im Osten, auf die nun schon bekannten Gebirgszüge der Tihama im Norden und Süden war so umfassend, daß man ganz Midian wie auf einer Reliefkarte unter sich hatte. Die riesigen Thurmblöcke auf der höchsten Höhe erwiesen sich als unersteigbar, weil senkrecht. Zwei Mitglieder der Expedition, Clarke und Lacaze, gelangten wenigstens bis auf die oberste Platte, wo sie alpine Vegetation antrafen; sie erlegten dort eine Schlange, Echis colorata, die im Sterben die Farben

wechselt. Am nächsten Tage ging es südwärts bergab über den Ras Wadi Surr, während der Khamsin auf drei Tage einsetzte. Dann gelangten die Reisenden durch Wadi Harr ans Meer nach Muweilah.

* * *

Endlich blieb nun noch eine dritte Richtung, die nach Süden zunächst auf Wedsch zu, übrig. Auf dem viceköniglichen Dampfer fuhr man bei der Insel Numan, die Burton nicht für die Timagenes-Insel des Ptolemäus hält, vorbei, da wo Wadi Damah mündet, ferner bei Wadi Azlam (Wellsted's Eslem), der die Grenze zwischen den Huweitat und den Balijji (Beli) bildet, weiter bei Mersa Zubeidah, Ras Labajjiz, der Mündung des Wadi Salbah oder Sirr, dessen Fortsetzung östlich Wadi Nedsched ist, und gelangte so nach der vortrefflichen Hafenbucht Scharm Dumeighah, 26° 38′ nördl. Br., wo die Fischerkähne der Dschuheinis lagen. Weiter wurde die Mündung des Wadi Antar passirt, welchem landein die Pilgerstation Istabl Antar entspricht, dann ebenso Wadi Aunid, an welchem der Dschebel Libn, 3700 Fuß hoch, sich erhebt, endlich Ras Mureibit und nun erreichte man den wichtigen Hafen von el-Wedsch, 26° 14′ nördl. Br., der neben Jambo, Dschedda und Mocha genannt zu werden verdient. Wedsch ist die einzige wirkliche Stadt in Midian mit 1200 Einwohnern. Seit Burton's erstem Besuche (1853) hatte sie bedeutend zugenommen. Zwei thurmartige Fortifikationen schützen sie nach dem Lande hin. Jetzt hat sie auch einen Leuchtthurm, ist Quarantänestation, Sitz ägyptischer Behörden, treibt Perlenhandel und hat schönes Wasser. Bis auf den Pilgerfriedhof kommen die Hyänen des Gebirges. Salz findet sich in der nahen Saline Mellahah. Die Beduinen bringen einige wenige Produkte zum Verkauf, auch Butter. Die Riffe und Klippen haben einen bemerkenswerthen Reichthum an Mollusken.

Hier schaltet Burton einen kleinen Exkurs über den uralten Stamm der Huteim, die bekannte Pariatribus, ein, denen die anderen Stämme keine Zwischenheirathen mit sich gestatten.

Wenig südlich von Wedsch fand die Expedition das dritte Schwefellager, Tuwajjil el-Kibrit. Die Seefahrt führte an den Inseln el-Raikkah und Merdunah vorbei, gegenüber Ras Mallah. Ueberall liegen dichte Korallenklippen vor der Küste. Weiter passirte Burton Ras Kurkumah, am Lande die regelmäßige Mauer des Dschebel el-Ward, der die Fortsetzung des Dschebel Libn ist, dann die Dschibal el-Safhah, die beiden Berge el-Nâl, zwischen denen die ägyptische Pilgerstraße hindurchführt, lauter Land der Dschuheina. An Dschebel Hassani vorbei und der gleichnamigen Insel davor ward jetzt el-Haura erreicht, als Pilgerstation Dar el-Aschrin genannt, 25° 6′ nördl. Br., 37° 13′ 30″ östl. Gr. Schon Wellsted hatte von Ruinen in der Nähe gehört und Burton erklärt sich für die Identität der Stelle mit dem vielgesuchten Leuke Kome. Das Gestade erfreute durch das reichliche Grün der Vegetation und die leuchtenden Farben der nahen Bergzüge; dazu mündet eine ununterbrochene Reihe von Wadis, deren nördlichster Wadi el-Ain und südlichster Wadi el-Dagheibad ist. Bei Haura nähern sich die vulkanischen Formen der Harrahs am meisten der Küste. Ein Theil der Expedition mit Burton landete, um einige Meilen landein zu gehen, kreuzte die steinige Hadschroute und fand eine Stunde von der See entfernt die ersten Spuren der alten Ansiedelung, nämlich Mauerreste aus gutem Cement und zwischen Palmpflanzungen, Dochn-Feldern (Holcus dochna) und Halfa-Gras (Cynosurus durus) die Reste einer unterirdischen Wasserleitung von Dschebel Turham her aus einer Höhle von weißem Korallin.

Bei dieser Gelegenheit kommt Burton auf den edeln vor anderthalb Jahrtausenden aus Südarabien eingewanderten Stamm der Balijji (Beli) zu sprechen, die im Nordosten an die Maazeh grenzen, weiter südlich an die Ruwala und Aleidan, Unterstämme der großen Anezeh-Tribus. Sie behaupten übertreibend, viertausend Flintenträger stellen zu können. Jedenfalls erwiesen die, welche man kennen lernte, sich als völlig unwissend, aber als geborene Bergleute; echt beduinisch, saßen sie die halbe Nacht plaudernd und erzählend.

* * *

Der endlich noch übrige letzte Marsch, den Burton von Wedsch aus unternahm, war der nach der Ebene von Bada, von da nach dem Marwat (Dzu Marwah der arabischen Geographen), schließlich durch Wadi Hamz nach Wedsch zurück. Die Karawane zählte unter 58 Kamelen 44, die beladen waren, davon 7, welche Wasser trugen. Bei der Salzmine vorbei zog man zunächst nach dem Inland-Wedsch, einer befestigten Station der Hadschroute, am Kreuzungspunkte von vier Wadis und mehreren Wegen. Die kleine Garnison genießt hier gutes Wasser und reine Luft. Im Schatten des Forts, eines viereckigen Baues mit vier Bastionen, ward der Kaffee getrunken. Anpflanzungen von Palmen und Küchengewächsen geben der Stelle ein civilisirtes Aussehen. Eine Inschrift am Fort enthält den Namen Ahmed Ibn Tuluns, des großen Gründers der Tuluniden-Dynastie, 868 bis 884, ein Beweis, daß Süd-Midian damals zu Aegypten gehörte. Die Berge treten im Osten sehr nahe heran; ihnen entgegen wendete sich jetzt der Zug Burton's, zunächst durch Wadi el-Wedsch, an dessen rechter (südlicher) Thalwand ein Felsen die Inschrift trägt, welche bei Wellsted fälschlich als in dem südlicher gelegenen Wadi el-Mojeh kopirt erwähnt wird; außerdem soll Wellsted's Kopie sehr fehlerhaft sein. Burton's Abschrift macht den Eindruck altarabischer Schriftzüge, außerdem ist das Bild eines Kamels, das einer Schlange und endlich von ein Paar kämpfenden Kriegern erkennbar. Man gelangte nun, zwei Stunden seit dem Inland-Fort, in Wadi Umm el-Karajat („Mutter der Dörfer") zu dem wichtigen ruinenbesäeten Berge, den Wellsted ebenfalls besucht hat, einem Kegel mit Kraterbildung; es ist ein Dschebel el-Maru (s. o.). Minen und Stollen sind zum Theil erhalten, das Gestein ist Quarz und Schiefer. Einst ist hier blühender Silberbergbau betrieben worden und wie im Norden Dschebel el-Abjadh, so ist im Süden Umm el-Karajat und seine Nachbarschaft das Centrum des Minenbezirkes. Die Ansiedelung lag am Fuße des Berges im Wadi el-Mija, Wellsted's Mojeh, die Hauptruine nordöstlich in Form eines großen Parallelogramms. Geschlagene Kieselstücke liegen in Massen umher, aber keine Anzeichen von Brunnen oder Aquädukten, wenige von Schmelzöfen. Wasser fand man nicht[1]). Nach einer kalten Nacht wurde am 31. März nach Wadi el-Khaur nördlich abwärts gestiegen, zwischen Trachytwänden, ferner durch Wadi el-Kubbah („die Kuppel"), der ebenfalls eine frühe Ansiedelung gewesen sein muß, und Wadi el-Dasnah. Die Herden verkündeten die Nähe des Wassers, und die Balijjifrauen, die sie weideten, machten einen freundlichen Eindruck. Der Khamsin begann wieder sein

[1]) Diese Stelle dürfte dieselbe sein, die Fresnel 1836 besucht hat und die er Umm-Suhajjerat nennt; auch er denkt an einstige Arbeiterwohnungen (s. J. Mohl im Journal asiatique 1871, l'Arabie vue en 1837 et 1838 par Fresnel).

dreitägiges Wehen. Dschebel Libn blieb sichtbar, und so stieß man denn auf eine von Europäern bisher nicht besuchte hervorragend wichtige Ruinenstätte, Umm el-Harab („Mutter der Zerstörung"), im Wadi el-Nubajjigh, der in den Sirr mündet. Ueber der Erde sind die Spuren von Grundmauern vorhanden; wichtiger aber war, daß man hier eine wohlerhaltene offene Mine fand, Gänge in die Erde, gestützt durch Pfeiler, die man beim Abbau hatte stehen lassen. Man sieht, daß geschickte und kundige Bergleute hier einst gewaltet haben müssen. Silberglänzender Glimmer und metallreicher Quarz sind damals ausgebeutet worden; daher noch die Reste von Quarzmühlen oder Stampfen aus Basalt, Syenit oder grauem Granit. Von dieser Stelle stammen auch diejenigen Burton'schen Gesteinproben, in welchen Richard Smith im Londoner Bergschul-Laboratorium thatsächlich Gold fand, im rothen, im weißen Quarz und im Glimmerschiefer.

Hierauf weiter auf Bada zu: man kreuzt Wadi Rabigh, zieht in Wadi Abu el-Dschezaz (wohl ein Irrthum Burton's für Zedschadsch, „Vater des Glases") an Dumpalmen hin, findet die riesige Asklepiadee el-Uschr, während nördlich Dschebel Ziglag bei Schaghab und Dschebel el-Aslah herüberschauten. Die Fauna lieferte Turteltauben, Feldratten, einen gelben Wolf, Hasen, Stachelschwein, Igel, Habicht, Krähe, Eule, wilde Tauben, Bachstelze, bei Nacht den Kata. Man gelangt aus Wadi el-Dschezaz unmittelbar in den Wadi Abu Danmah mit rechts Dschebel Ukbal. Plötzlich verflacht sich der Wadi und man hat nördlich die Ebene bei Bada vor sich. In die Augen fällt sogleich ein großes Viereck von Dattelpalmen mit neun Brunnen, aus deren Nähe überraschend das Lied einer Nachtigall klang. Bada mag einst die Centrale der weit vorislamitischen Thamudäer gewesen sein, das Badaïs, Badanatha der Griechen und Römer, eine Hauptstation zwischen Petra und Leuke Kome, 26° 45′ nördl. Br., 1200 Fuß hoch gelegen. Die Fläche um Bada dürfte um 100 (engl.) Quadratmeilen groß sein, wie gewalzt und mit grauem Granit gepflastert, mit Hügeln, wie große Steinhaufen, bedeckt. Spärlich war die Vegetation außer der Palmenoase, Sauerampfer hauptsächlich und Lycium. Im Westen grenzt Wadi Manab, im Osten Dschebel Dausal und Wadi Nedsched, im Süden die Tihama-Berge mit dem Dschebel Kurr beginnend, daneben Dschebel el-Wasil und endlich die Dschibal el-Akabil. Dicht am Palmenwalde ist der Hügel Schahib el-Bum, aus Grünsteinbreccia und Hornblende. Hier fanden sich auf dem Gestein Inschriften, zwischen Kufisch und Neucursiv, lediglich Gebete und Ausrufe der Gläubigen, oft kräftig eingehauen wie von Bergleuten, nicht von Passanten. Den Umfang der alten Ortschaft kann man nicht mehr erkennen, Münzen wurden nicht gefunden, aber grünspanbedeckte Metallstücke. Ein Wasserbehälter hatte Seiten von 32 m Länge gehabt. Aquädukt- und andere Mauerreste sind entsprechend groß. An Minenindustrie hat man hier wohl nicht zu denken, wenn man auch ein Stück Quarz mit reinem Blei fand, bekanntlich eine größte Seltenheit. Kohle, wie gehofft wurde, gab es nicht. Dem Schahib el-Bum ähnliche Hügel sind noch zahlreich vorhanden; im Norden der Ansiedelung deuten gerade Steinlinien auf Bauten, vielleicht zu Befestigungszwecken errichtet. Dürftige Beduinen kamen ins Lager, um flüssige Butter für hohe Preise zu verkaufen; auch ein verwundeter Räuber trieb sich da herum. Das Blutgeld (Dijat) soll hier 800 Doll. betragen.

Ueber Wadi el-Marwat („Quarz") ging es nun heimwärts. Der Marwat-Berg ist 2100 Fuß hoch, von Bauresten umgeben, auch unter anderm mit kufischen Inskriptionen. Es folgte der schöne Wadi Ain el-Kurr, in welchem kleine Teiche guten Wassers allerhand Wasserpflanzen Nahrung boten: Rohr (arundo donax, arabisch Kasba), Schwertlilie (scirpus holoschoenus, arab. Namas), Uschr, Verbascum. Dazu eine veritable Grasrasenfläche — ein seltenes Ding in Arabien! Bei dem Brunnen el-Hufairah fand sich die bunteste Quarzsammlung; hierauf durch Wadi Leilah an der schönen Scenerie der Dschibal el-Safhah vorbei, einem Stück der Tihama-Kette mit dem Hauptberge Dschebel el-Ward und Dschebel el-Ughlub. Hier begleitete die Reisenden ein fast flußartiger Wasserlauf von anderthalb Meilen Länge — ebenfalls eine phänomenale Seltenheit!

Und nun nach Wadi Hamz, der die Grenze zwischen dem ägyptischen Midian und dem ottomanischen Hidschaz bildet, von Wallin fälschlich Wadi Nedsched genannt. Er soll 15 Tagemärsche landein reichen bis östlich von Medina. In ihn münden eine größere Anzahl Sekundär-Wadis: el-Uweinid, el-Is u. s. w. Wadi Hamz ist zugleich die Grenze zwischen den Balijji im Norden und den Dschuheina im Süden. Sechs Stationen von dem untern Wadi soll Ela sein, von da ein kurzer Tagemarsch nach dem noch immer unerforschten Madein Salih. Ueberraschend bot sich den Wanderern der Anblick des räthselhaften Kasr, des Schlosses, wie die Araber es nennen. Es ist ein römischer Bau ohne jede Inschrift, aus schönem Alabaster, wie er in der Nähe von Abu el-Marw (s. o.) gefunden wird, also aus heimischem Stein, nicht aus importirtem Marmor. Die Grundform des Gebäudes ist das Viereck, mit 8 m langen Hauptseiten, die Wände fast 1 m dick. Kapitäle und Säulenbasen liegen umher. Vielleicht war es einst ein Votivtempel des Aelius Gallus, als er in Egra (el-Wedsch) einige Zeit verweilen mußte.

Diese interessante Entdeckung schloß die Forschungsreise würdig ab: westwärts ziehend hörte man bald das für ein englisches Ohr theure Rauschen des Meeres, war am selben Tage, 13. April, in Scharm Jaharr, am nächsten Tage in el-Wedsch und bald genug über Suez wieder in Kairo.

Soweit über eine wissenschaftliche Wanderung, die, wie es scheint, der Ausgangspunkt einer verständigen civilisirenden Einwirkung auf den Westen Arabiens werden wird, wenn auch hoffentlich nicht einer chedivischen Ausbeutung der Stämme à la Fellah in Aegypten. Ich denke, dafür werden diese Huweitat und Beli zu sorgen wissen.

Dr. Chr. Rutenberg's Reisen in Südafrika und Madagaskar.

Von **Dr. Reuling** in Bremen.

Der Name des Mannes, dessen kühne und anfangs so glückliche Entdeckungsreise wir schildern wollen, ist bisher gewiß nur wenigen Gelehrten und Laien bekannt geworden, denn leider hat ein jäher Tod seinem vielverheißenden Leben zu früh ein Ende gemacht. Der einzige Sohn eines wohlhabenden Baumeisters in Bremen, hatte Chr. Rutenberg seinem Hang zum Reisen und zum Erforschen der Natur im Großen wie im Kleinen von früher Jugend an nachgehen können und war durch sein Studium der Naturwissenschaft und Medicin auf das Trefflichste vorgebildet zum wissenschaftlichen Forscher. Sein nie ruhender Geist trieb ihn zu allerlei Entdeckungen und Experimenten, die von manchen tüchtigen Aerzten als praktisch anerkannt sind, und seine Liebe zur Natur veranlaßte ihn zu immer weiter ausgedehnten Reisen, auf denen er manchmal sein gutes Glück erprobte.

Schon früh hatte er wiederholt den Wunsch ausgesprochen, Afrika oder Südamerika zu bereisen oder als Marinearzt eine Reise um die Welt mitzumachen; dennoch kam der Entschluß zur Reise nach Afrika ziemlich plötzlich zum Durchbruch. Im November 1876 hatte er sich nach London begeben, um hier durch englische Mechaniker einige Instrumente anfertigen zu lassen, die ihm bei seinem Lieblingsstudium, der Augenheilkunde, wesentliche Dienste leisten sollten. Als er mit seinen Experimenten zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein glaubte, konnte ihn nichts mehr an den heimischen Boden fesseln, und Ostafrika war wieder das Ziel seiner Wünsche. Anfangs beabsichtigte er vom Kapland nach Zanzibar und dem Nyassa-See zu gehen, um von da aus dann weiter nach Norden vorzudringen; doch mancherlei Hindernisse, die sich ihm in den Weg stellten, veranlaßten ihn schließlich diesen Plan aufzugeben. Am 9. April 1877 verließ Rutenberg London und landete nach einem kurzen Aufenthalte in Lissabon, wo er sich von dem Präsidenten der dortigen geographischen Gesellschaft Empfehlungsschreiben nach Mozambique verschafft hatte, am 20. Mai in Kapstadt am Fuße des grotesken Tafelberges. Stets sein nächstes Ziel, Mozambique, fest im Auge behaltend, gönnte er sich in der sonst so reizvollen Hauptstadt des Kaplandes nur so viel Zeit, als die Vorbereitungen zu einer Ueberlandreise nach Natal erforderten, von wo er dann mit dem Durban berührenden Dampfer nach Quilimane weiter zu fahren gedachte. Am 31. Mai trat er auf einem mit einem Zeltdache zum Theil überdeckten, von zwölf Mauleseln gezogenen Wagen die Fahrt über die Karroo nach Griqualand-West an. Die lange Dauer der Fahrt (4 Wochen), das oft recht unfreundliche Wetter, die Hitze des Tages und die Kälte der Nacht, gegen die er sich nur wenig zu schützen vermochte, ließen ihn die Unbequemlichkeiten dieser Art zu reisen recht lebhaft empfinden, so daß er von Kimberley in Griqualand seine Reise lieber zu Pferde fortsetzte, obgleich das Miethen derselben von Ort zu Ort ihm neue Unannehmlichkeiten bereitete. Das größte Interesse erregten bei unserm Reisenden die Diamantengruben bei Kimberley, einer in sieben Jahren gleichsam aus der Erde gewachsenen Stadt. Wunderlich genug mögen die ganz aus Zinkblech erbauten Häuser am Rande der oft 600 Fuß tiefen Gruben und das Gewimmel der Hottentotten, Kaffern, Neger und Europäer, das Pfeifen der Dampfmaschinen, welche die mit diamantenhaltiger Erde gefüllten Eimer an Drahtseilen aus der Tiefe emporheben und in die bereitstehenden Karren entleeren, dem seit Wochen nur durch öde, menschenleere Hochebenen ziehenden Reisenden vorgekommen sein, als er endlich am 28. Juni auf dem Marktplatze dieser geschäftigen Stadt Halt machte. Doch fand er hier nicht das sprichwörtlich gewordene wilde Leben der Diamantengräber; vielleicht hatte schon der Engrosbetrieb das unstäte Treiben der einzelnen Glücksritter unmöglich gemacht, indem der Ankauf einer kleinen Fläche Landes und die Anlage einer Diamantenwäscherei ein bedeutendes Anlagekapital erfordert und somit die Ausbeutung des ergiebigen Bodens in die Hände weniger Unternehmer geliefert hat. Nach einer kurzen Rast setzte Rutenberg seine Reise durch das Basutoland nach Natal fort, denn er hoffte trotz mancher Verzögerungen noch rechtzeitig den Dampfer in Durban erreichen zu können. Einen imposanten Eindruck machte auf dieser Tour, wie wir aus einem Briefe an seine Eltern ersehen, auf den kühnen Wanderer die Besteigung des Mont aux sources, der Dreiherrenspitze Südafrikas (Basutoland, Natal und die Oranjefluß-Republik stoßen hier zusammen), zumal da er sich in dieser großartigen Alpenlandschaft, in einer Höhe von 10 500 Fuß [1]), gezwungen sah, mit seinen Kaffern und Hunden in einer Höhle am Feuer zu übernachten. Das Maluti- und Kahlambagebirge lag vor seinen erstaunten Blicken ausgebreitet, zackige Spitzen und schroffe Felswände thürmten sich vor ihm auf, durchbrochen von den tiefen Thälern des Oranje, Vaal und Tugela. Aber so sehr er auch wünschte noch weiter in dieser Wildniß nach Norden vorzudringen, so mußte er doch darauf verzichten, weil sich seine Begleiter bei der rauhen Winterzeit nicht zu einem weitern Marsche in das unfruchtbare und menschenleere Land verstehen wollten. Die Unterhandlungen mit seinen Leuten und mit den Pferdevermiethern hatten aber schließlich so viel Zeit gekostet, daß Rutenberg auch seinen frühern Wunsch, mit dem Dampfer in Durban zusammenzutreffen, vereitelt sah. Da nun erst nach 4 bis 6 Wochen ein anderer Dampfer zu erwarten war, so wollte er die Zeit nicht unbenutzt verstreichen lassen; er faßte daher den Plan, einen Ausflug nach Madagaskar, „der Perle der Inseln", „dem gelobten Lande für Naturforscher", wie diese Insel manchmal genannt worden ist, zu unternehmen.

Am 13. August hatte Rutenberg Durban erreicht und auch bald darauf ein Schiff gefunden, das nach Mauritius, dem gewöhnlichen Ausgangspunkte für eine Reise nach Madagaskar, segelte, aber erst am 23. August stach das Schiff wirklich in See und landete nach $16^1/_2$tägiger, beschwerlicher Fahrt in Port Louis auf Mauritius. Die herrliche Scenerie dieser vulkanischen Insel ist oft beschrieben worden, und Rutenberg verzichtete deshalb darauf, eine weitere Schilderung davon zu geben; nur das eine erwähnt er, daß der Anbau der Kaffeepflanze wieder durch das Zuckerrohr verdrängt sei.

Die regelmäßige Verbindung zwischen Mauritius und Madagaskar wird durch die sogenannten „bullockers" vermittelt, ziemlich plumpe und für Passagiere durchaus nicht bequem eingerichtete eiserne Schiffe, die hauptsächlich zum

[1]) Die Jeppe'sche Karte von Transvaal giebt ihm nur 9115 engl. Fuß.

Transport des Hauptausfuhrartikel Madagaskars, des Viehs, dienen, und schon aus diesem Grunde kein angenehmer Aufenthalt für Menschen mit nicht gar zu sehr abgestumpftem Riechorgan sind. Zudem hatte Rutenberg wieder das Mißgeschick, daß gerade drei Tage vor seiner Ankunft in Port Louis das nach Tamatava an der Ostküste von Madagaskar fahrende Schiff abgesegelt war, so daß er wieder 2½ Wochen auf Mauritius festgehalten wurde. Endlich gelang es ihm, ein nach Vohemar, an der Nordostküste von Madagaskar, bestimmtes Schiff ausfindig zu machen, mit dem er denn auch am 27. September 1877 in See ging, und nach sechstägiger Fahrt glücklich an seinem Bestimmungsort landete.

Madagaskar ist schon von ziemlich vielen Reisenden besucht worden, und doch wissen wir noch verhältnißmäßig wenig von dieser großen Insel, wenn schon die Karten ein scheinbar vollständiges Bild derselben geben. Rutenberg sowohl wie andere Reisende klagen aber oft, daß die eingezeichneten Gebirge „Truggebilde der Zeichner“, daß „die Flüsse theilweise nicht vorhanden sind, oder doch einen wesentlich andern Lauf und Namen haben, daß die Schilderung von den immergrünen, liebliche Wohlgerüche ausathmenden Wäldern“ den Reisenden mit falschen Hoffnungen erfüllen und ihn um so empfindlicher enttäuschen, wenn er statt derselben schattenlose, sandige Ebenen findet. Ein Theil des Binnenlandes, der Nord- und Ostküste sind allerdings durch die sorgfältigen Schilderungen von der Decken's, Grandidier's und Mullens' näher bekannt, aber gerade die Westküste, das Gebiet der wilden Saccalaven, das sich Rutenberg als Erforschungsgebiet erwählte, bildet noch eine fast völlige terra incognita. Welche unberechenbare Bereicherung würde unsere Erdkunde daraus erfahren haben, wenn es dem kühnen Reisenden gelungen wäre, seine zweite große Tour von Madjunga längs der Westküste nach Murundava und von da quer durch den südlichen Theil der Insel nach dem von den Franzosen ehemals errichteten Fort St. Dauphin zu vollenden! Aber leider sollte ihm und uns dieses Glück nicht zu Theil werden. Mitten auf dem Wege zwischen Madjunga und Murundava, in der Nähe von Beravi im Gebiet von Minterano, fiel er durch die Mörderhand seiner eigenen Begleiter. Eine genaue Kunde von der Ursache und Art seines Todes ist leider trotz der eifrigsten Nachforschungen seiner Eltern und Verwandten noch nicht erreicht worden; das einzige, was wir durch die Agenten des Hamburger Hauses Oswald in Nossi Bé wissen, ist, daß wenige Tage nach Rutenberg's Abmarsch von Beravi drei seiner Leute mit seinem Revolver,

Dr. Rutenberg's Reisen auf Madagaskar.

Regenschirm, seinen Schuhen und seiner Uhr dorthin zurückgekehrt sind unter dem Vorgeben, der „Europäer“ sei gestorben; daß kurz darauf Hindus die betreffenden Leute gesehen und nach den näheren Umständen seines Todes befragt hätten, aber weder Ort noch Zeit hätten erfahren können, worauf sie dann die Leute des Mordes beschuldigten, und nun endlich der Kommandant von Beravi sich veranlaßt gesehen habe, vom Minister in Antananarivo Instruktionen zu erbitten! Die einzige Hoffnung der unglücklichen Eltern auf genauere Nachrichten beruht nun auf Herrn J. M. Hildebrandt, der gerade jetzt von der Berliner Humboldt-Stiftung zur Erforschung Madagaskars ausgesandt ist und sich bereit erklärt hat, an Ort und Stelle die genauesten Nachforschungen nach seinem beklagenswerthen Vorgänger anzustellen und zugleich die noch vorhandenen Besitzthümer und Sammlungen desselben, sowie, was unter diesen traurigen Verhältnissen das Wichtigste für uns wäre, sein Tagebuch nach Bremen zu senden. Möge der kühne und erprobte Reisende seine dankenswerthe Aufgabe glücklich erfüllen und ihm bei seinem eigenen gefahrvollen Unternehmen ein besseres Glück zur Seite stehen!

Doch wenden wir uns nun zur Beschreibung der ersten Tour, die Rutenberg auf Madagaskar glücklich ausführte. Wie wir schon erwähnten, landete er am 3. Oktober 1877 in Vohemar, wo ihm einige Empfehlungsschreiben aus Mauritius gastliche Aufnahme und freundliche Hülfe beim Engagement eines Dolmetschers und zwei Träger des Gepäcks verschafften. Ein kleiner Ausflug zu dem Gouverneur des Distriktes von Alebamie (?) brachte ihn in nähere Berührung mit der Landbevölkerung, die ihn mit der größten Freundlichkeit begrüßte, ihm Geschenke an Reis und Hühnern brachte, aber auch ihre Kranken zuführte, da der „weiße Arzt“ sie sicher gesund machen könne. Die einheimische Bevölkerung Madagaskars läßt sich in zwei große Gruppen scheiden, in die dunkelfarbigen Saccalaven an der West- und die helleren, olivenbraunen Hovas an der Ostküste und im Innern der großen Insel, der jetzt herrschende Stamm, malaiischer Abkunft. Otto Kersten, der Reisebegleiter von der Decken's (1863), sagt über diese beiden Stämme: „In Bezug auf Bildung stehen die Saccalaven jedenfalls den Hovas weit nach; nicht einmal ihre Häuptlinge können lesen und schreiben, während diese Künste bei den Hovas allgemein verbreitet sind. Ihre Religion ist ein rohes Heidenthum; die christliche Lehre hat bei ihnen nicht Eingang gefunden, wie bei den seit älterer Zeit von allerlei Missionären (Engländern, Franzosen, Norwegern) besuchten Hovas, der Muhamedanismus nur an einzelnen Orten und gewiß sehr oberflächlich, da er den Grundeigenthümlichkeiten der hiesigen Race entschieden widerspricht.“ — Von dem Gouverneur mit drei Soldaten zur Bedeckung versehen, verließ Rutenberg am 7. Oktober Morgens Vohemar und marschirte in sechs Tagen nach Fassi (?) an der Nordwestküste Madagaskars. Die Hitze war am Tage sehr groß, des Nachts aber kühlte es sich gewöhnlich stark ab, so daß des Morgens die erstarrten Lebensgeister mit heißem Thee, Wein und Rum wieder belebt werden mußten, da die primitiven Hütten, die sich die Wanderer aus Palmenblättern erbaueten, wenig Schutz gegen Wind und Kälte boten. Die Hovas erwiesen sich hier überall als sehr gastfreundlich; denn wo immer Rutenberg ein Dorf oder eine Hütte berührte, wurden ihm Hühner und Reis entweder als Geschenk oder doch zu sehr billigen Preisen (ein Huhn zu 50 Pfg., eine Tagesportion Reis zu 20 Pfg.) angeboten, so daß er nicht wie andere Reisende über Habgier und Unverschämtheit der Eingeborenen zu klagen hatte. Als Bezahlungsmittel dienen hier durchgängig in Stücken geschlagene Fünffrankenstücke, die mit einer Wage, die jeder Händler mit sich führt, abgewogen werden. — Auf der Wanderung durch das niedrige in ost-westlicher, nicht wie die Karten auch für den nördlichen Theil der Insel irrthümlich angeben, in nord-südlicher Richtung streichende Hügelland, das sich an einzelnen Punkten bis zu einer Höhe von 4000 Fuß (engl.) erhebt, sammelte Rutenberg eifrig Pflanzen, fing Käfer und schoß Vögel in der Hoffnung, dereinst einen weitern Beitrag zu der bisher bekannten und auf Grund der Forschungen von der Decken's durch Dr. G. Hartlaub und O. Finsch in Bremen bearbeiteten Fauna und Flora Madagaskars liefern zu können. Hoffentlich sind diese und die späteren Sammlungen in Nossi Bé wohl aufgehoben, um später als rühmliches Denkmal des so früh Verschiedenen die naturwissenschaftlichen Sammlungen seiner Vaterstadt Bremen zu zieren.

Am 13. Oktober langte Rutenberg in Fassi (?) an, wurde aber an der sofortigen Ueberfahrt nach der französischen Insel Nossi Bé, wo er mit dem Hamburger Hause Oswald seine finanziellen Angelegenheiten ordnen wollte, durch die etwas aufdringliche Freundlichkeit des Kommandanten des kleinen Hova-Forts gehindert und hatte schließlich in Folge der Aengstlichkeit und Ungeschicklichkeit seines Bootsführers noch eine Wasserfahrt von $3\frac{1}{2}$ Tagen über die Bay von Passandava, anfangs der Küste folgend, zu machen, die nach seiner Berechnung nur 15 Stunden hätte dauern müssen. Am 17. Oktober Abends befand er sich auf der Höhe von Helleville, der Hauptstadt von Nossi Bé, mußte aber wegen der starken Brandung unterhalb des Hafendammes landen und sich bei der herrschenden Dunkelheit auf gut Glück ein Quartier suchen. Und er hatte wirklich Glück, denn als er in eines der nahe liegenden steinernen Häuser trat, befand er sich plötzlich einem Deutschen gegenüber, dem Agenten des schon erwähnten Hauses Oswald. „Ihr könnt Euch denken,“ schreibt er in einem Briefe an seine Eltern, „wie erfreut ich mich diesen Abend an den mit weißer Serviette bedeckten Tisch setzte, Butter und Brot und andere Leckerbissen genoß, von einer Flasche Bier und einer Cigarre gar nicht zu sprechen.“ Die Hauptbevölkerung von Nossi Bé besteht großen Theils aus Saccalaven, die, wie schon erwähnt, auch die Westküste Madagaskars bewohnen, während dort wie in Mauritius die aus Indien eingeführten Kulis den eigentlichen Arbeiterstand bilden. Die aus Steinen erbaueten Häuser in Helleville gehören meistens der französischen Regierung oder doch europäischen Kaufleuten, die Eingeborenen dagegen wohnen in luftigen aus dünnen Bambusstäben und Brettern zusammengefügten Häusern, in denen nur wenige Fensteröffnungen angebracht sind. Die ganze Insel ist vulkanischen Ursprungs, wie eine Reihe runder Kraterseen im Innern beweisen, doch hat sie treffliche Weiden, Waldungen und Ackerland, so daß ein ziemlich bedeutender Handel mit Reis, Zucker und Kaffee von Nossi Bé aus betrieben werden kann.

Nachdem Rutenberg mit erfahrenen Händlern in Helleville seinen Reiseplan besprochen und die nöthigen Vorbereitungen getroffen hatte, fuhr er am 23. Oktober mit einem Dampfer der British Indian Steam Navigation, welche den Verkehr zwischen Aden, Zanzibar, Nossi Bé und Madjunga vermittelt, nach der letztern Stadt, um von hier aus seinen Marsch nach der Hauptstadt von Madagaskar, Antananarivo, anzutreten. Madjunga liegt an der Westküste von Madagaskar auf einer schmalen Landzunge an der Nordostseite der 17 bis 20 (engl.) Meilen langen, 8 Meilen breiten Bembetoka-Bay, in deren Südostecke der Betsibuka-Fluß mündet. Die Stadt zerfällt wie die meisten Garnisonstädte des herrschenden Hovastammes in eine hochgelegene, sich an das von einem Palissadenzaune umgebene Fort anschließende Oberstadt und die eigentliche Handelsstadt am Meeresstrande, die durch eine breite, ziemlich steil abfallende Straße mit einander in Verbindung stehen. Die Häuser sind meist aus

Bambusstäben und Palmenblättern errichtet, weshalb man sich gewiß nicht wundern darf, daß fast Jahr für Jahr eine Feuersbrunst den größten Theil der Gebäude hinwegrafft. Nur einzelne Häuser sind aus Bruch- oder Ziegelsteinen bis zu zwei bis drei Stockwerken aufgeführt und enthalten neben kleinen Wohnzimmern auch Läden und Waarenlager; sie gehören den unternehmenden Arabern und Hindus, die sogar zur Befriedigung ihrer Glaubensformen zwei Moscheen erbauet haben. Herrliche Pflanzungen von Kokosnuß- und anderen Palmen umrahmen den freundlich gelegenen Ort.

Nach einem Aufenthalte von wenigen Tagen fuhr Rutenberg durch die Bembetoka-Bucht den Betsibuka-Fluß aufwärts bis Maroway, wo er sich mit Hülfe des außerordentlich zuvorkommenden Gouverneurs acht Träger für sich und sein Gepäck miethete. Auch dieser Ort wird beherrscht von einem Hova-Fort, ist aber ein ziemlich ungesunder Aufenthalt am Rande des breiten, aber flachen Stromes, dessen nordöstliches Ufer steil aufsteigt und von einer üppigen Vegetation bedeckt ist, in welcher zahllose Vögel, wilde Enten, Störche und Flamingos ihr Wesen treiben. Rutenberg verfolgte nun nicht die gewöhnliche Straße längs des Flusses, sondern wählte einen mehr nord-östlichen Weg, um neue, bisher unbekannte Bahnen in das Innere aufzufinden. Doch kaum war er zwei Tagereisen weit vorgedrungen, als einer von seinen Leuten ihn heimlich verließ, dem am folgenden Tage zwei andere folgten. Da entschloß sich Rutenberg, seine Reise zu Fuß fortzusetzen, statt des in Madagaskar üblichen Tragstuhles (filanzan) sich zu bedienen; darum sandte er auch die übrigen Leute, die er engagirt hatte, zurück und miethete sich von Ort zu Ort drei Träger für sein Gepäck. Im Uebrigen kamen ihm auch auf dieser Tour die Eingeborenen stets freundlich entgegen, brachten ihm Hühner, Gänse und Reis zum Geschenk oder zum Kauf für geringen Preis. Auf seinem west-östlichen Marsche durchkreuzte er das ebene, bald mehr bald weniger bewaldete Küstenland, die sogenannte Wüste und das centrale Hochland, das in drei Terrassen aufsteigend nach Osten in gleicher Weise wieder zum Meere abfällt. Zahlreiche Gebirgsbäche stürzen in die Ebene hinab und bilden namentlich auf der Ostseite, wo durch die heftigen Südoststürme gewaltige Sandmassen an das Ufer geworfen werden, zahllose Seen und Lagunen, die durch Kanäle mit einander verbunden nach Ansicht von der Decken's (Kersten's) eine treffliche, vor Seeraub geschützte Binnenschifffahrt ermöglichen können. Auf der Westseite ist der von Grandidier auf der Karte verzeichnete Waldgürtel bei weitem nicht so ausgedehnt als auf der Ostseite, doch erfüllt er auch zum Theil die oben erwähnte Wüste, die ihren Namen nur insofern mit Recht trägt, als diese das centrale Hochland umgebende Landfläche weder Wohnungen noch künstliche Anpflanzungen der Menschen aufweist. Die anfänglich dort angesiedelten Hovas haben sich nämlich in Folge der zahllosen Ueberfälle und Plünderungszüge der Saccalaven gezwungen gesehen, unbewußt die Pläne des Kriegsministers Ludwig's XIV. auszuführen, der ja auch Frankreich mit einem menschenleeren Schutzlande zu umgeben wünschte. Trotzdem aber jenes Grenzland der Hovas keineswegs landschaftlicher Reize entbehrt, sondern durch grüne Wiesen, Waldungen und raschströmende Flüsse, von denen besonders der Ikiopa mit seinen Wasserfällen zu nennen ist, so scheucht doch des einsamen Wanderers Schritt keinen Vogel und kein Waldthier auf, nur Schwärme bissiger Fliegen bedecken oft sein Gesicht, Hände und Nacken. Das centrale Hochland durchzieht fast die ganze Insel von Norden nach Süden, nur daß am Nordende einzelne Höhenzüge sich absondern und im Süden noch für eine weite, dicht bewaldete Ebene Raum bleibt. Die erste Terrasse ist nach Mullens etwa 900, die zweite 1400, die dritte 1620 englische Fuß hoch, und über diese erhebt sich dann die eigentliche centrale 200 englische Meilen lange und 30 bis 90 Meilen breite Hochebene zu einer mittlern Höhe von 4000 Fuß, vielfach gekrönt von spitzen Klippen und schroff abfallenden Höhenketten.

Nach einem Marsche von drei Wochen gelangte Rutenberg endlich zu einem größern Orte, Ambatondrazaka, in dessen Nähe der Alantra-See liegt, verrufen wegen seiner sumpfigen, fieberaushauchenden Ufer, aber doch durch sein klares, tiefblaues Wasser und die ihn in weitem Bogen umspannenden, bewaldeten Höhenzüge das Musterbild einer bestrickenden Waldeinsamkeit. Unser Reisender ließ sich denn auch durch den schlimmen Ruf des Ortes nicht abhalten, bis spät in die Nacht hinein bei wunderbar glänzendem Mondschein auf dem aus einem Baumstamm gefertigten Kanoe den See nach allen Richtungen hin zu befahren. Als er aber nach zweitägigem Aufenthalte bei einem sehr gastlichen englischen Missionär an dem morastigen Ufer des Sees seinen Marsch fortsetzte, befiel ihn plötzlich ein heftiger Kopfschmerz, dem bald eine völlige Erschlaffung aller Glieder folgte. Nur mit Mühe schleppte er sich in die nahe Hütte eines Eingeborenen und sank hier bewußtlos nieder. Unter der wohlgemeinten aber nothdürftigen Pflege des mitleidigen Hova erholte sich Rutenberg bald wieder, so daß er schon hoffte seinen Weitermarsch antreten zu können, als ein erneuerter Anfall des schlimmen Madagaskar-Fiebers ihn zwang, nach Ambatondrazaka zurückzukehren, wo er unter der liebevollen Pflege des englischen Missionärs bald wieder hergestellt war, wenn auch eine andauernde Körperschwäche ihn veranlaßte, sich jetzt wieder des Tragstuhles zu bedienen, wozu ihm sein Gastgeber vier gute Träger verschaffte. In acht Tagen, fünf Wochen nach seinem Aufbruche von Madjunga, langte er in Antananarivo an und fand in dem Hause eines norwegischen Arztes, an den er in Mauritius ein Empfehlungsschreiben erhalten hatte, gastfreundliche Aufnahme. Antananarivo unterscheidet sich in seinem Aeußern wenig von einer europäischen Stadt; 16 Kirchen beweisen, daß hier das Christenthum trotz wiederholter Anfeindungen siegreich Platz gegriffen hat, sechs Buchdruckereien versorgen daneben die wißbegierigen Köpfe mit geistiger Nahrung, und fünf europäische Aerzte suchen nach Kräften den Krankheiten entgegenzuarbeiten. Die Stadt hat etwa 100 000 Einwohner, worunter sich ungefähr 100 Europäer, Engländer, Franzosen, Norweger, aber ähnlich wie in Port Louis auf Mauritius fast gar keine Deutsche befinden. Die Wohnungen sind meist einstöckig und aus Lehm gebaut, nur die Regierungsgebäude, die Kirchen und die Wohnungen der Europäer erheben sich hoch heraus aus dem Häusermeer und gewähren der an einem 1000 Fuß hohen Höhenrücken gelagerten Stadt ein imposanteres Ansehen. Am weitesten überragt alle Gebäude der aus Quadersteinen errichtete Palast der Königin, und kündigt schon auf Meilen weite Entfernung die Hauptstadt des Landes an. Die Königin, die noch im Jahre 1874 dem englischen Missionär Mullens wiederholt eine längere Audienz ertheilte, ist durch allzugroße Zudringlichkeit der Fremden unnahbar geworden, so daß sich Rutenberg begnügen mußte, dem einflußreichen Premier-Minister im erborgten Frack seine Aufwartung zu machen, der dem kühnen Reisenden jegliche Unterstützung zusicherte. Am belebtesten erscheint die Hauptstadt am Freitag; denn an diesem Tage treffen von nah und fern Hunderte von Landbewohnern ein, um sich auf dem an der Nord-Westseite der Stadt befindlichen großen Marktplatze mit den zum Leben nothwendigen Gütern zu versehen. Da sieht man in buntem Wirrwarr Reis, Kartoffeln, grünes Gemüse, Bananen, Honig, Kantabak auf Matten oder weißen Tüchern ausgebreitet,

daneben lebendige Gänse, Hühner, Schweine, fettschwänzige Schafe, Kühe der Käufer harren, während sich in den engen Gassen eine in den verschiedensten Sprachen redende Menge drängt. Doch Antananarivo ist schon zu oft von Reisenden besucht worden, als daß sich Rutenberg dort länger hätte aufhalten wollen, als er zur Herstellung seiner Gesundheit bedurfte. Er wollte nun zunächst versuchen in südlicher Richtung weiter vorzudringen, zumal da ihm das Ankaratra-Gebirge als die schönste Fundstätte für seltene Pflanzen wiederholt geschildert worden war. Es ist wohl der höchste Gebirgszug auf Madagaskar und von großer Ausdehnung. Auf dem 6000 bis 7000 Fuß hohen Kamme erheben sich wieder fünf eigenthümlich geformte Spitzen, deren höchste, den Tsiafakafo (9000 Fuß) Rutenberg, bestieg, trotzdem seine abergläubischen Begleiter ihn vor dem grauen Wolkenhaupte warnten. Von dort setzte er dann seinen Weg in westlicher Richtung fort und gelangte an den 4030 Fuß hoch gelegenen Itasi-See, der in seiner Länge von 8 und in seiner Breite von $2^1/_2$ englischen Meilen außer im Süden rings von schroff abfallenden Höhen umgeben ist, die dem See in einer Menge kleiner Bäche stets neues Wasser zuführen, während nur ein Abfluß in den Kitsambi sich findet. Als Rutenberg nun in die von der Hauptstadt entfernteren, wenig bewohnten Gegenden vordringen wollte, weigerten sich seine Träger, ihm weiter zu folgen und schleppten ihn trotz alles Sträubens wieder nach Antananarivo zurück. Die einzige Strafe, die die Leute für diesen Ungehorsam erhielten, war, daß ihnen statt 8 Dollar nur 3 ausbezahlt wurden. Noch einmal versuchte Rutenberg am 2. Januar 1878 mit anderen Leuten in westlicher Richtung vorzudringen, aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Furcht der Hovas vor den räuberischen Saccalaven. Die Leute waren über den Wunsch unseres unerschrockenen Reisenden, neue Wege aufzufinden und die weniger besuchten Gegenden kennen zu lernen, so empört, daß sie selbst, als er seinem Marsch eine nördliche Richtung gab, höhere Lohnforderungen an ihn stellten, und, als er ihrem Wunsche nicht willfahrte, ihn und sein Gepäck in einem elenden Dorfe in der Nähe des Ikiopaflusses verließen. Doch Rutenberg ließ sich nicht leicht schrecken; er übergab sein Gepäck seinem treuen Dolmetscher und wanderte wohlgemuth weiter zu der eine Tagereise entfernten Wohnung eines englischen Missionärs. Aber als er nach einem ermüdenden Marsche durch das Gebirge daselbst anlangte, ward ihm die schlimme Nachricht zu Theil, daß der Herr gerade nach Antananarivo gereist sei. Auch hierdurch ließ er sich nicht irre machen, sondern er setzte am folgenden Tage nur mit seiner guten Flinte und einer wollenen Decke versehen seinen Marsch nach einer andern Missionsstation fort, in der er denn auch nach zweitägigem Umherirren endlich freundliche Aufnahme fand. Vier Tage darauf traf auch sein Dolmetscher mit dem Gepäck ein. Schon wollte er mit neu geworbenen Trägern seine Wanderung nach Nordwesten fortsetzen, als ihn ein neues Mißgeschick traf. Er war, wie er es häufig zu thun pflegte, früh Morgens ins Freie gegangen, um an der Sonne seine gesammelten Pflanzen zu trocknen, hatte aber dabei die Unvorsichtigkeit begangen, seine Arbeit unbedeckten Hauptes zu verrichten. Plötzlich hatte er das Gefühl, als ob sein Kopf durchbohrt würde, und nur mühsam konnte er sich in das Haus zurückschleppen, wo er unter den heftigsten Kopfschmerzen und leichtem Fieber fünf Tage lang das Bett hüten mußte. Das Gefühl der Mattigkeit war auch noch nicht wieder überwunden, als er nach zehn Tagen auf einem Tragstuhle, den ihm der Minister nebst vier Mann Bedeckung aus der nur eine Tagereise entfernten Hauptstadt gesandt hatte, seine Reise fortsetzte. Doch das Unglück schien sich an seine Fersen zu heften: er war ziemlich spät am Morgen aufgebrochen und hatte um rascher fortkommen zu können, sein Gepäck voraus gesandt; da brach am Nachmittage ein heftiges Gewitter los, der Regen goß in Strömen vom Himmel herab und verwandelte einen kleinen Bach, den Rutenberg durchwaten mußte, um zu seinen Leuten zu kommen, in einen unpassirbaren Strom, so daß der Unglückliche gezwungen war, die folgende kühle Nacht unter freiem Himmel in nassen Kleidern selbst ohne eine schützende Decke auf dem feuchten Erdboden zuzubringen. Die natürliche Folge war ein neuer Fieberanfall und vollständige Appetitlosigkeit. Nachdem er sich in der nächsten Missionsstation einigermaßen erholt hatte, setzte er am 5. Februar seinen Rückmarsch nach Madjunga nunmehr auf direktem Wege fort. In acht Tagen erreichte er den Flecken Mevantanana am Ikiopaflusse, the edge of the population, wie Mullens den Ort nennt, da er an der Grenze des oben erwähnten menschenleeren Schutzlandes der Hovas liegt. Unterhalb des Ortes breitet sich die fruchtbare, wald- und wiesenreiche Ebene aus, beherrscht durch sechs kleine Hova-Forts, an die sich, wie gewöhnlich, eine Kolonie von 10 bis 20 Häusern angeschlossen hat. Die Lage Mavantananas ist besonders dadurch wichtig, weil hier der Ikiopafluß für Kanoes schiffbar wird, deren sich auch Rutenberg bei der Fortsetzung seiner Reise bediente. Die Boote der Eingeborenen, Lakkana genannt, sind etwa zwanzigmal so lang als breit, und haben zur Erhaltung des Gleichgewichtes auf beiden Seiten Schwerter oder Ausleger, die, 18 Fuß lang und etwa einen halben Fuß dick, vorn und hinten zugespitzt, durch je 10 Fuß lange Stangen an das Boot befestigt sind. Da der Baumstamm, welcher den Kiel und den größten Theil des Schiffsrumpfes bildet, nur wenig ausgehöhlt ist, so ist für die Füße wenig Platz vorhanden, und auch die wenige Zoll breiten Sitzbretter bieten wenig Anziehendes für den, der verurtheilt ist, mehrere Tage lang darauf Platz zu nehmen. Zwei Tage lang fuhr Rutenberg auf diesen pfeilschnell dahinfliegenden Booten den mit kleinen Inseln gleichsam besäeten Ikiopa hinunter, an dessen mit Bambusstauden bewachsenen Ufern zahlreiche Krokodile ihr Wesen trieben. Je mehr sich unser vielgeprüfter Reisender der Küste näherte, desto wohler wurde ihm, das Fieber verließ ihn ganz und er fühlte sich wieder zu kühnen Wagnissen aufgelegt. Als er daher bei Madjunga anlangte, entschloß er sich, nur seine Pflanzen mit dem Dampfer nach Nossi Bé zu senden, selbst aber trotz der eingetretenen Regenzeit an der Küste weiterzuwandern, um diesen bisher von keines Europäers Fuß betretenen Landstrich kennen zu lernen. Seine Leute wateten oft bis an die Hüften durch das Wasser, trotzdem gelangten alle wohlbehalten nach Ananalava, von wo die Ueberfahrt nach Nossi Bé auf einem Segelboote in $3^1/_2$ Tagen bewerkstelligt wurde. Nach einer Abwesenheit von $4^1/_2$ Monaten langte Rutenberg Ende Februar 1878 wieder in Helleville auf Nossi Bé an. Leider enthalten seine Briefe von diesem letzten Theile seiner ersten Reise gar keine detaillirten Mittheilungen.

Noch weniger wissen wir von seiner zweiten Tour, auf der er die Westküste von Madagaskar zu durchstreifen beabsichtigte. Sein letzter Brief aus Madjunga (vom 18. Juli 1878) enthält nur einen ausführlichen Bericht von seinen weiteren Plänen, die wir noch in der Kürze mittheilen wollen. Von Madjunga aus wollte er in sechs bis acht Wochen quer durch das Saccalavenland nach Murundava wandern, wo zwei norwegische Missionäre abgeschlossen von der Welt ihrer Pflicht walten. Mit dem norwegischen Missionsschiff, das alljährlich einmal dorthin fährt, um die Glaubensboten mit den nöthigen Lebensmitteln zu versehen, sollten ihm allerlei Waaren dorthin gesandt werden, die er als Tauschmittel

auf seiner weitern Wanderung durch das Südende der großen Insel nach dem früher von Franzosen angelegten, später aber wieder aufgegebenen Fort Dauphin an der Südostküste verwerthen zu können hoffte. Leider ist dieses kühne Wagniß an der Treulosigkeit der Begleiter Rutenberg's gescheitert; im Mai 1878 hatte er Nossi Bé verlassen und wahrscheinlich ein anderes Projekt (eine Wanderung quer durch die Insel von Muruntsango nach Ngonsi und über Mandissora nach Madjunga) glücklich ausgeführt, denn erst im Juli ist er nach seinem letzten Briefe von Madjunga aufgebrochen, um über Menabe nach Murundava zu marschiren. Schon hatte er zwei Drittel des Weges zurückgelegt, als er, wie wir oben erwähnten, zwei Tagereisen südlich von Beravi im Distrikt von Minterano nach Aussage seiner Begleiter, die sich mit einem Theile seiner Habseligkeiten nach wenigen Tagen in Beravi wieder einfanden, starb! Diese Aussage fand wenig Glauben, da die Leute weder die Art seines Todes noch den Ort, wo „der Weiße“ gestorben sei, genauer angeben wollten. So dürfen wir wohl nicht daran zweifeln, daß der junge Gelehrte, dessen Muth und Wissensdrang gewiß allseitige Bewunderung verdient, ein Opfer der Habgier oder Rachsucht seiner eigenen Begleiter geworden ist. Hoffen wir, daß sein kühnes Unterfangen nicht nutzlos für die Wissenschaft gewesen ist, sondern daß seine Sammlungen, um derenwillen er selbst seine Gesundheit nicht schonte, wohlbehalten nach Europa gelangen, und sein Andenken bis in die spätesten Zeiten erhalten!

* * *

Nachträglich finde hier der inzwischen eingegangene Bericht des Kommandanten von Nossi Bé an den französischen Marineminister über Rutenberg's Ende eine Stelle.

Nossi Bé, 24. Januar 1875.

Doktor Rutenberg hatte (wann?), begleitet von seinem Diener, einem Comoren-Neger, Nossi Volava an der Westküste gelegen (Boulamaßca) verlassen und sich mit seinen beiden Führern, Bartaga und Omary, auf deren Canoe eingeschifft. Als sie noch etwa 100 m von Beravi entfernt waren, riethen diese ihm, in einigen benachbarten Hütten zu bleiben und sich auszuruhen, weil er dort sicherer sei, als in Beravi, dessen Einwohner den Europäern feindlich seien. Drei Tage blieb Rutenberg daselbst, um seine Vorbereitungen für die Reise in das Innere der Insel zu treffen, während wiederholt Leute aus Beravi herankamen, um ihn zu sehen und auszufragen. Dann brach er mit seinen Führern und seinem Diener auf, aber nach Verlauf von acht Tagen kehrten die drei ohne Rutenberg, aber mit den Sachen desselben, zu dem Dorfe zurück, der Diener entfloh sofort auf einem Canoe und wurde nicht wieder gesehen. Die Bewohner von Beravi, erstaunt darüber, fragten, wo der Europäer geblieben sei, und erhielten die Antwort, daß der Doktor allein zum Baden gegangen sei und daß sie, Bartaga und Omary, nach Verlauf einer Stunde ihn suchend, seine Leiche am Ufer des Flusses gefunden hätten; deshalb seien sie mit seinen Sachen zu ihrem Dorfe zurückgekehrt. In Nossi Bé erzählte dann ein Händler, der in Beravi gewesen war, er habe sagen hören, daß Bartaga sich gerühmt habe, er habe den Europäer getödtet, in der Hoffnung, viel Geld bei ihm zu finden, habe aber sehr wenig gefunden. So ist Rutenberg das Opfer seines zu großen Vertrauens auf die Ergebenheit seiner Leute geworden, denn trotzdem er wiederholt gewarnt wurde, ließ er doch seine Waffen meist in den Händen seiner Leute.

Aus allen Erdtheilen.

Australien.

— Wie aus Perth berichtet wird, trat am 14. Januar 1879 von dort aus der bekannte Forscher Alexander Forrest eine neue Entdeckungsreise an. Er wollte zu Anfang Februar vom De-Grey-Flusse, im Norden von West-Australien, aus in nordöstlicher Richtung auf Port Darwin an der Nordküste reisen und in diesem unbekannten Gebiete die Flüsse Fitzroy, Glenelg, Prince Regent u. s. w. in ihrem Laufe verfolgen. Es begleiten ihn außer dem Geologen Fenton Hill sechs Mann; er verfügt über 30 Pferde und nimmt Lebensmittel auf sechs Monate mit sich.

— Wir haben bereits in Bd. XXXIV und XXXV einer Expedition unter Führung des Mr. Ernest Favenee gedacht, welche Mr. Gresley Lukin, der Besitzer der in Brisbane erscheinenden Zeitung „The Queenslander“, auf seine Kosten ausgerüstet hatte. Dieselbe war von dem am Flusse Barcoo (im Pastoraldistrikte Mitchell der Kolonie Queensland) gelegenen kleinen Orte Blackall aufgebrochen und sollte die nordwestlich auf Port Darwin zu liegende, meist unbekannte Gegend flüchtig erforschen. Es handelte sich dabei um eine in dieser Richtung projektirte Eisenbahn. Die aus drei Mitgliedern bestehende Gesellschaft traf am 13. Januar 1879 in Powell's Creek ein, wie eine Station am Ueberlandtelegraphen, 506 Miles südlich von Port Darwin, heißt. Die Noth hatte sie dazu getrieben, von der vorgeschriebenen Richtung abzuweichen. Auf den bereisten Strecken herrschte die größte Dürre und der größte Mangel an Wasser, und es schien, als hätte es seit Jahren nicht geregnet. Von den Pferden waren sieben krepirt und die mitgenommenen Lebensmittel schon seit längerer Zeit aufgezehrt gewesen. Man sah sich zuletzt allein auf den Fang von Wild, welches auch nur spärlich vorkam, angewiesen, und die letzten 48 Stunden hatte man geradezu hungern müssen. Kein Wunder, daß man in voller Erschöpfung die Station erreichte. Mr. Favence wollte, wie der Bericht schließt, nachdem er sich mit seinen Gefährten in Powell's Creek etwas erholt und mit frischem Proviant versorgt hätte, seine Reise zunächst 50 Miles am Ueberlandtelegraphen hinauf fortsetzen und dann sich nach Osten wenden, bis er wieder eine nordwestliche Richtung auf Port Darwin gewonnen, um in dieser die Reise zu beenden. Für eine zu bauende Eisenbahn war das Terrain überall günstig.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

III.

Zwischen Tulua und Buga treten Mimosen (Acacia Farnesiana) mit wohlriechenden gelben Blüthen und seit Tocaima zum ersten Male wieder Bromelienhecken auf; zahlreich sind in den Gehölzen, die aus großen baumartigen Compositen bestehen, die Manzanillabäume. Zu Tausenden weidet Rindvieh auf den Triften und ab und zu zeigen sich spanische Merinoschafe mit langer schwarzer Wolle, welche freilich hier bald in hellroth sich verändert; weiße Ziegen finden sich in der ganzen Gegend. Nähert man sich der Stadt Buga, so werden die Gärten häufiger, welche Fruchtbäume, Palmen, Kokosnuß- und Breiapfelbäume umschließen; kleine Felder sind mit Zuckerrohr und Bananen bepflanzt und enthalten auch Flaschenbäume (Anona muricata). Alle Häuser dieser Gegend sind mit Ziegeln gedeckt, wozu sich das Material in den nahen Bergen findet. Dieses Vorkommen von Thon hat auch Anlaß zum Betriebe der Töpferei in Buga gegeben, deren Erzeugnisse geschätzt sind. Der Mais erreicht hier eine ungewöhnliche Höhe; er bildet die Grundlage der ganzen Ernährung, bald als Brot, bald als Brei, als Arepa oder als Chicha. Die hier gebaute Spielart hat sehr große, dicht gedrängte Kolben mit weißen, durchscheinenden Körnern, die von dunkelvioletten Deckblättern eingehüllt werden; es wäre der Mühe wohl werth, diese vortreffliche Sorte in Europa einzuführen.

Allmälig wird der Weg immer breiter und wächst in der Vorstadt bis auf 30 m. Wasserreiche Bäche fließen durch die Straßen und befruchten die umliegenden Gärten; sie sind aus dem Rio de las Piedras, der 5 km von da in den Cauca mündet, abgeleitet.

Buga ist im Jahre 1570 unter dem Namen Guadalajara, den es später mit Nueva Galicia und schließlich mit seinem heutigen vertauschte, gegründet worden. Am 9. Juli 1866 wurde es durch ein Erdbeben heimgesucht; eine Anzahl damals zerstörter Mönchsklöster ist nicht wieder aus ihren Ruinen erstanden. Heute zählt der Ort (1052 m über dem Meere; 24° mittlere Temperatur nach André's Messungen) 6600 Einwohner.

Die Einförmigkeit des Cauca-Thales begann unserm Reisenden auf die Dauer langweilig zu werden; denn ihm lag ja weniger daran, den Stand der Civilisation, der sich in diesem Theile des Landes doch stets ungefähr auf derselben Stufe hält, kennen zu lernen, als die natürlichen Produkte wenig erforschter Gegenden aufzusuchen. André beschloß daher, sich in Buga von seinen Gefährten zu trennen, einen Abstecher über die westliche Cordillere hinüber nach dem pacifischen Abfalle derselben zu machen und das malerische Thal des Rio Dagua zu durchforschen. Auf diese Weise konnte er alle die drei großen Andesketten Columbiens kennen lernen. Fritz von Scherfft und Jean sollten mit dem Gepäck der gewöhnlichen Straße über Cerrito und Palmira folgen und in Cali auf ihren Genossen warten. Am frühen Morgen des 29. März brach er demnach mit dem Peon Ignacio nach Westen auf und ritt quer durch die Stadt und auf Pfaden, die von Mararayès- und Citronenbäumen eingefaßt waren, nach dem Cauca hinab, wo er den dort zu Lande überraschenden Anblick einer Fähre hatte. Das flache Boot war neu, gut gebaut, wasserdicht, 12 m lang, 3 m breit und brachte, mittels einer Blockrolle an einem Seil treibend, die beiden Reisenden in wenigen Minuten über den Strom, der hier bei Niedrigwasser 948 m Höhe hat. Nach Angabe

des Fährmanns hatte die Anlegung der Fähre 900 leichte Piaster (an 2900 Mark) gekostet; sie würde sich gut lohnen, wenn nicht jedes Hochwasser des Cauca dessen ganzes linkes Ufer bis Yotoco hin in ein unüberschreitbares Meer verwandelte. André kann davon aus eigener Erfahrung berichten; denn mehrere Kilometer weit gerieth er von einem Schlammloch in das andere und mußte mehrere Seitenarme des Flusses auf Baumstämmen überschreiten, ehe er eine Bambushütte, die zu dem Oertchen Mediacanoa gehört, erreichte und sich dort durch ein Glas Anisado stärken konnte.

Die Vorhöhen der westlichen Cordillere treten, wie ein Blick auf die Karte zeigt, nahe an den Strom beziehungsweise dessen Ueberschwemmungsgebiet heran; gleich dahinter wird der Boden felsig, so daß sich die Landschaft scharf von der sandigen Ebene des rechten Ufers unterscheidet. Die Vegetation war freilich armselig und wies nur eine niedliche Verbenacee mit runzeligen Blättern und blauen Blüthen (Petraea volubilis) auf, die bei den Eingeborenen „blauer Jasmin" heißt.

In dem elenden auf ödem Gefilde gelegenen Dörfchen Yotoco (981 m) fand André einen Strauch mit herrlichen gelben Blüthen und elfenbeinfarbigen Beeren, welche die dortigen Frauen zum Stärken der Wäsche benutzen. Unweit oberhalb dieses Ortes bei der Hacienda Hatoviejo ist der Cauca in zwei Arme getheilt; unmittelbar über dem überschwemmten und mit üppig wuchernden Wasserpflanzen bedeckten Strich Landes erheben sich abschüssig die Hänge der Hügel, die aus blätterigem Schiefer bestehen. Bisher war André längs des Fußes der Vorhügel auf trockenem Lande hingeritten, nun aber mußte er zum Niveau des Flusses hinabsteigen, wo einer der packendsten Anblicke in der Tropenwelt seiner harrte. Mehrere Kilometer weit dehnte sich ein dicht bestandener Wald aus, dessen Boden vollständig mit dunkelm Wasser bedeckt war; auf demselben zeigten sich rostfarbige Flecken, wie auf manchen Seen oder Igarapés Brasiliens. Ganz phantastisch nahmen sich gegen den dunkeln Wasserspiegel die mächtigen, an 30 m hohen, schwarzen, glänzenden Stämme in dem herrschenden Halbdunkel aus; denn kein Strahl der Mittagssonne vermochte das dichte Blätterdach zu durchdringen. Auf umgefallenen und schwimmenden Baumstämmen saßen große weiße Reiher und andere Vögel und lagen mit Würde dem Geschäfte des Fischens ob. Kein Geräusch störte diese Einsamkeit; nur gelegentlich fiel eine der kleinen rothen Früchte von den Burilico-Bäumen (Xylopia ligustrifolia) in das Wasser hinab.

André's Reise in Columbien.

Von Buga nach Juntas, Cali und Jamundi.

Jenseit dieses Waldes liegen die Haciendas Espinal und Guaval (oder Portachuelo), welche weite Strecken Landes umfassen. Letztere besaß statt der seitlich sich bewegenden und sich selbst schließenden Thür (puerta de golpé), wie sie in Columbien sehr häufig sich findet, eine solche mit centraler Angel, wie sie unsere dritte Abbildung zeigt. Der freundlichen Einladung des Besitzers, bei ihm zu rasten, leistete André nicht Folge, um noch vor Anbruch der Nacht Vijes zu erreichen und von dort aus am nächsten Morgen nach dem Rio Dagua sich aufmachen zu können. Der Weg führte wieder über trockene Hügel, die mit spärlichen Gräsern, Malvaceen und Euphorbien bestanden waren, und dann durch überschwemmtes Gebiet, wo die Peccari-Schweine (Dycotiles torquatus) nach Burilico-Früchten in dem trockenen Laube herumwühlten. Zum ersten Male zeigten sich hier

Buriticobäume in dem überschwemmten Cauca-Thale.

5 bis 6 m hohe Sträucher der echten Coca (Erythroxylon Coca). Mit Anbruch der Nacht wurde Vijes, das in einem engen Thale 1026 m hoch liegt, erreicht und dort die stets bereite Gastfreundschaft des Don Cobo in Anspruch genommen. Als dieser am folgenden Morgen erfuhr, daß André direct von Vijes aus die westliche Cordillere überschreiten wollte, rieth er ihm dringend davon ab, weil der Pfad zu schlecht und gefährlich sei und nur mit einem guten Maulthiere passirt werden könnte; er solle den weiter südlich gelegenen bequemern Weg über Mulaló oder Cali wählen. André hoffte jedoch auf der nördlichen Route auf eine bessere Pflanzenausbeute und blieb bei seinem ersten Entschlusse, worauf Don Cobo ihn wenigstens dazu bestimmte, einen seiner Hirten als Führer durch die Schluchten mitzunehmen.

Der Weg führt westwärts längs der Quebrada Potrerito steil aufwärts, wobei Vijes mit seinen drei ostwestlich laufenden Straßen, seinen ziegelgedeckten, von Kokospalmen überragten Häusern und der im Umbau befindlichen Kirche stets in Sicht blieb. Das Dorf liegt sehr vortheilhaft an dem Punkte, wo die Wege von Mulaló, Cerrito und Yotoco zusammentreffen; der dazu gehörige Bezirk, den man von der Höhe aus fast ganz übersieht, hat eine Bevölkerung von ungefähr 1200 Seelen.

Als André den dichten Wald, welcher die Paßhöhe (Alto del Potrerito) bedeckt, erreichte, sah er seine Hoffnung nicht getäuscht. Zahllose Schmarotzergewächse drängten sich auf den Aesten der Bäume zusammen; die Luft war mit Feuchtigkeit gesättigt und hatte eine höchst mannigfaltige kryptogamische Flora erzeugt. Dafür glich der Pfad freilich einem unergründlichen Moraste, wo die Thiere aller Kraft und Geschicklichkeit zum Vorwärtskommen bedurften. Eine Aufzählung der hier anzutreffenden Pflanzenschätze bildete einen ganzen eigenen Katalog, der hier schlecht am Platze wäre; André's Herbarium bereicherte sich mit zahlreichen Species und er erklärt dieses Gebiet für eines der reichsten, die er auf seiner Reise angetroffen hat. Um 1 Uhr Mittags war der 1930 m hohe Paß erreicht; es wäre vortheilhaft, hier einen Weg nach dem Rio Dagua anzulegen, der vor demjenigen, welcher oberhalb der Stadt Cali über den Paß von San Antonio führt, eine geringere Steigung voraus hätte.

Drehthür der Hacienda Guaval.

Jenseit des Waldes wird der Pfad besser und windet sich zwischen runden, mit kurzem Rasen bedeckten Bergrücken hin. Ringsum ist alles öde; nur in der Ferne zeigen sich in dem Thale des Rio San Marcos die Haciendas San Jose und Ocachi als weiße Punkte. Der Boden besteht hier aus einem 5 bis 8 m starken, oben orangefarbenen, unten schön rothen Thone, der unmittelbar auf dem Sandstein aufliegt. Das erste Nachtlager schlug André in dem reizenden Dorfe las Pavas (1482 m) auf, das bisher auf keiner Karte zu finden ist. Dasselbe, von 500 Seelen bewohnt, liegt in einem fruchtbaren Thale zwischen Bananen, Zuckerrohrfeldern und Bambusgebüschen. Die Leute wollen die Beobachtung gemacht haben, daß sich das Klima in letzter Zeit geändert habe, wahrscheinlich in Folge der Ausdehnung des Ackerbaues. Dadurch ist der Regenfall, der hier im Choco „jährlich 13 Monate andauert", wie die Eingeborenen sagen, geringer geworden und der Aufenthalt ein gesunderer.

Am nächsten Morgen blieb die Landschaft zunächst dieselbe. Vom Rio Vitaco (1129 m) an wird der Pfad überaus malerisch, aber auch steil und schwindelerregend; hinter der Hacienda Simarronas beginnt dann ein Abstieg, wie man ihn sich in Europa nicht vorstellen kann. Der Höhenunterschied zwischen dem Paß Alto de Bitaco (1756 m) und dem Bette des Rio Dagua tief unten in seiner Schlucht (703 m) beträgt nicht weniger als 1053 m, und von unten her schimmern die gebleichten Knochen so manchen Maulthiers und vielleicht auch Reisenden, der dort zu Falle gekommen ist. André's Thier aber kam glücklich hinunter, hätte aber das Stück vielleicht nicht zum zweiten Male ausgeführt.

Der Rio Dagua ist einer der reißendsten Flüsse in ganz Columbien; von seinem ganzen etwa 130 km langen Laufe sind nur die letzten 20 km von Cordova bis zur Mündung schiffbar. Längs seines Oberlaufes, von Juntas bis Tocota (unfern der Quelle) hinauf, hat André an acht verschiedenen Stellen seine Höhe gemessen und den Fall auf dieser 50 km langen Strecke zu 1292 m gefunden, d. h. im Durchschnitte 25,88 m auf den Kilometer! Trotzdem wurde noch vor kurzem zwischen Juntas und Buenaventura am Stillen Ocean der Verkehr von Personen und Waaren mittels zerbrechlicher Boote bewerkstelligt, die trotz aller Geschicklichkeit der Bogas (Bootsleute) öfters ihren Bestimmungsort niemals erreichten. Seit dem Jahre 1875 ist aber der Weg zwischen Cali und Cordova in ziemlich guten Zustand gebracht worden — und man denkt sogar an einen Eisenbahnbau; die Schifffahrt hat damit aufgehört. Es war in der That der beste Weg, den André bis dahin im ganzen Lande angetroffen hatte, 3 m breit, glatt, gut gehalten, was bei dem Schieferboden natürlich leicht ist, und sorgfältig tracirt. Er führt auf dem linken Ufer des Rio Dagua hin, der 100 bis 200 m tiefer zwischen wildzerrissenen Schieferfelsen dahinrauscht. Zuerst erblickt man die Mündung des Rio Bitaco in den Rio Dagua, der gleich darauf in eine enge Schlucht tritt; dann folgen die Quebradas Naranjo und Jimenes und endlich am Einflusse des Rio Pepita das Dorf Juntas (302 m), dessen Temperatur trotz der kühlenden Nähe des Wassers wegen der ringsum aufsteigenden hohen Felswände eine sehr hohe ist. Doch ist das Klima gesund, wenigstens für die Negerbevölkerung, die dort wohnt, und welche früher die waghalsige Bootsmannschaft stellte, die den Rio Dagua befuhr. Natürlich ist der Ort durch das Aufhören dieses Erwerbszweiges sehr heruntergekommen und nur mit Mühe war dort ein dürftiges Quartier zu erlangen. Die Vegetation am untern Dagua ist

herrlich und enthielt eine ganze Anzahl neuer Species, die André zum ersten Male sah. Er durchstreifte die Umgebungen des Ortes und beschloß dann, die Rückreise in das Cauca-Thal anzutreten, indem er den Angaben einiger Eingeborenen Glauben schenkte, daß die geologische Formation und die Flora weiter stromab bis dorthin, wo der Fluß aus den Bergen tritt und sanfter zu fließen beginnt, sich nicht wesentlich ändere. Er kehrte also auf denselben Wege, wie

Brücke von las Juntas über den Rio Dagua.

Fourcroya Lindeni.

er gekommen, nach der Hacienda del Dagua zurück und schlug hinter derselben, am Rio Dagua aufwärts, eine südliche Richtung ein. Die geologische Formation ändert sich von dort ab: der überall zu Tage tretende Talkschiefer wird mehr und mehr von meistens abgerundeten Sandsteinblöcken durchsetzt und macht endlich letzterm Gesteine ganz und gar Platz, welches seinerseits von dicken Schichten rothen Thones überlagert wird. Eben so rasch wird auch der Pflanzenwuchs ein anderer, und statt des regnerischen Klimas, wie weiter unten, tritt ein trockenes auf, wie in dem ganzen Gebiete des Rio Vitaco. Opuntien, Cereus und andere Cacteen wachsen in Menge auf den Abhängen und auf den Bäumen gedeiht eine prachtvolle Bromeliacee, Humboldt's Tillandsia yuccaefolia. Gegenüber der Hütte la Vijia fand André zwei herrliche Exemplare von Fourcroya Lindeni, einer zierlich gebänderten oder goldgefleckten Varietät von F. gigantea.

Bei Hornos („die Oefen"), das seinen Namen mit Recht trägt, werden die Berge zusehends kahler; die Gegend ist wenig bevölkert und zeigt nur ab und zu in einigen Kaffee- oder Bananenpflanzungen Spuren menschlicher Thätigkeit. Der Weg steigt rasch an; das Dorf Papagayero liegt schon 945 m hoch, das einzelne Haus Laguna unweit davon, wo der Reisende zur Nacht freundliche Bewirthung fand, 997 m, die Hacienda Platanales 1260 m, Tocotá, wo der Anbau der Bananen aufhört, 1506 m. Unweit des letztern Ortes

Cali im Cauca-Thale mit der Brücke über den Rio Cali.

überschreitet man den Rio Dagua in 1566 m Höhe zum letzten Male und sieht von dort aus seine Quelle in einer Entfernung von 4 bis 5 km aus dem Fuße eines steilen Berges, Farallones de Cali genannt, hervorbrechen; bei Tocotá ist der 15 Stunden weiter hinab so reißende Strom nur erst ein 6 m breites Bächlein, das zwischen Kieseln dahinplätschert.

Nun geht es den Alto de San Antonio, jenen Paß, der die Wasserscheide zum Rio Cauca hin bildet, hinan; der Weg ist schlüpfrig, aber Sträucher und Bäume nehmen an Zahl zu. Melastomaceen mit rothen Blumenkronen (Meriania) und niedliche Acanthaceen bilden blühende Hecken. In der Nähe der Paßhöhe (1970 m) konnte eine schöne Aroidee (Philodendron Daguense) mit herzförmigen, an der Unterseite violett gefärbten Blättern gesammelt werden; gleich darauf lag das schöne breite Cauca-Thal vor dem Reisenden und der Abstieg begann. Die letzten Hügel vor Cali, zwischen der Quebrada San Antonio und dem Rio Cali sich in west-östlicher Richtung hinziehend, sind kahl in Folge der dort herrschenden heftigen Winde. Von ihnen aus erblickte der Reisende schon die Kirchen, Häuser und lachenden Gärten der Stadt, auf dessen Pflaster um 5 Uhr Abends nach zehnstündigem Ritte die Hufe seines Thieres klapperten. Fritz von Scherfft und Roetzli waren schon am Tage vorher angelangt und warteten seiner in dem bequemen Hôtel Columbia der Señora Emilia Caïcedo.

Neuere Forschungen in dem alten Bette des Oxus.

Von **Prof. Dr. R. Lenz** in St. Petersburg.

Nachdem schon so viel über den frühern Lauf des Amu-Darja (des Oxus Herodots) geschrieben worden, ist man beinahe in der Lage, Entschuldigungsgründe anführen zu müssen, wenn man diesen Gegenstand nochmals berühren will, und man thut gut, an die Spitze seiner Mittheilung die Erklärung zu stellen, daß neue Erfahrungen und Thatsachen vorliegen, welche auf die Frage neues Licht werfen.

Solche Thatsachen sind in jüngster Zeit der Kais. Russischen Geographischen Gesellschaft zugegangen, einerseits durch die sorgfältigen Untersuchungen und Verzeichnungen alter verlassener Strombetten aus den Gebieten des Amu- und Sir-Darja, welche von dem Obersten Baron A. v. Kaulbars gesammelt sind, andererseits durch eine Mittheilung des Obersten Petrussewicz über ein unter seiner Leitung ausgeführtes Nivellement im verlassenen Bette des Oxus. Während die erste der erwähnten Arbeiten vorzüglich geeignet erscheint, die Vergangenheit des Flusses aufzudecken und die Ursache, warum er sein früheres Bett verlassen hat, ist die zweite Arbeit nicht weniger bedeutungsvoll für die Zukunft desselben.

Die kaukasische Statthalterschaft der russischen Regierung sowohl wie auch das Ministerium der Wasser- und Wegebauten haben in letzterer Zeit ernstlich daran gedacht, den Amu-Darja aus dem Aral-See fortzuführen und ihn zu zwingen, sein altes Bett und seine Mündung in das Kaspische Meer wieder aufzunehmen. Es war bekannt, daß der Fluß bei sehr hohem Wasserstande zu wiederholten Malen in sein altes Bett zurückgekehrt war, ja in neuester Zeit ist er, dasselbe etwa 200 km verfolgend, bis zu dem See Sary-Kamysch vorgedrungen. Gestützt auf diese Thatsache, hofft man, daß das Projekt einer Verbindung des Chanates von Chiwa mit dem Kaspischen Meere mit relativ geringen Mitteln zu realisiren wäre.

Um indessen sichere Anhaltspunkte für eine weitere Ausbildung des Planes zu gewinnen, wurde von der kaukasischen Statthalterschaft eine Expedition ausgerüstet mit der Aufgabe, die Schiffbarkeit des Amu-Darja innerhalb der Oase Chiwa zu untersuchen und ein Nivellement des alten Strombettes vom Amu an so weit zu führen, als die Umstände es gestatten würden. Ueber die Resultate dieser Untersuchungen machte Oberst Petrussewicz der Geographischen Gesellschaft am 10./22. März dieses Jahres Mittheilung, wobei er eine große Menge von Aufnahmen und Profilen vorlegte, welche von der Expedition ausgeführt worden.

Die wesentlichsten Resultate der Untersuchungen sind folgende. Der Amu-Darja ist in seinem ganzen Laufe durch die Oase Chiwa schiffbar für flachgehende Schiffe und von der Expedition auch in der That in einem Dampfer befahren worden. Die Wassermenge des Flusses ist sehr beträchtlich, derjenigen der Wolga bei Simbirsk gleich (nach Dohrandt's Untersuchungen sogar noch größer), und es unterliegt durchaus keinem Zweifel, daß die Wassermenge genügt, den Fluß bis zum Kaspischen Meere schiffbar zu machen. Auch ist das Gefälle bis zum See Sary-Kamysch, bis wohin die Untersuchungen reichen, vollkommen genügend und sehr regelmäßig. Endlich erweisen sich die alten Betten noch so weit rein von angewehtem Wüstensande und ist die Strömungsgeschwindigkeit so sehr beträchtlich, daß eine künstliche Reinigung der Betten durchaus unnöthig erscheint, da dies eine Arbeit ist, die der Fluß selbst besorgt. In der That hat sich die Expedition durch Autopsie überzeugt, daß nach jedem Einbruch der Wasser in die alten Betten dieselben vollständig rein gewaschen erschienen, daß also der angewehte Sand durch das Wasser des Flusses fortgeschwemmt wird.

Was die Anzahl der trockenen Strombetten anbetrifft, so hat die Expedition das Vorhandensein zweier schon früher bekannter konstatirt, außerdem aber noch ein drittes oberhalb der bekannten in Erfahrung gebracht, ohne indessen dasselbe durch Augenschein festgestellt zu haben. Die beiden unteren Betten, der Usboi und Laudan, münden in den Sary-Kamysch, die Mündung des dritten ist unbekannt. Von dem zweiten, dem mittlern Bette, zweigt ein Bett nach Süden ab, an welchem viele Ruinen und Münzen aus dem 12. und 13. Jahrhundert gefunden wurden; über den Verlauf dieses Armes ist nichts bekannt, namentlich nicht, ob er an dem Sary-Kamysch vorbeiführt oder gleichfalls in denselben mündet.

Nachdem auf diese Weise die Voruntersuchungen äußerst günstige Chancen für eine Rückführung des Amu-Darja in das Kaspische Meer ergeben haben, hat sich der Realisirung des Projectes indessen doch eine sehr ernste Schwierigkeit entgegengestellt, die um so überraschender ist, als sie von Terrainverhältnissen herrührt, die wohl von niemandem vorausgesehen oder erwartet worden. Es hat nämlich das Nivellement der Expedition ergeben, daß das Niveau des Sary-Kamysch 7 Faden = 15 m **unter** dem Spiegel des Kaspischen Meeres liegt. Es folgt hieraus, daß der Oxus, wenn er in sein altes Bett zurückgeleitet wird, im Sary-Kamysch einen See von beträchtlicher Tiefe bilden müßte, dessen Größe gegenwärtig zwar nicht genau bestimmt werden kann, von der Expedition aber doch auf 11 000 bis 12 000 qkm geschätzt wird, d. h. auf $^1/_5$ bis $^1/_6$ des Aral-Sees. Die Expedition ist nun der Meinung, es würde hierdurch eine so große Wasserverdunstung stattfinden, daß der Fluß, nachdem er den Sary-Kamysch gebildet, das Kaspische Meer nicht mehr erreichen könnte, und es müßte, um das mehrerwähnte Project zu realisiren, ein anderes altes Bett für den Fluß gewählt werden, welches den Sary-Kamysch umginge.

Diese Ansicht der Kommission scheint doch nicht genugsam begründet zu sein; denn erstens unterliegt es doch wohl keinem Zweifel (? Red.), daß noch in historisch nicht ferner Zeit der Oxus in das Kaspische Meer mündete, wobei er das Bett des Us-boi benutzte, also auch unzweifelhaft den Sary-Kamysch bildete; dann ist aber auch die Größe der Verdunstung von der Expedition entschieden überschätzt worden, wie aus folgender Betrachtung klar wird. Nach den Untersuchungen von F. Dohrandt über die Bilanz des Aral-Sees erweist es sich, daß die Wassereinnahme desselben um so viel geringer ist als die Ausgabe, daß die Höhe des Sees jährlich um 70 mm abnimmt. Den Wasserverlust bildet die Verdunstung, welche von Dohrandt mit verschiedenen Evaporimetern gemessen wurde, die Wassereinnahme hingegen bilden die durch den Amu- und Sir-Darja zugeführten Wassermengen und die Niederschläge aus dem Aral-See. Die atmosphärischen Niederschläge an den Ufern und in der Nähe des

Aral-Sees, namentlich diejenigen auf dem Ust-Urt, sind bei dieser Schätzung jedoch nicht berücksichtigt worden, während sie doch als Schnee- und Regenwasser, theils durch eine unendliche Menge kleiner Rinnsale an der Oberfläche fortfließend, theils durch die Erdschichten durchsickernd, dem Aral-See zuströmen. Während in Folge dessen die Einnahme des Aral-Sees zu gering geschätzt ist, hat man nach der Natur der Evaporimeterbeobachtungen eine zu hoch geschätzte Ausgabe des Aral zu erwarten. Es folgt hieraus, daß die Bilanz nicht unbeträchtlich höher zu Gunsten des Aral ausfällt als es Herr Dohrandt gefunden, und man wird sich wohl von der Wahrheit nicht zu weit entfernen, wenn man für den Aral-See die Ausgabe und Einnahme gleichsetzt [1]).

Der Aral-See hat eine Oberfläche von 67 600 qkm, der Amu-Darja führt ihm dreimal mehr Wasser zu als der Sir-Darja; 50 700 qkm des Sees sind demnach dem Amu, 16 900 dem Sir-Darja zu Gute zu schreiben. Es kann demnach der Satz aufgestellt werden, daß der Amu-Darja so viel Wasser mit sich führt, als von einer Oberfläche von circa 50 000 qkm verdunsten. Wenn demnach dieser Fluß einen See von 11 000 bis 12 000 qkm Oberfläche bilden würde, wie der Sary-Kamysch nach Schätzung der Kommission, so würde hier nur $^1/_4$ der Wassermenge des Flusses verdunsten und $^3/_4$ der ganzen Menge wieder in das Kaspische Meer abfließen können.

Diese Schätzung ist nicht ausgeführt, um zu Gunsten des Projectes einer Rückführung des Amu in sein altes Bett zu plaidiren; im Gegentheil soll hier besonders hervorgehoben werden, daß es höchst fraglich erscheint, ob die für ein solches Unternehmen zu verwendenden Kosten als eine rationelle Kapitalanlage zu betrachten seien. Nicht die Schwierigkeiten, welche die Natur einem solchen Unternehmen entgegenstellt, sind es, die gerechtfertigte Bedenken erwecken müssen, als vielmehr die Frage nach dem Nutzen einer solchen Arbeit. Alle Angaben über die wirthschaftlichen Verhältnisse Chiwas lassen die Produktionsfähigkeit des Chanats in gar wenig günstigem Lichte erscheinen, und die Hoffnung, auch den Handel Bucharas auf diesen neuen Handelsweg zu lenken, wird von tüchtigen Kennern dortiger Verhältnisse durchaus nicht allgemein getheilt. Und sollte es selbst gelingen, den bucharischen Handel zum Kaspischen Meere zu leiten, so bleibt es noch immer sehr zweifelhaft, ob auch in diesem Falle das Unternehmen Vortheile verspricht, die den Auslagen entsprächen. Es scheint eher, daß beim gegenwärtigen Zustand beider Chanate ihre Produktionsfähigkeit zusammen genommen zu unbedeutend ist, um eine größere Kapitalanlage für die Verbesserung der Verbindungswege dieser Gebiete mit Rußland zu rechtfertigen. Eine Steigerung der Produktionskraft der Chanate kann nur bei beträchtlichem Zuwachs der Bevölkerung derselben erwartet werden. Uebrigens sei hier erwähnt, daß, um auch hierüber die nöthigen Aufschlüsse zu erlangen, die Russische Geographische Gesellschaft beschlossen hat, eine geeignete Persönlichkeit nach Chiwa abzusenden mit der Aufgabe, die dortigen Handelsverhältnisse eingehend zu studiren.

Der Nachweis, daß der Oxus wasserreich genug ist, um trotz der Bildung des Sary-Kamysch noch bis zum Kaspischen Meere fließen zu können, wurde aus einem ganz andern Grunde geführt. Es unterliegt nämlich kaum einem Zweifel, daß der Oxus noch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in das Kaspische Meer mündete; mit derselben Sicherheit muß angenommen werden, daß er hierbei im Bette des Us-boi floß. Da nun dieses Bett in die Mulde des Sary-Kamysch mündete, so muß zu der Zeit auch der See gleichen Namens bestanden haben. Die Möglichkeit solcher Verhältnisse nachzuweisen, war der Zweck obiger Schätzung.

Hat aber ein Abfluß des Oxus durch den Sary-Kamysch stattgefunden, so folgt hieraus, daß auch der Aral-See zu jener Zeit beträchtlich geringer gewesen sein muß als heute, wo er zum weitaus größern Theile vom Amu-Darja genährt wird, und daß südwestlich von demselben ein zweiter großer See bestanden haben muß, der Sary-Kamysch genannt werden mag. Es ist zwar bekannt, daß in früheren Zeiten der Aral beträchtlich größer gewesen ist als heute und es beweisen das die Ablagerungen an den Ufern in weiter Entfernung vom See; doch kann dies wohl kaum als ein Einwand gegen eine zeitweise geringere Ausdehnung desselben angesehen werden. Man kann sich den Vorgang vielmehr so vorstellen, daß in geologisch neuerer, historisch aber sehr alter Zeit, vielleicht in einer weit vorhistorischen, der Aral-See allerdings große Ausdehnung gehabt hat, dann aber, vielleicht gleichzeitig mit dem Kaspischen Meere, beständig an Größe abgenommen hat, bis er schließlich auf ein Minimum, etwa $^1/_4$ der jetzigen Größe, reducirt worden; darauf erfolgte in ihn der Erguß des Amu-Darja, wodurch der See von Neuem anschwoll.

Zu einer solchen Annahme wird man gezwungen, sobald man eine frühere Mündung des Flusses in das Kaspische Meer zugiebt und beachtet, daß der Sir-Darja einen See bilden kann, der nicht größer als $^1/_4$ des Areals ist, weil dieser Fluß dem See nur $^1/_4$ der Gesammtmenge des in ihn mündenden Wassers zuführt.

Die Gründe nun, welche veranlassen, ein früheres Einströmen des Oxus in das Kaspische Meer anzunehmen, findet man theils in den Resten früherer Kultur, die sich längs aller alten Betten des Flusses hinziehen, dann aber ferner in der Erzählung Abul-Ghâzi-Behodur-Chan's, der fast ein Augenzeuge der frühern Strömung des Amu-Darja gewesen ist [1]).

Um die Beweiskraft dieser Quelle in das rechte Licht zu stellen, muß erwähnt werden, daß Abul-Ghâzi in Urgendsch geboren ist und Chan von Chiwa war; er stammte aus fürstlichem Hause und war von Seiten sowohl des Vaters als der Mutter ein Nachkomme Tschingis-Chan's. Er ist Verfasser einer Geschichte der Tataren und Mongolen, welche schon mehrfach übersetzt worden ist und in letzter Zeit von Desmaisons (St. Petersburg 1874) in einer trefflichen Uebersetzung neu erschienen ist. Abul-Ghâzi beschreibt die Geschichte seiner Vorfahren, namentlich seit Tschingis-Chan, sehr ausführlich; ihm sind alle Streitigkeiten und Kämpfe zwischen den Herrschern von Vezir, Urgendsch, Kat, Chiwa, Hezarasp und wie alle die kleinen Chanate heißen mögen, sehr genau bekannt, und da der Schauplatz der Handlungen und Razzias in dem Stromgebiete des Amu-Darja liegt, so fällt für die Geographie dieses Flusses so mancher für uns wichtige Brocken ab. Es würde zu weit führen hier alle die Belege anzuführen, welche man aus Abul-Ghâzi's Geschichtswerk für eine Mündung des Amu-Darja in das Kaspische Meer schöpfen kann. Wie ein rother Faden zieht sich durch das ganze Werk der Amu in seinem frühern Laufe im Bette

---

[1]) Dem widerspricht aber z. B. N. A. Säwertzow's bestimmte Angabe (Iswestija der Kais. Russ. Geogr. Ges. XI, Abth. 2, S. 219 ff), wonach augenblicklich der Spiegel des Aral-Sees sowohl wie die des Amu-Darja und Sir-Darja im Sinken begriffen sind. Altwasser, die Säwertzow 1858 beobachtet hatte, fand er 1874 bereits ausgetrocknet, und Flußalluvien mit Süßwassermuscheln beobachtete er in beträchtlicher Höhe über dem jetzigen höchsten Wasserstande. Red.

[1]) Gegen dessen Glaubwürdigkeit in diesem besondern Falle schrieben de Goeje, „Das alte Bett des Oxus“, Leiden 1875, S. 44 ff., und R. Rösler, „Die Aralsee-Frage“, Wien 1873. Red.

des Us-boi, und die ganze Erzählung würde unverständlich, ja widersinnig werden, sobald man sich den Fluß in seinem jetzigen Bette strömend denken wollte. Nur wenige Stellen sollen hier als Zeugnisse angeführt werden. In Pisch-Gah, am linken Ufer des Oxus unterhalb Urgendsch, beriethen die Fürsten um 1538, ob sie Urgendsch oder Chiwa angreifen sollten, und entschlossen sich zu dem letztern: „car nous aurons à effectuer le passage du fleuve, tandis qu'en marchant sur Khiva il n'y a ni fleuve à passer, ni ennemi à craindre.“ Gegenwärtig liegen Urgendsch und Chiwa beide am linken Ufer, Urgendsch aber am rechten Ufer des Us-boi. Noch im Jahre 1538 war der Oxus von Urgendsch bis Vezir (etwa 60 km unterhalb Urgendsch) schiffbar. Bei Urgendsch war er so wasserreich, daß sein Uebergang große Schwierigkeiten bereitete. Vezir war sehr stark aus dem Oxus irrigirt. Ferner erwähnt Abul-Ghâzi, daß der Fluß im Jahre 1575 sein altes Bett verlassen habe und nun in das „Meer des Sir“ münde, worauf das Land bei der neuen Mündung den Namen Aral erhalten habe. Von dem Sary-Kamysch spricht der Autor nirgends, doch kann das wohl kaum so gedeutet werden, als ob der See nicht bestanden habe; erwähnt er doch auch den Aral-See nur bei der Gelegenheit, wo er von der neuen Mündung des Amu spricht. Die Seen hatten für ihn kein Interesse, weil sie für die Geschichte seiner Ahnen nicht von Bedeutung waren.

Diese Quelle scheint nicht weniger sicher und zuverlässig zu sein als viele andere historische Quellen, an deren Zuverlässigkeit kein Zweifel haftet; auch werden die Angaben derselben in Bezug auf den frühern Lauf des Oxus unterstützt durch eine große Menge von Ruinen und durch die noch deutlich sichtbaren Reste alter Bewässerungskanäle, die vielfach zwischen Urgendsch und Sary-Kamysch angetroffen werden. Man braucht das Geschichtswerk Abul-Ghâzi's nur gelesen zu haben, um die volle Ueberzeugung zu gewinnen, daß seine Angaben richtig und treu sind, wenn auch vielleicht eine und die andere Jahreszahl nicht ganz korrekt mitgetheilt ist.

Hierzu kommt nun noch, daß Abul-Ghâzi's Angaben über den frühern Lauf des Oxus durch den Bericht eines Europäers, der das Gebiet kurz vor Abul-Ghâzi's Geburt besucht hat, vollkommen bestätigt werden. Im Jahre 1559 reiste der Engländer Jenkinson über Astrachan und das Kaspische Meer nach Mangischlak, von dort über Urgendsch nach Buchara. Er berichtet, daß er von Mangischlak in 20 Tagen an einen Busen des Kaspischen Meeres gelangt sei, in welchen früher der Oxus mündete, der aber nun nicht mehr hineinfließe; von diesem Orte sei er nach drei Tagemärschen zu dem Schloß (Castle) Sellizure gekommen, wo sich der Chan aufhielt, und dann in zwei Tagen nach Urgendsch; Sellizure liege auf einer Höhe, im Süden sei flaches Land, das stark bewässert sei, doch drohe ihm Dürre dadurch, daß der Fluß sein altes Bett verlassen. Von Urgendsch zog Jenkinson 100 Miles den Oxus entlang, bis er an den großen Fluß Ardock gelangte, der aus dem Oxus fließt, eine Länge von 1000 Miles habe, dann in der Erde verschwinde und nach 500 Miles sich in den See ergieße. Den Fluß Ardock überschritt Jenkinson und gelangte in die Stadt Kat.

Aus diesem Berichte folgt, daß in Sellizure, welches mit dem Orte Vezir Abul-Ghâzi's identisch zu sein scheint, im Jahre 1559 noch eine starke Bewässerung aus dem Oxus bestand und daß dieser Fluß zu jener Zeit noch bei Urgendsch vorbeifloß; ferner daß der Ardock 100 Miles oberhalb Urgendsch aus dem Oxus abfloß. Diese Entfernung stimmt vollständig mit der Länge des Us-boi, die in gerader Linie etwa 130 km beträgt. Daher ist unter dem Ardock Jenkinson's der untere Lauf des Amu-Darja zu verstehen. Die Länge desselben von 1000 Miles ist wohl nicht genau zu nehmen, da Jenkinson hier nicht mehr als Augenzeuge spricht. Das Verlaufen desselben im Sande deutet vielleicht auf eine eben vor sich gehende Bildung des Arals oder Erweiterung des Sir-Meeres. Wenn man dem Bericht Abul-Ghâzi's Glauben schenkt, daß 1538 der Oxus bis Vezir schiffbar war, wenn man berücksichtigt, daß 20 Jahre später nach Jenkinson dem Gebiete bereits Dürre droht, so wird es sehr wahrscheinlich, daß Jenkinson sehr bald nach der Entstehung des Ardock die Gegend besucht hat. Die Angabe Abul-Ghâzi's, daß die Stromänderung 1575 stattgefunden habe, also 16 Jahre nach Jenkinson, widerspricht der Schlußfolgerung nicht, wenn man unter dem vom Abul-Ghâzi genannten Jahre dasjenige versteht, wo der Strom endgültig aufhörte in den Us-boi zu fließen; denn wahrscheinlich wird doch der Vorgang kein momentaner gewesen sein.

Ist aber die Stromänderung kurz vor Jenkinson's Besuch erfolgt, so muß zu jener Zeit auch der Sary-Kamysch als See bestanden haben, und den Beleg dafür findet man in Jenkinson's Reisebericht; denn es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß der von ihm erwähnte Busen des Kaspischen Meeres eben dieser See ist. Dafür sprechen die von Jenkinson angeführten Entfernungen sowie die Karten zu seinen Reisen. Die Entfernung von Urgendsch bis Sary-Kamysch beträgt 130 km, was allerdings 4 bis 5 Tagemärschen entspricht; auf halbem Wege zwischen dem See und Urgendsch liegen auf dem Südabfalle des Ust-Urt, dem Tschink, die Ruinen eines größern Ortes, Deu-Kesken, und südlich von denselben in der Ebene sieht man die Reste eines reichen Bewässerungssystems, genau so wie Jenkinson die Gegend von Sellizure beschreibt. Nach der Karte Jenkinson's fallen diese Ruinen mit Sellizure zusammen und der Busen des Kaspischen Meeres fällt genau auf den See Sary-Kamysch.

Auf diese Weise findet dieser Busen des Kaspischen Meeres, an dessen Deutung schon so mancher Forscher seinen Scharfsinn geübt, eine einfache und ungezwungene Erklärung und es ist nicht erforderlich, Hebungen und Senkungen des Landes anzunehmen, für welche keine Belege vorliegen, oder dem Karabogas-Busen des Kaspischen Meeres solche Ausdehnung zu geben, wie er sie nie gehabt haben kann.

Ferdinand von Richthofen's „China“.

III.

Das dritte Kapitel: „Bildung und Umbildung der Salzsteppen Central-Asiens,“ betrachtet zunächst in eingehender Weise jene schon angedeuteten Agentien, welche die Gebirgslandschaften Central-Asiens und Nord-Chinas mit einer dichten Lößschicht bedeckt und eingeebnet haben.

Von größtem Einflusse sind dabei natürlich die klimati-

schen Verhältnisse. Das Kontinentalgebiet Central-Asiens ist so ausgedehnt und die Unterschiede der Temperatur seines Bodens im Winter und Sommer so bedeutend, daß die dort erzeugten Luftströmungen über die allgemeinen planetarischen überwiegen und in seltener Reinheit zur Geltung kommen. In der östlichen Mongolei, über deren Klima wir einigermaßen unterrichtet sind, ist es während des Winters der eisige Nordwest, welcher, von der Gegend des winterlichen barometrischen Maximums (in den Grenzgebieten Sibiriens und der nördlichen Mongolei) gegen das Meer hin wehend, frei über die Steppe streicht und das Schreckniß derjenigen Reisenden ist, welche von China kommen. Allmälig dreht er sich, nach Süden vordringend, nach rechts und erscheint im südöstlichen Asien als Nordostmonsun. Aus dem mittlern und westlichen Central-Asien haben wir nur spärliche Nachrichten über die Winde, welche obendrein wegen störender Einflüsse, wie die Nähe der hohen Gebirge, an welchen die Reisenden entlang zogen, sich in ihrer normalen Erscheinung nicht erkennen lassen. Doch werden diese Angaben durch die Beobachtungen im nördlichen China, in den japanischen Meeren und in Sibirien ergänzt, so daß man zu dem Schlusse berechtigt ist: wenn zu Anfang des Sommers die Erhitzung des Bodens und das Aufsteigen der erwärmten Luft weiter und weiter nach Norden vorschreitet, rückt auch der südliche Luftstrom nach derselben Richtung vor, während an der Nordseite des jeweilig erwärmten Areals der nördliche und insbesondere nordwestliche Wind noch fortweht — und wenn die Erhitzungsgrenze gegen Süden zurückweicht, so folgt die Verbreitungsgrenze der nördlichen Winde der Sonne.

Nicht ohne Einfluß bleiben die beiden Luftströmungen, die von N.-W. kommende und die südliche, auf die zeitliche und räumliche Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge, und ihre Wirkung kommt am reinsten in der östlichen Mongolei zur Geltung: im Sommer fällt ziemlich viel Regen, da die feuchte südliche Luft in kältere Regionen gelangt, wo die Feuchtigkeit kondensirt wird; dagegen ist der Schneefall im Winter nur gering, da den Nordwinden die größte Masse ihrer Feuchtigkeit bereits von den Ketten des Sirke, Khangai und Sayan entzogen wird und sie dann wärmere Gegenden durchziehen, wo der Rest des Wasserdampfes nicht mehr zur Kondensation gelangen kann. Das Tarym-Becken ist, seiner zwischen hohen Ketten eingeschossenen Lage wegen, sehr arm an Niederschlägen.

Direkte Messungen der Quantität des jährlichen Niederschlages wären in der westlichen Mongolei nicht durchführbar, da es unmöglich wäre, ein Durchschnittsresultat zu erzielen wegen der zu großen Differenzen in den Gebirgen und Ebenen. Dagegen kann zur Beurtheilung der Vertheilung der Niederschäge eine andere Methode dienen — der Vergleich in der Wasserbedeckung. Sieht man von der nicht gleichen Verdunstung an verschiedenen Orten ab, so stellt es sich heraus, daß der Lob-nor, welchem die größte Menge der Feuchtigkeit des Tarym-Beckens zuströmt, eine verschwindend geringe Quantität Wassers repräsentirt im Vergleich mit dem Areal seines Speisungsbeckens, während die am Rande Central-Asiens gelegenen Seen Khukhu-nor, Tengri-nor und andere viel wasserreicher sind.

Die Temperaturverhältnisse üben auch einen nicht geringen Einfluß auf die Gestaltung abflußloser Gebiete: starke Ausstrahlung und starke Insolation bedingen bedeutende Schwankungen in der Jahrestemperatur und nur die gegen die Nordwinde geschützten Gebiete (z. B. der Nordrand des Tarym-Beckens) sind solchen Schwankungen weniger unterworfen. Ferner scheint auch der Salzgehalt des Bodens auf die Abnahme der Temperatur im Winter zu wirken, indem Eis und Schnee mit dem Salze eine Kältemischung abgeben.

Zum Einfluß der klimatischen Verhältnisse auf die Abtragung der Gebirge und die Bildung abflußloser Gebiete übergehend, hebt v. Richthofen hervor, daß je nach der Jahreszeit bald der chemischen Zersetzung, bald der mechanischen Auflockerung die Hauptrolle zufällt. So wirkt im Tarym-Becken und in Tibet die mechanische Auflockerung im Winter am stärksten, indem bei den bedeutenden Schwankungen der Tagestemperatur (welche in Rukschu, in Tibet z. B. 40° F. beträgt) die mechanische Wirkung des in Klüften des Gesteins gefrierenden Sickerwassers eine beträchtliche ist. Im Sommer dagegen wirkt vielmehr die chemische Zersetzung, welche um so bedeutender wird, je höher die Temperatur und je größer die Feuchtigkeit, wie es in der östlichen Mongolei der Fall ist. Aber auch eine größere Fläche ist der chemischen Zersetzung günstig, weshalb sie im Sommer auch im Tarym-Becken, trotz der dort herrschenden Trockenheit, vor sich geht, indem die während des Winters zerklüfteten Gesteine eine größere Oberfläche bieten. Das so zerkleinerte Material wird nun vom Winde und vom Wasser fortgeführt, wobei ersterer die feinsten Theilchen, während letzteres das Gröbere und Lösliche von der ursprünglichen Lagerstätte entfernt. Die Wirkung des Windes ist an der Erhöhung des Bodens kenntlich und dieser Thätigkeit ist wohl die Verschüttung von Ninive und Babylon zuzuschreiben. Ist eine aufgetragene Schicht für die Vegetation günstig und hat eine solche sich auf derselben entwickelt, so wird alles später neu zugeführte Material von den Pflanzen zurückgehalten und bewirkt eine Erhöhung des Bodens. In der Steppe dagegen, wo die Vegetation eine spärliche ist, ist die Herrschaft des Windes eine vollkommene. Als Belege dieser Thätigkeit führt v. Richthofen die sichtlichen Niveauveränderungen an, welche sowohl durch das Fort- wie Auftragen feinsten Staubes bedingt werden — so die Bildung von Hohlwegen im Löß, Gelbfärbung der Luft durch die in derselben schwebenden Lößtheilchen, Auftragen von gelben Staubschichten durch Staubstürme, welche von Central-Asien her wehen. — Der Lößstaub, soweit er nicht auf bewachsene Flächen fällt, um von denselben festgehalten zu werden, wird entweder vom Regen weggespült und durch die Bäche den Salzseen zugeführt oder vom Winde weitergetragen. Somit gelangt er auf alle Fälle schließlich in die Salzseen oder auf die bewachsene Steppe, wenn er nicht Central-Asien verläßt, um in die peripherischen Gebiete transportirt zu werden.

Auch ein Saigerungsproceß wird durch den Wind hervorgerufen: die leichten thonigen Theilchen werden fortgerissen und weiter getragen, bis der Boden von denselben vollkommen befreit zur Sandsteppe wird. Aber auch der feine Sand bleibt nicht an derselben Stelle liegen, sondern wird ebenfalls weiter geführt; die Sandsteppe verwandelt sich in eine Kiessteppe, während da, wo sich der feine Sand ablagert, die eigentliche Sandsteppe entsteht. Und in der That scheint jedes größere Steppenbecken ein Stück Sandwüste zu besitzen. Die größte Verbreitung hat der Sand im Becken des Hanhai und entstammt dort den Kreidesandsteinen. Die Kieswüste beschränkt sich auf das Shamo-Becken.

Die Wirkung des Wassers, des fließenden sowohl wie des spülenden, ist eine überaus wichtige. Es ist letzteres, welches in die Lößablagerungen Gebirgsschutt hineinbringt, und zwar geschieht dies in Perioden, die reicher an Niederschlägen sind, worauf wiederum eine trocknere Zeit eintritt, während welcher der Löß dann weiter wächst. Die Thätigkeit des fließenden Wassers besteht im wesentlichen im Zusammenspülen der Salze, wobei es klar ist, daß, je nach der Beschaffenheit der Gebiete, welche vom Wasser durchzogen wer-

den, auch die Zusammensetzung der fortgeführten und später abgesetzten Salze eine verschiedene sein wird. Wie in den größeren Flüssen, waltet auch in der Salzsteppe der kohlensaure Kalk vor und sein Gehalt nimmt im centralen Becken (wo geschichteter oder See-Löß auftritt) zu — eine Folge seiner geringen Löslichkeit. In den größeren Becken der Provinz Shansi findet man auch andere Salze, aber fast in jedem Thal sind sie verschieden: es sind bald kohlensaure Salze (Kali, Natron-Salze), bald Chloride (Steinsalz), welche mehr oder minder rein sind. Im Tibet kommt bekanntlich auch Borax vor.

Zur Beurtheilung, wie groß der Einfluß ist, welcher den erwähnten Faktoren bei der Gestaltung der Salzsteppen zugeschrieben werden darf, muß die Dauer ihrer Wirksamkeit und die des Bestehens der jetzigen Konfiguration Central-Asiens in Betracht gezogen werden. Der Himalaya ist zwar erst in der Tertiärzeit zu seiner jetzigen Gestalt angewachsen (indem an demselben die Eocänformation bis zu einer Höhe von 3500 m hinauf reicht), allein es ist wahrscheinlich, daß bereits früher der ältere Theil dieses Gebirges schon als Kondensator der von den Südwinden geführten Feuchtigkeit gedient hat, so daß den nördlich von der Kette gelegenen Gebieten nur geringe Niederschläge zu Theil wurden.

Wichtig ist ferner die Frage nach dem ehemaligen Mittelmeere in Central-Asien, dessen Ausdehnung nach v. Richthofen entschieden nicht über das ganze jetzige Gebiet der Salzsteppen hinaus reichte. Es muß vielmehr die Bildung letzterer schon zur Zeit des Bestehens dieses Mittelmeeres, welches noch während der Tertiärperiode vorhanden war, angenommen werden. Solche trockenen Gebiete in unmittelbarer Nähe einer großen Wasserfläche haben ja ihre Analoga in Californien, der Wüste Atacama, in der Sahara u. s. w.

Die Becken selbst sind, in Bezug auf ihre Entstehung, sehr mannigfacher Art. Vor allem sind es Hebungen und Senkungen, Faltungen und Aufrichtungen der Schichten, welche sie bedingen. Während diese Faltungsbecken in feuchten Gebieten sofort wieder ausgefüllt werden, geschieht in anderen die Ausfüllung mit Eis, nach dessen Fortschmelzen die Seebecken zurückbleiben (Alpen-Seen); endlich da, wo kein Eis vorhanden ist und die Niederschläge gering sind, wird die Ausfüllung nicht ebenso rasch wie die Beckenbildung fortschreiten. Es sind also auch in dieser Hinsicht wiederum die klimatischen Verhältnisse, welche hauptsächlich die Bildung abflußloser Gebiete beeinflussen. Schwankungen in der Feuchtigkeit werden also bald ein Wachsen, bald eine Abnahme eines abflußlosen Gebietes verursachen, was wiederum in Lößgegenden deutlich verfolgt werden kann. So wird, bei zunehmender Feuchtigkeit, ein Lößgebiet auf eine geringere Ausdehnung eingeschränkt durch die Bildung von immer weiter landeinwärts sich verzweigenden Schluchten, welche hier, nicht, wie in anderen weichen Gesteinen von oben nach unten durch Aushöhlung, Bildung von Rinnsalen, sondern wegen der Durchdringlichkeit des Lösses für Wasser von unten nach oben durch Unterminiren und vertikale Absonderung vor sich geht und das ganze verzweigte, komplicirte, labyrinthische Schluchtensystem der Lößgegenden hervorruft. — Bemerkenswerth ist es, daß in Lößgegenden der Abfluß nicht immer vom ganzen Gebiete nach der tiefsten Stelle, sondern vielmehr, durch die mannigfachen Einschnitte bedingt, nach verschiedenen Richtungen stattfindet, so daß in einem Becken manchmal zugleich mehrere Wasserscheiden liegen. So durchbrechen kleine Bäche gewaltige Gebirgsbarrièren, wenn sie einem Lößgebiete entspringen, obwohl sie nach einer andern Richtung einen viel leichtern Ausweg gehabt hätten. Wie der Abfluß auch geschehen mag, bedingt er eine Auslaugung der Salze und es entstehen aus einem centralen Gebiete Bodenverhältnisse eines peripherischen: es ändert sich die Vegetation, mit ihr die Thierwelt und das Gebiet fällt der Ansiedelung und somit der Kultur anheim.

In umgekehrter Richtung wird die Verwandlung stattfinden, wo das Klima trockener wird: das Lößland wird zur Salzsteppe oder unter Mitwirkung des Windes zur Wüste. Nicht gering darf neben den klimatischen Einflüssen die Wirkung der Erdbeben in Central-Asien angeschlagen werden, indem sie erhebliche Niveauveränderungen verursacht haben. Schließlich ist ein wichtiges Agens für die Umgestaltung abflußloser Gebiete in fruchtbare — die Hand des Menschen, welche durch Kanalisiren die von den Gebirgen hinabstürzenden Gewässer durch die Steppe leitet und verbreitet, wodurch eine Auslaugung salzreicher Gebiete bedingt und die Fruchtbarkeit der Oasen erhöht wird. „Aber die Natur hat in diesem Fall dem Menschen nicht gestattet, ihr die Wassermassen, welche sie früher zu ihren eigenen Zwecken verwendete, ungestraft zu entziehen. Denn je größer die Ertragsfähigkeit des Bodens der Oasen ist, desto öder wird derselbe, wenn man den Flüssen abwärts folgt. Mit der Entziehung des Wassers verdorrt die Vegetation; der Wind beginnt seinen verderblichen Saigerungsproceß; der fliegende Sand tritt an die Stelle des Lößbodens; als der absolute Feind aller Kultur dringt er gegen die Oasen vor, die seine Entstehung beförderten, und er wandert fort, bis er sie verschlingt. Die Flüsse aber erlangen ihr früheres Recht nicht wieder, auch wenn der Mensch ihre Ufer verlassen hat; sie versiegen nun im Wüstensand."

Im vierten Kapitel, welches „die Zone der Uebergangslandschaften um Central-Asien" überschrieben ist, wird die Verbreitung des Löß erörtert und gezeigt, daß derselbe nicht auf China allein beschränkt ist (obwohl er auch hier, trotz der Mächtigkeit seines Auftretens, von allen Reisenden übersehen worden ist), sondern mehr oder minder in allen an Central-Asien anliegenden Gebieten nachzuweisen ist. Als Beweise führt v. Richthofen zahlreiche Zeugnisse von Reisenden in den verschiedenen Gebieten des Uebergangs und den peripherischen Ländern an, und deutet diese Angaben (wie Wohnungen in weicher Erde, thonige oder sandige Beschaffenheit des Bodens u. s. w.) auf eine große Verbreitung der Lößablagerungen. An eine Schilderung der hauptsächlichsten Flußläufe (Hwang-ho, Indus u. s. w.) werden für einzelne concrete Fälle Betrachtungen geknüpft über die Umgestaltung der früher abflußlosen Gebiete in solche mit Abfluß, wie sie jetzt sich zeigen, und ebenfalls Beobachtungen erwähnt, welche für manche Stellen auf einen rückschreitenden Proceß schließen lassen.

Das fünfte Kapitel — Verbreitung abflußloser und lößbedeckter Gebiete in anderen Theilen der Erde — beginnt mit Betrachtungen über den Zusammenhang der Fruchtbarkeit des Bodens und der Kultur mit der Verbreitung der Lößablagerungen, sobald sie einen Abfluß erhalten. v. Richthofen will nicht leugnen, daß der Löß in verschiedenen Ländern ein Resultat verschiedener Bildungsvorgänge sein kann, glaubt aber berechtigt zu sein (auf Grund der Erscheinungen in Central-Asien) die Verbreitung des Löß zugleich mit derjenigen von abflußlosen Gebieten zu behandeln. Europa besitzt gegenwärtig keine abflußlosen Gebiete; der Löß ist aber auch auf diesem Kontinent weit entwickelt, obwohl er hier keine kontinuirliche Oberfläche einnimmt, da er zum Theil durch die Flüsse hinweggespült worden ist und seine Reste in einzelnen abgerissenen Fetzen vorwiegend auf Flußthäler sich beschränken oder Gebirgen anliegen. Seine Schichten stehen aber manchmal in ganz bedeutender Mächtigkeit an. Vor allem ist der Löß im Rheinthal zu verzeichnen, wo er auch seine Benennung erhalten hat, ferner an sämmtlichen Nebenflüssen dieses

Stromes; im Südwesten reicht er bis nach Südfrankreich hinein, breitet sich aber auch in östlicher Richtung über Deutschland und Oesterreich nach dem südlichen Rußland aus, wo das Dnjester-Bett in ihm eingeschnitten ist. Die Westgrenze der Verbreitung des Löß in Europa zieht von S.-W. nach N.-O. in Frankreich, im Süden erreicht er die Alpen und den Balkan, während seine nördlichen und östlichen Abgrenzungen nicht genau festgestellt sind. Nach einer eingehenden Kritik der Theorien, welche für die Entstehung des Löß in Europa aufgestellt worden sind und welche sämmtlich den Löß als Zersetzungs- und Verwitterungsprodukt und seine Entstehung durch Absatz in Süßwasserbecken erklären, führt v. Richthofen als Gründe gegen dieselben folgende Punkte an: das Ungeschichtetsein des Löß, während alle übrigen Absätze diesen Charakter nicht besitzen; das Vorherrschen der Landschnecken im Vergleich mit den Süßwasserschnecken, welche viel eher erhalten werden müßten als diejenigen, welche angeschwemmt worden sind; die Gleichmäßigkeit des Materials, während dasselbe entschieden hätte ungleichmäßig sein müssen je nach der Beschaffenheit der die ablagernden Seen umgrenzenden Gebiete, und am Rande solcher Seen entschieden gröber hätte sein müssen als gegen die Mitte derselben hin; die ungleichmäßige horizontale wie vertikale Vertheilung des Löß, sein Vorkommen in allen Meereshöhen, indem er manchmal auf Höhen angetroffen wird, dagegen in den Tiefen fehlt; schließlich die petrographische Identität des Löß in allen, sogar weit auseinander liegenden Regionen. Diese Gründe führen v. Richthofen zu dem Schlusse, daß auch der europäische Löß subaërischen Ursprungs sein und Europa in früheren Zeiten eine größere kontinentale Ausdehnung und, wie jetzt Asien, seine abflußlosen Gebiete und Steppen besessen haben mag. Für letztere Annahme führt v. Richthofen als Beweis die erwiesene Verbreitung von Dickhäutern, Einhufern und Wiederkäuern gerade in der Periode der Bildung des Löß an, welcher auch manchmal Knochen dieser Thiere beherbergt. Der Verbreitung des Löß in Europa schließt sich weiter eine Beschreibung des eranischen Hochlandes an und die Aufzählung spärlicher Angaben über das Vorkommen des Löß in einigen angrenzenden Gebieten dieses Hochplateau. Darauf schildert der Verfasser aus eigener Anschauung die abflußlose Region von Nordamerika, das Great-Basin und die Unterschiede, welche sich aus dem Vergleiche der Konfiguration dieses Gebietes und desjenigen von Central-Asien herausstellen: Erstreckung der Gebirge im Wesentlichen von Nord nach Süd, die wenig gerundeten Formen, bedingt durch die gewaltige vulkanische Thätigkeit, welche hier geherrscht hat, während in Asien die vorwaltende Richtung der Gebirgszüge von West nach Ost ist und ihre Konturen meist abgerundete, wellige sind. Das Auftreten des Löß am Missouri ist nach den Beobachtungen des amerikanischen Geologen Hayden wiedergegeben und auch sein Vorhandensein anderen Flußläufen entlang erwähnt. Auch hier zeigt der Löß alle in Central-Asien und Europa bekannt gewordenen Merkmale wieder. Das Kapitel schließt mit einigen Angaben über die Verhältnisse in Südamerika, wo das abflußlose Gebiet vom Titicaca-See und der Wüste Atacama her nach Süden bis zu den argentinischen Pampas sich erstreckt, um dort von einer zusammenhängenden Lößregion umsäumt zu werden, welche sich über die argentinische Republik nach Patagonien hin und über Uruguay und Paraguay bis nach Brasilien hinein ausbreitet.

In den beiden letzten Kapiteln des ersten Abschnittes wird das „Gebirgsgerüst von Central-Asien" behandelt. Die ältesten Aufzeichnungen über die Konfiguration von Central-Asien rühren von Humboldt her, welcher ihr vier Breitengradketten zu Grunde legte und deren Ausdehnung viel weiter führte, als man es jetzt anzunehmen berechtigt ist. Nach v. Richthofen entbehren diese Gebirgszüge des ihnen zugeschriebenen Parallelismus, und zwei derselben, der Tiën-schan und der Kwen-lun, welche die Hauptglieder des Kontinentes benannt werden, zeichnen sich durch eine Konvergenz nach Westen hin aus, während von den übrigen Hauptgebirgserhebungen der Himalaya den „eigentlichen Körper des Kontinentes" im Halbkreise, mit der convexen Seite nach Süden gewendet, gegen die angewachsenen Glieder abgrenzt. Ferner herrscht im Westen Asiens ein Gebirgssystem, welches von W.-N.-W. nach O.-S.-O. streicht — das Altai-System v. Richthofen's — und im Sajan-Gebirge, im Elburz, in Armenien, im Kaukasus und im südöstlichen Europa sich fortsetzt, während im Osten das sinische System mit vorwiegend Südwest-Nordost-Richtung streicht. Schließlich ist noch ein sechstes System, das hinterindische, angeführt, dessen Einfluß sich im Westen des eigentlichen China bemerkbar macht. Manche von diesen Systemen interferiren mit einander; im Wesentlichen werden die eigenthümlichen Richtungen sowohl im Westen (die nordwestliche) wie im Osten (die südwestliche) eingehalten. Die Stelle, wo vier dieser Hauptketten (der Himalaya, der Tiën-schan, der Kwen-lun und das Altai-System) zusammenstoßen, ist durch die drei Stromgebiete des Indus, des Amu-Darja und des Jarkand-Darja (die indische, turanische und ostturkestanische Ebene bildend) und die drei zwischen ihnen liegenden Bodenanschwellungen — die tibetische, die pamirische und die eranische — gekennzeichnet. Allen diesen Gebirgen ist bezüglich ihrer ersten Erhebung ein hohes Alter zuzuschreiben, jedoch scheint der Kwen-lun als das älteste von allen angesehen werden zu müssen. Dasselbe ist für die Bodengestaltung Chinas bei weitem das wichtigste, während der Tiën-schan zu seiner Hauptentwickelung erst jenseits der Grenzen des chinesischen Reiches gelangt. Der Tiën-schan, im Osten keilförmig beginnend, nimmt gegen Westen immerfort an Breite in Gestalt von fächerförmig divergirenden Ketten zu. Die Fächerstruktur, welche rein vulkanischen Gebirgen eigenthümlich ist, trifft aber beim Tiën-schan, welcher nicht zu denselben gehört, bloß anscheinend ein und wird lediglich bedingt durch das unter spitzen Winkeln von ungefähr 30 bis 40° erfolgende Zusammentreffen zweier Systeme paralleler Züge — dem eigentlichen Tiën-schan (welchem in allen seinen Parallelketten die Richtung West zu Süd nach Ost zu Nord zukommt) und dem Karatau, welcher zum Altai-Systeme gehört. Von diesen beiden Systemen herrscht das erstere mehr im Süden, das zweite mehr im Norden vor, was sich auch im Laufe der Flüsse, in der Richtung der Verkehrswege und der Art der Ansiedelungen der dort wohnenden Völkerstämme deutlich zu erkennen giebt. Die Geologie des Tiën-schan ist wenig bekannt, Arbeiten von Semenow und Säwertzow haben jedoch erwiesen, daß in demselben azoische und paläozoische Formationen bis zum Bergkalk herauf vorkommen und sind neben ihnen oft Granit und Syenit beobachtet worden. Stoliczka fand auf seiner Reise von Kaschgar nach dem Tschatyr-kul in der Koktan-Kette triassische Ablagerungen und in der Artush-Kette lauter jüngere tertiäre Schichten, aber auch Anzeichen vulkanischer Thätigkeit (im südlichen Theile des Hochlandes zwischen den Terek- und Koktan-Ketten), welche schon von Humboldt angenommen, aber später von Anderen bestritten worden ist. Die ganze Längsausdehnung des Tiën-schan beträgt 1380 geogr. Meilen und seine größte Breite, das heißt die größte Entfernung der äußersten Parallelketten (im Westen), erreicht 204 geogr. Meilen.

Der Kwen-lun ist das längste und geologisch einheitlichste Gebirge, seine den Breitengraden parallellaufende Ausdeh-

nung erstreckt sich auf ungefähr 2000 geogr. Meilen und, obwohl er in der Höhe seiner Gipfel vielen anderen Gebirgen (Himalaya, Dapsang ꝛc.) nachsteht, zeichnet er sich durch einen höhern Kamm als diese aus, indem derselbe 6000 m erreicht. Central-Asien entstammend, setzt er sich in östlicher Richtung nach dem westlichen China hinein fort und theilt dasselbe in zwei Theile, welche sich in vielfacher Hinsicht verschieden verhalten. Auch in geologischer Beziehung, in Betreff seines Alters, läßt sich kein anderes Gebirge mit ihm vergleichen, indem er schon zur silurischen Zeit als gewaltige Kette bestanden zu haben scheint, wenigstens gehören die jüngsten von Stoliczka an ihm beobachteten sedimentären Schichten dieser Formation an, während die Centralpartie der Kette aus den ältesten krystallinen Gesteinen gebildet ist. Da, wo der Kwen-lun im äußersten Westen vom Karakasch durchbrochen wird und durch seine steil abhängenden und überhängenden Wände eine wilde Scenerie bietet, finden sich in quarzitischen Gesteinen Gänge des kostbaren Steins Yü (Nephrit), der von den ältesten Zeiten her von den Chinesen vielfach verarbeitet worden ist. Erst in größerer Tiefe, am Nordrande des westlichen Kwen-lun, tritt die Steinkohlenformation auf; an seinem Südrande dagegen sind die dem Himalaya angehörenden Schichtensysteme jüngern Alters abgelagert. In letztgenannter Kette sowie in den mit ihr in gleicher Richtung verlaufenden Dapsang und Karakorum sind fast alle Sedimentärformationen vertreten, und die jüngste von ihnen, das Tertiär (speciell die Nummulitenformation), reicht an der Nordseite des Himalaya bis zur Montblanc-Höhe (11 000 bis 12 000 Fuß) hinauf. Stoliczka, welcher den Himalaya von Süd nach Nord, dem 78. Meridian entlang, quer überschritt, unterscheidet von der indischen Ebene ab bis zum Oberlauf des Indus, an der Dapsang-Kette, fünf Zonen, von denen die südlichste besonders hervorzuheben ist wegen ihrer miocänen Wirbelthierfauna.

Der mittlere Kwen-lun, welchem die beiden größten Ströme Chinas, der Hwang-ho und der Yang-tze, mit ihren Nebenflüssen entspringen, besteht aus sieben Parallelketten, welche von einander durch Thäler getrennt sind. Mit dem 105. Meridian ist das breite System von Parallelketten zu Ende und nur der Stamm des Kwen-lun setzt weiter nach Osten fort und bildet das bedeutendste Gebirge des eigentlichen Chinas. Diesen östlichen Kwen-lun, welcher in geologischer Beziehung die größte Aehnlichkeit mit dem von Stoliczka erforschten westlichen Theile aufweist, beabsichtigt v. Richthofen in einem der folgenden Bände eingehender und zwar im Zusammenhange mit Chinas Bodenformen zu betrachten. Damit schließt der erste Abschnitt und mit ihm der allgemeine Theil des ersten Bandes ab, dessen Inhalt allein wiederzugeben wir hier bestrebt waren.

Die Veränderungen der slavisch-russischen Nationalität innerhalb der Bevölkerung Sibiriens[1].

Eine wichtige Aufgabe der Anthropologie und der Ethnographie ist die Beantwortung der Frage: Sind die menschlichen Racen in Folge der Uebersiedelung in andere Klimata und in Folge der Vermischung mit anderen mehr oder weniger verschiedenen Racen, d. h. in Folge des Einflusses neuer ungewohnter physico-geographischer und ethnologischer Bedingungen, einer Veränderung unterworfen? Die Frage ist von verschiedenen Autoren in verschiedener Weise beantwortet worden. Der Verfasser führt eine Reihe Aussprüche an und wendet sich dann zur Darstellung dessen, was er in Betreff der Bevölkerung Sibiriens aus anderen Schriftstellern gesammelt und selbst beobachtet und erfahren hat.

Man erkennt auf den ersten Blick, daß innerhalb der sibirischen Bevölkerung die slavisch-russische Race, welche durch das großrussische und kleinrussische Volk repräsentirt wird, trotz der bedeutenden Vermischung mit den sibirisch-asiatischen Eingeborenen, überwiegt, in Folge ihrer culturhistorischen und nationalen Festigkeit und Hartnäckigkeit.

Die sibirische russische Bevölkerung, welche sich physisch als ein Gemisch des slavischen Volksstammes mit den nordasiatischen Stämmen, mit finnischen, türkisch-tatarischen, mongolo-burätischen und anderen darstellt, hat doch die typischen Charakterzüge der russischen Race beibehalten; aber ebenso unleugbar ist, daß in Folge der Kreuzung der russische Volkstypus sowohl in psychischer als physischer Hinsicht gewisse Veränderungen erlitten hat.

In Westsibirien, insbesondere in dem Centrum der Colonisation vom Ural bis zum Jenissei, hat die slavisch-russische Nationalität im Allgemeinen keine deutlich bemerkbaren Veränderungen aufzuweisen. Bemerkbar werden die physischen und moralischen Eigenthümlichkeiten der russisch-sibirischen Bevölkerung erst im Altaigebiet und in den nördlichen Gegenden, einerseits hinauf zur Quellgegend des Irtysch und Obj, an den Flüssen Tara, Tobot, Tjumensk, Ischim in der Nähe der Tataren, Kirgisen, altaischen Kalmücken, andererseits in den Niederungen des Obj und an dem nordöstlichen Abhange des Ural im frühern Mittelpunkte der Sitze der Wogulen, Samojeden und Ostjäken.

Am Irtysch und Obj sind viele Ostjäken in Folge der Vermischung mit Russen vollständig russificirt, ebenso sind viele westsibirische Dörfer, welche als „Jassak" (Abgaben) zahlende Tatarenansiedelungen früher bekannt waren, jetzt von einer russischen Bevölkerung bewohnt. Die Vermischung der Russen und Tataren ist allmälig vor sich gegangen; in der ersten und zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts holten sich nach dem Zeugnisse Müller's die Kosacken und ihre Anführer Frauen, Mädchen und Kinder von den Kirgisen und Kalmücken, gutwillig oder gegen Bezahlung. Aber auch die Kalmücken und Kirgisen fanden Wohlgefallen an russischen Frauen, welche sie raubten und nicht herausgaben. Erlasse, namentlich von Seiten der Geistlichkeit, wegen der verbotenen Vermischung mit Heiden, waren natürlich ohne jeden Erfolg. Der Geistlichkeit vor allem war es unbequem, daß viel Aberglaube, heidnische Vorstellungen und heidnische

---

[1]) Aus einem Referate von Herrn Prof. Dr. Ludwig Stieda in Dorpat im „Archiv für Anthropologie" (XI, Heft 3) über „A. P. Schtschapow, Historisch-geographische und ethnologische Bemerkungen über die Bevölkerung Sibiriens" in den „Mittheilungen der sibirischen Abtheilung der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft" Bd. III.

Gebräuche allmälig in die russisch-sibirische Bevölkerung sich einschlichen.

So eigneten die Russen sich nicht allein physische, sondern auch psychische Eigenschaften der Eingeborenen an, wie es ganz natürlich war; sie sahen sich gezwungen, die Sitten und Lebensweise, die Nahrung derselben mehr oder weniger sich anzueignen. In Obdorsk lebt man „samojedisch“. Die russischen Einwohner von Obdorsk und Beresow haben eine große Anzahl samojedischer und ostjäkischer Worte in Gebrauch.

Weiter im Gebiete des Flußsystems des Jenissei bietet die slavisch-russische Nationalität neue Veränderungen, doch sind die Einzelheiten nicht genügend bekannt. Der Verfasser beschränkt sich auf die Mittheilung von Nachrichten, welche er während seines Aufenthalts im Gebiete von Turuchansk über die Anwohner des Jenissei einziehen konnte.

An der ursprünglichen Colonisation des nördlichen Jenissei-Thales betheiligten sich außer den Kosacken und Beamten, außer großrussischen Kaufleuten und Gewerbetreibenden (Promyschlenniki), welche aus dem Norden des europäischen Rußlands, aus Cholmogory, aus Ustjug und Wologda einwanderten, noch die „Syrjänen“, und gaben dadurch dem russischen colonisirenden Elemente einen besondern Anstrich. Durch die unmittelbare Umgebung der Ostjäken, Dolganen, Tungusen, Juraken, Samojeden wurden die russischen Kolonisten ebenso beeinflußt.

Zum Beweise der immerfort dauernden Vermischung führt der Verfasser eine ganze Reihe specieller Genealogien einiger Familien aus dem turuchanskischen Gebiete an. Die Kinder aus solchen gemischten Ehen zwischen Russen und Ostjäken bewahren oft die Züge der ostjäkischen Nationalität, die stark vorspringenden Wangenbeine, die dunkle Gesichtsfarbe, die schwarzen rauhen Haare, den hagern unproportionirten Körperbau. Die Körpergröße und auch die physische Körperkraft der Einwohner von Turuchansk scheint sich unter dem Einflusse dieser Vermischung zu verringern. Andererseits hat die Fruchtbarkeit unter dem Einflusse der Russen zugenommen; die Zahl der Geburten bei den Frauen in Turuchansk ist größer, als bei den Eingeborenen; freilich noch nicht so groß wie in den gemäßigten Zonen des europäischen Rußlands.

Durch die Kreuzung mit Tungusen haben die Russen eine der besonders bemerkenswerthen physischen Eigenschaften derselben sich angeeignet, nämlich die den Tungusen eigene Schärfe des Sehvermögens, wie durch gut constatirte Beispiele berichtet wird.

Die Einwohner von Turuchansk sind sich ihres gemischten Ursprunges genau bewußt; sie nennen sich „ein gemischtes Volk“, sie sind gutmüthig, offenherzig und bei richtiger Behandlung mittheilend, aber, gleich den Ostjäken und Tungusen, zeigen sie gegen die neu „aus Rußland“ Angekommenen ein gewisses Mißtrauen, Furcht und Zurückhaltung.

Auch in ihrer häuslichen Einrichtung haben die Einwohner von Turuchansk sich Mancherlei von den Ostjäken und anderen Eingeborenen angeeignet. Nicht allein heidnische Sitten und Gebräuche, auch viel heidnischer Aberglaube findet sich unter den Bewohnern von Turuchansk. Auch die russischen Fischer huldigen in Gemeinschaft mit den jenisseischen Ostjäken dem Schamanenthum, auch die russischen Kosacken und Gewerbetreibenden von Turuchansk opfern gleich den Tungusen von Turuchansk gelegentlich einen Zobel oder ein Eichhörnchen den heidnischen Göttern. Die geographischen und zoologischen Begriffe der Bewohner von Turuchansk sind genau dieselben wie die der Ostjäken und Tungusen; sie unterscheiden „vier Seiten“ des Jenissei, und eben darnach auch die Windrichtungen; alles, was außerhalb des Gebietes von Turuchansk liegt, heißt „Rußland“, worunter sie auch das übrige Sibirien begreifen. Alle speciell an die Thierwelt sich knüpfenden abergläubischen Ansichten haben unter den Russen von Turuchansk Eingang und Verbreitung gefunden. Schließlich hat die russische Bevölkerung von Turuchansk in Folge der Vermischung einige linguistische Eigenthümlichkeiten sich angeeignet. In der Niederung des Jenissei und in den Tundren sprechen die Russen kaum noch Russisch, sondern größtentheils die Dialekte der Eingeborenen. Unter 66 aufgeschriebenen Worten der Umgangssprache im Gebiete von Turuchansk zwischen 61 bis 65° geographischer Breite zählte der Verfasser 33 rein ostjäkische und tungusische Wörter und außerdem acht finnische, wie dieselben noch im Gouvernement Archangel im Gebrauche sind. Auch die Aussprache ist verändert; die Zischlaute können nicht gehörig hervorgebracht werden, statt dessen hört man nur die S-Laute.

Im südöstlichen Sibirien, besonders in der obern Gegend der Angara und der Lena, am Flusse Irkut, ferner in der Umgebung des Baikalsees und schließlich in ganz Transbaikalien bis zum Amur hat sich der slavisch-russische Typus auf das Innigste vermischt mit dem mongolisch-burätischen, zum Theil auch dem tungusischen Typus. Eine sehr charakteristische Erscheinung sind diese sogenannten Jassatschnije, d. h. Jassak (Abgaben) zahlende. Es sind ursprünglich getaufte Buräten, welche meist russische Frauen genommen haben und in besonderen von der burätischen Ansiedelung (Uluss) getrennten Dörfern, mitunter auch zerstreut in russischen Ansiedelungen und Dörfern gemeinsam mit Russen leben. Diese Jassatschnije oder „ansässigen Eingeborenen“ sind im Laufe der Jahre vollständig russificirt und sind im Allgemeinen bei flüchtiger Betrachtung russischen Bauern gleich. Allein bei genauer Einsicht sind sie in körperlicher Hinsicht von den Russen verschieden: die Gesichts- und Hautfarbe ist dunkel, das Haar und die Augenbrauen schwarz oder mindestens dunkelbraun, doch meist schön weich; die Augenlidspalte eng; das Jochbein stark vorspringend, freilich nicht so sehr wie bei den Buräten; der Bartwuchs spärlich. Im Ganzen ist der aus dieser Vermischung der Russen mit den Buräten hervorgegangene Menschenschlag ein hübscher zu nennen; insbesondere sollen die Weiber anziehend erscheinen. Abgesehen von älteren Beobachtern, wie Pallas, wird namentlich Dr. Sperk als Gewährsmann genannt. Mit der Annahme der körperlichen Eigenschaften der burätischen Race hat selbstverständlich die russische Bevölkerung auch burätische Sitten und Gebräuche, mongolische Welt- und Naturanschauungen sich angeeignet. Die russischen Kolonisten in Transbaikalien sind Viehzüchter, wie die eingeborenen Buräten, und betreiben nur wenig Ackerbau. Die Weiber der Dorfbewohner betreiben die häuslichen Künste ganz wie die Burätinnen. Die Kosacken essen rohes Fleisch, genau wie die Buräten, lassen sich gleich letzteren von den Schamanen in Krankheitsfällen ärztlich behandeln, sie tragen auf der Brust neben ihrem Kreuze irgend ein Knöchelchen, wie die Buräten, und dergleichen mehr. Auch die mongolisch-burätische Sprache hat in den transbaikalisch-russischen Dialekt bedeutenden Eingang gefunden, insbesondere sind eine Menge Worte, welche auf den Jagdbetrieb, Viehzucht u. s. w. Bezug haben, der burätischen entlehnt.

Noch auffallender ist aber die physische und psychische Veränderung der russischen Bevölkerung im Gebiete von Jakutsk in Folge der Vermischung mit den Jakuten. Eine ganz eigenartige jakutisch-russische Nationalität ist hier entstanden. Der Typus dieser russificirten Jakuten

wird von Kennern in folgender Weise geschildert: Die Leute sind hager und von dunklem Aussehen, wenngleich nie so dunkel, wie die eigentlichen Jakuten, die Haare schwarz oder sehr dunkelbraun, jedoch nicht so rauh, wie bei den eigentlichen Jakuten; blonde oder röthliche Haare giebt es gar keine. Die Augen haben mehr ein mongolisches als ein russisches Aussehen, die Wangenbeine springen etwas vor. Die Jakutinnen sind entschieden hübscher als die Burätinnen, sind daher von den Russen gern zu Frauen begehrt; die vierte bis fünfte Generation enthält sehr viel jakutisches Blut und ist wenig von den echten Jakuten unterschieden. So unterliegt denn auch der Ideenkreis, Sitte und Sprache sehr dem jakutischen Einflusse. Die Leute nennen sich mit Stolz „Jakuten".

Aus allen Erdtheilen.

Australien und Neu-Guinea.

— Die Entdeckungsreisen der neuesten Zeit in Central-Australien betrafen meistens den Westen, während der Osten ziemlich unbeachtet blieb. Dies veranlaßte die Regierung der Kolonie Süd-Australien, zu der bekanntlich Central-Australien gehört, von Alice Springs aus eine Expedition auszuschicken. Dieselbe sollte das ungefähr 330 Miles lange Areal, welches sich von hier bis zum Herbert-Flusse in nordöstlicher Richtung hinzieht, nicht nur erforschen, sondern auch trigonometrisch vermessen. Namentlich handelte es sich dabei um die noch völlig unbekannten 900 Quadratmiles im Gebiete des Herbert. Die Alice Springs, 937 Miles südlich von Port Darwin und 1036 nördlich von Adelaide, sind ein großes und tiefes Wasserloch, welches wenig südlich vom Wendekreis des Steinbocks sich am Fuße von aus mächtigen Granitblöcken gebildeten Felshöhen befindet. Hier in der Nähe und am westlichen Ufer des Todd-Flusses liegt eine Station des Ueberlandtelegraphen und etwa 12 Miles östlich davon ist die grasreiche Gegend bereits von Squattern mit Vieh bejagt. Der Herbert entspringt in Queensland, in ungefähr $19\frac{1}{2}^0$ südl. Br. und nicht weit von der westlichen Grenze, läuft in 20^0 südl. Br. nach Süd-Australien über, kehrt dann zurück und wird ein wichtiger Nebenfluß des Mulligan River.

Die Expedition stand unter der Leitung des Mr. H. Vere Barclay als Ersten und des Mr. Charles Winnecke als Zweiten im Kommando. Der Letztere übernahm die trigonometrische Vermessung, während der Erstere das Terrain in vorgeschriebener Richtung erforschen wollte.

Mr. Barclay brach am 31. Januar 1878, begleitet von vier Personen, von Alice Springs auf. Für den Transport dienten Pferde. Ein beträchtlicher Theil des bereisten Landes war gut und sehr gut, schön bewaldet und ungeachtet der trockenen Jahreszeit mit reichem Graswuchs bestanden. Der Boden würde sich nicht nur für Viehzucht, sondern, wenigstens an manchen Stellen, auch für Ackerbau eignen. Offenes Wasser existirte zur Zeit nicht, aber Mr. Barclay glaubt, daß diesem Mangel durch Anlegung von tiefen Brunnen sowie von Dämmen, um das Regenwasser festzuhalten, völlig abgeholfen werden könnte. Mit Ausnahme von Eisenstein, welcher in vielen Formen vorkam, fand man keine Mineralien, doch deutete die Konfiguration des Bodens an verschiedenen Stellen auf Gold hin. Kleine Granaten bemerkte man in einem Theile der Strangways Ranges in großer Menge. Die vielen Creeks, welche unter dem Sande ihres Bettes weißen Pfeifenthon (pipeclay) gelagert hatten, vereinigten sich meistens mit solchen, welche ihr Wasser dem Lake Eyre zuführten. Nach der Höhe ihrer Fluthmarken zu urtheilen, mußten die Plenty und Marshall Creeks kolossale Mengen Wasser in der Regenzeit empfangen und befördern. Eingeborene, mit denen man jeden Verkehr geflissentlich vermied, sah man nicht allzu viel, sie müssen aber, wie die vielen Lagerplätze derselben zeigten, wohl zahlreich sein.

Die Gegend verschlechterte sich, je weiter man vorrückte. Die Dürre nahm zu und Wasser war nicht mehr aufzufinden. Mr. Barclay schickte deshalb zwei seiner Reisegefährten aus, um in gerader östlicher Richtung nach Wasser zu forschen, aber obwohl sie sich der Grenze von Queensland bis auf 10 Miles näherten, so war doch alles Suchen vergeblich. Die Lebensmittel gingen zu Ende und alle hatten von Skorbut schwer zu leiden. Man mußte sich zur Rückkehr entschließen und traf in den ersten Tagen des August wieder in Alice Springs ein. Hier legte Mr. Barclay in Folge seiner geschwächten Gesundheit die oberste Leitung der Expedition nieder.

An seine Stelle trat nun Mr. Winnecke, der schon am 9. August 1878 von Alice Springs aufbrach, um die Forschung fortzusetzen. Nachdem er 40 Miles östlich vom Burton, einem kleinen Creek, der in den Strangways Ranges entspringt, ein Depôt errichtet hatte, verfolgte er auf 90 Miles die alte mehr nach Osten zu liegende Route des Mr. Barclay, fand jedoch nirgends Wasser. Er kehrte nach dem Depôt-Lager zurück und nahm eine nordöstliche Richtung. In dieser entdeckte er zahlreiche feuchte Stellen in dem Sandbette mehrerer bisher unbekannter großer Creeks, welche durch Graben hinreichend Wasser lieferten. Dadurch wurde es möglich, die Triangulation in gerader nordöstlicher Linie bis 22^0 5′ südl. Br. und 135^0 30′ östl. L. Gr. — 150 Miles von Alice Springs — zu vollenden. Bis hierher bestand der Boden meistens aus lockerm rothen Lehm, das Land war gut begrast und mit Eucalyptus-Arten leicht bewaldet. Das bessere waldige Terrain hörte jedoch nun auf und Sandhügel und niedriges Tafelland mit dichtem Akaziengestrüpp begannen. Da zwei der Leute durch Skorbut, an welchem übrigens alle zu leiden hatten, für weitere Arbeit unfähig geworden waren, und es auch immer schwieriger wurde, Wasser zu erlangen, so schickte Mr. Winnecke das ihn begleitende Personal bis auf einen Mann nach Alice Springs zurück. Mit diesem setzte er die Reise in nordöstlicher Richtung fort, gelangte aber nur bis 21^0 35′ 1″ südl. Br. und 136^0 4′ östl. L. Gr. Anfänglich konnte man sich mit großer Schwierigkeit und Mühe aus tiefen Brunnen der Eingeborenen einiges Wasser verschaffen, allein dies hielt nicht lange an. Man versuchte die östliche und dann auf 60 Miles die südliche Richtung, ohne einen bessern Erfolg zu erzielen. Als dann die Lebensmittel ziemlich erschöpft waren, sah man sich zur Rückkehr nach Alice Springs gezwungen, wo man am 10. November eintraf.

Mr. Winnecke erhielt nach diesem zweiten Mißerfolge von Adelaide aus den Auftrag, sich mit seinen Gefährten nach der Telegraphenstation Tennant's Creek, 318 Miles nördlich von Alice Springs, zu begeben und von dort aus den Versuch zu erneuern. Wenngleich um Tennant's Creek herum in weitem Umfange erbärmliches Scrub-Land ohne Wasser liegt, so kürzt sich doch die Reise von hier aus dadurch beträchtlich ab, daß sie, da der Herbert, so weit er südaustralischem Gebiete angehört, mit Tennant's Creek so

ziemlich unter demselben Breitengrade liegt, in gerader östlicher Richtung unternommen werden kann.

— Die Kolonie Viktoria (und zum Theil auch Süd-Australien) ist dies Jahr wieder von dem bösen Feind der dortigen Farmer, dem rothen Rost, derartig heimgesucht worden, daß ein Viertel der gesammten Weizenernte verloren gegangen ist. In Goulburn und den anliegenden Distrikten sind Tausende von Acres mit Weizen nicht abgeerntet. Eben so hat im westlichen Viktoria und in mehreren Distrikten von Süd-Australien die Plage der Kaninchen so entsetzlich zugenommen, daß dadurch mehrere hundert Quadratmiles völlig abgefressen und unfruchtbar gemacht sind. Die Millionen verwilderter Kaninchen verursachen in Australien sehr große Noth, obgleich auf parlamentarischen Beschluß von Seiten der Kolonialregierungen alles aufgeboten wird, um dieselben auszurotten.

Mit dem Ackerbau in Australien sieht es überhaupt keineswegs so glänzend aus, wie leichtfertige Agenten in Europa den Leuten weismachen, um sie zur Auswanderung dahin zu verleiten. Schlechte und Mittelernten sind gewöhnlich, gute selten. Selbst das patriotische S. A. Register muß sich (Januar 1879) dahin erklären: „Noch einige so ungünstige Ernten, wie die letzten drei Jahre lieferten, und die ganze Industrie der Kolonie ist lahm gelegt und viele unserer Farmer werden bankerott sein."

— Süd-Australien ist voller Freude über die Auffindung von Wasser in der dürrsten Gegend der Kolonie mittels tiefer artesischer Brunnen. In der durch ihre Dürre berüchtigten großen Kurnamona-Ebene südlich von Lake Frome ist es nämlich den Squattern Sanders, James u. Komp. gelungen, in der Tiefe von resp. 230, 304 und 371 Fuß auf so reichliches Wasser zu stoßen, daß diese drei artesischen Brunnen jetzt täglich resp. 12 000, 30 000 und 10 000 Gallonen Wasser liefern. In Folge dieser wichtigen Entdeckung hat die südaustralische Regierung Mitte Januar 1879 den Professor Tate nach Fowler's Bay abgeschickt, damit er von dort aus das nördlich von der Großen Australischen Bucht liegende wasserlose aber zum Theil gut begraste Areal bis zur ungefähren Höhe von 30° südl. Br. bereise und Bohrversuche anstelle. Sollten weitere günstige Erfolge erzielt werden, so würden sich die Schäfereien des australischen Kontinents, welche jetzt schon über 44 Millionen Schafe zählen, bald verdoppeln. Man sieht in Australien mit ungewöhnlicher Spannung dem Ausgange entgegen.

— Die Abenteurer, welche von Australien aus theils in Kompagnien, theils einzeln nach Neu-Guinea gingen, um dort, auf vage Gerüchte hin, nach Gold zu suchen, sind nach den neuesten Nachrichten fast sämmtlich nach Australien zurückgekehrt. Gold fanden sie nicht (einige wollen „the colour of it", die Farbe des Goldes, gefunden haben), wohl aber ein für Europäer sehr schlimmes Klima, welches immer ein Haupthinderniß für Ansiedelung auf Neu-Guinea bleiben wird.

— Um Mitte vorigen Jahres bildete sich in Melbourne eine Kompagnie und organisirte eine Expedition, welche den nordöstlichen Theil von Neu-Guinea auf Gold erforschen sollte. Der Schoner Dove wurde zu dem Ende angekauft und auf sieben Monate mit Proviant versorgt. Perlen, Messer, Beile und buntes Zeug wurden als Handelsartikel mitgegeben. Der Schoner segelte am 3. August 1878 mit 17 Mann an Bord von Melbourne nach der Astrolabe Bay und traf hier so weit glücklich ein. Man landete sofort und begann nach Gold zu suchen, fand aber nicht die Probe davon. Alle wurden vom Fieber befallen, welchem vier Personen erlagen. Man verließ dann die Bay und fuhr an der Küste entlang, als bei Threefold Bay Eingeborene einen Angriff auf das Schiff versuchten, der jedoch abgeschlagen wurde. Bald darauf erhielt der Schoner ein gefährliches Leck und man entging dem Untergange nur dadurch, daß das Schiff Sir Launcelot, welches auf Yokohama bestimmt war, die ganze Mannschaft an Bord nahm. Man erreichte am 16. December Yokohama.

— Es laufen fortwährend Nachrichten von Mordthaten ein, welche die kannibalischen Eingeborenen an der Südostküste von Neu-Guinea an Europäern ausüben. Besonders zeichnen sich in dieser Beziehung die Kannibalen von Brooker Island (zur Calvados-Gruppe gehörig) aus. Im letzten Jahre wurde hier die Mannschaft von drei Schiffen ermordet und gegessen. Dasselbe Schicksal traf Ende November 1878 wieder den Mr. R. B. Ingham mit Gefährten. Derselbe hatte sich, als Agent der Kolonie Queensland, wohl bewaffnet und mit hinreichender Mannschaft an Bord nach Brooker Island begeben, um das Eigenthum von dort ermordeten Europäern zu requiriren. Dies wurde auch gütlich ausgeliefert, und da die Eingeborenen sich sehr freundlich zeigten, so ließ man es an der nöthigen Vorsicht fehlen. Ein plötzlicher Ueberfall erfolgte und Mr. Ingham und Genossen wurden sämmtlich ermordet. — Etwa um dieselbe Zeit ermordeten die Kannibalen in Cloudy Bay eine Anzahl Europäer, welche dort Cederholz fällten. Es ist von Queensland aus eine Petition an den Kolonialminister Sir Hicks-Beach in London gerichtet worden, daß an der Südostküste von Neu-Guinea, wo in letzter Zeit die Mannschaft von sechs Schiffen massakrirt und verzehrt ward, ein Kriegsschiff permanent stationirt werde.

— Das Barkschiff Courier, auf welchem sich von Wellington in Neu-Seeland aus eine Expedition nach Neu-Guinea einschiffte, kehrte am 31. December 1878 zurück. Man ging im Astrolabe-Golf vor Anker. Hier traf man mit vielen Eingeborenen zusammen, ohne daß es möglich war, Geschäfte mit ihnen zu machen, da sie nicht verstanden oder verstehen wollten, was man begehrte. Einige Kokosnüsse, eine Unze Ingwer und zwölf Zoll Zuckerrohr war, mit Ausnahme von Bogen und Pfeilen, alles, was man erlangen konnte. Das Bett der nächsten Flüsse wurde auf Gold untersucht, aber man fand nicht die geringste Spur davon. Auch die Eingeborenen besaßen kein Gold. Unter ihnen herrschte Bigamie. Die dunkeln Damen zeichneten sich durch ein intelligentes Aussehen, durch eine gewisse Schönheit, anmuthiges Wesen, Leichtigkeit der Bewegungen und ein eigenthümliches musikalisches Lachen aus. Nachdem man sich im Astrolabe-Golf vierzehn Tage aufgehalten hatte, segelte man an der Küste weiter, konnte jedoch keinen Ankerplatz ausfindig machen und kehrte nach Wellington zurück.

— Wie das Postarchiv einem andern Blatt entnimmt, ist die Koncession zur Legung eines Kabels zwischen San Francisco und Yokohama ertheilt, und bewirbt sich der Koncessionsinhaber bei der chinesischen Regierung um die Erlaubniß, dieses Kabel bis Tientsin zu führen und von da eine Telegraphenlinie nach Peking zu bauen. Hierdurch würde dann endlich China in unmittelbare telegraphische Verbindung mit der Außenwelt gebracht werden. Der Anschluß der chinesischen Leitungen an die große sibirische Linie, etwa bei Kiachta, würde dann nur noch eine Frage der Zeit sein. Alles dies und die Aussicht, daß in Folge der Ereignisse im Zulu-Lande die elektrischen Dräthe in kurzem von St. Vincent aus das Kap der Guten Hoffnung umspinnen und von da den Anschluß in Indien suchen werden, berechtigt zu der Hoffnung, daß bald mehrere der klaffendsten Lücken im unterseeischen Telegraphennetz ausgefüllt sein werden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Edouard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875 bis 1876.

IV.

Cali ist nicht nur dem Namen nach, sondern in Wahrheit eine Stadt und der Schlüssel des Cauca-Thales; mit weit größerm Rechte müßte sie Hauptstadt des Staates sein, als der jetzige Sitz der Behörden, Popayan. Eine Zeit lang ist sie es auch gewesen. Während Popayan zwischen unzugänglichen Bergen liegt, besitzt Cali weit leichtere Verbindungen hinüber nach Buenaventura am Stillen Ocean und damit nach dem Auslande, über den Quindio-Paß mit der Bundesregierung und über Cartago mit dem untern Thale des Cauca. Nur Palmira, das wegen seines fruchtbaren Bodens, seiner Tabakspflanzungen und seiner industriellen Bewohner berühmt ist, wäre berufen, mit Cali an Einfluß zu wetteifern; obwohl es erst aus dem Beginne dieses Jahrhunderts datirt, zählt es doch schon über 10 000 Einwohner.

Gleich bei der Eroberung war Belalcazar von dem außergewöhnlichen Reichthume des Cauca-Thales überrascht und beschloß an der Stelle, wo heute Cali steht, eine Stadt zu erbauen; am 25. Juli 1536 ließ er von seinem Lieutenant Miguel Muños den Grundstein dazu legen. Der Ort erhielt den Namen Santiago de Cali und erhielt als besondere Gunstbezeugung von der spanischen Krone ein Wappen, um welches sich das heutige Cali herzlich wenig zu kümmern scheint. Binnen wenigen Jahren wuchs seine Bevölkerung und sein Handel wurde blühend, bis Belalcazar Popayan, dessen Lage er für besser und dessen Klima er für gesunder erachtete, zum Sitze seiner Regierung machte und dadurch seine frühere Gründung arg schädigte. Alle Anstrengungen, die sie machte, um wieder in die Höhe zu kommen, blieben lange Zeit vergeblich. In seiner Blüthezeit waren aber an den breiten geraden Straßen gute geräumige Häuser entstanden, zu denen auch dasjenige gehörte, welches die Reisenden bewohnten; die Zimmer desselben öffneten sich auf einen gepflasterten Patio, der von einem bedeckten Gange umgeben war.

Die Bevölkerung der Stadt zählt etwa 12 000 Einwohner; seine Meereshöhe beträgt nach Boussingault 1046,70 m, nach den elf von André im Verlaufe von acht Tagen angestellten Beobachtungen dagegen 1032 m, die mittlere Jahrestemperatur 24°.

Abgesehen von einigen alten Mönchsklöstern, die groß, aber styllos sind, und einer schönen siebenbogigen Brücke aus Ziegeln über den Rio Cali (s. Abbildung S. 310 der vorigen Nummer) giebt es an sehenswerthen Gebäuden nur zwei Kirchen, die aber nach des Reisenden Ansicht zu den besten Bauwerken von ganz Columbien gehören. Die interessanteste ist die Kirche San Francisco, welche an das Kloster des gleichnamigen Ordens anstößt und im Jahre 1773 gleichzeitig mit demselben unter Bruder Fernando de F. Larréa aus Quito erbaut wurde. Der Architekt indessen, der aus Spanien gekommen war, ist seinem Namen nach unbekannt. Der Unterbau besteht aus Hausteinen, das Uebrige aus Mauerwerk mit einfachen geschmackvollen Verzierungen aus gebranntem Thone, welche dem Gebäude einen höchst zierlichen maurischen Anstrich geben. Im Verlaufe der Zeit hat das Ganze einen schönen goldigen Ziegelthon bekommen, der an manche Bauwerke des südlichen Italien und Spanien erinnert. André hat die Kirche abgezeichnet und führt auch einige ihrer Maßverhältnisse an, die er einem seiner dortigen Bekannten, Don Jaimé Cordoba, verdankt. Die Höhe beträgt 23,11 m, mit dem schönen schmiedeeisernen Kreuze auf

der Spitze aber noch 4,25 m mehr; die Vorderseite des Thurmes und die des Schiffes zusammen messen an der Basis 16,82 m.

An der Südseite eines mit kurzem Grase bedeckten und von Fußwegen quer durchschnittenen Platzes erhebt sich die Kathedrale San Pedro, ein Gebäude von nicht unangenehmen Umrissen, das im Innern einige bessere Bilder aufzuweisen hat. André wohnte hier der Feier des Palmsonntags (9. April 1876) und dem Gesange „Atollite portas" bei, wobei die Hälfte der Geistlichkeit nach altem Brauche innerhalb des Gotteshauses hinter der geschlossenen Thür stand und den von der andern Hälfte und den Chorsängern draußen vorgetragenen Versen respondirte. Das Volk, das in Menge zu der Feierlichkeit sich eingefunden hatte, trug Kerzen, Papierlaternen und Palmflechtereien in der Hand; zu letzteren dienen die jungen, 2 bis 3 m langen Blätter der zwischen Cali und Palmira (auf dem rechten Ufer des Cauca) häufig vorkommenden Palme Cocos butyracea. Eine sonderbare Musik, von einer schrillen Klarinette übertönt, begleitete die Gesänge. Die bunte Menge, welche sich auf dem Platze zu Boden warf, der ziemlich groteske Aufputz dieser schlechten Kopie europäischen Gottesdienstes, das herrliche Panorama, welches das Cauca-Thal an jenem schönen Frühlingsmorgen darbot, von der Ebene im Nordosten mit ihren großen Palmenhainen bis zu den Farallones de Cali im Westen und dem Schneegipfel des Nevado de Huila im Süden — das alles zusammen bot ein Schauspiel, an dessen Beschreibung die geschickteste Feder verzagen mußte.

Straße in Cali. (Nach einer Photographie.)

Die dritte Kirche der Stadt heißt la Merced, gehörte gleichfalls früher zu einem Kloster, und besitzt das wunderthätige Bild Unserer Lieben Frau de los Remidios, das nach der Ueberlieferung um 1560 unter den Indianern auf dem Cerro de Cabá in der westlichen Cordillere aufgefunden und nach Cali gebracht wurde, dann aber zweimal, wie es bei solchen Bildern Brauch, von selbst an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte und erst beim dritten Male sich dazu bequemte, der bessern Einsicht der Geistlichkeit nachzugeben und in Cali zu bleiben. Später zeigte es sich aber doch dem Klerus an Verstand überlegen; denn dieser war zweimal, bald nach 1560 und dann wieder im vorigen Jahrhundert, so leichtsinnig, das Dach der Kapelle, welche das kostbare Bild umschließt, gerade in der allerärgsten Regenzeit ausbessern zu lassen, und nur der Einwirkung des Bildes war es zu danken, daß beide Male kein einziger Regentropfen in das Innere fiel.

Das Bild findet sich im Querschiff, hinten in einer Kapelle, die von einem mit buntem Kattun bekleideten Rundbogen eingefaßt ist, und bildet den Mittelpunkt eines, wie eine Theaterdekoration, in Wasserfarben ausgeführten Gemäldes, welches die Gegend, wo das Bild gefunden wurde, darstellen soll. Es ist nicht leicht bis zu diesem Altare zu gelangen, und das Bild gar zu berühren, ist ganz und gar verboten — aber die Sakristane sind Leute, die mit sich reden lassen, und so hat auch André Gelegenheit gefunden, das Bild genau zu untersuchen. Es ist von vorzüglicher Arbeit und scheint der besten Zeit der spanischen Renaissance anzu-

gehören; es mißt in der Höhe 1 m, ist aus einem graulichen kieselartigen Stein, der wie Feuerstein beim Gegenschlagen Funken sprüht, gearbeitet und mag 200 bis 250 kg wiegen. Dieses große Gewicht wird Zweiflern als ein Hauptargument für die Echtheit des Wunders entgegengehalten: Menschenhände könnten nicht, heißt es dann, zweimal heimlicher Weise eine solche Last in so kurzer Zeit und obendrein auf so schlechten Wegen in das ferne Gebirge schaffen. Uebrigens hat sich auch an diesem wahrhaftigen Kunstwerke die südamerikanische Sitte, Heiligenbilder zu bekleiden und auszuputzen, in sehr störender Weise bethätigt und den Genuß des Beschauens dadurch verringert.

Von allen Städten im Staate Cauca ist überhaupt nächst Popayan Cali diejenige, welche die meisten alten Häuser mit Skulpturen, Holzschnitzereien und schönen Möbeln besitzt. André hat manche gesehen, die Sammler in böse

Thurm der San-Francisco-Kirche in Cali.

Versuchung führen würden. Außerdem wären noch zwei Kirchen in byzantinischem Style, ein heute als Gymnasium dienendes Kloster und die geräumige Mädchenschule zu nennen, dann ein Nonnenkloster (beateria) und einige alte Kaufmannshäuser mit merkwürdigen Schmiedearbeiten.

Die Umgebung des Ortes bietet Gelegenheit zu hübschen Ausflügen, deren einige der Reisende in Gesellschaft zweier ungewöhnlich gebildeter Einwohner, Jaimé Cordoba und Francisco Valencia, unternahm. Der eine galt der Untersuchung von Quarzadern, wo jene Herren Schürfungen nach Smaragden ausführen ließen; dieselben befinden sich in der Quebrada del Cabuyal zwischen den kleinen Cerros am Fuße der westlichen Cordillere, welche in Cauca auch Cordillera de Caldas heißt. Dort an einer einsamen Stelle zeigten sich in einem überall bloßgelegten Felsen zahlreiche Adern weißen Quarzes und mitten darin eine große Höhlung. Und

was hatte die beiden Leute veranlaßt, hier Nachgrabungen anzustellen? Vor dreißig Jahren hatte hier ein alter Indianer nach Gold gesucht und „grüne Steine" gefunden; er hielt dieselben für Gold, „das noch nicht reif war" und legte

Flechtereien aus Blättern von Cocos butyracea in Cali.

sie wieder an ihre Stelle. Sein Sohn hatte die Sache den beiden Unternehmern erzählt, und diese ihr Geld zu nichts besserm anwenden zu können gemeint, als um hier Smaragden zu suchen. André fand aber bei näherer Untersuchung

Inneres eines Rancho in Agua Blanca bei Cali.

nichts, als schönen durchscheinenden Quarz, der meist weiß, stellenweise aber von Manganoxyd violett oder von Eisenoxyd gelb und nur ganz vereinzelt durch einen darin enthaltenen chlorhaltigen Stoff grün gefärbt war. Letztere Kry-

stalle hatten den Indianer und die beiden Einwohner von Cali getäuscht, und André konnte ihnen mit voller Ueberzeugung den Rath ertheilen, ihre Nachforschungen einzustellen.

Reizend sind die Ausflüge thalaufwärts oder auf der Straße nach Vijes, die André unternahm, theils um zu botanisiren, theils um diesen oder jenen Rancho auf der Höhe, besonders den, welcher die „Einsiedelei" heißt, zu besuchen. Stets kann man sich davon überzeugen, daß in diesem Lande das geringste Maß von Arbeit hinreicht, um Ueberfluß und Sorglosigkeit zu erzeugen. Ein Rancho bei Agua Blanca ist eine Art Indianerhütte, die ganz aus Bambus besteht, überall der Luft freien Zutritt gewährt und in einem einzigen Raume alle zum täglichen Leben nothwendigen Gegenstände in malerischem Durcheinander enthält. In der Mitte des breiten Thales, auf den Lichtungen, welche von Prairien und Feldern eingenommen werden, neben den Hainen der „palma real" (Cocos butyracea) hat die Landschaft unter dem Einflusse des warmen Klimas den Charakter des Ruhigen und Großartigen. Jeden Moment zeigt sich ein Bild, das in seiner halben Wildheit für ein europäisches Auge bezaubernd ist. Da steht man z. B. an dem Ufer eines kleinen Flusses, der ruhig dem Cauca zuströmt; über denselben führt eine auf wenigen durch Querhölzer verbundenen Pfählen ruhende Brücke, die mit gespaltenem Bambus belegt ist. Daß Maulthiere dieselbe passiren, ohne mit den Beinen hindurchzutreten, ist ein stetes und noch unerklärliches Wunder. Am Rande

Landschaft im Cauca-Thale bei Cali.

des unlängst durch Feuer gerodeten Waldes steht eine Hütte oder Rancho, an den Seiten offen, mit verlängertem Schutzdache, das Ganze aus Bambus gebaut und mit Palmblättern gedeckt. Beim Ausroden des Waldes sind einzelne schöne Gruppen der Raspelpalme (Bactris major), der einzigen dortigen Palme, welche mit mehrfachen Stämmen wächst, verschont worden, wohl aus instinctiver Achtung vor ihren schönen Formen — denn sie ist sonst zu nichts zu brauchen.

Tritt man in solche Hütte hinein, so findet man schmutzige Kinder, die bis zu ihrem zwölften, dreizehnten Lebensjahre völlig nackt gehen. Die Hausfrau bereitet aus Wasser und Zuckerrohr Chicha und der Mann ist draußen, mit Jagd oder Fischfang beschäftigt. Alles ist zerlumpt, und Niemand kümmert sich darum; allerlei Insekten siedeln sich auf den Leibern der Menschen an und werden dort selten gestört: nur ganz gelegentlich einmal unternimmt eine Mutter eine „caza de piojos", wie man sie auf unserm letzten Bilde dargestellt findet.

Interessant ist die Bereitung des Branntweins aus Zucker, die bald in den Hütten, bald unter freiem Himmel stattfindet. Es giebt nichts primitiveres als die Retorte der armen Leute in Cauca: auf den drei Steinen der schon früher beschriebenen Tulpa (Herd) steht über einem Feuer ein gewöhnlicher Topf, der zur Hälfte mit gegohrenem Zuckerrohrsaft gefüllt ist; in seinen Bauch ist nahe am Halse ein Loch gebohrt und dahinein ein Stück Bambusrohr gesteckt, das nach unten geneigt und außen offen ist und an welches innen ein kleines Tellerchen befestigt ist. Der Topf ist mit einer kupfernen Pfanne bedeckt, welche mit kaltem Wasser angefüllt ist und als Condensator dient. Der Alkohol fällt

Mütterliche Sorgen und Bereitung von Branntwein aus Zuckerrohr. (Nach Skizzen und einer Photographie.)

in Tropfen auf das Tellerchen und läuft durch die Bambusröhre, die, um das Entweichen des Dampfes zu verhindern, mit etwas Baumwolle verstopft ist, in ein untergesetztes Gefäß. Die ganze Arbeit der damit beschäftigten Person besteht darin, von Zeit zu Zeit aus einem dabei stehenden Kruge das kalte Wasser zu erneuern.

Die Armuth dieser Leute mag noch so groß sein — das hindert sie nicht, einem Fremden, der sie besucht, alles, was sie besitzen, eine Cigarre, einen Schluck Chicha oder Aguardiente, Orangen oder Bananen anzubieten. Nie wird man auf irgend welche Bitte eine abschlägige Antwort erhalten, und mit vollem Rechte heißt Cauca „das süße Land des Ja“.

* * *

In Cali hatte André endlich dem Klima seinen Tribut zu entrichten: er bekam das Fieber, das seine Kräfte merklich mitnahm. Um die Reise nach Süden fortzusetzen und den Aequator noch vor Eintritt der schlechten Jahreszeit zu erreichen, bedurfte es aber noch langer Wochen, um nicht zu sagen Monate schwierigen Reisens, und namentlich nahte jetzt der schlimmste Theil, die Ueberschreitung der Hochebene von Pasto. André ergänzte also seinen Maulthierbestand, entließ seine Peone, miethete einen neuen, der ihn bis Quito begleiten sollte, und ließ Fritz und seinen Diener alsbald aufbrechen, um ihnen drei Tage später nach Wiederherstellung seiner Kräfte zu folgen. Am 11. April um 11 Uhr gaben ihm seine neugewonnenen Freunde Cordoba und Valencia einige Kilometer weit das dort übliche Geleite, leerten mit ihm an dem Punkte, der den Namen Cristales führt, den Abschiedstrunk, schüttelten sich und ihm nach Landessitte unter einander die Daumen und trennten sich von ihm unter zahlreichen Betheuerungen unwandelbarer Freundschaft.

Die Zukunft der Indianer.

IV. (Erste Hälfte.)

Der heutige Zustand der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

Bis jetzt haben wir wenig Erfreuliches gesehen. Wenn auch das Hinschwinden keineswegs für die Theorie sprach, daß die kulturlosen Völker der Civilisation, der höhern Bildung erliegen, welche sie nicht vertragen können, da sie nur für niedere Entwickelungsstufen geschaffen sind: ein allgemeines Abnehmen fanden wir doch und fanden es auch bei anderen der besprochenen Völker, nicht bloß bei den Californiern.

Allein wenn wir nun unsere Blicke nach dem Osten wenden, so gestalten sich die Verhältnisse weit günstiger. Ueber die Indianer Canadas handelt ein lehrreicher Artikel dieser Zeitschrift Bd. XXXII (1877), S. 75 f. Er bestätigt, gestützt auf die officiellen Berichte, die Thatsache, welche auch jener Times-Artikel erwähnt, daß die Indianer Canadas im Allgemeinen ein Anwachsen zeigen, und daß, was für uns von besonderer Wichtigkeit ist, gerade diejenigen Stämme an Wohlstand nicht nur, sondern auch an Kopfzahl zunehmen, welche die Civilisation der Weißen angenommen haben. Sie erliegen also der Civilisation nicht: vielmehr bestätigen sie jenen Ausspruch Wallace's, daß nur die Annahme der Civilisation die kulturlosen Völker retten kann. Ueber die Indianer des Nordwestgebietes und Britisch-Columbias ist, wie wir sehen werden, nur sehr wenig bekannt; am deutlichsten zeigt sich das Anwachsen bei den östlichen Stämmen, bei den Six Nations, den Mississagua, den Mohawk u. s. w., ebenso aber auch bei manchen Stämmen der Manitoba-Insel und des Nordens des Huronen-Sees, und bei verschiedenen Indianern Quebecs. In Betreff der Einzelnheiten verweisen wir auf jenen Artikel, der den Lesern dieses Blattes vielleicht noch in Erinnerung steht.

Nur auf die Irokesen wollen wir hier etwas genauer eingehen, die uns zugleich aus Canada in das Gebiet der Vereinigten Staaten überleiten mögen. Ihr Name bezeichnet ursprünglich nicht ein einzelnes Volk, sondern einen Völkerbund (Irokesenbund), welcher die Seneka, die Cayuga, Mohawk, Oneida und Onondaga, später auch (seit dem ersten Jahrzehent des 18. Jahrhunderts) die Tuscarora umfaßte; daher man den Irokesenbund auch die Fünf oder Sechs Nationen nennt. Von diesen nun lebten in Canada 1868, nach den officiellen Berichten von F. N. Blake, Konsul der Vereinigten Staaten zu Hamilton, in Ontario [1]):

Mohawk an der Quinte-Bay	683
Six Nations vom Grand River	2796
Irokesen von Caghnawaga (Quebec) . . .	1601
Irokesen von St. Regis	801
Im Ganzen	5881.

Die Zahlen aus den Jahren 1874, 1875 und 1876 lauten nach den officiellen Berichten des Canadian Indian Office [2]):

	1874	1875	1876
Oneida an der Thames . .	604	604	604
Mohawk an der Quinte-Bay	784	804	822
Six Nations vom Grand River	2996	3052	3069
Irokesen von Caghnawaga .	1557	1511	1511
Irokesen von St. Regis . .	904	922	947
Im Ganzen	6845	6893	6953

Jene Zahlen Blake's, des fremden Konsuls, sind natürlich minder zuverlässig als die des Canadian Office, der englischen Regierung selber; jedenfalls aber zeigen sie einen stetigen Fortgang der Bevölkerungsziffer von 5881, oder, mit Hinzunahme der Oneida, von 6485 zu 6845, 6953. Die englischen Berichte zeigen auch bei den einzelnen Völkern einen durchaus regelmäßigen, gar nicht unbedeutenden Fortschritt von Jahr zu Jahr. Mallery berechnet denselben von 1868 bis 1876 auf 2 Procent, bei welcher Berechnung er jedenfalls jene oben angeführte Summe Blake's, 5881, mit der Endsumme des Regierungsberichtes, 6953, vergleicht. Allein diese Rechnung ist nicht genau: denn der Regierungs-

---

[1]) Annual Report 1878, 513.
[2]) Ebendaselbst 513. Mallery 357.

bericht zählt ja eben auch die Oneida mit, welche Blake nicht mitberechnet. Zählen wir diese nun zu Blake's Zahl hinzu, so erhalten wir in jenem Fortschritt von 6485 zu 6953 nicht ganz 1 Procent für das Jahr. Da aber die Zahl der Irokesen bei Blake wahrscheinlich zu hoch gegriffen ist, so können wir ruhig 1 bis $1^1/_2$ Procent als Vermehrungsziffer der canadischen Irokesen annehmen. Für 1877 beträgt nun die Zahl der Irokesen in den Vereinigten Staaten 6715 Seelen, welche sich folgendermaßen zusammensetzt [1]):

Seneka in Neuyork und Pennsylvania	2963
Seneka in Indian Territory	235
Oestliche Shawnie (seit sehr langer Zeit mit den Seneka vereint)	115
Onondaga, Neuyork	493
Oneida, Neuyork	249
Oneida, Wiskonsin	1324
Cayuga, Neuyork	184
Tuscarora, ebendaselbst	401
Indianer von St. Regis (auf der Grenze nach Canada, hauptsächlich von den Mohawk stammend, im 17. Jahrh. ausgewandert [2])	751
Summa	6715

Leider läßt sich eine irgend genauere Berechnung des Fortschritts der aufgeführten einzelnen Völker, wie er in den letzten zehn Jahren stattgefunden hat, nicht anstellen, weil die Zahlenangaben theils fehlen, theils ungenau sind. Wir wollen die Angaben von 1860 (Report 1861), von 1865 und von 1877 zusammenstellen [3]):

	1860	1865	1877
Seneka	2871	—	2963
Seneka und Shawnie, Indian Territory	—	280	350
Onondaga	298	350 [1])	493
Oneida, Neuyork	291	155 [1])	249
Oneida, Wiskonsin	—	1064	1324
Cayuga	151	—	184
Tuscarora	334	370 [1])	401
Indianer von St. Regis	—	426 [1])	751

Aber auch diese Zahlen zeigen ein stetiges Anwachsen der Bevölkerung, und das ist gerade deshalb von Interesse, als dieselben von verschiedenen Zählern, ohne irgend welche andere Absicht als die jedesmalige Kopfzahl zu finden, aufgestellt sind. Gerade ihre Zufälligkeit, ihre Unabhängigkeit hat für uns Beweiskraft.

Summiren wir nun die Irokesen Canadas, 6953, und die der Vereinigten Staaten, 6715, so ergiebt sich als Gesammtzahl der Irokesen 13 668; wobei wohl zu beachten ist, daß Major S. N. Clark bemerkt, sie stehe eher unter als über der wahren heutigen Zahl der Irokesen [2]). Diese Zahl ist nun von besonderer Wichtigkeit für uns: denn sie zeigt gegen alle früheren Angaben der letzten 200 Jahre, welche irgend zuverlässig sind, einen nicht unbedeutenden Zuwachs. Eine Reihe solcher früherer Zahlangaben mag zur Vergleichung hier stehen, wobei jedoch zu beachten ist, daß die Ziffern nur die Kopfzahl der Krieger angeben: daher man, um die ungefähre Gesammtzahl zu erhalten, die von diesen Ziffern erhaltenen Summen mit 5 multipliciren muß. Nur die Kolonne 1877 zählt gleich die Seelen.

	1677 Schätzung von Wentworth Greenbalgh	1689 Zählung des Gouverneurs Bellomont	1698 Zählung von Bellomont	1763 Zählung Sir Will. Johnston's	1877
Mohawk	300 Krieger	270 Krieger	110 Krieger	160 Krieger	822 [3]) Seel.
Caghnawaga, nach Canada ausgewanderte Mohawk	—	—	—	300 „	1 511 [3]) „
St.-Regis-Indianer, Mohawks, in Canada und den Vereinigten Staaten	—	—	—	—	1 698 „
Seneka	1 000 „	1 300 „	600 „	1 050 „	6 382 [4]) „
Oneida	200 „	180 „	70 „	250 „	2 177 „
Onondaga	350 „	500 „	250 „	150 „	493 „
Oswegatchi, größtentheils ausgewanderte Onondaga	—	—	—	80 „	—
Cayuga	300 „	320 „	200 „	200 „	184 „
Tuscarora	—	—	—	140 „	401 „
Summa	2 150 Krieger 10 750 Seelen	2 570 Krieger 12 850 Seelen	1 230 Krieger 6 150 Seelen	2 330 Krieger 11 650 Seelen	13 668 Seelen

Bei den Oneida der Kolonne 1877 sind auch die am Thames-Fluß in Canada nach der Zählung von 1876 (606) mitgerechnet, zu den Seneka 1877 die Six Nations vom Grand River nach derselben Zählung (3069). Die Schätzung von Wentworth Greenbalgh wurde auf einer Reise von Albany durch das westlich gelegene Irokesen-Gebiet gemacht, sie kann also auf Genauigkeit keine allzugroßen Ansprüche erheben, ist aber, wie fast alle solche Schätzungen, eher zu groß als zu klein. Bellomont's Zählungen, officielle Reports, wurden unternommen, um zu zeigen, wie groß die Verluste der Irokesen waren, die der damalige Krieg veranlaßt hatte und die allerdings groß genug sind. Sir William Johnston war Superintendent der Indianerangelegenheiten; er hatte lange unter den Irokesen gelebt, die ihn, den scharfsichtigen wohlwollenden Mann, auch ihrerseits liebten und achteten [5]). Alle eben zusammengestellten Zahlen sind

[1]) Ann. Rep. 1877, p. 513; vergl. 292, 298, 304.
[2]) Mallery 357.
[3]) Ann. Rep. 1877, 511 seq.

[1]) Census von Neuyork 1865.
[2]) Ann. Rep. 1877, 513.
[3]) Zählung von 1876.
[4]) Einschließlich der östlichen Shawnie.
[5]) Ann. Rep. 507.

den Documents relating to the Colonial History of the State of New York sowie der Documentary History of the State of New York von Morgan (1849 bis 1850) entnommen und zusammengestellt von Major Clark im Annual Report von 1877 [1]). Sie sind, obwohl wir nur einige wenige aus der Reihe der Jahre ausgehoben haben, äußerst wichtig und lehrreich: denn sie beweisen uns deutlich die unablässige Tendenz des Anwachsens, bis dann irgend ein äußeres Ereigniß, der Krieg um 1690, eine starke Verminderung hervorbringt, an welche sich aber sofort wieder ein Anwachsen anschließt. Zugleich lehren sie, daß dies Anwachsen auch heute noch weitergeht, wenn auch langsam und beim Ueberblick über das ganze Jahrhundert noch durchaus nicht nach regelmäßiger Volksentwickelung, wozu freilich auch die Verhältnisse der Irokesen nicht angethan waren; jedenfalls aber zähe und andauernd genug, daß wir mit Mallery Schoolcraft's „Kathederweisheit" vom Hinschwinden des rothen Mannes vor dem Hauche der Civilisation durch sie völlig widerlegt sehen werden.

Klarer und schärfer zeigt sich diese Widerlegung, wenn wir die Zahlen der letzten Jahre betrachten: 1875 zählte man in den Vereinigten Staaten 6624 Irokesen, 1877 aber 6715, also ein Mehr von 91 Köpfen, 1 bis 1½ Procent. Und gerade in den letzten Jahren sind die Irokesen immer vertrauter mit der Civilisation geworden. Hierüber geben die Berichte G. Sherman's, Agenten für die Indianer Neuyorks, interessante Belege, denen wir das Folgende entnehmen. In der ganzen Agentschaft von Neuyork sind 31 Schulen, in welchen acht Monate in jedem Schuljahr unterrichtet wird. Von acht Reservationen der Agentschaft besuchten 1645 indianische Schüler zwischen 5 bis 21 Jahren diese Schulen, unter diesen 1246 längere Zeit im Jahre. Die tägliche Schulfrequenz betrug innerhalb der acht Monate des Schuljahres durchschnittlich 623 Schüler; 1106 besuchten die Schule einen Monat oder länger während des einen Schuljahres. Die Indianer selber zahlten 480 Doll. für die Schulen, von denen im Uebrigen 27 von dem Staat Neuyork, eine von Pennsylvanien und drei von Missionsgesellschaften unterhalten wurden. Von den 27 Lehrern der 27 Schulen des Staates Neuyork waren 9 Indianer, welche eine sorgfältige Vorbildung genossen haben und ganz Vortreffliches leisteten: ihre Stunden wurden von den Indianern am meisten besucht. Die größte Schule der Agentschaft, vereinigt mit dem Thomas Orphan Asylum zu Cattaraugus, mit täglich etwa 90 Zuhörern, wird allein von indianischen Lehrern geleitet und ist eine wahre Musterschule [2]). Von der Cattaraugus-Reservation sagt derselbe Agent [3]): Obwohl die Indianer von Cattaraugus gemeinsame Feldwirthschaft betreiben und die gewöhnlichen Anreizungen anderer Völker zur Industrie nicht haben, so haben sie doch in den letzten 20 Jahren gute Fortschritte in der Civilisation gemacht. In dieser Zeit ist ihre Volkszahl von 1179 auf 1617 angewachsen. In Erziehung, Intelligenz, Wohlstand und Comfort des Lebens sind ihre Fortschritte durchaus beachtenswerth. Die Iroquois Agricultural Society der Indianer des Staates Neuyork, welche unter Staatsgesetzen steht, hielt ihre jährliche Festversammlung und ihre Viehschau auf der Reservation. Sie war zahlreicher besucht als je und die Ausstellung von Früchten, Gewächsen und Korn sprach außerordentlich zu Gunsten der Indianer. Die Einnahme der Versammlung betrug über 1400 Doll., welche meist als Prämien an die Aussteller verausgabt wurden, die mit 1300 Artikeln die Ausstellung beschickt hatten.

[1]) Annual Report 1877, p. 504 f.
[2]) Ebendaselbst p. 163.
[3]) Ebendaselbst 164 f.

Drei Tage im September 1877 wurde eine Mäßigkeitsversammlung auf dieser Reservation abgehalten. Die Sache war eingerichtet von den vornehmsten Indianern, von denen 70 von anderen Reservationen gegenwärtig waren. Vier indianische Blechmusikbanden waren da und fast alle Redner Indianer. Der Enthusiasmus war groß. Die Indianer der Reservation wohnten in Scharen der Versammlung bei, indem sie die große Presbyterianerkirche ganz füllten. Einige waren mehrere hundert Meilen hergekommen, um zuzuhören, abgesehen von den Delegirten aus Wisconsin und Canada. Die Indianer der Agentschaft scheinen sich sehr klar darüber zu sein, wie wichtig es ist, daß sie sich vor dem Gebrauch der Spirituosen schützen, welche ihrer Race so mächtigen Schaden zugefügt haben. Sie haben Mäßigkeitsvereine auf allen Reservationen und ein merklicher Fortschritt läßt sich neuerdings nach dieser Seite hin nicht verkennen, wie sie auch sehr eifrig die Handhabung der Gesetze gegen die Branntweinverkäufer fördern.

Die Seneka von der Allegany- und Cattaraugus-Reservation sind inkorporirt durch die Gesetze von Neuyork unter dem Namen „Seneca Nation of Indian", mit dem Rechte, über alle Fälle, ihr Gemeineigenthum betreffend, vor den Staatsgerichtshöfen klagbar zu werden durch einen besonders für sie bestimmten Anwalt. Sie haben seit etwa 30 Jahren eine Art von republikanischer Regierung, mit einem Präsidenten, Parlament, Schatzmeister und Sekretär, die jährlich durch Abstimmung gewählt werden, ebenso ein Friedensgericht auf jeder Reservation, welches die Streitigkeiten zwischen Indianern schlichtet und über das Vermögen Verstorbener Bestimmungen trifft.

Das Thomas-Asyl für verwaiste und hülflose Indianerkinder ist auf dieser (der Cattaraugus-) Reservation und gehört zu den Staats-Wohlthätigkeits-Anstalten Neuyorks; die jährlichen Kosten betragen 9500 Doll., verpflegt werden durchschnittlich 90 Indianerkinder. Es gehört zu den segensreichsten öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten.

Die 81 Seneka der Cornplanter-Reservation (Nachkommen des Häuptlings Gy-ant-wa-hia oder Cornplanter, dem die Reservation 1796 zur Belohnung seiner Dienste gegeben wurde) haben gleiches Recht mit den übrigen Seneka, sind ein betriebsamer, mäßiger Stamm, gute Landwirthe und nehmen jährlich an Kopfzahl zu. Die Austheilung des Landes an die Einzelnen hat sehr zu ihrem Gedeihen beigetragen, indem sie dadurch zu selbständiger Thätigkeit und Industrie angeregt wurden.

Die Tuscarora, dieser ehemals so kriegerische Stamm, ist jetzt christlich und civilisirt. Ihre Häuptlinge bauten das erste Schulhaus 1831 und stifteten unter Beistand John Elliot's, ihres Missionärs, einen Mäßigkeitsverein von hundert Mitgliedern. — Ihre Schicksale scheinen dazu beigetragen zu haben, daß sie selbständiger sind als die übrigen Indianer der Agentschaft. Sie empfangen keine Geldunterstützungen, sondern nur Lieferungen von nützlichen Gegenständen, im Werth von 90 Cents pro Kopf. Sie sind eine mäßige, fleißige, betriebsame Ackerbaubevölkerung und ihre Ländereien, Produkte, Gebäude, Geräthe brauchen den Vergleich mit den weißen Nachbarn nicht im mindesten zu scheuen [1]). Ebenso werden die Oneida und die St.-Regis-Indianer gelobt. Wenn nun auch andere Stämme, andere Reservationen nicht so hoch stehen, wenn alle diese Indianer Unterstützungen vom Staate empfangen, die Seneka z. B. (auf vier Reservationen) 11 902 Doll., wenn also hier für die Zukunft noch viel Arbeit übrig bleibt (und bei welchem Kulturvolk wäre das nicht ebenfalls), so können wir unsere Betrachtungen

[1]) Ebendaselbst 167.

über die Irokesen doch mit festem Fug und Recht mit der Behauptung beschließen: die Irokesen sind der Civilisation nicht erlegen, sie sind nicht vor ihrem Hauche ausgestorben und werden nicht aussterben, sondern in Zukunft sich immer mehr und mehr entwickeln und vermehren; durch ihre Geschichte ist die Theorie des Aussterbens der Naturvölker auf das Schlagendste widerlegt.

Von Dr. Max Buchner's Reise in Angola.

Die in Nro. 17 dieses Bandes S. 272 erwähnten Briefe Dr. Buchner's liegen uns jetzt vor als „Vorläufiger Abdruck aus den Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland, Heft 3", so daß wir im Stande sind, Einzelheiten daraus im Auszuge mitzutheilen. Der erste Bericht, datirt Dondo, 2. Januar 1879, handelt von seiner Ankunft in San Paulo de Loando (vergl. Abbildung der Stadt und ausführlichere Beschreibung „Globus" XXX, S. 308 ff.), von der Lage derselben, ihren Gebäuden, europäischen und einheimischen Bewohnern, dem Klima und der Hygiene, dem Charakter der Umgegend, dem Handel, der Geologie und der Dampferfahrt bis Dondo. Ueber die eingeborene Bevölkerung und die Fahrt auf dem Coanza berichtet der Reisende folgendermaßen:

„Die Negerbevölkerung von Loanda und von Angola überhaupt scheint mir eine der häßlichsten und zugleich dunkelfarbigsten zu sein. Man sieht unter ihr selten schöne, wohlgebildete Gestalten, dagegen einen Ueberfluß an Krüppeln aller Art und an Blinden, welche letztere gewöhnlich gleich zu zweien oder dreien von Kindern an Stöcken herumgeführt werden. Ebenso verwahrlost sind hier zu Lande die Hunde und Katzen, von denen man niemals ein gutes und schönes Individuum und selten eines mit unversehrten Augen und Gliedern findet. Die Kleidung der Männer niedrigen Standes variirt in allen Graden der Lumpigkeit und in allen möglichen Zusammenstellungen, aber anständig sind eigentlich nur die Soldaten mit ihren weißen Hosen, weißen Käppis und schwarzen Waffenröcken gekleidet. Bei den Frauen herrscht allgemein die biblische Gewandung, das heißt jene Form, welche auf unseren Heiligenbildern bei den Madonnen und bei den Magdalenen üblich ist. Mehrere große, bis zu den Fersen herabreichende Tücher werden über den Brüsten und unter den Schultern um den Leib gewickelt, darüber wird noch ein weiteres, bis zu den Waden herabfallendes Tuch geworfen, welches mit malerischem Faltenwurf den Kopf beschattet und die Schultern verhüllt. Säuglinge werden mittels eines eigenen Tuches auf den Rücken festgebunden, und zwar so, daß sie die Hüften der Mutter rittlings mit den Beinchen umfassen müssen, während der Kopf ohne Stütze bleibt und es ihm freisteht, beim Schlafen nach vorn oder nach hinten überzufallen. Als Untergewand sind in Loanda hauptsächlich blau und weiß gestreifte Stoffe beliebt, als Ueberwurf dient am häufigsten ein Tuch von schwarzer Farbe. Vielleicht wollen die Trägerinnen damit zeigen, daß es noch etwas Schwärzeres giebt als ihr Gesicht. Die Weiber sind in Bezug auf die Tracht konservativer als die Männer. Man sieht nur ausnahmsweise europäisch gekleidete Negerinnen, und selbst die zahlreichen „Amigas", jene Frauenzimmer, mit denen die Europäer hier in wilder Ehe zu leben pflegen, tragen sich nach der allgemeinen Sitte ihres Volkes und zeichnen sich nur durch höhern Putz aus. Hat es dagegen ein männlicher Neger zu etwas gebracht, ist er irgendwo Kommis oder gar Zollbeamter geworden, so kleidet er sich vollständig nach Art der Europäer und rechnet sich zu diesen.

Sehr vortheilhaft stechen durch Reinlichkeit, stattliche Erscheinung und stolze Haltung die vielen Kabinda-Neger ab, welche größtentheils als fest angestellte Diener in den Handlungshäusern arbeiten, während die Einheimischen als Wasser-, Last- und Machilaträger ihre paar Macutas zu verdienen suchen müssen. Die Kabindas sind fast ausnahmslos mit kurzärmeligen Jacken und langen, bis zu den Knöcheln herabreichenden, vorn in einen Knoten geschürzten Tüchern bekleidet. Sie leben als eigene Gemeinde unter einem eigenen Schulzen in einem eigenen kleinen Dorfe am Ostende der Stadt in der Nähe des Forts Penedo zusammen. Das sehr viel beträchtlichere Dorf der Einheimischen liegt im Hintergrunde der Stadt und zieht sich beide Böschungen des bereits erwähnten Thales hinauf. Bei der richtigen Beleuchtung von dem gegenüber liegenden Berge aus betrachtet gewähren die aus lebhaft ziegelrothen Lehmwänden und grauen struppigen Dächern bestehenden Hütten desselben, zu regelmäßigen Vierecken gruppirt und durch breite Straßen hellgelben Sandes getrennt, einen ungemein fesselnden Anblick.

Am 20. December schiffte ich mich auf dem Dampfer Cunga nach Dondo ein. Die Cunga ist so flach gebaut, daß sie selbst in Loanda bis ans Bollwerk herankommen und direkt vom Lande weg laden kann. Es war aber trotzdem keine geringe Aufgabe, all mein Gepäck wohlbehalten und unbestohlen an Bord zu bringen. Da zu gleicher Zeit auch der Dampfer Banana des Holländischen Hauses und der nach Europa fällige Postdampfer Benguella laden und alle die Leichter für diese beiden rings um die „Cunga" herumlagen, so herrschte am Bollwerk ein sinnverwirrendes Gewühl von schreienden Negern, die mit ihren Kaffeesäcken und Oelfässern sich die Pfade kreuzten, und aus demselben Grunde waren meine Freunde vom Holländischen Hause verhindert, mir beizustehen. Unter solchen Umständen hieß es scharf aufpassen, daß keine von meinen theils durch Umpacken, theils durch Einkäufe auf 36 vermehrten Nummern einen unrechten Weg einschlug, hier, daß man mir im Wirrwarr nicht auch noch fremdes Gut mit auf die Frachtwage warf, dort den Trägern nachzulaufen, damit sie das Gewogene auch richtig auf die „Cunga" und nicht nach irgend einem Leichter schleppten, und zugleich immer wieder nachzuzählen, ob die allenthalben lauernden schwarzen Diebe nichts gestohlen hätten. Dazu das ewige Negergezänk und eine sengende Sonnengluth — es war ein hartes Stück Arbeit. Ich schätzte mich sehr glücklich, als ich dem Lastraum der „Cunga" entsteigen durfte mit dem Bewußtsein, alle 36 Nummern wirklich an Bord zu haben.

Küste. Um Mitternacht ging's fort. Als ich früh um 5 Uhr auf Deck kam, steuerten wir eben wieder dem Lande zu, von dem wir uns im Bogen entfernt hatten. Es war wieder ganz derselbe Steilrand wie wohl überall an der Küste Angolas. An einer Stelle bemerkte ich auch dieselben bizarren Auswaschungsgebilde wie zu Loanda, und gleich darauf sah ich deutlich die eine schmale Bank mit den Steinkernen sich oben entlang ziehen. Euphorbien und Baobabbäume guckten auch hier aus den buschigen Wiesen, welche die ziegelrothe Kante krönten. Um 8 Uhr passirten wir eine Linie schmutzigen Schaumes, innerhalb deren das bisher klar grüne Wasser sofort eine trübe gelbliche Färbung annahm und welche im Halbkreis einen mindestens eine Seemeile im Durchmesser betragenden Vorhof des Coanza abgrenzte.

Eine weite Mulde niedrigen, dicht mit Wald bedeckten Schwemmlandes öffnet sich an der Küste, und bald darauf waren wir an der Barre. Diese ist eigentlich nur die unterseeische Fortsetzung einer sandigen Halbinsel, die sich von Süden her wie ein Riegel vor die Mündung des Flusses legt, und kenntlich schon von weitem durch die langen Ketten der über ihr sich brechenden Wellen. Mitten hinein in diese gefährlich erscheinende Brandung steuerte keck unser Schifflein. An einer ganz engen Stelle brechen die Wellen sich nicht. Dort müssen wir über die Barre. Und wirklich sprang unsere „Cunga" leicht und geschickt über die Wogen, ohne den Grund zu berühren, und ehe wir uns versahen, waren wir im ruhigen Wasser zwischen der Halbinsel und dem Festland, umringt von Scharen rosarother Flamingos und langnasiger Pelikane.

Fahrt auf dem Coanza. Gleich da, wo der Coanza beginnt, ist die erste Station ein einzelnes Haus aus Stein, im Hintergrund Kokospalmen und etliche Negerhütten mit rundem, zu einer Spitze ausgezogenem Dach. Hier begrüßte ich als alten Bekannten denselben steifblätterigen Convolvulus wieder, der auch an der Südsee allenthalben den sandigen Strand überzieht. Am jenseitigen südlichen Ufer, am Fuß eines Baobabhügels, standen im Schilf zwei große Fächerpalmen, die ersten und letzten, die ich bis jetzt gesehen. Nachdem wir das für uns bereitliegende Brennholz eingenommen, fuhren wir den Coanza hinauf.

Der Coanza, so wie ich ihn damals reich an Wasser gesehen, behält von seiner Mündung bis nach Dondo so ziemlich überall dieselbe Breite, die ich auf höchstens 200 m schätze, und seine Ufer sind dort überall mit geringen Unterbrechungen flach und sumpfig. Oft fährt man lange, ohne weit und breit einen Hügel in Sicht zu bekommen. Diese Coanza-Niederung reicht bis Dondo hinauf, erst von Dondo an beginnen die Berge im Zusammenhang aufzutreten. Wir fuhren zunächst, so lange das Wasser noch salzig war, durch das saftige Grün eines Mangroveforstes hin. Dann folgten abwechselnd gewöhnliches Schilf und Papyrusschilf, förmliche Dickichte glänzender Bourdäopalmen und Busch und sumpfige Wiesen. Oelpalmen traten am Ufer auf und wurden immer zahlreicher, und schließlich blieb der Oelpalmensaum, gemischt mit Gebüsch und anderen gewöhnlichen Laubbäumen, unter denen die stattliche Mafumera (Eriodendron anfractuosum), dahinter verborgen die sumpfige Ebene, anscheinend ohne höhern Pflanzenwuchs, der stehende Charakter der Landschaft. Hätte man mir's nicht gesagt, daß ausgedehnte Lagunen zu beiden Seiten des Ufers lagen, ich hätte es nicht erfahren. Vom Schiff aus war davon nichts wahrzunehmen. Abgesehen von einigen unbedeutenden Grasinseln und Sandbänken schien der langsam dahingleitende Fluß gleichmäßig von zwei Wällen üppigerer Vegetation eingedämmt zu sein.

Hier und da taucht plötzlich aus dem Schilf ein Stückchen festgestampfter Erde auf und ein paar elende Fischerhütten mit elender Einwohnerschaft darauf, oder ein einsamer Fischer begegnet uns, emsig sein schmales Canoe dem Schilfrohr entlang rudernd. Erst weiter oben werden die Ufer belebter und dann passiren wir öfters Dörfer, deren Bevölkerung uns mit lautem Geschrei begrüßt. Maniokpflanzungen und Maisfelder umgeben die einzelnen Wohnstätten. Eisvögel und Habichte, Reiher und Cormorane flogen lautlos vor uns auf. Vergebens spähte ich nach Krokodilen, ohne welche den Aussagen aller gemäß eine Coanza-Fahrt nicht gedacht werden kann. Aber ich habe kein einziges gesehen, da es in Folge des Wasserreichthums an den nöthigen Sandbänken fehlte. Sie sollen hier und da Menschen in den Fluß ziehen, und vor manchen Dörfern finden sich deshalb eingezäunte Halbkreise am Rand desselben, damit die Weiber hier ungefährdet Wasser schöpfen können. Andererseits aber scheint die Furcht vor Krokodilen auch wieder nicht allzu groß zu sein. Denn ich sah mehrmals Eingeborene im Flusse sich baden. In den Lagunen des Coanza sollen Hippopotami häufig sein und ihr Geschrei wurde mir jede Nacht in Aussicht gestellt. Aber nicht einmal diese bescheidene zoologische Befriedigung sollte mir zu Theil werden.

Calumbo war die erste größere Station, die wir um 5 Uhr Abends erreichten und in deren Nähe niedrige Hügel ziemlich nahe bis ans Bett des Flusses heranrückten, und zwar nicht bloß auf der südlichen oder Kissamaseite, sondern auch auf der nördlichen. Eine Schiffswerft und zwei alte abgetakelte Dampfer, welche derselben englischen Kompagnie wie unsere „Cunga" gehörten, lagen am Ufer, und unter dem nie fehlenden schwarzen Gesindel warteten mehrere Engländer, Schiffsingenieure, unserer Ankunft. Eine Reihe von Kokospalmen hing dichtgedrängt voll von den Nestern der Weberfinken, gänzlich zerzaust von diesen ewig rastlosen und geschwätzigen Vögeln. Wir fuhren noch denselben Tag und, da es hell war, spät in die Nacht hinein bis nach Bon Jesus, wo wir den Morgen erwarteten. Bon Jesus ist eine große Zuckerplantage, in einer weiten Ebene gelegen, welche niedriger ist als das Niveau des Coanza. Das Zuckerrohr wird hier nicht in Zucker, sondern gleich in Negerrum ausschließlich für den Handel nach dem Innern verarbeitet. Herr Schulze, ein deutscher Landsmann, ist der Leiter des Etablissements. Ich habe mit ihm ein paar sehr angenehme Stunden verplaudert.

Leider blieben wir den ganzen folgenden Tag und die ganze folgende durch Schnaken (ich sehe nicht ein, warum diese elenden Geschöpfe immer nur spanisch angeredet werden sollen, die Moskitos sind nichts anderes als unsere Schnaken) und Hitze ziemlich unerquickliche Nacht in Cunga, wo wir auf den kleinen und äußerst eleganten Dampfer Silva Americano umluden. Denn von jetzt ab wurde für den Dampfer Cunga der Fluß unfahrbar. Die Station Cunga besteht nur aus einem einzigen Haus, welches der Dampfergesellschaft gehört, und liegt ebenfalls in einer reizlosen Ebene. Das Gras war bereits so hoch, daß man nicht weit gehen konnte. Ein alter betrunkener Neger, von dem man sagte, daß er ein Soba, ein Häuptling, sei, trieb sich am Ufer herum und producirte sich tanzend und singend vor uns mit unwiderstehlicher Komik. In Calumbo hatten wir viele schlanke Baumstämmchen, die am Fußende getheert waren, an Bord genommen und warfen sie hier ans Land. Es waren die Telegraphenstangen für die schon lange bis nach Dondo projektirte Telegraphenlinie. Ich mußte herzlich lachen über diese Telegraphenstangen. Denn in Loanda hatte man mir gesagt, daß der Telegraph nach Dondo in der nächsten Woche eröffnet werden sollte, und ich hatte bereits mit dem Director des Observatoriums, dem Tenente Coelho, die schönsten Pläne zu einer telegraphischen Längenbestimmung Dondos verabredet. Da lagen nun die Stangen am Ufer, wo sie wohl noch ungefähr ein Jahr liegen bleiben werden, und in Dondo war das Projekt noch nicht einmal bis zu diesen allerersten Geräthschaften gediehen.

Der kleine „Silva Americano" brachte uns den folgenden Tag mit überraschender Schnelligkeit vorwärts, so daß wir schon am Abend in Dondo waren. Dieser letzte Tag war landschaftlich der genußreichste. Cafucalla, eine Faktorei des Holländischen Hauses und eine stattliche Erscheinung wie alle Faktoreien dieser Firma, dann Muxima, bekanntlich der einzige Punkt, den die Portugiesen auf der südlichen Seite des Coanza dem unabhängigen Volk der Kissama vorzuenthalten vermochten, flogen vorüber. Der Kapitän nahm sich nicht einmal die Zeit, um zu halten, sondern warf die Briefe, an einen Stab gebunden, ans Ufer. Muxima ist sehr malerisch gelegen, ein kleines Fort auf einem Hügel oben, weiß vom dunkeln Hintergrund waldiger Berge sich abhebend, und unten eine lächerlich große steinerne Kirche, neben der sich das Gewimmel der grauen Strohhütten gar winzig ausnimmt. Wieder wurde die Gegend flach und rechts in der Ferne erschien ein hohes blaues Gebirge, das Land der ebenfalls freien Libollo bezeichnend. Um 3 Uhr hielten wir in Maf-

sangano, wo wir einen Passagier ans Land setzten, und bald darauf zeigte man mir auf den grauen Bergen vor uns ein hochgelegenes Gebäude, das Hospital und zugleich verfallene Fort von Dondo. Ueberall waren jetzt Berge vor uns und um 5 Uhr waren wir am Ziele."

Der zweite Brief (Dondo, 14. Januar 1879) berichtet zunächst von einer Bestimmung der Breite Dondos, die er nach der Sonne zu 9° 41′ 19″, nach dem Canopus zu 9° 40′ 57″ erhielt (Schütt 9° 42′ südl. Br.). Die Meereshöhe des Ortes fand er zu nur 37 m (nach Schütt 70 m). Dann folgt die Beschreibung eines Ausfluges nach dem Cambambe-Fall, wo der Coanza über den granitenen Wall stürzt, „durch den sämmtliche Flüsse Westafrikas sich eine Pforte brechen müssen." Dann wird Dondo geschildert.

„Dondo, dieses giftigste Fiebernest von ganz Angola, weit berüchtigt wegen seiner Hitze, in dem der Weiße zu beständiger Kränklichkeit verurtheilt ist, wo man es kaum wagen darf, während des Tages weiter als eben nur über die Straße zu gehen, liegt, wie bereits erwähnt, gerade am obern Ende der Coanza-Niederung, gerade da, wo sich diese mit einer dreieckigen Bucht zwischen die Berge hineinschiebt. Die vollständig eben gelegene, mit einer Zone von Maisfeldern umgebene Ortschaft bedeckt einen verhältnißmäßig ziemlich ausgedehnten Raum, da alle die in zierlichem und sehr zweckentsprechendem Stil gebauten steinernen Häuser der Kaufleute weite Höfe und Lagerschuppen umschließen. Es mögen davon ungefähr funfzig hier sein. Vier oder fünf besitzen ein oberes Stockwerk, alle anderen haben nur ein Erdgeschoß. Glasfenster giebt es hier nicht mehr, sie sind auch gänzlich entbehrlich bei der gleichförmig schwülen Temperatur, die hier Jahr aus Jahr ein herrscht. Eine sehr schadhafte Kirche, die äußerlich jeden Schmuckes entbehrt, eine Kaserne und ein Gefängniß, aus dessen vergittertem Innern beständig schwarze Gesichter herausgrinsen, dann oben auf dem Berge das höchst dürftige Hospital und zugleich verfallene Fort mit drei zerbrochenen Kanonen sind die öffentlichen Gebäude. In der Mitte ein großer viereckiger Platz, mit Cajabäumen (Spondias lutea) aus Brasilien bepflanzt, und einige gerade breite Straßen, überall voller Unrath, dahinter und außen herum drei oder vier Gruppen von Negerdörfern mit ihrem Labyrinth schmaler, schmutziger Gassen von Strohzäunen und Strohhütten, dann vorn am Palmenufer des Coanza eine zertretene Wiese, auf welcher die kleinen, schwächlich aussehenden Rinder und Ziegen der Gemeinde weiden und wo unter Tamarinden, Mafumeras und Cajas der tägliche Markt abgehalten wird, sind die wesentlichsten Sehenswürdigkeiten. Namentlich der Markt mit den großen zu Reihen geordneten Schüsseln weiß schimmernden Maniokmehles, mit den Haufen von Maiskolben, von Bohnen und Erbsen, von Brennholz und gedörrten Fischen, hinter welchem robuste schwarze Hökerinnen sitzen, um die sich unter dem nie fehlenden Gezänk und Gepolter den ganzen Tag ein dunkles Gewimmel von Negern und Negerinnen streitet, dürften den Neuling am meisten interessiren. Dort hat man auch Gelegenheit, zu beobachten, welch elende Race dieses feindliche Klima erzeugt. Da ist kaum eines der vielen nackten dünnbeinigen Kinder mit dicken aufgeschwollenen Hängebäuchen ohne faustgroßen Nabelbruch und jedes zehnte dieser verkümmerten menschlichen Wesen ist einäugig und lahm. Hier kann man die abschreckendsten Dinge von schlecht geheilten Beinbrüchen, Kontrakturen, Brandwunden und Geschwüren sehen.

Auch unter den Weißen und Halbweißen sieht man hier die traurigsten Gestalten. Namentlich die wenigen Mischlingskinder sehen erbärmlich leidend und freudlos aus und auch bei ihnen findet man nur zu häufig Geschwüre der schlimmsten Sorte. Was für elende Existenz führt hier so mancher kleine Kaufmann, der, hohlwangig, gelb und vom Fieber geschüttelt, dazu verdammt ist, Tag für Tag in seinem kleinen Laden zu lauern, hinter lauter Schundartikeln, schlechten Messern und schlechtem Kattun, rothen Uniformsröcken und roth angestrichenen Steinschloßgewehren mit fichtenen Schäften, eben nur gemacht, um damit die dummen Neger um ihren Kaffee, ihr Wachs oder ihren Kautschuk zu prellen.

Es fehlt übrigens nicht an manchen anziehenderen Bildern in Dondo. Man begegnet hier schon einer Menge wild aussehenden, mit Katzenfellen behangenen Volkes aus dem Innern und aus den südlichen Gegenden, welches als Träger hierher gerathen ist, und fast täglich kommen und gehen Karawanen, meist von und nach Casengo, dem großen Kaffeedistrikte. Am häufigsten sind Bailundas, kenntlich durch fingerlange Löckchen über dem ganzen Kopf, die sie aus ihrem krausen Haar geflochten und durch Stirnbänder festgebunden haben. Solche Karawanen, bis zu 80 Mann stark, bivonakiren des Nachts, um große Feuer gelagert, in den Höfen der Kaufhäuser, und ist das Wetter gut, so ertönen schöne melodische Lieder bis zum frühen Morgen gen Himmel. Regnet es, so flüchten sie sämmtlich unter den Schutz der Gebäude, verlegen Flur und Treppen, und kommt man spät nach Hause, so ist es oft schwer, über alle die schlafenden menschlichen Körper hinweg sein Zimmer zu erreichen. Während des Tages lungern sie dann auf den Straßen herum und verschachern ihren Verdienst, lange Stücken weißen Baumwollenzeuges, gegen andere Artikel, wobei es nicht selten zu Prügeleien kommt.

Fast mit jedem Dampfer gehen jetzt etliche funfzig kontraktlich engagirte Schwarze aus dem Lande der Libollo als Arbeiter für San Thomé nach Loanda. Jeder mit einer Blechnummer um den Hals und mit Gepäck beladen, marschiren sie gewöhnlich in geschlossener Kolonne an Bord, und ein mächtig klingender, sehr harmonischer Gesang feiert auch bei ihnen den Abschied vom Vaterlande. Die musikalischen Leistungen der hiesigen Neger, wenigstens so weit sie vokaler Natur sind, verdienen alle Achtung. Vor einigen Tagen wurde ich Morgens um vier, als es noch dunkel war, durch ein merkwürdig ergreifendes Klagelied, welches ganz Dondo durchhallte, geweckt. Sechs Negerinnen unter Anführung eines Mannes liefen durch die Straßen und verkündeten singend, daß einer der Ihrigen gestorben sei. An zwei Stellen von Dondo haben sich Schmiede aus Ambaca angesiedelt und fertigen, beschirmt von niedrigen Strohdächern, mit denselben naiven Blasebälgen und Hämmern, von denen bereits Exemplare im Berliner Museum sind, eiserne Hacken zum Bearbeiten der Erde.

Die gelehrten Stände sind in Dondo durch zwei Hindus aus Goa vertreten. Hindus aus Goa trifft man überhaupt häufig hier zu Lande, namentlich als Priester. Auch der hiesige Priester und der hiesige Arzt sind Söhne des Lotosblumenlandes. Dr. Collaço ist ein sehr angenehmer und hervorragend gewissenhafter College, mit dem ich mich oft und gern unterhalte. Er ist derselbe, der seinerzeit in Benguella Cameron an seiner Glossitis behandelte. Als rühmenswerthe Ausnahme geistigen Strebens, als ein Mann, der seine Bibliothek besitzt und sich lebhaft für Naturwissenschaft interessirt, ist ferner Herr Fortunato Zagury, einem alten Judengeschlecht auf den Azoren entsprossen, zu nennen. Diesem echten Gentleman sind wir Reisende zu großem Danke verpflichtet. Denn er war es, der sowohl Herrn von Mechow als auch mir die nöthigen Träger verschaffte und zwar zu den unter Kaufleuten üblichen Preisen. Es sind manche Schwindler an mich herangetreten mit dem Anerbieten, mir Träger zu verschaffen, und als ich sie um die Kosten fragte, sagten sie mir das Dreifache des Richtigen. Herr Zagury hat mir versprochen, daß ich ihn als meinen Correspondenten in Dondo betrachten darf und daß er alles für mich besorgen will."

Der dritte Brief (Dondo, 18. Januar 1879) enthält nur Persönliches; der vierte (Pungo Andongo, 26. Januar 1879) lautet:

„Da eben der Correio abgeht, beehre ich mich in größter Eile meine Ankunft hier gestern Morgen zu melden. Ich erfreue mich der besten Gesundheit und des herrlichsten Naturgenusses. Prachtvolle Bergluft hier, schönes kühles Wasser, gutes Fleisch. In Dondo und in Loanda ist alles schlecht. Mit meinen 16 Trägern und zwei Kammerdienern ausgezeichnet zufrieden. Sind gute Leute, respektvoll und gehorsam, wenn man sie schonend behandelt. Habe mit Ausnahme des ersten Tages, da ich das Fieber noch in den Beinen fühlte, fast die ganze Strecke zu Fuß zurückgelegt, täglich ungefähr 35 km. War noch niemals gesunder als jetzt und nehme trotz beständigen Herumkletterns an Gewicht zu. Appetit wie noch nie. Mechow kränkelt leider beständig. Er ist hier und wird noch 14 Tage bleiben. Ich gehe übermorgen nach Malange, da mir jeder Tag die Verpflegung meiner Leute kostet. In fünf Tagen bin ich mit aller möglichen Wahrscheinlichkeit dort. Pungo ist nicht vulkanisch [1]); keine Spur davon, lauter Konglomerat und Sandstein, aber doch sehr merkwürdig. Eine Klippe, 100 m hoch aus den langen Wellenrücken des umgebenden Landes plötzlich emportauchend, von Westen nach Osten in einer Stunde bequem zu durchgehen, von Süden nach Norden 3 Leguas lang."

Fünfter Brief.

„Malange, 3. Februar 1879.

Ich beehre mich hiermit, Ihnen meine Ankunft in Malange am 30. Januar anzuzeigen.

Seit dem letzten Reisetag habe ich wieder Fieber, der Himmel ist trübe und voller Regen, und trübe ist meine Stimmung. Der Marsch von Dondo hierher hat mir keine nennenswerthen Schwierigkeiten gemacht. Bis Pungo Andongo ging alles glatt mit Güte und Sanftmuth. Ich wartete immer auf die Schwierigkeiten, von denen meine Vorgänger gesprochen, aber sie kamen nicht. In Pungo Andongo jedoch wurden die Träger unverschämt und verlangten nochmalige Bezahlung, worauf ich einsah, daß Güte und Sanftmuth bei dieser Menschensorte ohne Werth, und daß ich andere Seiten aufziehen müsse. Ich erbat vom Chef außer dem einen erbärmlichen Subjekt, welches ich bereits von Dondo her hatte, noch zwei Soldaten erster Klasse mit Seitengewehren und scharfen Patronen. Diese wirkten durch ihr unerwartetes Erscheinen in Begleitung eines weißen Unteroffiziers insofern gut, als die Träger sofort ohne Murren aufbrachen. Im weitern Verlaufe indeß erwiesen sich die beiden als noch viel ärgere Schlingel als meine Träger, so daß ich sie am nächsten Morgen in Calundo aus dem Lager warf und mit einem höflichen Sendschreiben an den Chef nach Pungo Andongo zurückschickte. Vor dieser für einen unbetheiligten Zuschauer gewiß höchst ergötzlichen Scene hatte ich im Angesicht Aller meinen Revolver geladen, zum ersten Mal in Afrika. Mit dem Revolver und gelegentlich einigen Fußtritten lenkte ich von nun an meine Karawane selbst, und um einen halben Tag früher, als ich bestimmt hatte, waren wir in Malange. Kein Gepäckstück fehlt, auch von dem früher hierher Gesandten ist alles gut eingetroffen, wie mir Custodio sagt. Ich möchte so gern arbeiten, eine Menge Material ist da, aber ich kann nicht. Dieser Brief kostet mir Anstrengung. Malange liegt sehr hoch, Barometer 668, und es ist kalt hier. Die Regen haben bereits seit zwei Wochen begonnen, und wenn es so fortgeht, wie in diesen ersten vier Tagen, bekomme ich Monate lang keine Observation.

Bis jetzt kann ich noch nicht klar sehen, wie lange ich hier in Malange zu bleiben haben werde. Custodio macht mir schreckliche Schilderungen von den Schwierigkeiten der Reise nach Kimbundo. Ich habe allerdings bereits von diesem meinem ersten kleinen Versuch einigen Respekt vor den Campinen, Sümpfen und Regen. Wenn alles wahr ist, was man mir sagt, kann an einen Aufbruch vor Mai oder Juni nicht gedacht werden.

Schütt und Gierow scheinen gute Fortschritte zu machen. Sie sind schon weit im Norden, wie mir Custodio sagt, und guter Gesundheit, aber wo, kann ich nicht herausbringen.

Der erste Tag verging mir mit den üblichen Neugierigkeitsbesuchen Seitens der spärlichen Bewohnerschaft, mit der Beaufsichtigung meines Gepäckes, mit den Trägern, die mich nochmal anbettelten, obwohl sie von mir bereits fast das Doppelte des gewöhnlichen Preises erhalten hatten, mit der Herstellung einer Wohnung. In der Nacht bekam ich Fieber, welches wahrscheinlich morgen zu Ende sein wird, da ich mich wieder ordentlich chininisirt habe. Dafür aber habe ich Ohrensausen, Schwindel und Muskelzittern, daß ich kaum weiß, was ich schreibe."

„Malange, 4. Februar 1879.

Heute wieder vollständig wohl und munter. Ich war schon im Zweifel, ob ich den gestrigen Fieber- und Chininstimmung athmenden Brief nicht lieber zerstören sollte. Aber ich schicke ihn doch. Heute hat nun mein Bursche André das Fieber. Zum Glück erlaubte ich ihm in Dondo, für derartige Fälle zur Aushülfe einen zehnjährigen Unterburschen anzunehmen, der vorläufig ohne Bezahlung bei mir dient. Dieser Junge ist ausgezeichnet, niemals müde, immer heiter und diensteifrig. Ich werde ihn engagiren, vielleicht geht er mit nach dem Innern, während André wohl besser an der Küste bleibt. Er ist immer krank und in Folge dessen schwach und mürrisch. Bereits gestern Nachmittag um 5 verließ mich das Fieber und am Abend war ich im Stande, obwohl mit starkem Kniezittern, den herrlichen Nachthimmel zu einer Breitenbestimmung zu benutzen. Ich erhielt aus Capellaculmination 9° 32′ 35″, aus Canopusculmination in gleicher Kreislage 9° 32′ 39″, also bloß 4″ Differenz, was mich sehr befriedigt. Wer weiß, wann ich die Sterne wieder zu sehen bekomme in dieser Regenzeit. Den schönen Mond mußte ich mir auf kräftigere Zeiten versparen. Ich will jedenfalls arbeiten, so viel ich kann. Malange ist dazu ein ausgezeichneter Platz, menschenleer und so still, daß man eigentlich nur sein eigenes Ohrensausen hört, ganz entgegengesetzt zu Dondo, wo Tag und Nacht das widerliche Gezänk und Gepolter des schwarzen Gesindels stört. Auch zu sammeln giebt es hier eine Menge. Die Natur ist so reich. Nächsten Sonntag mache ich mit Custodio und einigen Anderen eine Reitpartie nach einem berühmten Felsen, wo es Versteinerungen geben soll. Es sind aber wahrscheinlich nur Incrustationen und Stalaktiten. Ich fühle mich wieder so glücklich, gesund zu sein. Es ist wohl kein Irrthum, wenn ich glaube, daß mir das Fieber weniger zusetzt als den meisten Anderen. Ich habe gar keinen Respekt mehr davor. Allerdings wird wohl auch meine rationellere und entschiedenere Behandlungsweise mit von Einfluß sein neben der geringern Disposition. Wenn man sieht, wie Mechow im Unsichern herumtappt, muß man sich freuen, Arzt zu sein, während diese Qualität auch seine Nachtheile hat. Alle Portugiesen hier glauben, ich solle Wunder wirken bei ihren veralteten syphilitischen, skrophulösen, hysterischen, fieberkachektischen Uebeln. Kurz, ich muß hier die ganze Misère ärztlicher Praxis, der ich zu Hause entflohen bin, durchmachen. Ich wohne in einer kleinen Lehmhütte, welche ich vorläufig noch mit Mechow's Gepäck, Masten, Riemen, Segeln zu dem großen Boot „Kronprinz" zu theilen habe.

Herr Custodio ist durch Schütt zum Naturforscher gemacht worden und interessirt sich in einer sehr angenehmen Weise für unsere Bestrebungen. Er zeichnet täglich Wassergehalt, Temperatur und Druck der Luft auf und hat ein gewisses Verständniß hierfür."

[1]) Diese Bemerkung bezieht sich auf die Thatsache, daß die bisherigen Berichterstatter über Pungo Andongo die Hügel in den Umgebungen der Stadt für vulkanisch erklärt hatten. Da im Vorstand erhebliche Zweifel an der Richtigkeit dieser Angaben ausgesprochen worden waren, so ersuchte derselbe Herrn Dr. Buchner, diese Frage endgültig klarzustellen.

Sechster Brief.

„Malange, 9. Februar 1879.

Da noch einige Hoffnung gegeben ist, daß der heutige Correio den Februardampfer von Loanda erreicht, in aller Eile die Meldung, daß ich mich eines ausgezeichneten Wohlbefindens erfreue. Ich kann, falls nicht noch Schlimmeres kommt, wirklich sagen, daß ich das Fieber in einer äußerst milden Form durchgemacht habe. Alle Europäer ohne Ausnahme, welche gleichzeitig mit mir Dondo passirten und dort oft nur einige Tage blieben, haben sehr intensiv daran gelitten und leiden theilweise noch an den Folgen Dondos. Mein Gepäck ist vollzählig hier eingetroffen. Nur durch die Träger des Herrn von Mechow habe ich einen kleinen Verlust erlitten, indem zwei oder drei derselben sammt ihrer Last entwichen und damit auch ein mir gehöriges Buch, Seubert's Leitfaden der Botanik, welches mir sehr lieb war zur Klassifikation der vielen fremdartigen Pflanzen hier, entführten. Ich habe deshalb dem Bringer eine Gratifikation von 2000 bis 5000 Reis ausgeschrieben. Herr von Mechow ist noch in Pungo Andongo. Schütt scheint nördlich von Kimbundo zu sein und gute Fortschritte zu machen.

Mit meinem Theodoliten sehr zufrieden, hat nur 40″ Collimationsfehler. Breite von Malange 9° 32′ 36,75″. Alles Nähere mit nächster Post.

Wann ich hier fortkomme, kann ich noch immer nicht sagen. Saturnino soll kommen, aber wann? Ich reite täglich auf Stieren spazieren. Es sind wirklich Stiere, keine Ochsen, die hier zu Lande zum Reiten gebraucht werden. Das afrikanische Klima scheint sie aber milder zu stimmen. Das Vieh, obwohl es prachtvoll aussieht, soll nichts taugen hier."

Aus allen Erdtheilen.

Memphis.

— Die Newyorker Staatszeitung berichtete im Februar dieses Jahres über das Schicksal und das Eingehen der Stadt Memphis in Tennessee unter Andern folgende charakteristischen Einzelheiten.

„Draußen in den Staaten würde man unwillkürlich auf das gelbe Fieber als die Ursache der gegenwärtigen Misère von Memphis rathen. Aber dem ist nicht so. Wohl hat der „Yellow Jack" die Stadt zu wiederholten Malen verheert, verwüstet. Im Jahre 1855 kam er zum ersten Mal. Die Bewohner starben wie die Fliegen dahin, aber sie wurden durch andere ersetzt, und alle Spuren des Unglücks waren in wenigen Monaten verwischt. 1867 kam „Yellow Jack" zum zweiten Mal, aber die Bewohner ließen sich auch diesen zweiten Besuch nicht zur Lehre dienen. Alles blieb beim Alten. 1873 kam er zum dritten Mal und wüthete schrecklicher, entsetzlicher als jemals. Dreitausend Personen starben damals von etwa der dreifachen Einwohnerzahl innerhalb zweier Monate. Ein Novemberfrost vertrieb endlich die Fieberfurien aus der Stadt und — vierzehn Tage darauf zählte Memphis mehr Einwohner als jemals in seinen letzten Jahren. Aber — wieder blieb es beim Alten. Die Einwohner kümmerten sich nicht um das vergangene Elend, sie dachten nicht an das kommende. Ihr einziges Streben war Erwerb. Eigennutz ist das große Motiv des Elends der Stadt. Die Gemeinde, das öffentliche, gemeinschaftliche Wohl, die Scholle, auf der sie wohnten, galt ihnen nichts, nur ihre eigene Person wollten sie bereichern, und wenn sie reich genug waren, zogen sie mit ihrem Gelde davon. Da blieb denn auch nach der furchtbaren Epidemie von 1873 Memphis ebenso schmutzig, morastig und elend wie es vorher war. Kein Hahn krähte um den Zustand der Stadt. Die Folgen waren vorauszusehen. 1878 kam, und mit ihm die fürchterlichste und ekelerregendste Strafe, die eine Stadt jemals zu überstehen hatte. Zum vierten Male hatte sich das gelbe Fieber in den Straßen, den Häusern, den Sümpfen und Kothlöchern von Memphis eingenistet und wüthete in einer Ausdehnung, die jeder Beschreibung spottet. Von den 60 000 Einwohnern der Stadt flohen 40 000 von dannen. 19 000, darunter 12 000 Schwarze, blieben zurück. Von diesen 19 000 wurden 18 000 auf das Krankenlager geworfen. Nahezu alle Bewohner hatten die furchtbare gelbe Krankheit durchzumachen, und von diesen 18 000 starben innerhalb zweier Monate über 5000!

Aber Memphis zeigte auch jetzt wieder eine ganz außerordentliche Zähigkeit und eine Lebensfähigkeit, die an das Unglaubliche grenzt. Kaum war die Epidemie vorüber, kaum hatten die ironischer Weise „Gesundheitsrath" (Board of Health) genannten Individuen den letzten Todesfall am gelben Fieber verkündet, als auch schon wieder die Rückwanderung nach Memphis begann. Mit Neujahr 1879 zählte die Stadt abermals mehr Einwohner als je zuvor. Jede Spur des gelben Fiebers und seiner Folgen war weggewischt, und die Bürger von Memphis werden jetzt nur ungern an die Katastrophe des vergangenen Jahres erinnert, die aus der größten Mississippistadt des Südens einen Leichenhof machte.

Das gelbe Fieber war es also nicht, das Memphis selbst, die Stadt, auf die Sterbeliste setzte. Die Krankheit, die das hervorbrachte, stak nicht in der Luft und ihren Miasmen, sondern in den Geldbeuteln der Bürger und in der Niedertracht ihrer Behörden. Es war ebenfalls eine Epidemie mit tödtlichem Ausgang, aber nicht für die Menschen, sondern für die Städte: die Epidemie der Ringe. Ein paar Carpetbaggers hatten sich in die Stellungen der Stadtbehörden hineingeschlichen, contrahirten Schulden über Schulden, gaben Bonds aus, die man auf der Straße zum halben Nominalpreise feilbot, und walteten mit der Stadt gerade so wie jener Farmer, der seines Nachbars Felder verkaufte. Das gelbe Fieber gab ihnen stets guten Vorwand, neue Schulden zur Verbesserung und Pflasterung der Straßen, zur Reinigung der Kloaken u. s. w. aufzunehmen, neue Bonds auszugeben und ihre Kontraktoren auch nur wieder mit derartigen Assignaten zu bezahlen, während die Millionen Baargeldes in den Taschen dieser pfiffigen Straßenräuber im Frack verschwanden. Die auswärtigen Blätter haben gut sagen, daß sich Memphis seine Kloaken mit dem Gelde seiner Gläubiger reinigen und auf dieselbe Weise seine Straßen pflastern ließ! Das Merkwürdige bei der Sache ist nur, daß Memphis weder Kloaken noch Straßenpflaster besitzt!

Die Schulden waren bis zum Betrag von 5 Mill. Doll. angeschwollen, und es hieß nun nicht nur diese, sondern auch die 8procentigen Interessen zu bezahlen und die schön bedruckten Koupons einzulösen, welche die P. P. Gläubiger der guten Stadt Memphis einsandten. Da kam die Stadt auf einen sehr zweifelhaften Ausweg, der sie allerdings momentan von der Verpflichtung der Schuldentilgung befreite. Sie wandte sich nämlich hülfesuchend an die Legislatur des Staates Tennessee, welche den Freibrief der Stadt und damit diese selbst aufhob. Memphis ist damit seinen Gläubigern so zu sagen durchgebrannt. Freilich ist es nicht vom Erd-

boden verschwunden, sondern ihre Häuser stehen auf ihren alten Plätzen und ihre Bewohner obliegen nach wie vor ihren Geschäften. Aber Memphis hat aufgehört eine Stadt zu sein. Sie hat keinen Mayor, keine städtischen Behörden, keine Vertretung mehr, sie hat keine Grenzen und ist einfach ein Stück des Staates Tennessee, wie jedes Rübenfeld oder jeder Sumpf. Der Memphis „Avalanche" führte die Stadt Memphis am Tage nach dem Eintreffen der Aufhebung des Freibriefes in seiner Todtenliste auf und die anderen Blätter dedizirten der Hingegangenen Grabschriften von nicht besonders schmeichelhafter Natur. Memphis existirt heute noch weniger als seine pharaonische Namensschwester, und namenlos steht heute der Steinhaufen, der einst das stolze „Memphis" war.

Natürlich erweckte der schnelle Hingang der Stadt im ganzen Lande nicht geringen Spott. Täglich laufen Briefe ein mit der Adresse: „X. X. in jener Stadt, die einst Memphis war", oder X. X. in dem „Taxing Distrikt", Südwestspitze von Tennessee, — oder X., „Dampferstation am Wolfsfluß". Drastischer jedoch als alle vorhergehenden war die folgende Bezeichnung: „X. X., Yellow Jack City, late Memphis, Tennessee" (X. X. in Gelbfieberstadt, früher Memphis, Tennessee).

Man täuscht sich jedoch, wenn man vermuthet, die Stadt hätte mit der Aufhebung ihres Gemeindewesens auch ihre Verpflichtungen abschütteln wollen. Die Schulden werden dennoch bezahlt werden müssen, und es wurde wie bei anderen Bankerotten öffentlicher Unternehmungen ein „Receiver" bestellt, welchem die Aushebung und Eintreibung von Taxen hierfür obliegen wird. Der Hauptzweck der Stadt war eben, Zwangsmittel für diese ausstehenden Taxen und außerdem eine möglichst kostenlose, ämter- und schwindelfreie Stadtverwaltung zu erzielen, die sie nunmehr in den acht Kommissären erhalten hat. Ihre Ausgaben werden dadurch verringert, die Schuld konsolidirt und die Ueberschüsse können zur Verbesserung der Straßen und Reinigung der Kloaken verwendet werden, eine Aufgabe, von welcher Sein und Nichtsein, Leben und Tod der Bewohner von Memphis abhängt.

Endlich, nach jahrelanger und jährlich wiederkehrender Warnung, nach ganz unglaublicher Fahrlässigkeit, nach den furchtbaren wiederholten Strafen, welche die Stadt in Gestalt des Gelbfiebers heimgesucht haben — endlich scheint Memphis zur Einsicht gekommen zu sein, daß auf der strengen Beobachtung sanitärer Maßregeln die ganze Zukunft seiner Einwohner beruht. Endlich sehen auch die Zeitungen ein, daß es besser ist, lieber vor der zehnfachen hierzu ausgeschriebenen Taxe nicht zurückzuscheuen als abermals im kommenden Jahre die Seuche in den Straßen wüthen zu haben und 5000 Fieberleichen zu begraben.

Der Zustand der Stadt in Bezug auf die Straßen und Plätze, auf den Hafen und die sanitären Institutionen spottet aller Beschreibung. Kommt man den Mississippi hinab, so nimmt sich Memphis wie eine wahre Feenstadt, wie ein Märchen aus! Wenn man nach der dreitägigen Fahrt von St. Louis aus durch die Wasser- und Sandwüste und die trostlosen Gegenden am Mississippi endlich vor der letzten Biegung angekommen ist, und die stolze, majestätische Häuserfronte der auf steilen, ziemlich hohen Ufern gelegenen Stadt sich nach und nach dem Auge entrollt, dann könnte man kaum glauben, daß dieses prächtige Memphis der Herd jener Epidemien gewesen! — Aber ebenso wie bei ihrer Zwillingsstadt Kairo (jenes in Aegypten und nicht in Illinois), so darf man sich auch hier nicht von der glänzenden Außenseite täuschen lassen. Schon die elenden vom Mississippi zur Stadt emporführenden Straßen lassen uns den gräulichen Schmutz ahnen, der im Winter und Frühjahr, und den grundlosen Staub, der in der trockenen Jahreszeit in Memphis herrscht. — Die Hauptstraßen ziehen auf den hohen, steil aus dem Mississippi emporsteigenden „Bluffs" parallel zum Flusse hin und werden von schönen breiten, ins Land laufenden Straßen senkrecht durchschnitten. Die freundlichen, in der Main-, Monroe- und Front-Straße sogar majestätischen Häuser, die Breite der Straßen, die hohe Lage, die einzelnen Parks in- und außerhalb der Stadt, die Magnolien und Cypressen, mit denen die Häuser der vornehmen Vance Street und andere Straßen geschmückt sind, alles das vereinigt sich zu einem andern Bilde, als man erwartet. Aber nun kommen auch die Schattenseiten von Memphis. Die Stadt wird im Rücken von einem Bayou — einem engen versumpften Arm des Mississippi — eingeschlossen, der in den nördlich gelegenen Wolf-River mündet und wie dieser nur im Frühjahr bei hohem Wasserstand des Mississippi Wasser enthält, sonst jedoch ganz versumpft ist. In diesen Bayou münden die wenigen Kloaken von Memphis. Er empfängt allen Unrath der Stadt, alle Aeser und Abfälle. Sie bleiben den Sommer über liegen und verfaulen, ehe das nächste Herbstwasser sie hinaus in den Fluß schwemmt. Es wäre ein Leichtes, mit geringen Mitteln den Bayou sowie den Wolffluß zu kanalisiren und Wasser hineinzulenken — allein die musterhafte Stadtbehörde schlug alle darauf hinzielenden Anträge ab. Die Straßen der Stadt, von der ersten und vornehmsten bis zur letzten, sind in einem Zustande, der jeder Beschreibung spottet. Man kann sich kaum einen Begriff machen von den Gebirgen, den Schlünden und Löchern, zu welchen das Nickelson'sche Holzpflaster die Straßen gemacht. Die armen Pferde und Maulthiere versinken knietief in den Morästen und Löchern. Die Baumwollkarren bleiben jeden Augenblick darin stecken und zerbrechen Räder und Deichseln; die Tramwaygeleise haben die Unebenheiten des Terrains angenommen, und die Stöße, denen die Passagiere ausgesetzt sind, lassen sie, wenn nur irgend möglich, stets jede Wagenfahrt vermeiden. Wohl kann sich Neuyork in seinen Hafenstraßen auch keines guten Pflasters rühmen, aber sie sind Marmorplatten im Vergleich zu den grundlosen Schmutzlöchern von Memphis. Dazu der Schmutz in den Seitenstraßen, die Pfützen auf den zahlreichen Baustellen, der Kehricht von Jahren in den Höfen und „Alleys" — und man hat ein Kulturbild aus dem Bulgarien Amerikas. Und in diesen Straßen leben Weiße! Sie waten täglich hindurch, sie kennen die schrecklichen Folgen dieses Unraths, die Miasmen und Malaria, die sich daraus entwickeln, und dennoch verweigern sie, die dringendsten Steuern zu zahlen, um daraus die Mittel zur Straßenreinigung und Pflasterung zu bestreiten! Das Fieber vom letzten Jahr war ihnen eine schreckliche Lektion. Noch ein Monat, und das Frühjahr und damit auch die heiße Jahreszeit hat begonnen; in den Duft der blühenden Obstbäume wird sich wieder die Malaria mengen, die der Herd des Fiebers ist — und doch ist noch kein Cent vorhanden, um die Straßen zu reinigen. Das ist ein Stückchen Kulturbild aus einer der größten Städte des Südens und ein kleines Beispiel von nördlichem Schwindel, gepaart mit südlicher Faulheit!"

Als Satirspiel zu der oben geschilderten Tragödie diene folgende Notiz des „Anzeigers des Westens":

„Und jetzt herrscht Heulen und Zähneklappern in Memphis! Durch die Abschaffung des städtischen Freibriefes glaubten die Herren Memphiser bloß ihren Gläubigern einen Streich gespielt zu haben; jetzt entdecken sie, daß sie sich selber noch einen ärgern Streich gespielt haben. In Tennessee gilt ein Gesetz, daß außer in inkorporirten Städten kein Whisky verkauft werden darf innerhalb vier Meilen von einer Lehranstalt. Da Memphis jetzt aufgehört hat Stadt zu sein, so fällt es unter dieses Gesetz und die Temperenzler wollen nun alle Wirthschaften der Stadt schließen lassen. Wie die Memphiser, denen der „Cocktail" wichtiger ist als das Brod, diesen Schlag verwinden werden, ist schwer zu sagen."

Europa.

— Am 26. April dieses Jahres ging zum ersten Male von Amsterdam ein Schiff der Dampferlinie nach Java ab, während dieselbe bisher Helder zum Ausgangspunkte hatte. Durch diese Verlegung wird dem letztern Hafen der Todesstoß versetzt; seine Bevölkerung siedelt denn auch allmälig nach Amsterdam über, welches durch die Anlegung des Nordseekanals dem Meere wesentlich näher gerückt worden ist. (A. Z.)

Ortsbestimmungen in Bulgarien und Rumelien. Der lange Aufenthalt der russischen Truppen auf der Balkanhalbinsel ist für die geographische Kenntniß der letztern nicht ohne reichen Nutzen gewesen. Namentlich hat der russische Generalstab es sich angelegen sein lassen, durch ein für die Kürze der Zeit überraschend reiches Netz von astronomischen und geodätischen Ortsbestimmungen für die kartographische Darstellung der okkupirt gewesenen Gebiete eine sichere geographische Grundlage zu schaffen.

Es wurden in den Jahren 1877 und 1878 auf astronomischem Wege 27 Punkte bestimmt (18 durch telegraphischen Zeitvergleich), während das Netz der geodätischen Arbeiten beider Jahre über 800 Punkte umfaßt. Davon entfallen auf 1878 allein 692 Punkte in Bulgarien und Rumelien. Getrennt davon waren die Arbeiten in der Dobrudscha, wo 97 Punkte festgelegt wurden. Ausgangspunkt der astronomischen Beobachtungen war Sistowa, das telegraphisch mit Kischinew verbunden wurde; demnächst ermittelte man die geographische Länge und Breite von Plewna, Tirnowa, Kazanlyk, Adrianopel, Philippopel, Sofia, Ruschtschuk, Küstendsche und der Sulina-Mündung. Die Bestimmung der Lage von Varna und Burgaz wurde für 1879 vorbehalten. In zweiter Linie erfolgte dann die astronomische Ortsbestimmung für Orchanié, Etropol, Teteweu, Slatitza, Lowtscha, Trojan, Kloster Selenitzki, Selwi, Karlowo, Kalofer, Gabrowa, Trawna, Schipka, Jeni Zagra, Sliwno und Elena.

Die geodätische Netzlegung war schon 1877 in dem Gebiete zwischen Gabrowa, Tirnowa, Bjela, Nikopoli und Plewna ausgeführt. Im Jahre 1878 führte man parallele Dreiecksketten von dem eben bezeichneten Netze aus über Arabkonak, Trojan, Schipka, Elena, Kotel und Wrbitza nach Süden, verband sie südlich des Balkan und überzog das ganze Gebiet von Sofia über Adrianopel bis Burgaz mit einem dichten Netze von Dreiecken.

Die Hauptketten der ausgeführten Messungen umfassen etwa folgende Gebiete: 1. zwischen Hermanly, Demotika, Dedeagatsch, Rodosto, Adrianopel und Kizil-Indscha; 2. eine Reihe von Adrianopel über Tschorlu und San Stefano nach Kirkkilissa; 3. zwischen Plewna, Wratza, Sofia und Ichtiman; 4. zwischen Plewna, Lowtscha und Gabrowo im Norden und dem Thale der Maritza von der Quelle bis Hermanly im Süden; 5. eine Kette von Tirnowa über Elena nach Jeni Zagra und von da südwärts in breitem Streifen zum Anschluß an die Arbeiten bei Hermanly; 6. im östlichen Bulgarien von Bjela ausgehend zwei Dreiecksketten, die eine längs des Kara Lom, die andere längs der Donau über Ruschtschuk und Turtukai und dann südwärts über Rasgrad und Schumla, beide in Osmanbazar vereinigt, von dort über Kotel und Wrbitza nach Sliwno; 7. von dieser Kette ausgehend wurde eine Dreieckskette am Südfuße des Balkan nach Burgas und von da südlich nach Kirkkilissa geführt. Endlich ist 8. getrennt von diesen Arbeiten Mangalia über Küstendsche mit Silistria durch ein Netz von Dreiecken verbunden worden.

Die Aufzählung auch nur der wichtigsten geodätischen Punkte in diesen verschiedenen Systemen würde zu weit führen.

In der Dobrudscha ist eine Dreiecksreihe, von beßarabischen Punkten ausgehend, 170 Werst lang über Ismail, Tultscha, Isaktscha und Babadagh in die Gegend von Küstendsche, eine zweite die Donau aufwärts nach Tschernawoda geführt und dort mit der bulgarischen Triangulation verbunden worden. Die Netzlegung im östlichen Bulgarien blieb dem Jahre 1879 vorbehalten.

Zur Berechnung der Seiten dieses umfangreichen geodätischen Dreiecknetzes sind vier Standlinien von je 3 bis $4\frac{1}{2}$ Werst Länge allerdings nur mit hölzernen Maßstäben vermessen worden, und zwar bei Flamunda nahe Turnu Magureli schon 1877, bei Küstendsche, bei Burgaz und bei Philippopel 1878.

Bei allen geodätischen Punkten ist auch die Höhe über dem Meeresspiegel gemessen worden. Zur Ermittelung der Höhe des Seespiegels waren Pegel angebracht im Schwarzen Meere bei Küstendsche und Burgaz, im Marmora-Meere bei Kütschük-Tschekmedschi, Erekli und Rodosto und im Aegäischen Meere bei Dedeagatsch. Auch zur Feststellung des Wasserstandes in den Flüssen waren Pegel aufgestellt und zwar vier an der Maritza, drei an der Tundscha, ein an der Giopsa, fünf an der Donau, zwei am großen Isker, zwei an der Osma, zwei an der Jantra und einer an der Russitza. Die Berechnung der Vermessungsresultate wird eifrig gefördert und darf deren Veröffentlichung theilweise wohl schon zum Jahre 1880 erwartet werden.

Afrika.

— H. M. Stanley ist nach einer der Marseiller Geographischen Gesellschaft zugegangenen Nachricht am 18. März dieses Jahres in Begleitung des Herrn Dutalis (von der belgischen Expedition) in Zanzibar angelangt. Beide Reisende sind zu einer Erforschung des Flusses Kingani aufgebrochen, die zwar nur zehn Tage in Anspruch nehmen soll, aber doch mitten in der Regenzeit eine gewagte Unternehmung ist.

— Von der portugiesischen Afrika-Expedition hat bekanntlich Major Pinto den ganzen Kontinent durchkreuzt und das englische Gebiet in Südafrika erreicht (vergl. oben S. 224). Seine beiden Gefährten, Brito Capello und R. Ivens, von denen er sich in Bihé trennte, sind nun am 12. December vorigen Jahres wohlbehalten in Kassandsche angelangt, indem sie den Quango, den großen Zufluß des Kongo, von seiner Quelle an bis dorthin verfolgt haben. Sie rüsteten sich dann, den Strom weiter hinab zu erforschen.

(Revue Scientifique.)

Nordamerika.

— Die dänische Regierung hat den Lieutenant Jensen beauftragt, alle grönländischen Fjorde von Holsteinborg bis an die Disco gegenüberliegende Küste und ihre Gletscher, welche alljährlich solche Mengen von Eisbergen abstoßen, zu untersuchen und zu erforschen.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. №22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig — Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. — 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

I.

Der Anthropologe C. von Ujfalvy wurde im Jahre 1876 von der französischen Regierung mit dem Auftrage zu einer wissenschaftlichen Reise durch das europäische Rußland, Turkestan und einen Theil Sibiriens betraut, behufs Vornahme von archäologischen, ethnographischen und anthropologischen Forschungen. Ueber diese unter den günstigsten Bedingungen ausgeführte Reise (der Schutz, den die kaiserl. russische Regierung dem Unternehmen zu Theil werden ließ, erleichterte Ujfalvy's Arbeiten bedeutend) liegen verschiedene Berichte vor.

Von den Resultaten der wissenschaftlichen Arbeiten ist freilich bis jetzt nur ein Drittel, der erste Band des ganzen Werkes, veröffentlicht, und zwar beginnt seltsamerweise dieses erste Drittel bei der Mitte des Ganzen, d. h. behandelt die Beobachtungen, welche Ujfalvy im südlichen Turkestan, speciell in den Distrikten von Kohistan, Ferghana und Kuldscha gemacht hat. Die eigentlichen Reiseeindrücke aber und Erlebnisse theilt uns ein frisch und lebhaft geschriebenes Tagebuch von Frau Marie de Ujfalvy-Bourdon mit, die ihren Gatten auf der ganzen Tour begleitete, und die, wenn sie auch keine Gelegenheit bei ihren Aufzeichnungen vorübergehen läßt, ohne sich mit Stolz eine echte Pariserin zu nennen, daneben doch genugsam Kosmopolitin zu sein scheint, um allem überraschend Fremdländischen ein feines Verständniß und meist unbefangenes Urtheil entgegenzubringen.

Im August 1876 von Paris aufgebrochen, widmete Ujfalvy einen längern Aufenthalt in Petersburg und Finnland seinen anthropologischen Studien, und erst zu Anfang des Jahres 1877 wurde die asiatische Reise angetreten. Auf der eben erst eröffneten Samara-Orenburger-Eisenbahn erreichten die Reisenden im Beginn des Februar die Stadt Orenburg, die am Einflusse der Sakmara in den Ural gelegene Hauptstadt des gleichnamigen, durch seinen Bergbau bedeutenden Gouvernements. Als Hauptdurchgangsort des Handels von Centralasien nach Rußland ist Orenburg eine wichtige und augenscheinlich reiche Stadt; nicht nur die Regierungsgebäude, wie in anderen russischen Städten, sondern auch die meisten der Privathäuser machen den Eindruck einer gewissen Wohlhabenheit. An dem nördlichen Ufer des Flusses zieht sich eine Reihe geschmackvoller Landhäuser hin, von Bäumen und Gärten umgeben, die freilich im Frühjahr bei Hochwasser regelmäßig von Ueberschwemmungen heimgesucht werden, doch aber den schönsten Stadttheil bilden. Nur die Aussicht auf das jenseitige Ufer ist reizlos: eine Menge wirr durcheinander gebaueter elender Holzhütten bieten sich hier dem Auge dar, die durch allerhand zum Schutze gegen Eisgang und Hochwasser aufgeführte Gerüste und Bollwerke von ziemlich primitiver Konstruktion nicht gerade verschönt werden. Dies ist das Kozakenviertel; denn die Kozaken bilden noch heute einen großen Bestandtheil der Einwohnerschaft Orenburgs, das als Hauptwaffenplatz für die Reihe hölzerner Festungen vom Kaspischen Meer bis zum Tobol, die sogenannte orenburgische Kozakenlinie, bis in die neueste Zeit hinein ein strategisch wichtiger Punkt gewesen ist. Seitdem die russischen Eroberungen der letzten Jahrzehnte die Grenze des Reiches immer weiter nach Osten vorgeschoben haben,

ist die ursprüngliche Bedeutung jener Festungen als Grenzschutz gegen Kirghizen und Turkmenen verloren gegangen.

Die auf etwa 40 000 Seelen sich beziffernde Bevölkerung Orenburgs ist aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt, aus Russen, Kirghizen, Baschkiren, Tataren. So ist auch der Gesammteindruck der Stadt für den von Westen kommenden Reisenden ein durchaus fremdartiger, überraschender. Die Häuser von theils europäischer, theils orientalischer Bauart; die große prächtige Moschee mit ihrem schlanken Minaret neben mehreren christlichen Kirchen; die Aussicht über die endlosen Steppen, den Aufenthalt nomadischer Horden, nach der einen, über die Eisenbahn- und Telegraphenlinien, die Repräsentanten der Civilisation, nach der andern Seite: Alles erinnert daran, daß man hier auf der Grenze zweier Erdtheile sich befindet. Ihren eigentlichen Grenzcharakter aber, wenn wir es so nennen dürfen, zeigt die Stadt im Mjänawoi Dwor, dem großen Kaufhof. Trotz heftiger Kälte (— 26° R.) begaben sich die Reisenden bald nach ihrer Ankunft zu Schlitten dorthin. Ein sinnverwirrendes Geschrei und Getöse, ein Anpreisen der Waaren, Feilschen und Handeln in den verschiedensten Sprachen und Dialekten erfüllte die Luft. Und verschiedenartig wie die Sprachen sind auch die Erscheinungen in der bunten dort versammelten, ab- und zuströmenden Menge: das lange Gewand des Tataren, der Pelzrock des Kirghizen, der Kaftan des Sarten, daneben europäische Kleidung, Alles ist vertreten; dazu die seltsamsten Varietäten von Kopfbedeckungen, von der spitzen baschkirischen Pelzmütze bis zu dem Turban des bucharischen Kaufmannes, von dem abendländischen Cylinderhut bis zu der kleinen runden Kappe, der Tibeteïka, des Sarten. Von werthvollen Waaren, eigenthümlichen Erzeugnissen des Kunsthandwerks, an denen die südrussischen Märkte sonst so reich sind, von Manufakturwaaren überhaupt war hier wenig zu sehen: Rohprodukte, hauptsächlich Nahrungsmittel aller Art, wurden feilgeboten.

Der Gouverneur von Orenburg ließ den Reisenden die freundlichste Aufnahme zu Theil werden; auf seine Veranlassung wurde die Moschee Abends erleuchtet, die mit ihrer

Palast des Gouverneurs und Moschee in Orenburg. (Nach einer Photographie.)

reich skulptirten Kuppel und ihren Marmorwänden, auf denen in goldenen Lettern Koransprüche prangen, einen zauberischen Anblick darbot. Eine Besteigung des Minarets, von dessen Höhe der Molla täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebete ruft, war zwar beschwerlich, denn die Treppen sind eng und steil; aber die Aussicht von oben belohnte die kleine Anstrengung reichlich. Nach Norden und Süden fällt der Blick auf gebirgiges Terrain, kleine Höhenzüge, die südlichen Ausläufer des Uralgebirges. Auch nach Osten zieht sich eine Hügelkette dicht am Rande des Flusses entlang; dahinter bis zum Horizont breitet sich die gleichmäßige Steppe aus. Zu Füßen, in Schnee gehüllt, die umfangreiche Stadt mit ihren großartigen Gebäuden, dem Palaste des Gouverneurs, dem Mjänawoi Dwor, und seinem Menschengewimmel — mit dem regen Leben in den breiten Straßen, durch welche neben den modernen Schlitten der reichen Kaufleute und vornehmen Beamten die hochbepackten Kamele einer aus dem Osten kommenden Karawane zu sehen waren, die nach einer der echt asiatischen Karawansereien zog. Der Bahnzug, der eben nach Westen abdampfte, vervollständigte das belebte Bild [1].

Die wichtigste Persönlichkeit nach dem Gouverneur ist in Orenburg unstreitig der Exchan von Chokand, Chudajar, der seine ihm von Rußland gewährte Pension

[1] Inzwischen ist die Kunde von dem furchtbaren Unglück Orenburgs eingetroffen: eine Feuersbrunst hat den größten Theil der Stadt in Asche gelegt. Am 28. April Morgens ausgebrochen, griff das Feuer bei starkem Sturmwinde mit rasender Schnelligkeit um sich. Den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch dauerte der Brand, und erst als am Morgen des 29. der Sturm sich legte, gelang es den Bemühungen der Orenburger und der von Samara herbeigeeilten Feuerwehr der weitern Verbreitung des Feuers Einhalt zu thun. Die besten Stadttheile, in ihnen 949 Wohnhäuser, 2 Kirchen, 1 Moschee, der Kaufhof, und in und neben ihm 300 Läden, Bazare von Fleischwaaren und Gemüse, Lager von Theer, Kohlen, Bau- und Brennholz; viele öffentliche Gebäude, darunter das Gymnasium, die Telegraphenstation, das Polizei- und die Gerichtsgebäude, eine Kaserne, das Armenhaus und viele andere sind niedergebrannt. Mehr als die Hälfte der Bevölkerung wurde obdachlos.

von 15 000 Francs in dieser Stadt verzehren muß. Es gelang Ujfalvy nicht, die Bekanntschaft des modernen Nero zu machen, da derselbe zur Zeit gerade krank war. Von der Unmenschlichkeit Chudajar's, der bei Gelegenheit eines Aufstandes in seinem Reiche einmal 10 000 seiner Unterthanen nach einander köpfen ließ, wurde den Reisenden bei ihrem nachmaligen Aufenthalte in Chokand manch entsetzliches Beispiel erzählt. Daß die Gefangenschaft seinen barbarischen Sinn noch nicht geändert hat, geht aus folgendem charakteristischen Zuge hervor, den der Gouverneur von Orenburg Ujfalvy mittheilte. Eines Abends nach eingenommenem Mahle, zu dem der Exchan die Spitzen der Orenburger Militär- und Civilbehörden bei sich versammelt hatte, lehnt er sich zurück, betrachtet eine Zeitlang schweigend die Reihen seiner Gäste und wendet sich dann an den Gouverneur der Stadt mit der Frage: „Dürftest Du wohl alle diese Leute jetzt enthaupten lassen?“ — „So weit reicht meine Autorität nicht,“ erwiderte der General. „Dann bedauere ich Dich!“ sagt der Chan ernsthaft und versinkt wieder in sein nachlässig gleichgültiges Phlegma. Bei weitem weniger schrecklich war ein zur Zeit in Orenburg ansässiger Kirghizensultan, der die französischen Reisenden sehr huldvoll bei sich empfing. Im reichsten Schmucke und in Fülle der Gesundheit strahlend, augenscheinlich nicht „von des Gedankens Blässe angekränkelt“, machte dieser Fürst den Eindruck vollkommenster Zufriedenheit mit sich und der Welt, und einer Harmlosigkeit, die sein Regiment zu einem sanften Joch für seine Unterthanen machen mußte.

Bei zwanzig Grad Kälte wurde in der Frühe des 8. Februar zu Schlitten von Orenburg aufgebrochen: es hatte Mühe genug gekostet, alles Unentbehrliche an Lebensmitteln, Pelzen, Decken, Laternen, ja selbst Fackeln für den Fall eines nächtlichen Abkommens vom Wege, in dem beschränkten Raume der kleinen Schlitten unterzubringen. Es fiel etwas Schnee; der Weg war ohnedies schon nur an den Stroh- und Reisigbündeln zu erkennen, die auf der gleichmäßig weißen Ebene hin und wieder aufgesteckt waren. Kräftige Steppenpferde, deren mittelstes die Duga trug, den hohen hölzernen Bogen, an

Karawanserei in Orenburg. (Nach einer Photographie.)

dem die Schellen befestigt sind, zogen die Schlitten. Der dritte Tag brachte heftigen Wind, der den Schnee in so dichten Wolken aufwirbelte, daß die ganze Gegend wie in Nacht gehüllt war. Das Vorwärtskommen wurde immer schwieriger, es mußten vor jeden Schlitten fünf Pferde gespannt werden, statt der bisher ausreichenden drei. Die Kälte und der schneidende Wind drangen durch alle Pelze und Decken; dem einen Kutscher erfror sogar das Ohr. — Mühsam keuchten die Pferde den jetzt ansteigenden Weg hinan; man ist an einem der südlichen Ausläufer des Uralgebirges angekommen: gewaltige Granitmassen treten unter dem Schnee hervor. Der Weg wird an einigen Stellen so schmal, daß ein Fehltritt der Pferde, ein Abgleiten des Schlittens Alles unfehlbar in den Abgrund zur Seite gestürzt hätte; mehrmals mußte man aussteigen und zu Fuß hinterher gehen. Gegen Abend ist endlich der Kamm des Gebirges erreicht; es geht wieder bergab, die Aussicht klärt sich etwas, tief unten im Thale des Ural erblickt man Dörfer und Bäume; auch an der Seite des Weges zeigen sich bald kleine Wälder und Gehölz; durch die lautlose Stille der Schneelandschaft, die Tage lang nur von dem Geläute der Schlittenglocken unterbrochen worden war, hört man von Zeit zu Zeit den Schrei eines wilden Vogels.

Am folgenden Tage erreichte man Orsk, eine nicht unbedeutende Handelsstadt; der Ural war hier so fest zugefroren, daß er zu Schlitten passirt werden konnte. Dicht vor Orsk zeigt ein schwarz-weißer Pfahl das Aufhören der europäisch-russischen und den Anfang der asiatisch-russischen Verwaltung an. Von Orenburg bis hierher war der Weg immer nur wenig von dem Laufe des Ural entfernt geblieben, der bis Orsk in fast westöstlicher Richtung fließt; jetzt wendete man sich nach Südosten, und es ging in die eigentlichen Steppen hinein, in das Land der Kirghizen, richtiger gesagt: der Kirghiz-Kaizaken. Eine unabsehbare weiße Ebene bietet sich den Blicken dar, ein einförmiger flacher Horizont, der an das Meer erinnert. Von Zeit zu Zeit begegnet man Karawanen; schwerbelastete Kamele, von Kirghizen, mit ihren immer gleichen hohen Mützen auf dem Kopfe, geführt.

Die seltenen Dörfer am Wege sind halb im Schnee begraben; die kleine Garnisonsstadt Irghis, wenige auf einer Anhöhe liegende Häuser, hat den seltenen Schmuck einiger Bäume neben sich — aber diese Bäume zeigen durch ihren verkrüppelten Wuchs und ihr kränkliches Aussehen, daß sie von Natur eigentlich nicht hierher gehören. Manchmal wird die Eintönigkeit der Fahrt durch das Erscheinen von großen Wölfen am Wege unterbrochen, die leider nie bis auf Schußweite sich heranwagen.

Bei Terekli wird die Grenze von Turkestan überschritten; die Poststationshäuser, die von Orenburg an alle dasselbe Aussehen zeigten, einfache russische Holzhäuser, sind jenseit der Grenze von mehr orientalischer, wenn auch sehr ursprünglicher Konstruktion: kleine Lehmhäuser mit flachem Dache.

Durch die Wüste von Kara-Kum (schwarzer Sand, im Gegensatz zu der Wüste Kizil-Kum, rother Sand) geht der Weg in fortgesetzt südöstlicher Richtung; unzählige in der Sonne gebleichte Knochen von Kamelen bezeichnen die Straße der Karawanen. In Ak-Dschulpas am Ufer des eisbedeckten Aralsees wurde eine Rast von Tag und Nacht gehalten. Von hier aus begab sich Ujfalvy in einen nahegelegenen kirghizischen Aul (Dorf), um seine anthropologischen Messungen an den Einwohnern zu machen. Jeder Kirghize, der die einfache Procedur an sich vornehmen ließ, erhielt einige Kopeken zur Belohnung; und so fanden sich bald nicht nur genug Individuen dazu bereit, sondern, als die Reisenden von Ak-Dschulpas aufbrachen, stellte sich eine Anzahl berittener Einwohner des Auls ein, um ihnen das Geleit zu geben. Freilich gab Einer von ihnen dem Posthalter gegenüber seinem Erstaunen lebhaften Ausdruck über die Dummheit des Fremden, der Geld bezahlte, um ihnen die Köpfe befühlen zu können — ein Erstaunen, das um so berechtigter war als die sehr mangelhafte kirghizische Reinlichkeit die Untersuchungen mehr zu einer unangenehmen Pflicht als zu einem Vergnügen machte.

Kirghizischer Sultan. (Nach einer Photographie.)

Die Nachweisung des Ursprungs der verschiedenartigen Elemente, welche die Bevölkerung Turkestans bilden, und ihre demgemäß richtige Einreihung in die betreffenden Völkergruppen gehört schon seit lange zu den oft in Angriff genommenen und doch nicht befriedigend gelösten Aufgaben der Anthropologie. Im Allgemeinen berechtigen die neueren Forschungen (von den Resultaten der Ujfalvy'schen Studien ist, wie oben erwähnt, erst ein Theil veröffentlicht) jetzt zu folgenden Annahmen:

Weitaus den größten Theil der Gesammtbevölkerung Turkestans bilden die Kirghiz-Kaizaken (gewöhnlich, aber irrthümlich, schlechtweg Kirghizen genannt, und in die große, die mittlere und die kleine Horde eingetheilt); sie sind mit wenigen Ausnahmen Nomaden, durchziehen den ganzen nördlichen Theil des Landes und erstrecken ihr Gebiet bekanntlich beinahe bis zum Ural. Ein mongolisch-kaukasisches Mischvolk sind sie sunnitische Mohammedaner, ihre Sprache ist ein türkischer Dialekt.

Die Kara-Kirghizen, die Petzholdt[1]) als die eigentlichen, echten Kirghizen bezeichnet sehen möchte, sind ein ausschließlich nomadisirendes Gebirgsvolk. Nur ein kleiner Theil von ihnen, circa 30 000 Köpfe, lebt im eigentlichen Turkestan, und zwar im südlichen Theile des Landes: die große Masse aber des Volkes breitet sich noch weiter nach Süden über den Thian-Schan und Pamir aus.

In den Chanaten von Chokand, Buchara und Chiwa machen die türkischen Usbeken (Oezbegen; z wie stets in fremden Namen wie weiches s zu sprechen) den herrschenden Theil der Bevölkerung aus. Fast Alle seßhaft und ebenfalls

[1]) Vergl. A. Petzholdt. Turkestan (Leipzig 1874 und 1877).

Kirghizen-Kibitken in der Steppe. (Nach einer Photographie.)

Sunniten, sind die meisten von ihnen in der Provinz Syr-Darja im chodschendschen Kreise angesiedelt.

Grundverschieden von den oben genannten Völkerschaften sind die *Tadschiks* oder *Sarten*. Sie gehören zur *iranischen* Völkergruppe der kaukasischen Race, sind Schiiten und sprechen einen Dialekt des Persischen, der freilich mit vielen türkischen Bestandtheilen untermischt ist. Der Zahl nach der zweitgrößte Theil der Einwohner Turkestans, stehen sie als Ansässige, als Ackerbauer und fleißige Handwerker, als rührige Kaufleute obenan. Man hat früher oft zu beweisen versucht, daß Tadschiks und Sarten zwei von einander verschiedene Völkerschaften wären, man hat sich bemüht Unterschiede herauszufinden; jetzt nimmt man, und wohl mit Recht, an, daß die Bezeichnung *Sarte* sich nur auf die Lebensweise bezieht: jeder Seßhafte, fest Ansässige ist in Turkestan ein Sarte; und da es unter den Tadschiks keine Nomaden giebt, so *sind* sie eben Alle Sarten, wenn sie selber auch vorzugsweise sich *Tadschiks* nennen. Bei den Kirghizen ist *Sart* sogar ein Schimpfwort, das sie zur Bezeichnung eines Schwächlings anwenden; es spricht sich darin die Verachtung aus, mit welcher alle Nomaden auf die an feste Wohnsitze Gebundenen, nach ihrer Meinung Unfreien, herabsehen. Intelligent, dienstfertig und unterwürfig gleichen die Tadschiks auch darin den Persern, daß sie falsch, habgierig und betrügerisch sind.

Eine Tatarin und zwei Kirghizinnen.

Die *Turkomannen* oder *Turkmenen* sind in der Bevölkerung des russischen Turkestan bis jetzt nur wenig vertreten. In der Provinz Samarkand wohnen einige Tausende von ihnen als Ackerbauer.

Die *Kalmücken*, die im Osten des Landes an der chinesischen Grenze nomadisirend leben, sind rein mongolischer Abstammung und der Religion nach Buddhisten.

Es erübrigt noch, die *Tarantschi* und die *Dunganen* zu nennen, Völker *tatarischer* Abkunft, welche, seit langer

Zeit unter chinesischer Herrschaft lebend, durch die Eroberung des Iligebietes dem russischen Turkestan einverleibt worden sind.

Kuraminzen, Tjuruken, Kiptschaken, Kara-Kalpaken und viele andere von Reisenden in Turkestan erwähnte Bestandtheile des Volkes sind Mischracen aus den verschiedenen eben angeführten Stämmen.

A. Petzholdt, dessen auf eigener Anschauung begründeten Angaben wir diese Eintheilung der turkestanischen Bevölkerung entnehmen, ist übrigens, und wohl nicht mit Unrecht, der Meinung, daß für jeden Andern als den Anthropologen hier nur eine Eintheilung die richtige, klare und ausreichende sei: diejenige nämlich, die nicht nach der Nationalität, sondern nach der Lebensweise sich richtet. Danach wären die Völker Turkestans in zwei Hauptgruppen zusammenzufassen, in Nomaden und Seßhafte oder Sarten. Wir geben im Folgenden Petzholdt's eigene Worte: „Das Nomadisiren bringt es mit sich, daß der Lebensweise und den Beschäftigungen der in einem bestimmten Lande und unter einem bestimmten Klima nomadisirenden Völkerschaften ein bestimmtes Gepräge aufgedrückt wird; auf die Verschiedenheit der Nationalität, ob Kirghis-Kaizak oder Kalmücke, kommt im Wesentlichen weiter nichts an. Beide, die Kirghis-Kaizaken wie die Kalmücken, wohnen und ernähren sich der Hauptsache nach in gleicher Weise; beide finden ihre Hauptbeschäftigung in dem Betriebe der Viehzucht; beide haben sogar in den Grundzügen gleiche Sitte, trotz der Verschiedenheit ihrer Nationalität und Religion. Wohl finden sich Unterschiede, wie z. B. in der Kleidung; allein solche Verschiedenheiten sind von geringer Bedeutung gegenüber dem, was die turkestanischen Nichtseßhaften, seien es Kirghizen, nomadisirende Usbeken oder Kalmücken, Gemeinsames haben. Und ebenso verhält es sich mit der seßhaften Bevölkerung Turkestans. Die Tadschiks wie die seßhaften Usbeken führen im Wesentlichen die gleiche Lebensweise; und die wichtigsten Beschäftigungen (ich meine den Ackerbau und die Seidenraupenzucht) sind in Rücksicht auf Methode und Hülfsmittel, nach welcher und mit welchen sie betrieben werden, ganz unabhängig von der Nationalität des Ackerbauers und Seidenraupenzüchters. Der Pflug z. B., mit welchem der turkestanische Boden bearbeitet wird, ist überall derselbe, die ihn führende Hand sei, welche es wolle."

Auf der Fahrt von Ak-Dschulpas nach Kazalinsk am Syr-Darja lernten die Reisenden noch nachträglich die Vorzüge der Schlittenfahrten der vergangenen Tage schätzen: denn der Tarantaß, der von hier aus den Schlitten ersetzen mußte, ein hölzerner Wagen ohne Federn, giebt bei den oft grundlosen Wegen eine Art von Marterinstrument für jeden nicht an derartige Fahrten Gewöhnten ab. Ein weit vorgeschobenes kleines Fort, dahinter einige Windmühlen kündigen schon von fern die Festung Kazalinsk an. Bis auf einige von russischen Beamten und Militärpersonen bewohnte Häuser, die durch ihre Balkone mit zierlich durchbrochenen Geländern sich auszeichnen, macht die Stadt keinen Anspruch auf gefälliges Aussehen. Die ungepflasterten Straßen sind eng und schmutzig, nur wenige Gärten sind vorhanden. Auf dem der Stadt gegenüberliegenden Ufer des Syr-Darja befinden sich in geringer Entfernung die Ruinen des alten Dschanekend, ein weiter mit Ziegeln und kleinen Mauerresten übersäeter Platz. Dasselbe Baumaterial, was noch heute durchgehends in Turkestan verwendet wird, findet sich in diesen Ueberresten ältester Baukunst. Der durch das ganze Land vorkommende schwere Lehmboden giebt, mit Wasser, zerkleinertem Stroh oder strohigem Mist vermengt, die Masse, aus welcher die Bausteine in Form von Kugeln, Ziegeln oder großen Platten geformt werden. An der Luft getrocknet, erlangen dieselben die Härte und Festigkeit unserer gebrannten Ziegelsteine. Derselbe Lehm dient, mit etwas Wasser zu einem Brei angerührt, als Kitt beim Vermauern der Steine. Bei dem Ausfluge nach Dschanekend hatten die Reisenden zum ersten Male Gelegenheit, das Innere einer kirghizischen Kibitka kennen zu lernen, deren Besitzer sie dringend aufforderte, bei ihm zu rasten. Die Kibitka, das transportable Wohnhaus des turkestanischen Nomaden, hat die Form eines niedrigen Bienenkorbes. Ein leicht zusammenfügbares und ebenso leicht wieder auseinanderzunehmendes Gestell von hölzernen Stäben, wird sie von außen mit großen Filzplatten umkleidet, die gegen Kälte, Hitze, Schnee und Regen ausreichenden Schutz gewähren. Eine runde Oeffnung in dem kuppelförmigen Dache dient zum Hinauslassen des Rauches; sie kann ebenso wie die Thür durch Filzplatten verschlossen werden. Starke Seile, aus Kamelhaaren verfertigt, befestigen das Gerüst und die Filzumhüllung an Pflöcken, die in den Boden eingerammt werden. Die innere Einrichtung der Kibitken ist, abgesehen von einzelnen kleinen Verschiedenheiten, welche der größere oder geringere Wohlstand des Besitzers bedingt, im Großen und Ganzen gleich. In der Mitte des kreisrunden Raumes die Feuerstätte, über welcher der große eiserne Kessel hängt; ringsherum auf dem Boden sind Filzdecken ausgebreitet. Große hölzerne Kasten, oft mit Eisenbeschlag, bei den Reicheren mit Silber eingelegt, stehen an den Seiten; sie enthalten die wenigen Besitzthümer des Nomaden, die nicht gerade dem täglichen Gebrauche dienen. An den Wänden hängen, neben dem Riemenzeug für die Pferde, große lederne Schläuche, künstlich und vollkommen dicht genähte Flaschen aus demselben Material und der nie fehlende ebenfalls lederne Sack, in welchem der Kumys, die Hauptnahrung der Kirghizen, bereitet wird. Einige hölzerne Näpfe, kleinere Kessel und ein kupferner Krug von getriebener russischer Arbeit vervollständigen die bescheidene Wirthschaftseinrichtung.

Reverend Comber's Reise um das Camerun-Gebirge.

Die Küstenlandschaft längs des Meerbusens von Guinea ist außerordentlich einförmig: nur niedriger flacher Strand bietet sich dem Auge dar, nirgends eine Abwechselung durch Berge oder Klippen; aber das Ganze bis meilenweit ins Land hinein durchschnitten von den vielverzweigten Mündungsarmen größerer und kleinerer Flüsse, und dazwischen die Lagunen und Marschen, die mit ihren Fiebermiasmen die Westküste Afrikas so verrufen gemacht haben. Erst wenn man aus der Bay von Benin kommend in der Biafra-Bay die Mündungen des Calabar-Flusses und des kleinen Rio del Rey passirt hat, ändert sich der Charakter der Scenerie mit einem Male. Auf den beiden Seiten der Wasserstraße, welche die Insel Fernando Po vom Festlande trennt, erheben sich hohe bewaldete Berge; auf der Westseite die vulkanischen

Piks von Fernando Po, deren höchster Gipfel, der Clarence Pik, eine Höhe von 10 000 Fuß über dem Meeresspiegel hat. Auf der östlichen Seite aber, auf dem Festlande, sind es die Camerun-Berge, jene isolirte Gebirgsmasse, welche, bis zu 14 000 Fuß sich erhebend, den höchsten bis jetzt bekannten Punkt Afrikas nach dem Kilimandscharo bildet. Obgleich vulkanischer Natur und an manchen Stellen sehr zerklüftet, erscheint das Gebirge vom Meere aus gesehen mit seiner reichen Bewaldung wie allmälig zur Küste sich abdachend. Einzelne kleine Kegel und Piks erheben sich über dem breiten Waldgürtel, der bis zu einer Höhe von 4000 bis 5000 Fuß geht, einen Reichthum von vortrefflichem Holze besitzt, und im Monat Mai, wenn alle Tinten herbstlicher Färbung vom dunklen Braun und tiefsten Roth bis

Umgebung des Camerun-Gebirges in Westafrika mit Rev. T. J. Comber's Reiserouten von 1877.

Reducirt nach W. J. Turner's Karte in „Proceedings of the Royal Geographical Society etc.“ (1879 Nr. 4) von Richard Kiepert. Maßstab 1 : 800,000. Die Namen von Stationen der Baptist Missionary Society sind unterstrichen.

zum hellsten Gelb über ihn ausgegossen sind, einen äußerst malerischen Anblick darbietet. Freies offenes Land folgt auf die Waldregion, mit Grashügeln und Wiesenflecken, eine parkartige Landschaft, die, hin und wieder durch breite Streifen erstarrter zum Theil verwitterter Lava unterbrochen, nur wenig Strauchwerk und Gebüsch zeigt.

Seitdem vor etwa zehn Jahren Kapitän Burton in Gemeinschaft mit dem Botaniker G. Mann das Camerun-Gebirge besucht, den höchsten Pik bestiegen und mehrere zum Theil erloschene Krater besichtigt hat, sind es hauptsächlich englische Missionäre gewesen, die mit der weitern Erforschung des Terrains sich abgegeben haben. Auch Mr. Comber, der am 10. Februar dieses Jahres in der „Royal Geographical Society“ einen Bericht über einige von ihm unternommene Reisen in die Camerun-Berge erstattete, ist ein thätiges Mitglied der Baptisten-Missionsgesellschaft, die in Victoria am südlichen Fuße des Gebirges sowie am Camerun-Flusse (östlich vom gleichnamigen Gebirge) mehrere Niederlassungen

besitzt. Wir geben im Folgenden einige Einzelheiten des interessanten Berichtes. Im April 1877 unternahm Comber von Victoria aus eine Reise nach dem großen Pik, die mit Hin- und Rückmarsch acht Tage dauerte. Er passirte eine große Anzahl ausgebrannter Krater, an deren breiten Lavaströmen alle Zeichen einer vor noch nicht langer Zeit stattgehabten Eruption zu bemerken waren. Nicht nur fehlte jeglicher Pflanzenwuchs auf ihnen, man hatte auch beim Ueberschreiten jenes sonderbare Gefühl unter den Füßen, als ginge man auf mürben Schlacken oder ausgeglühten Kohlen. Am Rande des höchsten Kraters fanden sich die Spuren von Burton's Anwesenheit: ein aus Steinen aufgesetztes Viereck und daneben die Scherben einer Flasche, die Burton darin deponirt hatte. Augenscheinlich waren seitdem Eingeborene auf dem Berge gewesen, die sich damit zu schaffen gemacht hatten, und aus dieser Thatsache läßt sich eine Art von Fortschritt in der Civilisation konstatiren; denn bei Burton's Aufenthalt im Lande herrschte unter den Einwohnern allgemein noch der Glaube, die Spitze des Berges sei von bösen Geistern bewohnt; und demzufolge wagte keiner von ihnen denselben zu besteigen. Der große Krater hat fast zwei Kilometer im Umkreise; das an seinem innern Rande wachsende Gras zeigte, daß er seit langer Zeit unthätig gewesen war. Auf dem Gipfel, wo häufig Schnee liegen soll, ist die vereinte Wirkung der außerordentlich dünnen, trockenen Luft und der scheitelrechtfallenden Sonnenstrahlen eine sehr bemerkbare und während ein heftiger Nordostwind Comber vor Frost zittern machte, brannte die Sonne so intensiv, daß seine rechte unbeschützte Hand, in der er den Stock hielt, noch Tage lang nachher die schmerzhaftesten Spuren davon trug. Auch tiefer, am Abhange des Gebirges, wo die englische Missionsgesellschaft die Anlage eines klimatischen Kurortes bei Manns Spring (etwa 7000 Fuß über dem Meere) beabsichtigte, lassen die dichten Nebel, welche an den Seiten des Berges sich lagern, den Ort nicht recht geeignet erscheinen für die Ausführung des Planes. Trotzdem Comber mehrere Feuer um seine Nachtlagerstätte angezündet hatte, waren am Morgen seine Decken, Kleider und Haare in Folge des Nebels wie vom heftigsten Regen durchnäßt.

Comber's zweite Reise, die er gleichfalls von Victoria aus antrat, hatte den Zweck am Rande des Gebirges irgend eine größere Stadt der Eingeborenen aufzufinden, die für die Anlage einer Missionsstation geeignet wäre. Denselben Versuch hatte vor ihm schon Thomson gemacht, doch war dieser zufällig nur auf unbedeutende Ortschaften gestoßen und hatte sich bald zur Umkehr gezwungen gesehen. Nach einer Canoefahrt an der Küste entlang in nördlicher Richtung erreichte Comber am ersten Tage die Bomboko-Stadt Bibundi, von wo aus die Landreise beginnen sollte. Bibundi, eine Stadt von etwa 500 Einwohnern, besteht aus zwei breiten Straßen, deren Häuser aus Bambusrohr, mit Blättermatten oder mit Baumrinde bekleidet, und mit Matten aus Palmenzweigen gedeckt, dauerhaft genug sind, um zwei oder drei Generationen dienen zu können. Die Einwohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Fischfang und wagen sich in ihren kleinen Canoes oft über eine Meile weit auf das Meer hinaus. Von dem Oberhaupte von Bibundi erhielt Comber zur Weiterreise einen Führer, einen geschwätzigen Burschen, der wohl eine genaue Kenntniß des Landes besaß, aber so unzuverlässig war, daß er nach den ersten Tagemärschen seines Dienstes entlassen werden mußte. Zum Glück hatte Comber sich gleich anfangs von ihm die Namen aller ihm bekannten Orte in der zu verfolgenden Richtung sagen lassen und dieselben notirt; und diese Vorsicht kam ihm jetzt, wo es galt, sich allein nach dem Kompaß und den Aussagen der Bewohner des Landes seinen Weg zu suchen, trefflich zu statten. Am westlichen Abhange des Gebirges immer nach Norden vorschreitend, fand man die angegebenen Namen und die Reihenfolge der Städte im Großen und Ganzen richtig; freilich gab es hin und wieder Schwierigkeiten, wenn zwei Wege in annähernd gleicher Richtung sich zeigten, und die Eingeborenen sich weigerten, die nöthige Auskunft zu geben; aber mit der Zeit lernte Comber seine Fragen so vorsichtig und unverfänglich stellen, daß er jeden Nachweis erhielt, den er wünschte. Der ganze Fuß des Gebirges, über welchen der Weg führte, ist mit dichtem Walde bedeckt, der hauptsächlich aus afrikanischen Eichen, Thekabäumen und Woll- oder Ceibabäumen (Bombax L.) besteht; die letzteren erreichen oft eine Höhe von mehr als 100 Fuß. Der von den Eingeborenen nur selten betretene Pfad ist äußerst beschwerlich; überall müssen große Lavastücke und Baumwurzeln umgangen und querüber liegende Stämme, die von den Tornados entwurzelt sind, überklettert werden; Schlingpflanzen aller Art hängen bis dicht auf den Boden herab; das Hinderlichste aber sind die kleinen Flüsse, die, in steilwandigen tiefen Schluchten strömend, in vorzugsweise westlicher Richtung entweder direkt dem Meere oder dem Rio del Rey zufließen. Während des ersten Tagemarsches gab es allein acht solcher Flüsse zu überschreiten, die in der Regenzeit die Schluchten bis an den obern Rand füllen und den Weg ganz unpassirbar machen sollen.

Nach einem Marsche von 70 bis 80 km landeinwärts hörte der Wald plötzlich auf, und man kam in eine weite ausgedehnte Grasebene, auf der hin und wieder Fächerpalmen sich erhoben. Der Boden war hier lehmig und, der Farbe nach zu urtheilen, eisenhaltig. Derartige Ebenen werden größer und häufiger, je weiter man nach Westen kommt; auf den Berghängen aber fehlen sie gänzlich, denn hier begleitet stets dichter Baumwuchs den vulkanischen Boden.

Von Bibundi nach Bomano steigt das Land allmälig an, bis man am letztgenannten Orte sich ungefähr 1500, in Mongongge schon 1800 Fuß über dem Meere befindet. Von Bomano führt ein Gebirgspfad nach Manns Spring, der nur wenig und zwar ausschließlich von Jägern betreten wird. Denn trotzdem es hier eine sehr wildarme Gegend ist, bildet die Jagd doch die Lieblingsbeschäftigung der Eingeborenen, von denen fast jeder im Besitze eines Steinschloßgewehres ist. Wenn eine große Gesellschaft von ihnen von einem mehrtägigen Jagdzuge eine Antilope, ein Stachelschwein, einen Affen oder gar ein wildes Schwein als einzige Beute heimbringt, so ist des Staunens und der Freude kein Ende, bei aller Passion für die Jagd sind sie nämlich mit wenigen Ausnahmen schlechte und sehr ängstliche Schützen. Auf seiner ganzen Wanderung sah Comber nur einmal einen Leoparden: so müssen wohl die Zähne dieses Thieres, die man hier häufig von den Eingeborenen als Schmuck oder Amulet tragen sieht, von weither gebracht werden. Affen, darunter besonders der Pavian, der Cynocephalus, der Suti und die grüne Meerkatze waren häufig; von Vögeln graue Papageien, Ringtauben und eine Anzahl glänzend gefiederter Arten, deren Namen Comber unbekannt waren. Als Hausthiere findet man bei den Eingeborenen nur selten Rinder, sehr viele Ziegen und Schweine, und Geflügel aller Art. Doch macht es viele Mühe, eine Ziege oder ein Schwein zum Kauf zu erhalten; Geflügel bekommt man schon leichter, und oft genug wurden Comber, wenn er ein Thier zum Schlachten verlangte, die mageren Hunde der Eingeborenen angeboten. Während der Nacht werden die Thiere im Innern der Häuser angebunden; das Haus in Bibundi, in dem Comber die erste Nacht zubrachte, beherbergte neben zwanzig menschlichen Bewohnern 12 Ziegen, 8 Hunde und zahlloses Geflügel. Der Gestank in dem einen gemeinschaftlichen

Schlafraum, dessen Thüren fest verschlossen wurden, war nicht gering und hätte auch ohne die Moskitoschwärme, die die Luft erfüllten, jeden nicht daran Gewöhnten am Schlafe verhindert.

Das Land der Bomboko ist ungemein reich und fruchtbar, und so sind auch alle vegetabilischen Nahrungsmittel im Ueberfluß und billig zu haben. Ein Büschel Bananen, das zu einem Frühstück für sechs bis acht Mann seiner Begleiter ausreichte, erhielt Comber oft für ein Tabaksblatt. Pisangbananen und Yamswurzel gedeihen ganz vortrefflich; eine Schattenseite des Landes ist nur der an einigen Stellen in der trockenen Jahreszeit herrschende Wassermangel. Zwischen Mweali und Bo'oba fangen die Einwohner den Thau, der sich im Grunde der Pisangblätter sammelt, zum Getränk auf oder zerquetschen den saftreichen Stamm der Pflanze, um die Flüssigkeit daraus zu gewinnen. Die Regenzeit beginnt hier gegen Ende Mai und erreicht ihren Höhepunkt im August. Heftige Stürme (Tornados) begleiten ihren Anfang und ihr Aufhören, das gewöhnlich in die erste Hälfte des November fällt.

Vier Tagesmärsche brachten Comber von der Küste nach Kuki bei Mongongge, dem Orte, bis zu welchem früher Thomson gelangt war. Von hier aus nach Osten gehend, erreichte man bald Mweali, die erste Stadt, die vorher noch nicht von Weißen besucht worden war. Die Einwohner zeigten sich sehr gastfrei und freundlich; ihr Oberhaupt Nekan, ein lebhafter alter Mann, erklärte sogleich, der weiße Mann müsse wenigstens drei Tage bei ihm bleiben, und schlachtete selbst den Gästen zu Ehren ein Huhn und eine Ente, die seine Frauen zubereiten mußten. Auf seinem gutmüthigen Gesichte schwebte ein unaufhörliches Lächeln, aber auch er hatte die sonderbare Gewohnheit, unablässig mit den Zähnen zu knirschen, die in diesem Theile Afrikas ein königliches Vorrecht zu sein scheint. Die Neugier der Mweali-Leute kannte keine Grenzen; kaum daß Comber und seine weißen Begleiter unbeobachtet zu Bett gehen und schlafen durften. Dabei hielten die Leute, wenn sie die weißen Männer ansahen, immer die eine Hand an die Augen, als ob sie geblendet wären von dem erstaunlichen Anblick. Wenn sie einander begegnen, so begrüßen sie sich durch Aneinanderlegen der Handflächen. Zum Zeichen der Trauer um ihre Verstorbenen beschmieren sie sich über und über mit Holzkohle, während am Camerun-Flusse die Sitte herrscht, sich bei dem Verluste eines Verwandten den Kopf ganz kahl zu scheeren. Ein Tanz, der den Weißen zu Ehren aufgeführt wurde, bei dem Einige Trommeln, Andere eine Art Cymbeln schlugen und Alle einen höchst unmelodischen Gesang anstimmten, bestand in langsamem Herumgehen im Kreise, wobei es aber hauptsächlich darauf anzukommen schien, die Muskeln der Brust, des Rückens und der Arme nach Möglichkeit zu schütteln: so sah der Tanz wie ein fortgesetzter heftiger Fieberschauer aus.

Hier, wie auch an den meisten anderen Orten, suchten die Einwohner die Weißen am weitern Vordringen zu verhindern; Gewalt wandten sie aber nie dagegen an. Mit einem längern Aufenthalt in ihrer Stadt wären sie ganz einverstanden gewesen, aber ihre Nachbaren sollten diesen Vorzug nicht haben. Manchmal auch zeigten sie sich mißtrauisch, wollten keine Nahrungsmittel verkaufen oder verweigerten anzugeben, wo sie ihr Wasser herholten. In einer Stadt erlaubte man den Weißen nicht, über Nacht zu bleiben, so daß sie im Walde davor ihr Lager aufschlagen mußten. In den meisten Fällen jedoch bezeigten die Leute, die vorher noch nie einen Weißen gesehen hatten, große Furcht, verrammelten sich in ihren Häusern oder liefen in den Wald, ihren ganzen Besitz im Stich lassend. Der Anzug der meisten Eingeborenen hier ist das gewöhnliche Lendentuch, das sie durch Handel von der Küste oder vom Calabar-Flusse über den Rio del Rey erhalten. An einigen Orten freilich trugen sie als einzige Bekleidung eine Blätterfranze vorn und eine Quaste hinten. Im Loangasilande, östlich vom Camerun-Flusse und kaum 30 Meilen von den europäischen Niederlassungen entfernt, sah Comber die Männer vollständig nackt, die Frauen auch noch weniger bekleidet, als das gewöhnlich schon nicht sehr strenge afrikanische Anstandsgefühl anderswo für nöthig hält.

Am sechsten Tage kam man an die Grenze des Bombokolandes, dessen größte Stadt Bo'oba ist. Hier fand man eine neue, den Trägern und auch dem Dolmetscher unbekannte Sprache vor, und es begann nun ein System des dreifachen Verdolmetschens; denn zum Glück gab es in Bakundu, so hieß das neubetretene Land, einige Leute, die etwas von der Bombokosprache verstanden. Das Bakundu-land hat zwei bedeutende Städte, die nach ihren Oberhäuptern Bakundu-ba-Misaka und Bakundu-ba-Namwidi heißen. Die Wasserscheide der zwei kleinen Flußgebiete des Mungo und des Rio del Rey befindet sich in dieser reichbewaldeten und gutbewässerten Gegend. Im Nordwesten erheben sich die Rumbyhügel, im Südosten das Camerun-Gebirge; die Senkung dazwischen, etwa 80 km breit, ist außerordentlich fruchtbar und reich bevölkert; denn außer den oben erwähnten Städten hat das Bakunduland noch mehrere andere, die über 1000 Einwohner zählen. Der einzige Handelsartikel ist Palmöl, das über den Rio del Rey nach Calabar ausgeführt wird. Die Gummiliane kommt an den Nordabhängen des Camerun-Gebirges häufig vor, doch kennen die Eingeborenen ihren Werth noch nicht; auch Kaffee und Baumwolle finden sich hier wildwachsend, werden aber nicht kultivirt. Elephanten sind im östlichen Theile des Landes am Flusse Mungo ziemlich zahlreich; aber die Eingeborenen sind nicht muthig und unternehmend genug, um auf sie Jagd zu machen, und so liefert dieser Distrikt wenig Elfenbein. Bakundu-ba-Misaka ist eine Stadt von ungefähr 1500 Einwohnern. In zwei Reihen, eine lange Straße bildend, liegen die großen, sauber und fest gebauten viereckigen Häuser neben einander, alle mit Gras gedeckt, und jedes geräumig genug, um wohl hundert Menschen bequem zu beherbergen. Die eine Hälfte der Straße liegt am Abhange eines Hügels herunter, die andere Hälfte unten im Thale. Die Einwohner sind friedfertiger Natur; bei dem Anblick der Weißen zeigten sie sich anfangs sehr schüchtern, wurden aber bald zutraulich. Nach einem Ruhetage in Bakundu-ba-Misaka setzte Comber seinen Weg nach Osten fort, durch dichten Wald, in dem überall die Spuren von Elephanten sich zeigten: Bäume, die sie ausgerissen, Lachen, in denen sie sich gewälzt hatten. Nach drei Tagen erreichte man einen kleinen See, in dessen Mitte eine Insel, Balombi-ba-Kotta, liegt. Einige Weiber, die auf den am See liegenden Feldern gearbeitet hatten, erhoben ein lautes Geschrei, als sie die Weißen erblickten, warfen ihre Lasten von Brennholz und Bananen zu Boden, liefen den Hügel zu ihren Canoes hinab und ruderten, so schnell sie konnten, nach der Insel hinüber. Bald aber kamen etwa 100 Männer in kleinen flachen Canoes über den See, zeigten sich furchtlos und zutraulich, obgleich sie nie vorher Weiße gesehen hatten, und forderten Comber auf, ihnen zu folgen. Leider konnte derselbe keinen seiner Leute bewegen, ihn auf die Insel zu begleiten, und so mußte er mit schwerem Herzen es für dieses Mal aufgeben, den noch auf keiner Karte verzeichneten See gründlicher kennen zu lernen. Nach längerm Umherirren im Walde, in welchem sie den Weg gänzlich verloren, kehrten Comber und seine Gefährten über Bakundu

und Bibundi nach Victoria zurück. Schon im November desselben Jahres 1877 unternahm er aber seine zweite Reise nach dem See; und zwar ging er dieses Mal auf der östlichen, der Landseite, um das Gebirge. In einem großen Canoe fuhr er in vier Tagen den Mungo, einen Nebenfluß des Camerun-Flusses, hinauf bis zu der Stadt Malendi; von hier aus wurde das Canoe zurückgeschickt und die Landreise angetreten. Die Regenzeit war noch nicht ganz vorüber, und der Weg durch den aufgeweichten Wald und über die noch stark angeschwollenen Flüsse, von denen manche durchschwommen werden mußten, beschwerlich genug. Nach drei Tagemärschen, die durch mehrere große Städte, unter anderen durch Bakundu-ba-Nanwidi führten, erreichte Comber den See, der nach seiner Schätzung auf 4° 45′ nördl. Br. und 9° östl. L. Gr. gelegen ist. Die Bewohner der kleinen Insel, deren Zahl Comber etwa auf 400 Seelen angiebt, empfingen ihn auf das Freundlichste. Er blieb einige Tage bei ihnen, und die Freigebigkeit, mit der sie ihn und seine Begleiter in ihren Häusern aufnahmen und bewirtheten, kannte keine Grenzen. Der See ist sehr fischreich, und so bildet denn auch der Fischfang eine Hauptbeschäftigung der Leute von Balombi-ba-Kotta; auch Schildkröten kommen in großer Anzahl vor, deren Schalen die Eingeborenen als Gefäße im Hause benutzen. Die Insel hat nur Felsboden und erlaubt keinerlei Anbau: so befinden sich die kleinen Bananen- und Yamspflanzungen an den Ufern des Sees. Eine Canoefahrt, die Comber einige Tage nach seiner Ankunft um den See unternahm, ergab folgende Resultate: Von länglicher Form, ungefähr 12 km im Umkreise haltend, hat der See seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden. In einer tiefen Senkung gelegen, von steilen bewaldeten Ufern eingeschlossen, wird er durch einen auf der Südostseite von steiler Wand herabstürzenden Wasserfall gespeist. Ein Bach, der aus seiner nordnordöstlichen Ecke austritt und der zum Mungo gehen soll, bildet seinen Abfluß. Was die Bezeichnung des bis jetzt noch unbenannten Sees anbetrifft, so schlägt Comber vor, ihm den Namen Rickards-See zu geben, nach einem seiner ältesten und besten Freunde.

Auf etwas anderm Wege als das erste Mal kehrten die Reisenden über Bakundu-ba-Misaka nach der Küste zurück, wo von Somgi aus die Fahrt südwärts nach der Camerun-Mündung angetreten wurde. Hoffentlich werden auf der von Comber betretenen Bahn, die so wenig von den Hindernissen zeigt, welche ein Eindringen in den Kontinent von Westen her zu erschweren pflegen, bald andere Reisende nachfolgen; denn das Land ostwärts vom Camerun-Gebirge bis zum Niam-Niam-Lande gehört heute noch zu den am wenigst bekannten Theilen Afrikas.

Die Zukunft der Indianer.

Von Prof. **Georg Gerland** in Straßburg.

IV. (Zweite Hälfte.)

Und fast noch schlagender wird dieselbe widerlegt werden, wenn wir jetzt die Geschichte der Cherokee (Tschirokesen) betrachten.

Nach einer Zählung aus dem Jahre 1809 bei Morse betrugen sie 12 395 Seelen; nach Drake betrugen sie 1819 etwa 10 000, 1825 aber 13 563 Seelen; Gallatin schätzte sie 1836 nach Angaben des „Indian Department“ auf 15 000 Seelen. 1877 haben wir in Union-agency, Indian Territory, 18 672 Cherokees, dieselbe Zahl, welche für 1876 angegeben war, dagegen sind die östlichen Cherokee in Nord-Carolina, Georgia, Süd-Carolina und Tennessee gegen 1876, wo sie nach Clark's Angaben 2400 zählten, um 200 vermindert: die Angabe für 1877 hat nur 2200 Seelen, so daß die Gesammtsumme der heutigen Cherokee 20 872 betragen würde [1]). Woher dieser Unterschied kommt, ist nicht ersichtlich; wahrscheinlich wird er auf ungenauer vorjähriger Zählung beruhen. Die Zahlen des Census von 1877, welche mit denen von 1876 genau stimmen, sind wohl nur aus diesem in jenen herübergenommen. Rechnet man dazu noch die 733 Delawaren, welche in die Nation der Cherokee inkorporirt, wenngleich noch keineswegs ganz fest mit ihr verwachsen sind [2]), obwohl sie seit alter Zeit mit den Cherokee in sehr freundschaftlichen Beziehungen standen und als ihre „Neffen“ galten [3]), so erhalten wir als letzte Grenzzahl 21 605 Seelen. Aber ob wir nun 20 800 oder 21 600 annehmen, jedenfalls ist ein Anwachsen der Kopfzahl und zwar ein dauerndes Anwachsen nicht zu verkennen. Und das ist um so beachtenswerther und merkwürdiger, als gerade die Cherokee mehr durchgemacht haben als andere Stämme. Von ihrer frühern Zahl, wie sie Adair angiebt, von ihrer Decimirung durch die Pocken im Jahr 1738 sprachen wir schon. Obwohl wir sie nun im vergangenen Jahrhundert in verschiedene Kriege verflochten finden, die ihnen schädlich genug waren, so haben sie sich doch ganz besonders rasch und merkwürdig entwickelt, wohl von den Verträgen 1785 und 1791 an, seit welcher Zeit sie keinen Krieg mehr gegen die Weißen angefangen haben.

Schon im Anfange dieses Jahrhunderts, 1808, sehen wir eine merkwürdige Bewegung unter ihnen: sie senden Botschaft an den Präsidenten Jefferson, mit der Bitte, daß man in ihrem Volke die Jägerstämme, d. h. die uncivilisirte, von der civilisirten ackerbauenden Bevölkerung trenne; einer Bitte, welcher man natürlich die Gewährung nicht versagte. Und nun entfaltete sich dieser letztere Theil der Cherokee außerordentlich rasch zu hoher Blüthe. „Sie schufen im Laufe von acht Jahren ihr Land zu einem Garten um;“ der Landbau, die Viehzucht gediehen immer reichlicher, das Privateigenthum der Einzelnen wuchs, die Häuser wurden bequemer, wohnlicher, es fehlte nicht an Luxusgegenständen der Kultur; Wege wurden angelegt, ebenso Mühlen, Baumwollspinnereien, Schmieden; Spinnen und Weben wurde die allgemeine Beschäftigung der Weiber. Und während nun, wie wir sahen, die Eskimo jetzt noch unter der Einführung einer so ganz andern Lebensart, wie die europäische im Vergleiche zu ihrer einheimischen ist, zu leiden haben, so finden wir derartige Leiden bei den Cherokee keineswegs; wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß ihre Art des Lebens in den günstigen klimatischen Bedingungen Nord-Georgias keineswegs

[1]) Ann. Rep. 294; 298; vergl. Clark ebendaselbst, 496.
[2]) Ebendaselbst 109.
[3]) Gallatin, Synopsis of the Indian Tribes 91, Archaeol. Americana II.

einen so gewaltigen Umbruch erlitt wie die Lebensweise der Eskimo Labradors, daß sie ferner durch ein ganzes Jahrhundert hindurch und länger sich allmälig an die neue Art des civilisirten Lebens gewöhnt hatten.

Aber nicht nur die geschilderte äußere Kultur führten sie ein. Es geschah mehr; die äußere Kultur war keineswegs ihr höchstes Ziel und sie begriffen, daß auch diese keineswegs werthvoll, keineswegs haltbar ist ohne entsprechende innere Ausbildung. So wurde vor allen Dingen die Einführung der spirituösen Getränke verboten, es bildeten sich Mäßigkeitsvereine; es wurden Schulen gegründet, der Schulbesuch fest geregelt, wie denn auch die Kinder sich durchaus intelligent und befähigt und zugleich auch ethisch durchaus gut geartet zeigten; das Christenthum breitete sich rasch aus, wenn auch in verschiedenen Sekten. 1820 wurden auch geschriebene Gesetze und eine Verfassung eingeführt, welche nach dem Muster der amerikanischen Staaten eingerichtet war. Ihre Grundzüge geben wir nach Waitz[1]): „Das Land ist unveräußerlich. Die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt sind geschieden. Die erstere besteht aus zwei Häusern, zu deren einem zwei und zu deren anderm drei Mitglieder von jedem der acht Bezirke gewählt werden, in welche das Volk getheilt ist. Negermischlinge sind keine Wähler, Geistliche nicht wählbar. Die vorgelegten Gesetzentwürfe werden nach parlamentarischem Gebrauch diskutirt. Die Exekutive besteht aus dem obersten Häuptling, seinem Stellvertreter und einem hohen Rathe von fünf Mitgliedern, welche sämmtlich auf vier Jahre von beiden Häusern gewählt werden. Sie hat ein temporäres Veto und das Begnadigungsrecht. Der oberste Häuptling soll alle zwei Jahr das Land bereisen, um dessen Zustand kennen zu lernen. Die richterliche Gewalt wird vom obersten Gerichtshofe, dem wandernden Gerichte und von Friedensrichtern ausgeübt. Geschworenengerichte und drei Instanzen sind eingeführt, die Richter nur durch den Willen beider Häuser absetzbar. Es herrscht allgemeine Religionsfreiheit, doch kann niemand ein Amt bekleiden, der nicht an Gott und an Vergeltung in einem künftigen Leben glaubt." 1821 folgte eine neue geistige Großthat, diesmal freilich die eines Einzelnen, welche aber von äußerster Bedeutung für die gesammte Bevölkerung werden sollte, die Erfindung eines eigenthümlichen syllabischen Alphabetes durch den Cherokee — sein Großvater war ein Weißer — Sequoyah oder George Guess (Gist). Sequoyah erfuhr, so erzählt Gallatin diese merkwürdige Thatsache, daß die Charaktere in den Büchern der Missionsschulen die Worte der gesprochenen Rede darstellten. Ohne zu wissen, wie dies geschehe, unternahm er es, eben solche Charaktere für das Cherokee zu erfinden, anfangs ein Zeichen für jedes Wort, dann aber, als sich dies unthunlich erwies, eines für jede Silbe. Er gab, scharf hinhörend, auf die verschiedenen stets sich wiederholenden Silben acht und trat nach kurzer Zeit mit einem syllabischen Alphabet von 85 Zeichen hervor, mit welchem er innerhalb drei Wochen jedem seiner Landsleute, der dazu Lust hatte, Lesen und Schreiben lehren konnte. Dies Alphabet breitete sich, obwohl man anfangs den Erfinder verlachte, rasch aus, mehrere Bücher und die Zeitschrift Phönix erschienen in demselben, man gebrauchte es beim Schreiben sehr bald allgemein. Denn es ist den Eigenthümlichkeiten der Sprache sehr genau angepaßt: alle Silben des Cherokee enden auf einen Vokal oder Nasal, Konsonantenkombinationen sind selten. Die Sprache hat 12 Konsonanten und 6 Vokale, daher sind 72 Silben und mit Hinzuzählung der Vokale, die selbst als Silben gelten, 78 Silben möglich; für s erfand Guess nach vielen Mühen ein eigenes Zeichen, was wichtig war, weil gerade s am häufigsten konsonantisch anlautenden Silben vortritt und also eine Konsonantendoppelung bildet, so haben wir 79 Zeichen, dazu noch die Silben, welche mit den wenigen anderen Konsonantenkombinationen beginnen, und wir kommen zu jener Zahl 85, bis zu welcher Guess seine Zeichen vervielfältigte. Dies scheint nun unbehülflich, denn 85 Zeichen müssen gelernt werden: „aber damit ist auch alles gethan, der Schüler kann nun lesen und schreiben und ein orthographischer Fehler, eine Irrung ist unmöglich." Gerade dies scharfe Auffassen der Spracheigenthümlichkeit beweist Sequoyah's Scharfsinn, verleiht seiner Erfindung so hohen praktischen Werth. „Es ist wahr, daß Guess die erste Idee der Erfindung von unseren Büchern aus faßte; daß seine ganze Leistung nur für das Cherokee anwendbar ist; aber leugnen läßt sich nicht, daß dieser ungelehrte Indianer durch seine Erfindung einen schlagenden Beweis für die angeborene Intelligenz seiner Race gegeben hat." Man findet die Darstellung dieses höchst interessanten Alphabets bei Gallatin[1]): für uns, die wir an das lateinische Alphabet gewöhnt sind, wird es dadurch schwierig, daß Sequoyah Buchstaben des letztern für seine Zwecke gebraucht: so bedeutet R unser e, D unser a, W die Silbe la, T unser i, A die Silbe go, Z die Silbe no u. s. w., und dazu kommen noch eine Menge anderer willkürlicher Zeichen.

Und dies Volk, so blühend, so immer besser und eifriger sich entwickelnd, hat die amerikanische Regierung, und speciell die des Staates Georgia, sich nicht gescheut in seiner Kulturentwickelung zu unterbrechen, es aufs neue in eine Gefahr hinabzuschleudern, aus welcher wohl wenig Völker wieder so unbeschädigt entkommen können, welche nur höchstbegabte überhaupt bestehen können. Die Ländereien der Cherokees waren fruchtbar und blühend; die Georgier wollten deshalb ernten, wo sie nicht gesäet hatten, sie wollten annektiren und das einzige Recht, welches dazu ermächtigt, das Recht des Stärkern, war auf ihrer Seite. Sie fingen an, die Cherokee auf alle Weise zu bedrücken, sie verfügten 1830, daß die Cherokee den georgischen Gesetzen unterthan seien. Dadurch waren aber die Gesetze und die Verfassung der Cherokee ungültig, sie konnten ferner vor Gericht nicht mehr zeugen, auch nicht gegen einen Weißen klagbar werden. Formell war Georgia im Recht; denn jeder Einzelstaat der Vereinigten Staaten hat volle Souveränität über die Indianer seines Gebietes. Vergebens beschwerten sich die Cherokee, man gab ihnen zwar in Washington Recht, aber um diese Entscheidung kümmerte sich Georgia nicht; man erregte Zwistigkeiten unter ihnen, der Kongreß 1836 gab Georgia Recht, man schickte unter General Scott Truppen gegen sie, welchen indeß die Cherokee mit völliger politischer Klugheit keinen Widerstand entgegensetzten, man zwang sie auf diese Weise ihre alte Heimath zu verlassen und sich westwärts vom Mississippi am Arkansas anzusiedeln, wo man ihnen Land anwies. Es ist erbaulich zu sehen, wie die officiellen Quellen und Berichte bei Schoolcraft im 5. Bande diesen skandalösen Vorgängen ein ehrbares Mäntelchen umzuhängen bemüht sind.

Die Cherokees verließen also ihre gesegnete Heimath — sie mußten sich dem „Removal" unterwerfen. „Gezwungene Auswanderung aus der Heimath," sagt Clark[2]), „hat allem Anschein nach das Anwachsen der Indianerbevölkerung mehr geschädigt als Krieg, Seuche oder Hungersnoth, ja vielleicht mehr als dies alles zusammen. Die Geschichte des Cherokee-Removal im Jahre 1838 kann als Beweis dienen. Sie waren auf ihrem Marsch begleitet von den treuen Missionären, welche lange unter ihnen gearbeitet hatten. Im „Missio-

[1]) Anthrop. d. Naturv. 3, 295.

[1]) Arch. Am. 2, 301.

[2]) Annual Report 1878, 496.

nary Herald" (Bd. XXXVI, S. 14) findet sich ein kurzer Bericht des Auszuges. Darin heißt es: Von der Zeit an, als die Cherokee in einzelne Lager durch die Truppen der Vereinigten Staaten im Mai und Juni 1838 gesammelt waren, bis zu der Zeit, wo die letzte Abtheilung das Arkansas-Gebiet erreichte, also etwa innerhalb 10 Monaten, waren nach sorgfältiger Schätzung mindestens 4000 bis 4500 mit Tod abgegangen, was durchschnittlich 13 bis 15 Todesfälle auf den Tag beträgt, oder für die ganze Zeit ein Viertel der gesammten Volkszahl. (Diese schätzt der Verfasser auf 16 000, für die damalige Zeit zu hoch, so daß jene Verlustziffer einen noch größern Bruchtheil der Gesammtzahl anzeigt.) Es scheint nicht, daß diese Sterblichkeit auf schlechter Behandlung oder Vernachlässigung während des Zuges beruht; vielmehr liegt sie allem Anschein nach mit Nothwendigkeit in der Maßnahme selbst begründet, wie sorgfältig auch immer alle Einrichtungen getroffen, wie getreulich sie ausgeführt sein mögen."

Man denke sich in die Lage des so vertriebenen, in seinem moralischen, physischen und bürgerlichen Leben so tief gekränkten, so schwer geschädigten Volkes, welches eben erst zur Civilisation sich emporgehoben hatte und solche Früchte seiner Erhebung ernten mußte. Wäre es zu verwundern gewesen, wenn die junge Pflanze seiner Civilisation geknickt wäre für alle Zeiten, wenn sie in dem neuen Lande, um von Neuem zu beginnen, gar nicht wieder Wurzel gefaßt hätte? Aber die Cherokee leisteten mehr: auch diesen Gifthauch der weißen Civilisation oder, sagen wir auch hier besser und richtiger, der weißen Barbarei überwanden sie. Schoolcraft [1]) giebt ein Bild ihres socialen Zustandes um 1841, also kurz nach dem Removal. Allerdings war damals die Lust an geistigen Getränken wieder lebhafter, allerdings kam damals die Leidenschaft zum Spiel auf, allerdings dauerte es eine Zeit, bis Schulen u. s. w. wieder im alten Gang waren — aber schon damals konnte von ihnen berichtet werden, daß sie völlig würdig seien, amerikanische Bürger zu heißen und im Rechte ganz gleich mit allen anderen gestellt zu werden [2]). Und gar bald kam alles wieder in besten Gang, die Entwickelung ging weiter und auch den mannigfachen Schwierigkeiten, welche ihnen durch den amerikanischen Bürgerkrieg erwuchsen [3]), wußten die Cherokees siegreich die Stirn zu bieten. Es erhoben sich innerliche Zwistigkeiten zwischen den „fullbloods" und denen, welche mit den Südstaaten sympathisirt hatten [4]). Wie gesund aber die ganze Entwickelung des Volkes ist, geht daraus hervor, daß schon 1870, also fünf Jahre nach Beendigung des Krieges, wieder völlige Einigkeit unter ihnen herrschte: jene Parteigänger des Südens waren wenig zahlreich und verdankten ihre Existenz dem Einfluß und den Intriguen weißer Männer.

So lauten denn die letzten Nachrichten durchaus günstig. S. W. Marston, Indian Agent, berichtet an den Commissioner of Indian Affairs [5]): „Die Cherokees sind tüchtig vorwärts geschritten in der Civilisation, sie sind ein intelligentes, mäßiges, fleißiges Volk, welches von den ehrenvollen Früchten seiner Arbeit lebt und seinen Ehrgeiz sucht in der Entwickelung seines Landes, in der guten Einrichtung seines eigenen Herdes. In ihrem Rathe findet man Männer von Kenntnissen und Geschicklichkeit; und es mag bezweifelt werden, ob ihr rascher Fortschritt vom Zustande wilder Barbarei zu dem der Civilisation und Bildung seines Gleichen in der Weltgeschichte hat. Was die Briten in 500 Jahren erreichten, das haben sie in 100 Jahren zu Stande gebracht.

Schulen

Sie haben treffliche Einrichtungen für die Erziehung aller ihrer Kinder, auf so hoher Stufe der Entwickelung wie die weißen Collegien in den Vereinigten Staaten. Sie haben 75 gewöhnliche Tagschulen, mit zehnmonatlichem Unterricht, an den verschiedenen Hauptplätzen der Nation. Für die höhere Bildung ihrer Jünglinge und Jungfrauen haben sie zwei wohleingerichtete Seminare, eines für jedes Geschlecht, und außerdem noch eine Handarbeitschule und ein Waisenhaus. Alle diese Schulgebäude sind von schönster Architektur und wohl versehen mit dem verschiedensten Hausgeräth von bester Arbeit. Die Kosten dieser Schulen beliefen sich im vergangenen Jahr (1876) nach dem Bericht des Superintendenten des öffentlichen Unterrichts auf 73 142 Doll., von denen 41 475 als Besoldung für Lehrer und 31 667 zu anderen Zwecken verausgabt wurden.

Ihr Vermögen, abgesehen von ihrem Landeigenthum, berechnet sich nach ungefährer Schätzung so:

Oeffentliche Gebäude.

Capital buildings	22 000	Doll.
Seminar für Jünglinge	75 000	"
Seminar für Mädchen	75 000	"
Waisenhaus	70 000	"
Haus für Blinde, Taubstumme	7 000	"
Druckerei	5 000	"
Gefängniß	7 000	"

Privateigenthum.

Pferde, Zahl der Thiere	12 000
Maulthiere	2 000
Rinder	45 000
Schweine	35 000
Schafe	10 000

Sie haben 24 Magazine, 22 Mühlen, 65 Schmieden in Besitz und Betrieb ihrer eigenen Bürger. Ihre Verfassung und Gesetze sind in Buchform veröffentlicht und in ihrer Druckerei wird „The Cherokee Advocate" ausgegeben, eine Zeitschrift, in Cherokee und Englisch mit Geschmack und Geschicklichkeit von eingeborenen Tschirokesen geschrieben. Diese Zeitschrift besteht schon lange; sie trat an die Stelle des „Phönix".

After that, let us say no more! können wir auch hier ausrufen, und hier Gottlob in anderm Sinne als bei jenen Nachrichten aus Kalifornien. Wie man bei diesen Vorgängen noch von einem Aussterben der Naturvölker vor der Civilisation, die für sie Gift sei, reden kann, ist uns völlig unersichtlich; denn nirgends wird gerade die Grundlosigkeit dieses Geredes deutlicher aufgedeckt als durch die Geschichte der Tschirokesen.

Die statistischen Mittheilungen in Betreff derselben lauten im Annual Report von 1877 folgendermaßen:

Bevölkerung, männlich	9 379
" weiblich	9 293
Gesammtbevölkerung	18 672
Zahl der Mischlinge	10 010
Weiße im Gebiet, Beamte	800
Andere Weiße	1 200
Zahl der bürgerlich gekleideten Indianer	18 672
Zahl der indianischen Häuser	3 730
Zahl der Schulen	78
Schüler, männlich	1 600

[1]) Schoolcraft VI, 426 f.
[2]) Schoolcraft V, 507, 11.
[3]) Ann. Rep. 1869, 450 seq.
[4]) Ebendaselbst 1870, 289.
[5]) Ebendaselbst 1877, 108 bis 109.

Schüler, weiblich		1 400
Durchschnittlich größter Schulbesuch für einen Monat		1 500
Jährliche Ausgaben für die Schulen	Doll.	73 441
Zahl der Indianer, die lesen können		15 000
Zahl derer, die 1877 lesen lernten		500
Zahl der Kirchen		30
Missionen		36
Zahl der Acres in Reserve		5 031 351
Zahl der Acres, auf denen Getreide gebaut werden kann		2 000 000
Zahl der 1877 von Indianern bebauten Aecker		75 000
Weizen geerntet 1877	Bushels	400 000
Korn geerntet	„	1 500 000
Hafer, Gerste	„	150 000
Andere Nahrungspflanzen	„	171 000
Heu geerntet	Tons	50 000

Diese Zahlen sind schon an und für sich lehrreich genug, so daß wir nur einzelne hervorheben wollen, an welche sich weitere Erörterungen anknüpfen müssen. Darauf, daß alle Cherokee amerikanisch-europäische Tracht tragen, sei nur kurz hingewiesen: länger verweilen müssen wir bei der Zahl der Mischlinge und der Weißen auf indianischem Gebiete.

Die Zahl der letzteren, die kein Amt verwalten, ist ziemlich groß, 1200; und wie wir schon gesehen haben, daß diese weißen Ansiedler oder Eindringlinge, welche sich auf den Reservationen niederlassen, den Indianern selbst sehr gefährlich werden können, so ist es auch hier: die Annual Reports berichten verschiedentlich von den Unannehmlichkeiten, welche durch dieselben entstehen [1]), und mit Recht geben sich die Agenten die größte Mühe, zu verhindern, daß Weiße ohne gesetzmäßige Erlaubniß unter den Indianern verweilen. Es drängen sich gar zu gern allerhand schlechte Subjekte ein, unter den verschiedensten Vorwänden, welche dann oft Branntwein einzuführen, sich in Besitz von Ländereien zu setzen suchen, schlechte Processe anfangen, kurz nur zum Unheil der sich entwickelnden indianischen Gesellschaft dienen.

Ganz anderer Art sind die Bemerkungen, welche sich an die Mischlinge knüpfen und gerade hier ist ausführliche Besprechung nöthig. Man könnte uns den Einwand erheben, als ob nur deshalb die Cherokee sich gegenüber der Kultur halten, weil sie so viele Mischlinge — 10 000 — unter sich zählen, wie ja auch Sequoyah's, des Schrifterfinders, Großvater ein Weißer war. Dieser Einwand läßt sich sehr leicht zurückweisen: denn diese Mischlinge sind keineswegs damals schon vorhanden gewesen, als die Cherokee sich zur Civilisation hinwendeten: sie wurden erst so zahlreich, nachdem sie die Civilisation angenommen hatten. Weit entfernt also, daß die Civilisation der Indianer ihr Produkt wäre, sind sie vielmehr umgekehrt das Produkt dieser Civilisation, mit der sie immer zahlreicher werden, bis das ganze Volk mit anglikanischem oder sonst amerikanischem Blute amalgamirt ist. Sehr richtig bemerkt Mallery [2]), daß man aus dieser Einmischung fremdes Blutes, dieser Amalgamation der Racen nicht etwa einen Beweis ziehen könnte für das Aussterben der Naturvölker vor der Civilisation; denn wenn auch auf diese Weise die amerikanische Urbevölkerung vielleicht in die weiße Race, welche ja so bei weitem in der Ueberzahl ist, nach und nach aufgehen sollte, so kann man darin doch keinen Untergang vor der Kultur, vielmehr nur völligste Aneignung der Kultur sehen. Wenn die Holländer von Pennsylvania und die Franzosen von Louisiana, sagt er, nach und nach englisirt

[1]) Z. B. 1869, 403; 1870, 284.
[2]) 358.

wurden, so spricht man nicht von ihrem Aussterben, sondern nennt das ein glückliches Aufgehen in die nationale Einheit; und ebenso muß man das allmälige Verschwinden der Indianer in die anglikanische Bevölkerung auffassen. Sehr richtig: da nun aber Personen von indianischem Blut, welche unter den Weißen wohnen und ihre Lebensart und Beschäftigung angenommen haben, nicht unter den Indianern, sondern unter den Weißen im Census gezählt werden, so stellt sich in Folge davon auch die jetzige Zahl der Indianer gegen die Kopfzahl zur Zeit der Entdeckung etwas günstiger, indem manche echte Indianerfamilien nicht mehr unter der Zahl der Indianer begriffen werden. So wird diese etwas zu klein und die der Weißen etwas zu groß.

Zugleich weist Mallery auf Konsul Blake's mühevolle und unparteiische Untersuchungen hin, welcher 1870 nachwies, daß die Mischlinge zwischen Indianern und Weißen durchaus keine Spur von Unfruchtbarkeit zeigten, daß sie vielmehr in Canada seit 1844 sich in stetiger Progression vermehrt haben; dasselbe finden wir in Neuyork, im Indian Territory und in Theilen von Massachusetts und Wisconsin wieder, wo eine Reihe indianischer Familien als solche nur durch die Familienüberlieferungen nachgewiesen werden könnten, nicht durch Name oder Aeußeres [1]). So haben diese Mischlinge, nach Waitz' richtiger Bemerkung, „durch die That die oft ausgesprochene Behauptung widerlegt, daß eine Mischlingsbevölkerung stets ein nicht zu bewältigendes Uebel sei, das es nirgends zu einem wahren Fortschritt und zu einer gedeihlichen Organisation der Gesellschaft kommen lasse.“ Ja in unserm Falle steht die Lage der Dinge noch ganz anders: denn hier gehen nicht die Indianer, die Cherokee, in die weißen Amerikaner, vielmehr umgekehrt diese in jene auf: denn alle die 10 000 Mischlinge sind Mitglieder des Tschirokesen-Staates, sie sprechen zum Theil das Cherokee, sie dienen durch ihre Arbeit oder Geschicklichkeit den Cherokee, welche sich also zu ihnen als Arbeitgeber ebenso verhalten, wie die Regierung der Vereinigten Staaten zum ganzen Staat der Indianer. So können also diese Mischlinge keineswegs gegen die selbständige Erhebung der Indianer sprechen; vielmehr sprechen sie nur für dieselben. Denn — und dies wollen wir schließlich noch etwas ausführlicher besprechen, wie wir es oben schon kurz andeuteten — denn die Zahl der Mischlinge steht in geradem Verhältnisse zur Höhe der gewonnenen Civilisation, bei den Indianern sowohl wie bei allen Völkern, welche sich in gleicher Lage befinden. Das wird sich durch Zahlen beweisen lassen, die wir dem genauen statistischen Nachweis des Annual Report von 1877 entnehmen.

	Volkszahl:	Mischlinge:	Procente der Mischlinge:
Dakota	etwa 29 000	etwa 1 400	etwa 4
Choctaw	„ 16 000	„ 5 300	„ 33
Creek	„ 14 000	„ 1 200	„ 8
Chickasaw	„ 5 000	„ 1 866	„ 37
Seminolen	„ 2 443	„ 200	„ 8
Cherokee	„ 18 672	„ 10 010	„ 53,5
Oestl. Cherokee	„ 2 200	„ 750	„ 28
Chippewa, Wiskonsin	„ 4 630	„ 1 071	„ 19
Chippewa, Minnesota	„ 5 287	„ 661	„ 12,5

Den höchsten Procentsatz zeigen die Cherokee, dann die Chickasaw, die Choktaw, hierauf die Chippewa: und dies Verhältniß stimmt genau zu dem Verhältniß dieser Völker zur Civilisation. Die Chickasaw und die mit ihnen fast

[1]) Mallery 358.

gleichsprachigen Choctaw, jetzt die Grenznachbarn der Cherokee, stehen diesen auch in der Kultur von allen indianischen Völkern am nächsten, worüber man bei Schoolcraft und Waitz die Details nachlesen mag. Auch ihre jetzigen Fortschritte werden nach allen Seiten hin gerühmt [1]). Nicht anders steht es mit den Chippewa in Minnesota und in Wiskonsin: auch sie machen gute Fortschritte in der Civilisation; sie sind im Ganzen fleißig und betriebsam und Schulen und Mission gedeihen, wenn auch einzelne minder lobenswerthe Banden sich unter ihnen vorfinden. Auch ihnen ist die Civilisation helfende, nach jeder Richtung sie fördernde Freundin, keineswegs irgendwie gefährlich oder gar tödtlich [2]).

Sehr merkwürdig ist die Geschichte der Seminolen. Vor dem Kriege, den sie 1835 bis 1842 „gegen die ganze disponible Landmacht der Vereinigten Staaten und einen Theil der Flotte und zugleich gegen etwa 20 000 Freiwillige führten [3])," hatten sie wahrscheinlich nicht mehr als 1200 Krieger, sie waren also höchstens 6000 Seelen stark; doch hat man eine Menge geringerer Angaben aus den Jahren vor dem Kriege. Nach dem Kriege wurden ihre Ueberbleibsel auf die Indian-Reservation gebracht; nur wenige blieben in Florida zurück. Nach Schoolcraft betrugen sie 1850 etwa 1500 Seelen; die Jahres-Reports von 1869 und 1870 dagegen gaben ihre Zahl auf 2136 Seelen an; 1875 werden sie mit 2438, 1876 mit 2553 und 1877 mit 2443 Seelen angegeben, letztere Zahl wohl nur durch einen Irrthum nicht der von 1876 (2553) gleich. „Sie bewohnen einen Strich von 200 000 Acres westlich von den Creek; sie machen reißende Fortschritte in ihrem Vermögen und ihre Häuser und Güter werden jährlich vergrößert und verbessert. Sie wohnen nahe bei einander und dadurch erwächst jedem einzelnen der Trieb, noch weiter voran zu sein als der Nachbar. Ihre Leiter sind Männer von christlichem Charakter, ihre Kinder wachsen in Erziehung zur Intelligenz heran. Sie haben fünf Schulen und eine „Akademie" oder Pensionsschule unter Aufsicht des presbyterian board; ihre Schulen kosten ihnen jährlich 2500 Doll. Sie erhalten 25 000 Doll. Staatsunterstützung, welche auf die einzelnen Köpfe vertheilt wird [4])." Also auch sie, fast vernichtet durch den Krieg, gedeihen jetzt in fröhlicher Entwickelung, gerade durch die Civilisation!

Noch einen Blick wollen wir auf die Dakota oder Sioux werfen, welche durch den Krieg des Jahres 1876, obwohl er ihrer altbewährten Tapferkeit Ehre machte, in ihrem bürgerlichen Wohlstand natürlich nicht vorwärts gekommen sind. Dennoch kann auch hier von einem Hinschwinden vor der Civilisation nicht die Rede sein. Theils wird ein Zunehmen der Dakota direkt von den Agenten bezeugt [5]); theils zeigt sich überall Fähigkeit und Lust zu den Arbeiten der Civilisation. Ist die Civilisation unter ihnen möglich [6])? fragt ein Agent, der lange Jahre unter ihnen als Missionär gearbeitet hat, und seine Antwort lautet: die Hindernisse sind zwar groß, diese aber gehen mehr von verfehlten gouvernementalen Einrichtungen und vom schlechten Beispiel schlechter weißer Menschen als von den Dakota selber aus, welche durchaus willig zur Kulturarbeit sind [6]). Und so kommt er zu dem Resultat, daß auch diese Indianer sich nach und nach zu guten Bürgern heranbilden werden: eins der wirksamsten Hülfsmittel hierfür würde eine Kongreßakte sein, so schließt er, welche sie zu Bürgern machte und ihnen alle Gesetze und Rechte der Weißen giebt [1]). Genau dasselbe sprechen alle Agenten unter den Dakota aus, daß die Stämme im Fortschreiten, freilich meist noch in sehr langsamem Fortschreiten sind; daß sie aber für die Zukunft um so eher und mehr hoffen lassen, je sorgfältiger sie die Regierung vor schlechten Einflüssen hütet. Durch diese Uebereinstimmung wird jedenfalls die Thatsache, daß wir auch die Dakota auf dem Wege zur Civilisation, zur Erhebung und Entwickelung finden, völlig bestätigt. Sehr interessant sind zwei Briefe über die Dakota, welche Clark veröffentlicht. Der eine von dem rühmlichst als Linguisten und Missionär bekannten Dr. Riggs, der andere von John Williamson, der, früher Missionär, jetzt Indianeragent, von Jugend auf unter den Sioux lebte. Riggs bestätigt zunächst ein langsames Anwachsen derselben; dann weist er auf die vielen Krankheiten unter ihnen hin, die er für eine Folge der gänzlichen Umwandlung ihrer gesammten Lebensart hält, welche sich bei späterer Gewöhnung, wie schon jetzt bei den Irokesen, wieder geben werde. Viele Dakotafamilien seien schon jetzt völlig gesund und mit den Weißen gleichstehend, unter denen sie leben, theils in Kolonien, theils zerstreut, z. B. in Minnesota: hierdurch entstehe der Schein einer Abnahme der Bevölkerung, aber auch nur der Schein, der in Wahrheit eine richtige und wünschenswerthe Verschmelzung der Racen bedeute. „Ich glaube nicht," so schließt Riggs, „daß die Thatsachen die Annahme rechtfertigen, die Indianer seien eine aussterbende Race, wenn sie gleich als Indianer verschwinden werden. Wir bemühen uns nicht, Indianer zu erziehen; aber wir bemühen uns, die Indianer so zu erziehen, daß sie ihre Stellung unter den civilisirten christlichen Weißen finden können. Die Thatsachen beweisen zu völliger Genüge ihre Befähigung hierfür. Und wenn dies nicht ihr Schicksal in den kommenden funfzig Jahren ist, so liegt die Schuld reichlich auch an uns. Wir haben kein Recht, sie für eine Race zu halten, die Gott dem Untergange geweiht habe, oder gar ihnen selbst diesen Untergang zu bereiten." Nicht anders urtheilt John Williamson.

Diese Beispiele genügen hinlänglich, um die Behauptung, die Indianer stürben vor der Civilisation aus, völlig zu widerlegen: sie beweisen vielmehr, daß dieselben eine Race von äußerster Lebenskraft und der vollen Fähigkeit sind, unsere Civilisation anzunehmen und an der großen Aufgabe der Menschheit, die Menschheit civilisatorisch weiter zu fördern, mit guter Kraft und origineller Art mitzuarbeiten. Jedes Hinschwinden der Indianer würde also einen Verlust bedeuten, welcher die Arbeitskraft der Menschheit beträfe.

Die statistischen Uebersichten über die Geburts- und Sterbefälle der Indianer sind noch höchst unvollkommen. Was vorhanden ist — leider erst von 1874 an — hat Major Clark in dem oft erwähnten Aufsatz zusammengestellt, dessen Daten, wie sie Mallery benutzt hat, auch wir benutzen wollen. Die Reports des Indian Office lauten folgendermaßen:

	Geburten.	Todesfälle.	Mehr der Geburten.
1874	2152	1490	662
1875	1985	1601	384
1876	2401	2215	186

Nun sind aber diese Zahlen keineswegs für alle Indianer geltend, da für viele gar keine Berichte der Art vorliegen; vielmehr bezogen sich die Angaben von 1874 auf eine Bevölkerung von 113 424, von 1875 auf 129 789 und von 1876 von 105 419 Seelen, und zwar auch so noch nicht gleichmäßig auf die gesammte Zahl, sondern Geburten und Todesfälle je auf verschiedene Bruchtheile derselben:

[1]) Ann. Rep. 1877, 110.
[2]) Ann. Rep. 1877, 124 — 131; 204 seq.
[3]) Major Clark ebendaselbst 498.
[4]) Ebendaselbst 111.
[5]) Ann. Rep. 1877, 51.
[6]) Ebendaselbst 59 f. Agent Alden.

[1]) Ebendaselbst 60.

1874: Geburten unter 48 000 Indianern 1495; 1047 Todesfälle unter 63 772.
1875: Geburten unter 74 417 Indianern 1905; 1566 Todesfälle unter 99 309.
1876: Geburten unter 81 734 Indianern 2386; 2195 Todesfälle unter 90 590.

Die gezählten Indianer umfaßten Abtheilungen von etwa hundert Stämmen der verschiedensten Gegenden und Bildungsstufen, so daß alle Lagen und Verhältnisse der Indianer, wie sie in den Vereinigten Staaten leben, sich repräsentirt finden. So berechnet Clark folgende Tabelle:

	Vermehrung durch Geburt.	Abnahme durch Tod.	Ueberwiegen der Geburt.
1874	4,48 Proc.	2,32 Proc.	2,15 Proc.
1875	2,55 „	1,57 „	0,98 „
1876	2,91 „	2,31 „	0,60 „

Freilich läßt sich aus diesen Zahlen noch nichts Sicheres beweisen, weil sie zu unvollständig sind; jedenfalls aber sprechen auch sie für eine Zunahme, nicht für ein Hinschwinden der Indianer. Daß 1875 und 1876 der Procentsatz des Anwachsens ein so geringer ist, dafür sehen wir mit Mallery die Ursache in den Indianerkriegen dieser Jahre [1]).

Der Gesundheitszustand der Indianer ist im Ganzen ein guter; die Blattern, welche einst so gefürchtet waren, haben jetzt unter den Indianern nicht mehr Bedeutung als unter den Europäern. Und überall noch hebt sich das physische Wohlbefinden der Eingeborenen, theils, wie einige der Agenten mit Recht behaupten, weil die Medicinmänner immer mehr und mehr wirklichen Aerzten das Feld räumen müssen, theils weil immer weniger Spirituosa getrunken werden. Von großer Wichtigkeit für die Gesundheit der Indianer ist es jedenfalls auch, wenn sie vor den vielen nichtsnutzigen Weißen, welche sich im Lande umhertreiben, behütet werden. Auch die bessere Kleidung und Nahrung sowie die Entlastung der Weiber ist von großer Bedeutung für die Hebung des Gesundheitszustandes. Am tiefsten stehen auch hier, aus sehr begreiflichen Gründen, die Kalifornier. So schreibt Dr. Batemann, Arzt in Round Valley Agency bei Clark: „als ich November 1873 her kam, fand ich viele Kranke. Der Tod herrschte in allen Camps in beunruhigender Ausdehnung. Konstitutionelle Krankheiten herrschten überall vor; Geburten waren selten und die schwächlichen Kinder starben meist in der Zahnperiode. In den acht Monaten bis 30. Juni 1874 waren 36 Todesfälle und 29 Geburten. Im Jahre darauf bis zum 30. Juni 1875 waren 44 Geburten und 39 Todesfälle. Diese ermuthigende Besserung, die sich namentlich in den Formen und Komplikationen bestimmter Hautkrankheiten zeigt, ist hauptsächlich den großen moralischen, socialen und religiösen Reformen zu danken, die sich hier vollzogen. Im Allgemeinen bleiben sie ihren christlichen und ehelichen Verpflichtungen treu, in der Ueberzeugung, daß moralische und physische Reformation und Renovation das einzige Mittel zur Selbsterhaltung ist" [1]).

Und so giebt uns dieser Brief auch Hoffnung für die Stämme, die uns bisher in so ungünstigem Lichte erschienen, für die Kalifornier.

[1]) Ann. Rep. 516 — 518. Mallery 363.

[1]) Bei Clark in Ann. Rep. 518 — 519.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die jüngst an dieser Stelle kurz berichtete Flucht Renzo Manzoni's von Sanaa nach Aden läßt sich auch jetzt, nachdem Guido Cora im „Kosmos" (1878, IV, S. 121 ff.) die Briefe des Reisenden veröffentlicht hat, nicht verstehen. Cora unterdrückt nämlich aus politischen oder sonst welchen Rücksichten die Partie des fraglichen Briefes, welche von Manzoni's Mißhelligkeiten mit den türkischen Behörden in Sanaa spricht. Jedenfalls macht es einen wunderlichen Eindruck, daß „Seine Excellenz Mustapha Assim Pascha", der Generalgouverneur, und „Seine Excellenz Ismail Haki Pascha", der Stadtkommandant, gegenüber dem italienischen Kartenzeichner und Photographen die Güte selber sind und — plötzlich verschwindet der Geehrte bei Nacht und Nebel — ob genöthigt, ob freiwillig, darüber hätte Cora wohl eine etwas kontrolirbare Nachricht geben können. Er tröstet sich mitsammt seinem Landsmanne aber dadurch, daß die geplante „Idee", das geplante „Projekt" nun von Aden aus besser ausführbar sei. Dieses Projekt aber ist, mit dem photographischen Apparat nach dem von Halévy so gut wie entdeckten Dschôf zu gehen und zwar — ein Gedanke, den ihm erst die in Sanaa vorgenommene Lektüre Palgrave's wach ruft — als Arzt. Das Exemplar von Palgrave's Reise hatte ihm der eine seiner türkischen Gönner geborgt. Aber der Sinn des Italieners steht noch auf Größeres: die Wüste östlich vom Dschôf soll, wie ihm ein Scherif versichert, keine Wüste, sondern bestens bewohntes Land sein: also — wir werden querdurch nach dem Persergolf wandern! Man darf die Besorgniß aussprechen, daß Wunsch und Qualifikation in diesem Falle nicht ganz in Harmonie sind.

Was nun die aus den Briefen zu gewinnenden Resultate des Marsches von Aden über Taizz, Mocha, Hodeida nach Sanaa betrifft, so sind sie gering; das Beste ist die Reihe der Orts-, Höhen- und Bewohnerangaben, die den letzten Brief schließen. Wir werden gelegentlich darüber berichten. Manzoni ist auf dieser seiner zweiten Reise in Folge der großen Temperaturdifferenz zwischen Tehama und Bergland öfter krank gewesen.

— Alexander Sibiriakoff telegraphirte am 16. Mai von Petersburg nach Gotha: „Nordenskiöld sandte einen Brief an den Generalgouverneur von Ost-Sibirien, datirt vom 25. September 1878, welcher durch Tschuktschen nach Anadyrsk geliefert wurde und am 28. April in Irkutsk ankam. Das Expeditionsschiff „Vega" ist am 16. September bei Serdze-Kamen (Nordostspitze der Tschuktschen-Halbinsel) eingefroren. An Bord war Alles wohl, Provisionen und Heizmaterial waren genügend vorhanden." Kap Serdze-Kamen liegt nach Onatzewitsch unter 67° 3' nördl. Br. und 171° 33' westl. L. Gr. (188° 27' östl. L. Gr.), nur 75 Seemeilen von der Berings-Straße entfernt und wird fast alljährlich von den Walfischfängern aus dem Stillen Ocean erreicht.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

II.

Die von Ujfalvy besuchte Kibitka zeichnete sich durch Reinlichkeit aus, die leider für gewöhnlich in dem kirghizischen Haushalte nicht zu herrschen pflegt. Bei dem Eintritt der Fremden erhoben sich zwei Frauen von dem Teppiche am Boden, auf dem sie nach türkischer Art gesessen hatten, und begrüßten sie freundlich; beide trugen wie alle Kirghizinnen das Gesicht unbedeckt und den weißen leinenen Schleier im Nacken herabhängend. Es waren die Frau des Besitzers der Kibitka und ihre Mutter. Die erstere, ein hübsches junges Weib, hielt ein Kind an der Brust, dem sie, während es trank, nach Landessitte die Ohren platt an den Kopf drückte; denn der Glaube, daß glattanliegende Ohren ein besonders feines und scharfes Gehör verleihen, herrscht hier allgemein. Bis jetzt war diese die einzige Frau ihres Mannes; doch erzählte derselbe, während die Reisenden den dargebotenen Thee tranken, mit großem Stolz, daß er im nächsten Frühjahr eine zweite Frau zu nehmen gedächte, und, sobald sein Wohlstand sich hinreichend vermehrt haben würde, auch noch eine dritte. Die Kirghizinnen genießen eine bei weitem größere Freiheit als andere mohammedanische Frauen: von einem abgeschlossenen Haremsleben kann bei Nomaden ja nicht die Rede sein. So ist ihre Stellung trotz oder vielleicht auch wegen der vielen ihnen obliegenden Arbeiten eine geachtetere als die der Haremsfrauen. Die Thätigkeit der Männer beschränkt sich meistens auf die Beaufsichtigung und das Zusammenhalten der Herden sowie auf den Besuch der Märkte. Die Frauen sorgen für den Haushalt in seinem ganzen Umfange. Sie bereiten die Speisen, schaffen das Wasser oft aus weiter Entfernung herbei, sammeln den Mist, der in getrocknetem Zustande als Brennmaterial dient, weben die wollenen Stoffe zu ihrer Kleidung, bereiten den Filz, mit dem die Kibitka belegt wird; ja selbst das Aufschlagen und Auseinandernehmen der Kibitken ist ihre Sache. Frühzeitig lernen die kirghizischen Kinder, Knaben sowohl als auch Mädchen, das Reiten, und so sieht man sie oft schon im zarten Alter von fünf bis sechs Jahren gewagte Reiterkünste ausführen und Wettrennen mit Pferden oder Kamelen anstellen: Leistungen, welche die Eltern mit Stolz erfüllen. Die Pflege der Kinder ist, durch die Verhältnisse bedingt, eine solche, daß eigentlich nur die kräftigeren Individuen groß werden. Eine überraschende Probe fast spartanischer Erziehung gab hier die junge Kirghizenfrau. Sie hatte ihren Säugling auf sein Lager gelegt, und als derselbe damit nicht einverstanden schien und zu weinen begann, ergriff sie ihn bei einem Bein und übergoß ihn mit kaltem Wasser. Natürlich hatte der Schreck die gewünschte Wirkung, das Kind still zu machen.

Unterscheiden die wohlhabenden Kirghizen durch ihre reiche Kleidung sich wesentlich von den ärmeren, so ist die Lebensweise doch bei Reich und Arm fast gleich. Den Hauptbestandtheil der Nahrung bildet die Milch, und zwar ist es gewöhnlich Stutenmilch, die derjenigen der Rinder, Kamele, Schafe und Ziegen vorgezogen wird. In gegohrenem Zustande giebt sie den allgemein beliebten Kumys. Fett und Fleisch, welch letzteres nur selten, dann aber in großer Menge, gegessen wird, liefern die Herden ebenfalls — und so sind

Arme und reiche Kirghizen. (Nach einer Photographie.)

die wenigen Nahrungsmittel, die der Kirghize zu kaufen gezwungen ist, aus Rußland bezogenes Mehl und Ziegelthee. Aus Mehl bereitetes Brot kennt man gar nicht; die Lieblingsspeise aber ist eine dicke Suppe, die aus Milch, Ziegelthee, Fett, Mehl und Salz hergestellt wird und in welcher die Theeblätter mitgenossen werden.

Seitdem die Einführung der Schutzpockenimpfung durch die russische Regierung das Auftreten der Pockenepidemien bedeutend abgeschwächt hat, die bis vor Kurzem fast alljährlich das kirghizische Volk decimirten, seitdem auch durch strenge Maßregeln die mörderischen Fehden zwischen den einzelnen Stämmen abgeschafft worden sind, die, nie beigelegt, zahllose Opfer forderten, ist die Bevölkerung wohl in stetem Zunehmen begriffen — die Armuth aber wächst in demselben Maße. Denn die Ausnutzung des Steppenbodens für die Viehzucht allein genügt nicht mehr, um das Volk zu ernähren: und so haben seit den letzten Jahren schon viele Kirghiz-Kaizaken, die früher von Bodenkultur nichts kannten als das im Frühjahr gebräuchliche Abbrennen der unter dem Schnee verfilzten Reste des vorjährigen Graswuchses, sich zu dem mühevollern Leben des Ackerbauers entschlossen; voraussichtlich wird, durch die Noth gezwungen, noch ein großer Theil ihrer Genossen ihrem Beispiele folgen.

Ein wohlhabender Sarte und zwei Kirghizen. (Nach einer Photographie.)

Von Kazalinsk aus ging der Weg am Ufer des Syr-Darja entlang; unzählige kleine Inseln befinden sich in dem breiten Strome, der damals noch eine so starke Eisdecke hatte, daß der Wagen streckenweise darauf fahren konnte. Auf dem kaum vom Schnee befreiten Uferrande suchte das Vieh seine spärliche Nahrung an den Wurzeln des vorjährigen Grases; der Kirghize verwahrt keine Futtervorräthe für den Winter: seine Thiere müssen auch da für sich selber sorgen und sehen deshalb im Frühjahr mager und verhungert genug aus; nicht selten auch geht in besonders harten oder langandauernden Wintern ein großer Theil der Herden durch Hunger ein. Einen eigenthümlichen Eindruck machen die kirghizischen Friedhöfe, deren in dieser Gegend mehrere zur Seite der Straße liegen; denn die zerstreut lebenden Nomaden haben für ihre Todten doch gemeinsame Ruhestätten. Von keiner Mauer eingefriedigt liegen die langen Reihen der Gräber neben einander: nur die der reichen Familien sind

von einer kleinen aus Backsteinen aufgeführten Säulenhalle überdacht, die oft eine überraschend künstlerische Ausführung zeigt.

Bei der kleinen Festung Karmaktschy verläßt der Weg das Ufer des Syr-Darja: ein mehrere Meilen langes Stück Sumpfland zieht sich bis Perowsk am Flusse entlang. In dem hohen Schilfdickicht, das diesen Sumpf bedeckt, halten sich zahlreiche wilde Schweine und auch Tiger auf; von letzteren waren erst vor wenig Tagen drei Stück nahe bei Karmaktschy geschossen worden. Weder von Raubthieren und wilden Schweinen noch auch von den in den Steppen rudelweise lebenden Antilopen bekamen die Reisenden jedoch während ihrer ganzen Fahrt etwas zu Gesicht. Auffallend waren aber die ungeheuren Mengen von Fasanen; auch Sumpf- und Wasservögel, unter ihnen besonders schöne Reiher, zeigten sich häufig. Mit jedem neuen Tage bot jetzt die allmälig sich begrünende Steppe einen freundlichern Anblick dar, doch aber wuchs die Sehnsucht der Reisenden nach einem endlichen Aufhören der ermüdenden Ebene, nach dem Anblick von Wald und Gebirge, von Tage zu Tage; um so empfindlicher waren die vielen Verzögerungen, welche die streckenweisen Ueberschwemmungen des Weges durch die vom Schneewasser angeschwollenen Zuflüsse des Syr-Darja verursachten. Immer wieder mußte Halt gemacht und von der nächsten Station Vorspann requirirt werden, um die weiten Wasserflächen passiren zu können. Endlich nach mehrtägiger oft unterbrochener Fahrt erblickte man am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Kara-tau und bald im Vordergrunde die Stadt Turkestan, wo einige Tage Rast gehalten werden sollte. Ehemals eine Stadt von großer Bedeutung, bietet Turkestan mit seinen engebauten unsauberen Straßen heutzutage außer der großen Moschee Hazret nichts Bemerkenswerthes dar — diese Moschee freilich gehört zu den größten Wunderwerken der frühern mittelasiatischen Baukunst. Im Anfange des 15. Jahrhunderts ließ sie der große Tamerlan über dem Grabe des heiligen Dschassawi oder Hazret von einem persischen Baumeister aufführen, und wenn auch von der Pracht der innern und äußern Dekoration der großen gewölbten Basilika mit ihren beiden hohen viereckigen Thürmen an der Seite nur noch wenig erhalten ist, so lassen die Harmonie der architektonischen Verhältnisse und die künstlerische Anordnung des Ganzen noch heute das Genie des Erbauers bewundern. Die Außenmauern zeigen stellenweise noch Reste der alten Bekleidung mit glänzendbunten emaillirten Thonplatten und man kann danach sich ein annäherndes Bild der frühern Herrlichkeit machen. Durch die kunstvoll durchbrochene Mauerarbeit der Wölbung fällt das Tageslicht wie ein Netz von Strahlen in den quadratischen Hauptraum, in dessen Mitte ein ungeheurer Kessel steht, der früher, als Turkestan noch ein beliebter Wallfahrtsort war, zur Bereitung der Speisen für die frommen Pilger gedient haben soll. Zwei kolossale bronzene Armleuchter daneben haben in den Augen der mohammedanischen Bevölkerung noch heute einen bedeutsamen Werth: jeder kinderlose Kirghize, der seine Familie vor dem Aussterben bewahrt sehen möchte, pilgert zu den Leuchtern von Hazret, um auf dem geweihten Raume vor denselben einen Hammel zu opfern.

Die nächsten Reisetage boten nichts Bemerkenswerthes dar; denn die großen Sartendörfer, welche man passirte, lagen alle mit ihren nach der Straße hin fensterlosen Häusern in scheinbar gleichmäßiger Ausgestorbenheit da. Höchstens daß in den Bazaren, die oft nur aus wenigen stallartigen Schuppen bestehen, etwas von Leben zu merken war. In Tschemkend, der „grünen Stadt“, das mit seiner Umgebung von herrlichen Bäumen und Rasenflächen einen ungemein freundlichen Anblick darbot, wurde ein kurzer Aufenthalt gemacht; dann ging die Fahrt in fortgesetzt südlicher Richtung weiter. Bald hinter Tschemkend zeigten sich zur Linken am Horizont die schneebedeckten Gipfel des Thianschan; das von zahllosen Flüssen und Flüßchen durchschnittene Terrain wird sehr uneben, der Weg, durch heftige Regengüsse aufgeweicht, an einigen Stellen fast unfahrbar: aber die Stationen an der Straße liegen nicht mehr wie verlorene Posten einsam in der Wüste oder Steppe, sie stehen inmitten großer Dörfer. Telegraphenstangen am Wege und ein lebhafter Verkehr von theils einzelnen berittenen, theils in Karawanen daherziehenden Reisenden zeigen an, daß man sich Taschkend nähert, der Hauptstadt des russischen Turkestan, dem Knotenpunkte mehrerer bedeutender Karawanenstraßen. Endlich, am Nachmittag des 14. März, rollte der Wagen über eine breite Holzbrücke, einen Prachtbau im Vergleich zu den bisher passirten; und vor den Augen der Reisenden lag, in einem wahren Meere herrlichsten Baumwuchses fast versteckt, die Stadt Taschkend. Durch ein großes aus Backsteinen erbautes Thor kam man in die obere Stadt, den neuen russischen Stadttheil, dessen schnurgerade, rechtwinklig sich kreuzende Straßen auf beiden Seiten von zierlich angelegten Gärten begrenzt sind, in denen die meist in modernem Villenstil erbauten, hellangestrichenen Häuser liegen. Zwei Reihen der schönsten Bäume, Ulmen, verschiedene Arten von Pappeln, Weiden, Platanen und Eschen, bilden in der Mitte der Straßen schattige Alleen, deren kräftiger Wuchs und breite

General von Kaufmann. (Nach einer Photographie.)

Kronen es fast unglaublich erscheinen lassen, daß man hier Anlagen vor sich hat, die erst seit der kurzen Zeit der russischen Herrschaft entstanden sind. Freilich, die Russen haben von dem turkestanischen Volke zu lernen verstanden, und dasselbe vorzügliche Bewässerungssystem, welches in den weitläufigen sartischen Gartenvorstädten der Stadt die üppigste Vegetation gedeihen läßt, hat auch den russischen Anpflanzungen ihr schnelles Wachsthum verliehen: läuft doch in der Mitte jeder Straße der Aryk entlang, der tiefe künstliche Bewässerungsgraben, von dem nach den Seiten hin abgehende unterirdische Kanäle die Gärten tränken. Taschkend besitzt ein französisches Gasthaus, das Hôtel Révillon, in dem die Reisenden ein nach der vierwöchentlichen beschwerlichen Reise glänzend erscheinendes Unterkommen fanden. Ujfalvy's erster Gang galt dem Besuche bei dem General Kaufmann, dem Eroberer und heutigen Generalgouverneur von Turkestan, dem Jarim-Padischah oder Halbkaiser, wie ihn das turkestanische Volk nennt. Der General empfing ihn auf das Freundlichste, bewies ein lebhaftes Interesse an seinen Arbeiten und versprach ihm bereitwillig alle in seinen Kräften stehende Förderung derselben: ein Versprechen, das er in der umfassendsten Weise gelöst hat.

Man möge über Rußlands in Asien verfolgte Politik denken, wie man wolle; den Berichten von der unmenschlichen Grausamkeit, die General Kaufmann bei der Eroberung Chiwas bewiesen haben soll, Glauben schenken oder nicht: so viel steht fest, daß trotz des im Volke noch vielfach vorhandenen heimlichen Widerwillens gegen die russische Herrschaft gerade der Jarim-Padischah einer großen Beliebtheit bei der Bevölkerung sich erfreut. Mit ausgedehntester Machtvollkommenheit über Tod und Leben jedes Einzelnen versehen, kennzeichnet er seine Verwaltung nur durch die strengste Gerechtigkeit, die, wenn auch unnachsichtig, doch den früheren despotischen Zuständen unter den angestammten Herrschern vorgezogen werden muß. Daß er daneben kein Mittel unversucht läßt, um auch auf friedlichem Wege die Bevölkerung zu gewinnen, wird jedem klar, der die bis jetzt freilich erst in den südlichen Landestheilen ausgeführten Verbesserungen, die Wege- und Brückenbauten, die Urbarmachung und Entwässerung großer Sumpfstrecken, aus eigener Anschauung kennen lernt.

Das Thor des Tamerlan. (Nach einer Photographie.)

Außer einer in rothen und weißen Backsteinen aufgeführten Kirche, die inmitten eines mit Gartenanlagen geschmückten Platzes sich erhebt, besitzt die Russenstadt kein hervorragendes Gebäude; das in großem Maßstabe erbaute Staatsgefängniß liegt vor dem Thore: die übrigen Regierungsgebäude sowie das Haus des General Kaufmann zeichnen sich weder durch Größe noch durch Pracht aus. Aber der ausgedehnte Garten, der das Haus des Generals umgiebt, ist eine großartige und zugleich geschmackvolle Schöpfung, die der Bevölkerung Taschkends vielleicht mehr imponirt, als ein mächtiger Palast es gethan hätte. Der Garten ist während des ganzen Sommers dem Besuche des Publikums geöffnet, und mehrmals wöchentlich finden Koncerte der Militärkapelle darin statt. Die Sartenstadt, ebenso wie der russische Stadttheil Abends auf gut europäische Weise mit Petroleumlaternen

erleuchtet, unterscheidet mit ihren engen, winkeligen und sehr unsauberen Straßen, mit ihren fensterlosen grauen Häusermauern sich nicht von anderen sartischen Städten — aber die prachtvollen Ulmen und Silberpappeln, die, auf den kleinen Höfen hinter den Häusern stehend, die flachen Dächer überragen und beschatten, mildern den finstern Eindruck des Bildes bedeutend. Die turkestanische Ulme, Karagatsch oder Schwarzholz genannt, liefert ein vielfach gebrauchtes Nutzholz, das durch seine Schwere sich auszeichnet und eine sehr dauerhafte Politur annimmt. Wie diese Ulme ist auch die Silberpappel in den Bergwäldern Turkestans einheimisch; sie giebt das gewöhnliche Bau- und Brennholz und wird deshalb in waldarmen Gegenden in besonderen Baumgärten kultivirt. Von dem Obstreichthume der Taschkender Vorstadtgärten war um diese frühe Jahreszeit noch nichts zu merken; einige von ihnen enthalten hauptsächlich Maulbeerplantagen für die Seidenraupenzucht; in den meisten aber werden neben Aepfeln, Birnen, einigen Sorten Pflaumen, Kirschen, Aprikosen und Pfirsichen, Wallnüssen und Mandeln auch Feigen, Granatäpfel und Pistazien sowie persische Weintrauben gewonnen, die, meist in getrocknetem Zustande auf den Markt gebracht, den sartischen Gartenbauern eine nicht unbedeutende Einnahme verschaffen. Dem ganzen Gartencharakter der Stadt entsprechend ist die Hauptsehenswürdigkeit von Taschkent, zu deren Besichtigung jeder Fremde von den Einwohnern aufgefordert wird, nicht etwa ein Denkmal alter Baukunst, sondern — eine berühmte alte Platane auf dem sartischen Friedhofe Scheichantaur, ein Riesenbaum, dessen Stamm einen Umfang von 40 Fuß hat. Etwa 10 Fuß über dem Boden theilt sich derselbe in zwei gleich dicke Stämme, die, hoch in die Luft strebend, sich zu einer mächtigen dichtbelaubten Krone verzweigen, in welcher unzählige Störche, den Mohammedanern geheiligte Vögel, ihre Nester gebaut haben. Mehrere Wurzelschößlinge, jetzt schon Stämme von 7 Fuß Dicke, erheben sich rings um den Baum. Auch Lebensbäume (thuja orientalis) von ganz ungewöhnlicher Größe finden

Alte Brücke Schadmane-Melik über den Serafschan. (Nach einer Photographie.)

sich auf demselben Friedhofe: ihre Stämme haben einen Durchmesser von 5 Fuß und darüber. Ein Maulbeerbaum, der durch das Dach eines alten Heiligengrabes hindurchgewachsen ist, darf ebenso wenig entfernt werden wie die verdorrten oder ausgegangenen Bäume, von denen eine lange Reihe, den Eindruck des selten schönen Bildes von kräftigem Baumwuchse beeinträchtigend, die kahlen, zum Theil mit Storchnestern besetzten Zweige über die Gräber ausstreckt, denn nach mohammedanischem Gesetze ist jeder über oder neben einem Grabe gewachsene Baum heilig, und Allah's Feuer würde unfehlbar den Frevler vernichten, der an einem solchen sich vergreifen wollte.

Spielt augenblicklich unter der Einwohnerzahl von 86 000 Seelen das russische Element der Bevölkerung, die Civilbeamten und die Garnison der Festung, die Hauptrolle: so ist doch die Bedeutung Taschkends als sartischer Handelsplatz, als Sitz einer lebhaften Industrie nicht zu unterschätzen. Ein Gang über den stets belebten Bazar der Stadt genügt, um dies einzusehen. Schon die systematische Anordnung der Verkaufslokale (jedem Industriegebiete ist eine eigene Straße angewiesen) zeigt, daß es hier um den Abschluß von kaufmännischen Geschäften sich handelt, daß der Bazar nicht allein als Sammelplatz für den müssigen Theil der Bevölkerung dient. Freilich ist auch für diesen gesorgt; denn an allen Ecken finden sich Theebuden, in denen das landesübliche Getränk unter teppichbehängten Veranden ausgeschenkt wird. Daneben liegen nach der Straße hin offene Barbierstuben, in welchen nach allen Regeln der Kunst und des Koran die Barbiere die Köpfe ihrer Kunden vor versammeltem Volke scheeren. Herumziehende Musikanten quälen die Ohren mit ihren Leistungen, deren vokaler Theil, wenn auch monoton und melancholisch, doch der unharmonischen turkestanischen Instrumentalmusik bei weitem vorzuziehen ist.

Gerade einen Monat hielten sich die Reisenden in Taschkend auf: am Morgen des 14. April wurde wieder aufgebrochen; das Ziel der Reise war zunächst Samarkand. Die Straße bis zum Syr-Darja war in vortrefflichem Zustande; die Hitze aber, am frühen Morgen schon drückend, wurde um Mittag fast unerträglich. Auf den Feldern zur Seite der Straße arbeiten sonnverbrannte Männer; gewöhnlich bis zum Gürtel nackt schwingen sie die schwere turkestanische Handhacke, das einzige Werkzeug, dessen der Sarte zu Erd-

arbeiten sich bedient, und, wie alle seine Ackergeräthe, von so plumper und primitiver Beschaffenheit, daß jede Arbeit damit einen unverhältnißmäßigen Aufwand von Zeit und Kraft erfordert. Der eintönige selbst in der größten Mittagshitze die Arbeit begleitende Gesang: „Allah ist groß!“ hat für ein europäisches Ohr kaum eine Melodie; er scheint aber dem Sarten die Arbeit zu erleichtern. An den Bächen und Aryks der Felder spielen Scharen von sonnengebräunten nackten Kindern. Der Weg selbst ist sehr belebt: bald sind es kirghizische Familien, die mit ihrer ganzen Habe nach neuen Weideplätzen unterwegs sind, bald einzelne Reiter, oft mit einer Frau und einem Kinde hinter sich auf dem Pferde; bucharische Juden, Zigeuner, bettelnde Derwische auf Eseln, dann wieder ein Zug hoch mit Waaren beladener Arbas. An der durch ihren wenig beneidenswerthen Reichthum an Skorpionen und Taranteln berüchtigten alten Stadt Dschinaz und an der von den Russen neugegründeten Festung desselben Namens vorbei erreichte man noch am nämlichen Tage das Ufer des Syr-Darja. Zwei Fähren, eine hölzerne und eine eiserne, vermitteln den Uebergang über den hier schon breiten und schnellfließenden Strom. Auf dem jenseitigen Ufer fängt wieder die Steppe an und zwar ist es die von dem Feldzuge gegen Chiwa her noch im traurigsten Andenken stehende sogenannte Hungersteppe[1]. Jetzt freilich stand sie in ihrem glänzenden Frühlingsschmucke eines dichten mit Blumen besäeten Grasteppichs. Nach einem Nachtlager in der kleinen russischen Garnisonsstadt Malekskaja brach man in der ersten Frühe des Morgens wieder auf. Die Vegetation der Steppe, durch welche der Weg jetzt führte, war schon weiter vorgeschritten, das Gras stand in hohen Halmen. Ein reiches Thierleben zeigte sich überall: große Adler kreisten in der Luft, oft so tief über den Häuptern der Reisenden, daß diese ihren Flügelschlag deutlich hören konnten — an den Rändern der kleinen Sümpfe hielten unzählige Kraniche sich auf, wilde Enten von hochgelber Farbe und kleine Schnepfen. Auch Wiedehopfe, die in den Straßen

Thor der Festung von Samarkand. (Nach einer Photographie.)

von Taschkend mit den Lachtauben ganz heimisch sind, waren hier viel vorhanden. Die sonderbarste und zuerst räthselhafte Erscheinung bot aber plötzlich die Steppe an einer Stelle des Weges. Das hohe Grasmeer, das unter den brütenden Sonnenstrahlen bisher regungslos dagelegen hatte, gerieth plötzlich in eine wogende Bewegung, als ob heftiger Wind darüber hinginge, und doch regte sich kein Lüftchen. Man sah näher zu und fand den Boden buchstäblich bedeckt mit Tausenden kleiner Schildkröten, die, von der Sonnengluth belebt, durch ihr Hin- und Herkriechen die Steppe weithinaus zum Wogen brachten.

Die nächste Station befindet sich neben einem Brunnen, den ein hohes glockenförmiges Haus aus Backsteinen vor den austrocknenden Sonnenstrahlen schützt; sein salzhaltiges Wasser wird von den durstigen Pferden und Kamelen gierig getrunken; um für Menschen genießbar zu sein, muß es zuvor gekocht werden. Nachdem die kleine Steppenstadt Dschizak passirt, der Fluß Sanzar überschritten ist, hört die Steppe auf; nach der Hitze des Tages athmet man mit Wohlbehagen die kühle frische Bergluft und erfreut das Auge sich an dem Anblick der Hügelketten, die das Thal, durch welches der Weg führt, von beiden Seiten einschließen. In unzähligen Windungen schlängelt ein Fluß sich dazwischen, nicht weniger als acht Mal muß er im Laufe einiger Stunden überschritten werden. Plötzlich verengt sich das Thal, die Berge treten immer näher zusammen und gerade bei Sonnenuntergang befindet man sich an seiner schmalsten Stelle, dem sogenannten Thore des Tamerlan, wo zwei ungeheure Felsen einander gegenüber fast senkrecht emporragen. Um den Fuß des einen zieht ein kleiner Fluß; auf der Seite des andern zeigt sich eine große quadratische Steinplatte, mit einer Inschrift bedeckt, in die Felswand eingelassen. Die bis heute noch unentzifferte weil in ganz unbekannten Charakteren geschriebene Inschrift hat schon vielen Sprachforschern älterer und neuerer Zeit zu rathen aufgegeben — auch Ujfalvy versuchte sich daran, aber vergeblich. Auf der höchsten Spitze der Felsen haben Adler ihre Nester gebaut; sie umkreisten in weiten Bogen das Thal, das, vor 600 Jahren der Schauplatz der Metzeleien von Tamerlan's mongolischen Horden,

[1] Von den russischen Soldaten so genannt und nicht zu verwechseln mit der eigentlichen Hungersteppe, die außerhalb Turkestans, westlich vom Balkasch-See, sich erstreckt.

auch in der jüngsten Zeit alle Schrecken der blutigsten Schlachten gesehen hat. Nach einem Nachtlager in der Station Saraï-Syk in einem engen auf drei Seiten von Bergen eingeschlossenen Thale führte der Weg durch ein fruchtbares, reich angebautes Land, in dem Dank den vortrefflichen Bewässerungsanlagen alle Kulturpflanzen Turkestans, Reis, Gerste, Hirse, Mais und Hülsenfrüchte, Baumwolle, Hanf, Tabak und Mohn, aufs Beste gedeihen. Der Weg steigt immer mehr an; nachdem man das auf der Hochebene gelegene Fort Tasch-Kuprik passirt hat, erblickt man die bewaldeten Vorberge des Thianschan, hinter ihnen die schneebedeckten Gletscherfelsen der Hauptkette. Jetzt erreicht man den Serafschan, den Hauptfluß der Gegend, der, von einem Gletscher des Thianschan kommend, auf der längsten Strecke seines obern Laufes in westlicher Richtung fließt. Von Pendschakend aus, 60 Werst oberhalb Samarkands, giebt er dem ganzen Thale bis Buchara ausreichende Bewässerung — und so hält General Kaufmann durch den Besitz des obern Laufes des Serafschan (des „Goldsäenden“, wie ihn das Volk nennt), die Einwohner von Buchara im Schach: eine Ableitung des Flusses würde dieselben unfehlbar der Hungersnoth preisgeben. Der Serafschan erhält seinen Wasserreichthum eigentlich nur durch das Schneewasser des Gebirges; denn seine Zuflüsse werden im Frühjahr und Sommer von den anwohnenden Ackerbauern in die Bewässerungskanäle abgeleitet. Jetzt war er so mächtig, daß er an einigen Stellen, wo die Berge von Hissar und Serafschan das Thal verengen, als reißender Strom brausend und schäumend seinen Weg hindurch sich bahnte. Die Trümmer der alten Brücke Schadmane-Melik befinden sich hier; die mächtigen gemauerten Bogen an dem Abhange des Berges geben noch heute Zeugniß von dem kühnen unternehmenden Geiste des längst vergessenen Erbauers. Bald nachdem man den Fluß passirt hatte, zeigten baumreiche Gärten auf beiden Seiten der Straße die Nähe des ersehnten Samarkand an, und jetzt lag die heilige Stadt Turkestans mit ihren herrlichen Bauwerken vor den Blicken der Reisenden.

Waldstatistik und Waldschutz in den Vereinigten Staaten.

F. R. Die jüngsten Reichstagsverhandlungen haben viele unserer Landsleute zum ersten Male mit der Thatsache bekannt gemacht, daß die Vereinigten Staaten von Nordamerika auch als Holzlieferanten keine kleine Rolle auf dem europäischen Markte spielen, und daß auch in Deutschland ihre Hölzer und Holzwaaren bereits einen Absatz zu finden anfangen, der genügend groß ist, um unsere Waldbesitzer mit Furcht vor einer neuen gefährlichen Concurrenz zu erfüllen. In der That führt der Bericht über Ein- und Ausfuhr der Vereinigten Staaten in dem Fiskaljahr vom 1. Juli 1877 bis 30. Juni 1878 eine Holz- und Holzwaarenausfuhr von 16⁴/₅ Mill. Doll. auf, wovon 7¹/₃ Mill. auf Bauholz und Planken, 3⁴/₅ Mill. auf Faßholz, der Rest vorwiegend auf Holzgeräthe entfallen. Davon geht freilich nur ein verschwindend kleiner Theil nach Deutschland direkt, der sehr eingehende „Report on Commerce and Navigation“ für 1876/77 (Exec. Dorum. 2d Sess. 44th Congr. Nro. 46) giebt als Werth der nach Deutschland versandten Hölzer und Holzwaaren nicht mehr als die unbedeutende Summe von 2398 Doll. an, aber indirekt erhalten wir jedenfalls viel mehr. Uebrigens nennt die amtliche Statistik des deutschen Seehandels (Stat. des Deutschen Reiches 1878) als zur See aus den Vereinigten Staaten in 1876 eingeführt: Balken und Blöcke aus hartem Holz 34 320, aus weichem 15 720 (beide nur über Ostseehäfen) und Tischlerhölzer 46 988 Centner. Aber bei der unzweifelhaften Entwickelungsfähigkeit dieses Handels ist es immerhin von Interesse, sich etwas näher nach den Grundlagen desselben umzusehen.

Das Waldland der Vereinigten Staaten wird zu 25 Procent der Gesammtfläche geschätzt; die Vereinigten Staaten stehen also an Waldreichthum hinter Skandinavien, Rußland und Deutschland zurück, aber allen anderen Ländern Europas voran [1]). Die Vertheilung der Wälder über das weite Gebiet derselben hängt vorzüglich von den klimatischen Verhältnissen ab und zwar von der Vertheilung der Feuchtigkeit. Wo die jährliche Regenmenge unter 20 engl. Kubikzoll sinkt, da wird das Land waldarm, fast waldlos, und es ist deshalb in Folge der eigenthümlichen Vertheilung der Niederschläge der Osten bis etwa zum 96. Längengrad ebenso waldreich, wie das westlich davon gelegene Gebiet waldarm ist. Es entspricht dieser Unterschied der ungefähr in dieselbe Grenzlinie fallenden Scheidung von Wald- und Präriengebiet. Nach einem für die ganze Erde gültigen Gesetze sind die Gebirge waldreicher als die tiefer gelegenen Striche, die wohlbewässerten Tieflandstrecken waldreicher als die zur Dürre hinneigenden Hochebenen. Maxima der Bewaldung finden sich im N.-O., N.-W. und im S.-O. Im N.-O. das reichbewässerte und dünnbevölkerte Innere des Staates Maine und das Adirondackgebirge, im N.-W. die Theile von Michigan und Wisconsin, welche um den Lake Superior liegen, im S.-O. die Halbinsel Florida sind die waldreichsten Gebiete im Osten der Union. Kleinere Regionen dichterer Bewaldung finden sich in den mittleren Alleghanies, im Dismal Swamp und anderen Küstensümpfen an der atlantischen und Golfküste. Man sieht aus dem Vergleich mit der Regenkarte, daß die niederschlagsreichsten Gegenden im Allgemeinen auch die waldreichsten sind. Minima der Bewaldung finden sich dagegen in den dichtbevölkerten und gewerbthätigen Gegenden, wo die Ausrottung der Wälder am weitesten vorgeschritten, wie in Neuengland und den Mittelstaaten, ferner auf den Hochebenen am westlichen Abfall der Alleghanies und in der Seeregion. Aber die größte Lücke im Waldkleide der Union wird durch die Prärien und Steppen hervorgerufen, welche das Gebiet zwischen dem mittlern Missouri und dem Red River of the North auf der einen und dem Stillen Ocean auf der andern Seite mit Ausnahme der höheren Gebirge erfüllen. In den gebirgigen Regionen des Westens findet sich wenigstens ein Ansatz von Wald überall, wo die Höhe über 2000 m hinausgeht. Mit der Feuchtigkeit nimmt im Allgemeinen der Waldreichthum von Norden nach Süden ab. Die einzige nicht von großen Lücken unterbrochene Waldzone findet sich hier an der Nordgrenze der Vereinigten Staaten in den Territorien des nördlichen Felsengebirges: Montana, Idaho und Washington, der eine der dichtest bewaldeten Gegenden

[1]) Norwegen 66 Proc., Schweden 60, Rußland 31, Deutschland 26,6, Belgien 18,5, Frankreich 16,8, Schweiz 15, Großbritannien 5 Proc.

der Vereinigten Staaten in den am westlichen Abhang des Cascadengebirges gelegenen sehr feuchten Theilen von Washington Territorium und Oregon angehört.

Was die Vertheilung des Waldes in den verschiedenen Staaten anbelangt, so ergaben die amtlichen Erhebungen, welche 1875 für die Zwecke der Centennialausstellung in Philadelphia angestellt wurden[1]), folgende Thatsachen:

Maine 46,9 Proc. Waldland. Die einst großen Bestände an White Pine sind so gelichtet, daß sie in vielen Gegenden den eigenen Bedarf nicht mehr decken. Der zweite Wuchs besteht in weiter Ausdehnung aus Espen, Eschen, Weißbuchen, Ahorn.

New Hampshire 37,2 Proc. Der Rückgang der Bevölkerung hat viele frühere Farmen sich wieder in Waldland verwandeln lassen.

Vermont 36,5 Proc. Besonders häufig der Zuckerahorn, der bis zu 40 m hoch wird und von dem z. B. in Franklin County fast jede Farm eine Pflanzung von 100 bis 1000 Bäumen besitzt, deren Werth 15 bis 25 Doll. pro Acre beträgt.

Massachusetts 29,2 Proc. Die Entwaldung ist hier so weit fortgeschritten, daß der ursprüngliche Waldwuchs selbst in den gebirgigen Gegenden nur noch in den unzugänglichsten Lagen gefunden wird. Das nahe Vermont, Canada und Michigan liefern den größten Theil des Bauholzes, welches hier gebraucht wird.

Rhode Island 24,2 Proc.

Connecticut 21,2 Proc. Die Entwaldung ist hier von besonders ungünstigen Folgen begleitet, da das waldlose Land in den meisten Theilen des Staates zu steinig ist, um mit Vortheil dem Ackerbau zugeführt werden zu können. Diese entwaldeten Strecken sind meist mit Birken- und Erlengebüsch bewachsen, die etwa alle 30 Jahre abgeholzt werden können.

Neuyork 27,6 Proc. Die günstige Handelslage des Staates hat zu einer sehr raschen Abholzung in allen für Eisenbahn und Kanäle zugänglichen Theilen desselben geführt. Urwälder in großer Ausdehnung bedecken aber noch heute die Gebirgs- und Seenregion der Adirondacks zwischen dem Champlain- und Erie-See. In dichter bevölkerten Gegenden ist aber selbst das Holz für die Riegelzäune (Fences) spärlich geworden. Die Ausfuhr der werthvollen Hölzer, wie Weymouth-Föhre, Schwarz-Wallnuß und dergleichen, hat fast aufgehört, dagegen ist die Einfuhr von Bauholz aus Canada im Steigen.

New Jersey 28,1 Proc.

Pennsylvania 38,9 Proc. In den flachen Strichen beider Staaten ist der Ackerbau so weit vorgeschritten, daß Farmen mit weniger als 10 Proc. ihrer Oberfläche in Wald nicht mehr selten sind. Die Abholzung ist auch in den Bergwerksbezirken in sehr großer Ausdehnung betrieben worden und die häufigen Waldbrände haben ihre Wirkung unterstützt. In einigen Grafschaften brauchte die Entwaldung nur 10 Jahre in dem bisherigen Maßstabe fortzuschreiten, um alle Wälder zu vernichten. Dagegen sind die gebirgigen Theile noch immer wohlbewaldet. Weit verbreitet sind die Kastanienbestände, deren rascher Nachwuchs in der Regel schon nach 20 Jahren sie zur Erzeugung des gewöhnlichen Nutzholzes zu Zaunriegeln und dergleichen besonders werthvoll macht. Die Neupflanzung von Akazien, Roßkastanien, Ulmen, Pappeln und dergleichen, an den Wegen und um die Wohnstätten, soll in keinem andern Staate so verbreitet sein wie hier.

Delaware 29,2 Proc.

Maryland 38,4 Proc. Aus einer Grafschaft wird berichtet, daß der Waldbestand um rund 1000 Acres pro Jahr abnehme. Die werthvollen Föhren sind bald überall herausgehauen, aber der freiwillige Waldwuchs der verlassenen Tabakfelder besteht vorwiegend in derselben Baumgattung, deren verschiedene Arten sich in durchschnittlich 16 Jahren zu nutzbarer Größe entwickeln.

Die südlichen Staaten sind trotz ihres alten und ausgebreiteten Ackerbaues waldreicher als die nördlichen, weil bei ihnen die dünnere Bevölkerung und die viel geringere Gewerbthätigkeit keine so starke Nachfrage nach Holz schaffen, wie sie in den letzteren besteht. Der Werth des Holzes fast jeder Art ist im Gegentheil noch unverhältnißmäßig niedrig und in den waldreichsten, d. h. den gebirgigen Strichen lohnt sich die Ausholzung schon wegen der Schwierigkeit des Versandtes nicht. Eine soeben schon bei Maryland berührte Eigenthümlichkeit sind die mit zweitem Wuchs von Föhren bedeckten ausgesogenen Aecker, vorzüglich früheres Tabakland, eine Waldform, die besonders in Virginien weitverbreitet ist.

Virginia 49,4 Proc. Seit dem Kriege hat die Entwaldung so reißend zugenommen, daß z. B. im Roanoke-Gebiet das Abholzen nur ins Stocken gerathen ist, seitdem man sich soweit von den Verkehrswegen entfernt hat, daß das Holz nicht mehr den Transport lohnt. Gloucester County z. B. hatte 1875 nicht weniger als acht Sägemühlen und durchschnittlich 1200 Mann waren mit Holzfällen beschäftigt. Die schlagbaren Eichen am York-, James- und Chickahominy-River sind alle verschwunden.

North-Carolina 64,2 Proc. In den Gebirgsgegenden giebt es hier Grafschaften mit 80 Proc. Wald und in den sumpfigen Tieflandstrecken ist die Menge desselben kaum kleiner. Vielfach wird er als ein Hinderniß betrachtet und einfach weggebrannt, um Platz für Tabak zu gewinnen, der auf dem frischgelichteten Boden eine Reihe von Jahren hindurch sehr gut gedeiht. Aus Madison County wird z. B. berichtet, daß die Eigenthümer 10 bis 12 Doll. pro Acre für Fällung und Wegräumung bezahlen, um den prächtigsten Baumwuchs loszuwerden. Die Harzgewinnung (1 bis 2 Doll. pro Acre jährlich ergebend) wirkt auf die Föhrenwälder des Flachlandes zerstörend ein.

South-Carolina 60,6 Proc. Auch hier ist in den Föhrenwäldern, welche Yellow- und Pitch-Pine enthalten, die Harzgewinnung durch „boxing“ sehr verbreitet. Einen gesuchten Artikel bilden die Schindeln, Zaunriegel und dergleichen aus Taxodium-Holz, deren Dauerhaftigkeit berühmt ist.

Georgia, 60,2 Proc., ist reich an den für Bauholz ausgezeichneten Föhren, Yellow- und Long-leaved-Pine, von denen auf den „Pine-lands“ durchschnittlich 100 bis 120 pro Acre stehen, die 30 bis 75 Cents das Stück, je nach der Entfernung von den Sägemühlen, werth sind. Auf den Sea-Islands ist wie in South-Carolina auch bereits Live-Oak, diese für den Schiffsbau gesuchte Eiche, häufig.

Florida 50,6 Proc. Im Norden ausgedehnte Föhrenwälder, deren Produkt zusammen mit dem von Georgia und Alabama in Pensacola[1]) und Cedar Key's nach den westindischen und mittelamerikanischen Märkten versandt wird. Im Süden tropisch gemischte Urwälder, ausgedehnte Savannen und Sümpfe.

---

[1]) Der erste Anfang einer Waldstatistik wurde im 1870er Census mit der Scheidung der „unimproved Farm-Lands“ in Waldland und waldloses Land gemacht. Die Methoden der genannten und späterer Erhebungen und ihre Resultate sind ausführlich dargestellt in „Statistics of Forestry“ (mit 31 Kärtchen) in Rep. Comm. Agr. f. 1875. 244 bis 359.

[1]) Der engl. Kubikfuß bestes Föhrenholz galt hier 1875 15 Cents. Man findet Bauholz aus Pensacola in den waldreichsten Gegenden von Mexico.

Alabama, 63,5 Proc., gehört zu den Föhrenstaaten. In den Gebirgswäldern wird viel Chestnut Oak gefällt wegen der Rinde. Hauptausfuhrplätze für Bauholz nach den westindischen und europäischen Märkten: Pensacola und Escambia. In einzelnen Grafschaften kommen jährlich 2 bis 3 Mill. engl. Kubikfuß aus den Sägemühlen.

Mississippi 65,9 Proc.

Louisiana 59,1 Proc. In dem Tiefland kommen Strecken mit 70 bis 80 Proc. Wald vor, aber die Mehrzahl davon ist Sumpfwald, in dem nur die Cypressen (Taxodium) einen beträchtlichen Werth haben. Der Westen des Staates ist theilweise waldarm; in der an Texas grenzenden Cameron County bilden einige Inseln von Live-Oak fast den ganzen Wald, alles andere ist Prairie.

Texas 26,7 Proc. Mezquite (Algarrobia) und verschiedene Eichenarten sind die Hauptholzer. In den für Waldwuchs günstigen Lagen hat mit dem Vorschreiten der Kultur der Wald in Folge der größern Seltenheit der Wald- und Grasbrände zugenommen, und soll besonders das mit Mezquite bestandene Land erheblich gewachsen sein; aber im Westen und Norden ist der Preis selbst geringwerthigen Waldlandes schon lange im Steigen, da selbst für die so nothwendigen Zaunriegel kaum genug Holz am Orte beschafft werden kann. Die ausgedehnten Eichenhaine sind von Bedeutung für die Schweinemast.

Arkansas 58 Proc. In der Vertheilung von Prairie und Wald im Süden und Westen ähnlich wie Texas, aber ohne Mezquite; im Norden und Osten waldreich in den Ozark Mountains und dem Mississippi-Tiefland. In den ersteren finden sich die am weitesten nach Westen vorgeschobenen größeren Föhrenbestände, die daher von großem Werthe.

Tennessee 59,9 Proc. Im Osten in den gebirgigen Theilen waldreich, auf den nach Westen abfallenden Kalkplateaus waldarm. Den spärlichen Waldbestand der letzteren schätzt man auf durchschnittlich ungefähr die Hälfte dessen, der den mäßig bewaldeten westlichen Vorbergen der Alleghanies eigen ist.

West-Virginia 54,9 Proc. Einige Gegenden sind durch die gewaltige Größe ihrer Bäume berühmt. So wird aus Boone County als Maximaldurchmesser für Sykamore (Platane) 15, Black-Walnut 10, Kastanie und Ulme 8, Linde, Schierlingstanne und Esche 6 engl. Fuß angegeben.

Kentucky 49,1 Proc. Die Selbstbewaldung früherer Barrens und Prairies nach Unterdrückung der Prairiefeuer wird aus diesem Staate als eine allgemein bekannte Thatsache berichtet. Ganze Grafschaften, wie z. B. Christian County, sind auf diese Art in Menschengedenken aus Prairie Wald geworden.

Ohio 28,4 Proc. Die dichte und industrielle Bevölkerung hat die Wälder in diesem Staate soweit gelichtet, daß in einst fast ununterbrochen bewaldeten Gegenden nur noch 15 Proc. des einstigen Bestandes übrig sind. Der Rest ist theilweise in einem heruntergekommenen Zustande, den man wiederholten starken Trocknissen und der Beseitigung der Waldstreu zuschreibt. Die „Bottom-Wälder“ längs der Flüsse sind durchaus innerhalb 8 bis 10 km vom Flusse ihrer brauchbaren Stämme beraubt.

Michigan 47,1 Proc. Die werthvolle Weymouthföhre (White Pine) ist nirgends so häufig wie in diesem Staate, der übrigens in seinen südlichen Theilen auch Eichenhaine in großer Ausdehnung besitzt.

Indiana 34,8 Proc. Fast nur Laubwald, der fast überall rasch gelichtet wird. Aus Whitley County wurden allein im Winter 1874/75 für 50 000 Doll. Black-Walnut nach Neuyork versandt. Auch für Hickory und Buche ist Indiana ein Hauptlieferant. Noch vor 20 Jahren war Prairieland theurer als Waldland, heute nimmt der Werth des letztern fast in allen Theilen des Staates zu und hat z. B. in Fayette County 200 Doll. pro Acres gewöhnlichen Waldes erreicht. Solches mit Black-Walnut erreicht 300 Doll.

Illinois 16,9 Proc. Ebenso wie in Indiana fast nur Laubwald, aber bedeutend lichter. Es giebt Grafschaften mit nur 1 Proc. Wald. Doch hat die Einführung der Steinkohlen und der lebenden Hecken (an Stelle der Riegelzäune) vielfach den Holzverbrauch eingeschränkt. In derselben Richtung hat in den Bottomwäldern der Rückgang der Dampfschifffahrt gewirkt, welche früher gewaltige Mengen Brennholz aufwandte. Man berichtet auch von hier wie aus allen Staaten zwischen den Alleghanies und dem eigentlichen Steppengebiet westlich des 96. Grades über das Aufkommen neuer Wälder an Stelle von Prairien oder lichten Eichenhainen (Oak-Openings) in Folge der Seltenheit von Prairiebränden. In einzelnen Gegenden ist in Folge dessen der Werth von Waldland zurückgegangen. Andererseits sind Zerstörungen von vielen Tausenden von Acres durch Wirbelstürme, Trocknisse oder Insekten leider nicht selten und betreffen am öftesten den jungen Wuchs.

Wisconsin, 20,9 Proc., ist reich an werthvollem Föhrenwald und im Süden auch an Laubwald, in welchem indessen Black-Walnut, das vorzüglichste der Hölzer des Westens, bereits zurücktritt, während die Linden häufiger werden. 1871 zerstörte ein einziges Feuer in Door County 50 000 Acres Wald. Dieselbe Grafschaft verschifft jährlich circa 12 000 Cords Buchen- und Ahorn- und 10 000 Cords Föhrenholz. Auch in diesem Staate rascher Nachwuchs und Neuwald auf früher kahlen Stellen. Das Letztere wird auch von

Minnesota, 17,1 Proc., berichtet. Weniger Föhren, mehr Lärchen und Linden, als in den vorgenannten Staaten. Große Strecken sind holzarm und ein „Timber-Culture Act“ sucht die Anpflanzung von Bäumen auf denselben zu ermuthigen.

Iowa 14,1 Proc. Fast nur Laubwälder beziehungsweise Haine, in denen Eichen, Cottonwood und Linden am häufigsten sind. Die ersteren bedecken die Tieflandstrecken der Flußthäler, während das zerstreute, hainartige Wachsthum den höheren Lagen eigen ist. Seit der Ausbeutung der Kohlenlager hat die frühere beängstigende Entwaldung aufgehört. Die Baumpflanzungen auf den Prairien erstreckten sich in einzelnen Counties bereits 1875 auf mehr als 1000 Acres.

Missouri 45,4 Proc. Häufig und werthvoll sind hier Föhren, Cypressen, Cottonwood und Eichen. Zahlreiche Oak-Openings stammen erst aus der Zeit nach der Besiedelung, durch welche den Prairiefeuern Einhalt gethan ward. In Green County soll heute $1/5$ mehr Wald sein als vor 30 Jahren, in Dade County sogar doppelt soviel. Am raschesten werden die Föhren abgeholzt, die im übrigen Westen so selten sind. Am waldreichsten sind die Flußniederungen, dann folgen die hügeligen Theile des Südens und in letzter Linie der Westen.

Indian Territory 8 Proc. In der westlichen Hälfte ganz holzarm; in der östlichen ist der einzige ziemlich gut bewaldete Strich der Bezirk der Choctaws, der 50 Proc. Wald haben soll.

Kansas 5,6 Proc., Nebraska 5,2 Proc., Dakota 3 Proc., waren ursprünglich nur an den Flußrändern bewaldet, doch soll theils in Folge der Abnahme der Prairiefeuer, theils durch künstliche Anpflanzung der Waldwuchs in den letzten zehn Jahren erheblich zugenommen haben. Außer Rothceder kommen andere Nadelhölzer nicht in nennenswerther Menge vor. Der wichtigste Baum, sowohl in den Bottomwäldern als für die Neuanpflanzungen, ist Cottonwood.

Colorado 10 Proc. und Wyoming 8 Proc. Im Steppengebiet noch waldärmer als Kansas, im Gebirgsland überall mit Nadelwald (Föhren vorwiegend) bestanden, wo nicht die Bergwerke zerstörend eingegriffen haben. In Douglas County, Colorado z. B., wo dies in hohem Grade der Fall war, sind von dem einst großen Waldreichthum nur noch 1000 Acres übrig. Indessen ist selbst in den besten Lagen der Waldwuchs hier in den Rocky Mountains nicht ebenso üppig wie in den entsprechenden Theilen des Ostens.

New Mexico 6 Proc. Von 2000 m aufwärts mit Föhren und Rothcedern dünn, unter dieser Grenze nur am Rande der fließenden Wasser mit Cottonwood bestanden.

Utah 10 Proc. Föhren und Rothcedern in den Cañons der Gebirge und an den höheren Abhängen, sehr beschränkte Cottonwood-Bestände in dünnen Streifen längs der Flüsse. Für Bergwerks- und Eisenbahnbedarf ist die Nachfrage größer, als gut ist. Summit County lieferte 1875 gegen 3 Mill. Eisenbahnschwellen. Es giebt Grafschaften, die nicht mehr als $^1/_{10000}$ ihrer Oberfläche in Waldland haben.

Arizona 6 Proc.

Montana 16 und Idaho 15 Proc. Hauptarten Fichten und Föhren. Ein großer Nachtheil ist das verzwergte und verkrümmte Wachsthum gerade in den dichteren Beständen an den höheren Berghängen.

Nevada 5 Proc. Nur in den Theilen des Staates, die am Ostabhange der Sierra liegen, ferner auf den höheren Abhängen der Humboldt Mountains, kommen nennenswerthe Bestände von Föhren und Rothcedern vor, die aber durch den Holzbedarf des Bergbaues wohl schon um die Hälfte vermindert sein dürften. Das Laubholz (fast nur Cottonwood) entlang den Flußläufen ist nur in dünnen und gleichfalls schon sehr gelichteten Streifen vorhanden.

Washington 33 Proc. Sehr wohl bewaldet an den Küsten, wo es Grafschaften mit 60 Proc. vorzüglich hochstämmigen Waldwuchses giebt, dagegen schwach im Innern. Fichten, Föhren, Cedern und Ahorn sind die hauptsächlichsten Hölzer, die in großer Menge gefällt und überseeisch versandt werden. In Thurston County wurden 1875 gegen 1800 Acres gelichtet, in Snohomish County wurden in demselben Jahre 50 Mill. engl. Fuß geschlagen.

Oregon 25,2 Proc. Die Grafschaften am Westabhang des Kaskadengebirges haben bis über 70, die im Innern 2 bis 10 Proc. Waldland. Die Verhältnisse gleich denen in Washington Territorium, nur daß die Waldzone schmäler ist. Fälle von unglaublich raschem Wachsthum der Bäume werden aus Linn County berichtet, wo innerhalb der letzten 25 Jahre Nadelhölzer aus Samen zu 12 bis 24 m Höhe und bis 0,6 m Durchmesser aufgewachsen sein sollen.

Kalifornien 7,9 Proc. Die Waldfläche schwankt in den verschiedenen Grafschaften von 0,1 (San Diego) und 0,2 (Alameda) bis 53,2 (Mariposa) und 55,9 (Nevada County). Die berühmten Redwood-Forsten des Küstengebirges nehmen durchschnittlich 10 Proc. des dortigen Gesammtareals ein. Nur unter den günstigsten Bedingungen kommen 43 Proc. (Santa Cruz) vor. Die wichtigsten und verbreitetsten Bäume sind in der Sierra Nevada Zucker- und Gelbföhren und verschiedene Tannen sowie Bastardcedern; der Mammuthbaum (Sequoia gigantea) ist zu selten, um wirthschaftliche Bedeutung haben zu können. Von Laubhölzern sind nur Eichen von einiger Bedeutung, dieselben wachsen aber selten genügend hoch und regelmäßig. In Nord-Kalifornien kommen Ahorne hinzu. Die Anpflanzung von Waldbäumen hatte bis jetzt vorwiegend mit Eucalyptus Globulus gute Resultate. Auch mit Korkeichen werden Versuche gemacht.

Wie man schon aus dieser Aufzählung ersieht, ist bis jetzt die regellose Ausbeutung so ziemlich die einzige Richtung, in der man sich mit den Wäldern beschäftigt hat. Da wo es wirklich Wälder giebt, ist ihr Schutz erst in der allerjüngsten Zeit mindestens ins Auge gefaßt, wenn auch noch sehr vereinzelt. Nur in den von Natur waldarmen Staaten des Westens hat man auch der Neuschaffung von Forsten Aufmerksamkeit geschenkt. Nachdem verschiedene Staaten, vor allem die waldarmen Prairiestaaten, wie Illinois, Missouri, Iowa, seit 1868 auch Kalifornien, Gesetze zur Förderung und zum Schutz von Baumanpflanzungen erlassen haben, folgten 1875 die Vereinigten Staaten selbst mit einem Gesetz, dessen Ziel das gleiche ist. Durch dasselbe wird Regierungsland demjenigen zugesprochen, der einen Theil desselben in bestimmt vorgeschriebener Weise mit Bäumen bepflanzt haben wird. Nach acht Jahren soll es ihm anheimfallen. Es sind darin Vorschriften gegeben, wie die Bäume gepflanzt werden müssen, 12 Fuß von einander entfernt und so fort. Ueber die Art der Bäume, welche verlangt werden, ist keine Andeutung gemacht. Zu demselben Zweck hat der Staat Nebraska für jeden mit Waldbäumen bepflanzten Acre einen bestimmten Theil des Grundeigenthums steuerfrei gegeben. Auch die großen Eisenbahngesellschaften des Westens haben seit mehreren Jahren begonnen, längs ihrer Linien und um ihre Stationen herum Waldbäume anzupflanzen. Ueber die Erfolge, welche bei allen diesen zahlreichen Versuchen erreicht wurden, liegen sehr viele Berichte vor [1]), denen sich als zweifellos festgestellt entnehmen läßt, daß in den Prairiestaaten, wo der Wald von Natur nicht ganz fehlt, die Anpflanzungen in großer Ausdehnung gediehen sind, während in den Steppen die dem Waldwuchs durchaus ungünstigen natürlichen Faktoren, wie Dürre, Stürme, Schneewehen und dergleichen, nur an den geschütztesten Stellen, vorzüglich in feuchten Einsenkungen, die Bäume aufkommen ließen. Jedenfalls ist es noch nicht sicher, ob man jemals einen wirklichen Wald in diesen Gegenden sehen wird. Sind doch selbst die natürlichen Wälder, wie sie, auf die Flußniederungen beschränkt, im Thal des Platte River, Arkansas rc. vorkommen, schon einförmig und dünn genug. Die Berichte aus den Steppenstaaten stimmen darin überein, daß die nicht einheimischen Bäume, vorzüglich die Nadelhölzer, durchaus schlecht gediehen sind.

Dem eigentlichen Waldschutze hat die Centralregierung ebensowohl im Interesse des Nationalvermögens, das sie in den großen Waldländereien zu verwalten hat, als auch des allgemeinen Bestens künftiger Geschlechter seit einigen Jahren mehr Aufmerksamkeit gewidmet als früher. Die Wälder, welche noch Bundeseigenthum sind, stehen unter der Verwaltung des Ministeriums des Innern (Secretary of the Interior). Die Vorsteher dieses wichtigen Zweiges der Regierung stellten sich früher, als ob es bei diesen Ländereien nur auf den Boden ankomme, nicht auf das Holz, das er trage. Sie ließen die Regierungsforste meilenweise niederschlagen, ohne sich um die Folgen zu kümmern, die das für den Boden, für die Staatskasse und für den künftigen Nationalwohlstand haben muß. Seitdem C. Schurz das Ministerium des Innern angetreten hat, ist auch in dieser Richtung reformirend vorgegangen worden. Mit Recht nannte der Bericht des Secretärs des Innern für 1876/77 [2]) die Zuweisung von Nadelholz- und besonders Föhrenbeständen (Pine Lands) unter dem Heimstätten-Gesetz eine „mißverstandene Wohlthätigkeit, welche großen Schaden bringen muß“. Dieselben sind für Ackerbau und dauernde Niederlassung, also für die Grundbedingungen, welche das Heimstätten-Gesetz erfüllt sehen will, meist nicht passend. Sie sind größtentheils von der Natur

[1]) Statistics of forestry. Rep. Comm. Agr. 1875 3347.
[2]) Exec. Docum. 2d Sess. 44th Congress. Vol. IV, 1.

zur Waldwirthschaft bestimmt, aber nicht zum Ackerbau. Dies gilt vorzüglich von den Föhrenwäldern am Obern See und in der Region des obern Mississippi, und von denen der pacifischen Staaten und der Territorien des Felsengebirges. Auf Hunderttausenden von Quadratmeilen, die dort unter dem Heimstätten-Gesetz von Privaten erworben wurden, ist keine Spur von Ackerbau zu finden. Das Gesetz wird vielmehr benutzt, um die Wälder um so leichter ausbeuten und zerstören zu können. Zur Steuerung dieses Uebels schlägt der Bericht vor, daß der Staat dieses waldbestandene Land genau vermessen lasse, daß er es bar verkaufe, so weit er es entwaldet sehen wolle, daß er aber diejenigen Strecken, welche er im Interesse einer gesunden Waldwirthschaft erhalten zu sehen wünsche, von geeigneten Beamten verwalten und von den „lawless trespassers and bogus homesteaders“ schützen lasse. Sehr treffend hebt der Bericht den Mangel an Folgerichtigkeit hervor, der darin liegt, daß man in den waldlosen Steppengebieten jedem eine Anzahl von Acres zuweise, der dieselbe mit Espen oder anderen werthlosen Bäumen bepflanze, während man die besten Forste an sogenannte Ansiedler verschleudere, die in Wirklichkeit nichts als Spekulanten sind.

Nekrologe.

— Am 8. August 1878 starb in Sydney in Neu-Süd-Wales der Rever. Dr. theol. **John Dunmore Lang**. Er wurde 1797 in Greenock, Schottland, geboren und traf als presbyterianischer Geistlicher schon im Jahre 1823 zum bleibenden Aufenthalte in Sydney ein. Er war ein hervorragender und einflußreicher Politiker der Kolonie, aber auch in geographischer Beziehung hat er seine Bedeutung. Man könnte ihn einen geographischen Demagogen nennen. Nachdem er sich durch einen Besuch in Neu-Seeland von der Herrlichkeit dieser Inseln überzeugt hatte, war er es, welcher im Jahre 1840 die englische Regierung beeinflußte, davon Besitz zu nehmen. Als gewähltes Mitglied des Legislative Council für Port Phillip stellte er im Jahre 1844 den Antrag, diesen Distrikt von Neu-Süd-Wales abzulösen und zur selbständigen Kolonie zu erheben, was dann im Jahre 1851 zur Ausführung kam und die Kolonie Viktoria ins Leben rief. Im Jahre 1853 wurde er für Moreton Bay in den Council gewählt, und er war nun wieder für die Lostrennung dieses Distriktes zu einer besondern Kolonie thätig. Es gelang endlich im Jahre 1859 und Queensland entstand. Als Mitte der sechsziger Jahre im südlichen Neu-Süd-Wales, d. i. in den Pastoraldistrikten Murrumbidgee und Lachlan, für die Erhebung zu einer eigenen Colonie stark agitirt wurde, weil diese Gegenden sich von der Regierung in Sydney vernachlässigt glaubten, stand Dr. Lang ebenfalls an der Spitze der Bewegung. Er war es, welcher in einer von ihm abgefaßten Petition ans englische Parlament zuerst das Wort Riverina, d. i. Flußgebiet, gebrauchte, welcher Name dann für den Süden geblieben ist. Nur dadurch, daß die Regierung dem Süden gerechter ward und namentlich Eisenbahnen und Straßen bauen ließ, starb die Bewegung allmälig aus. Endlich war es auch Dr. Lang, welcher zuerst im Jahre 1863 in Sydney eine Gesellschaft ins Leben rief, die eine Ansiedelung an der Küste von Neu-Guinea gründen wollte. Jahre lang verfolgte er diesen Zweck, freilich erfolglos, mit der ihm eigenen Energie. — Wie hoch der Dr. Lang in der Achtung seiner Mitkolonisten stand, beweist der Umstand, daß ihm ein öffentliches Ehrenbegräbniß auf Kosten der Kolonie zu Theil ward.

— **Benjamin Herschel Babbage**, ein bekannter australischer Forscher, starb im Alter von 63 Jahren am 22. Oktober 1878 in St. Mary's, 5 Miles von Adelaide in Südaustralien. Er war von Hause aus Ingenieur und bevor er nach Südaustralien auswanderte, als solcher in hervorragender Weise in England und Italien bei Eisenbahnbauten thätig. Auch in Südaustralien, wo er im Jahre 1851 eintraf und bis an seinen Tod verblieb, baute er die erste 6½ Miles lange Bahn von der City of Adelaide nach Port Adelaide. Als Forscher hat er sich besonders durch seine Reise nach dem **Lake Torrens** bekannt gemacht, auf welcher er den Mac-Donnell-Fluß, St. Mary's Pool, Blanchwater u. s. w. entdeckte und die damals noch unbekannte Umgegend erforschte. Im Jahre 1857 wurde er zum Führer der Northern Exploring Expedition ernannt, welche die südaustralische Regierung in den unbekannten Norden ausschickte, die aber, nachdem sie nicht weit über Port Augusta hinaus vorgerückt war, zurückberufen wurde, da das ganze Arrangement keine Aussicht auf Erfolg zuließ.

— Im Oktober 1878 starb zu Paris der Civilingenieur **Lacharme**, welcher zwanzig Jahre in Südamerika gelebt, die erste Specialkarte des Flusses Sinu gezeichnet und an mehreren Expeditionen theilgenommen hat, welche die Möglichkeit einer Kanalanlage auf dem mittelamerikanischen Isthmus untersuchten, zuletzt an der bekannten des Lieutenant L. B. Wyse.

— Im vorigen Jahre starb das Mitglied der Centralcommission der Pariser Geographischen Gesellschaft, Baron **Nau de Champlouis**. Als Generalstabsoffizier nahm er 1860 bis 1861 an der französischen Expedition nach Syrien theil und sammelte damals mit Hülfe des Hauptmanns Gélis und des Lieutenants Béguin das Material zu jener schönen Karte des Libanon im Maßstabe von 1 : 200 000, welche 1862 vom Dépôt de la Guerre veröffentlicht wurde, und auf welcher die Darstellung des Libanon auf allen neueren Karten beruht. Später vollendete er die durch F. Lacroix' Tod unterbrochene Arbeit an der Karte von Afrika unter der römischen Herrschaft (in 1 : 2 000 000), welche gleichfalls vom Dépôt de la Guerre herausgegeben wurde. Seit 1864 gehörte er der Pariser Geographischen Gesellschaft, seit 1872 deren Centralcommission an. In den letzten Jahren bekleidete er eine hohe Stellung bei der französischen Nordbahn.

— Rußland hat durch den am 18. Januar 1879 erfolgten Tod **Valerian Fedorowitsch Russof's**, Curators des zoologischen Museums der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, einen hervorragenden Naturforscher verloren. Vor etwa Jahresfrist wurde er von der Akademie zum Naturalisten der Middendorf'schen Expedition nach Ferganah („Globus“ XXXIII, 111) ernannt, wo er fast zwölf Monate lang scharf arbeitete, namentlich für die Erforschung der Fauna thätig war und eine reiche Sammlung zusammenbrachte. Ein Versuch, seine Reisen bis nach Afghanistan auszudehnen, mißlang. Zu Anfang des neuen Jahres kehrte er nach St. Petersburg zurück, erkrankte am 10. Januar an den Blattern und starb acht Tage später.

— Zu Glogau ist am 25. Januar 1878 der bekannte Kartograph **Fr. Handtke**, geb. 7. December 1815 zu Pförten in der Niederlausitz, gestorben. Derselbe hat lange Jahre dem kartographischen Institut des Flemming'schen Verlags vorgestanden; als solcher hat er die in Militärkreisen hoch

geschätzte „Reymann'sche Karte", die mit 140 Blättern im Jahre 1844 in den Flemming'schen Verlag und von diesem 1875 an den preußischen Staat überging, in 60 Blättern neu ersetzt und durch 190 Blätter fortgesetzt, bis er zum Dirigenten der königlichen Redaktion der Reymann'schen Karte ernannt wurde.

— Mit Albrecht von Roon, dem preußischen Generalfeldmarschalle, Kriegsminister und Reorganisator des Heeres, der am 23. Februar 1879 zu Berlin gestorben ist, wurde auch eine geographische Berühmtheit und ein hervorragender Schüler Karl Ritter's zu Grabe getragen. Seine geographische Thätigkeit liegt freilich vier Jahrzehnte zurück, als der Generalfeldmarschall noch Lieutenant und Hauptmann war; aber dem jungen Offizier, der mit seinen „Anfangsgründen der Erdkunde", dem sogenannten „Kleinen Roon", engere Kreise der Schule bewegte, war es beschieden, dreißig Jahre später durch die Kriege von 1866 und 1870/71 weltbewegend in die politische Geographie einzugreifen. Es kann hier nicht die Stelle sein, auf seine spätere militärische und politische Thätigkeit, die zum Theil noch im Gedächtnisse der jetzigen Generation lebendig ist, hinzuweisen; folgende Daten aus seinen jungen Jahren mögen genügen. Geboren am 30. April 1803 zu Pleushagen bei Kolberg, wurde er in den Kadettenhäusern zu Kulm und Berlin erzogen und trat 1821 in das Heer. 1824 bis 1827 besuchte er die Kriegsschule in Berlin, wo er namentlich Kriegswissenschaften und Geographie trieb, ward 1827 Erzieher und 1829 Lehrer beim Berliner Kadettenkorps und gab damals seine viel verbreiteten „Anfangsgründe der Erdkunde" heraus. 1833 bis 1835 nahm er an den topographischen Arbeiten des Generalstabes Theil, war 1835 Lehrer an der Kriegsschule und wurde im folgenden Jahre Hauptmann im Großen Generalstabe. 1837 bis 1840 erschien in drei Bänden sein Hauptwerk „Grundzüge der Erd-, Völker- und Staatenkunde"; 1837 die „Militärische Länderbeschreibung von Europa", 1839 „Die iberische Halbinsel". Seine „Völkerkunde als Propädeutik der politischen Geographie" gab den Anstoß dazu, daß Oskar Peschel seine „Völkerkunde" schrieb.

— Dr. Otto Hermann Blau, Orientalist und deutscher Generalkonsul in Odessa, starb 27. Februar 1879 daselbst. Geboren 21. April 1828 zu Nordhausen, wurde er in Schulpforta erzogen und studirte in Halle und Leipzig besonders Orientalia, wurde 1852 der preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel beigegeben, machte von dort aus 1854 bis 1855 Reisen in Kleinasien und 1857 in Persien. Seine Beobachtungen in letzterm Lande veröffentlichte er in dem Buche „Kommercielle Zustände Persiens" (Berlin 1858). 1858 wurde er Konsul in Trapezunt, dann in Ragusa und Sarajewo, 1872 Generalkonsul in Odessa. Auf allen diesen Posten hat er — eine Seltenheit unter den im Orient seßhaften Diplomaten — eine rege wissenschaftliche Thätigkeit in kommercieller, historischer, geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht entfaltet, wovon zahlreiche Abhandlungen im „Preußischen Handelsarchiv", der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin", „Petermann's Mittheilungen", der „Zeitschr. der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" und den „Blättern für Münzkunde" Zeugniß ablegen. Sein letztes Werk sind die „Reisen in Bosnien und der Herzegowina" (mit Karte. Berlin 1876).

— Im diesem Frühling starb Commander G. Ch. Musters, der bekannte Erforscher Patagoniens. Er durchstreifte 1869/70 das Land von der Magelhaensstraße nordwärts bis zum Rio Negro, und sein Werk „At home with the Patagonians", welches der „Globus" in Bd. XXI, S. 305 besprochen hat, ist die beste Quelle über das Land und seine Bewohner, weil Musters ein volles Jahr lang mit denselben Freud und Leid theilte und als echter Nimrod an ihren Jagden theilnahm. Von 1874 an hielt er sich in Bolivien auf, für dessen kartographische Darstellung er in Gemeinschaft mit Mr. Minchin eine fruchtbare Thätigkeit entwickelte. Vor einigen Jahren nach England zurückgekehrt, wurde er unlängst zum englischen Konsul in Mozambik ernannt und dachte schon an Forschungsreisen in Afrika, als ihn ein vorzeitiger Tod ereilte.

— Am 4. April 1879 starb in Berlin Heinr. Wilhelm Dove, einer der ersten Physiker seiner Zeit. Geboren 6. Oktober 1803 zu Liegnitz, studirte er seit 1821 in Breslau und Berlin und docirte seit 1826 an der Königsberger, seit 1829 an der Berliner Universität. So viel er auch für die verschiedensten Zweige seiner Wissenschaft, namentlich die Optik und die Elektricitätslehre, gethan, so bleibt sein Hauptverdienst doch die streng wissenschaftliche Begründung der Meteorologie und die praktische Einführung zahlreicher meteorologischer Stationen, die nach seinem Systeme beobachten. Das von ihm aufgestellte Drehungsgesetz der Winde ist die Basis der modernen Meteorologie geworden und hat die Erklärung mannigfacher Erscheinungen in der Atmosphäre ermöglicht. Dove war auch lange Jahre Präsident, zuletzt Ehrenpräsident der Berliner Gesellschaft für Erdkunde.

— Am 12. April 1879 starb der 1811 zu Janow in Galizien geborene österreichische Feldmarschalllieutenant August Fligely, seit dem Jahre 1854 Director des militär-geographischen Instituts in Wien, das ihm hauptsächlich seine Bedeutung und seinen Ruf verdankt. Eine der ersten großen Arbeiten, welche unter ihm ausgeführt wurden, war die Aufnahme der Moldau und Walachei (wie es überhaupt einer der schönsten Ruhmestitel Oesterreichs auf geographischem Gebiete ist, daß es nicht nur die Karte seiner eigenen Länder vollendet hat, sondern noch obendrein diejenigen Rumäniens, des größern Theiles von Italien und nun Bosniens, während wir in Deutschland noch weit, sehr weit davon entfernt sind, eine einheitliche Karte unseres Reiches zu besitzen). Seit 1861 war Fligely ein eifriger Förderer der europäischen Gradmessung, und die Heliogravüre, durch welche die neue prächtige Specialkarte von Oesterreich hergestellt wird, ist seine Erfindung. Seit 1872 war Fligely pensionirt, blieb aber bis 1875 Präsident der österreichischen Gradmessungs-Commission.

— Kapitän John Septimus Roe, ein Pionier unter den australischen Forschungsreisenden, starb am 28. Mai 1879 im Alter von 81 Jahren zu Perth in Westaustralien. Geboren 1798 in Newbury (Berkshire), trat er 1813 in die Marine und diente bis 1827 meist auf der ostindischen Station, wo er 1825 bis 1827 am Kriege gegen Birma theilnahm. Ende 1828 wurde er zum Surveyor-General für Westaustralien ernannt und bekleidete diesen Posten volle 42 Jahre zur Zufriedenheit der Regierung wie der Kolonisten, wurde auch Mitglied des Executive und des Legislative Council. Er war einer der ersten, der in Westaustralien landete (1. Juni 1829), und war bei der Proklamation der Kolonie zugegen. Ihm fiel es zu, die Häfen, Ankerplätze und Zufahrten zum Swan River aufzunehmen, und auf seinen Rath wurden die Stellen für die Anlage von Fremantle und Perth ausgesucht. Viele Jahre lang war er dann mit Aufnahmen der Küsten und des unbekannten Innern beschäftigt, bis er 1848 bis 1849 eine größere Erforschungsreise vom Swan River nach der Südküste bei Kap Pasley unternahm, wobei er dermaßen zu leiden hatte, daß er seine Arbeiten im Felde ganz einstellen mußte. Nebenbei war er ein eifriger Botaniker, und manche sonderbar gestaltete Pflanze Australiens ist nach ihm benannt worden. In Perth gründete er ein öffentliches Museum und ein „Mechanic's Institute", dessen Präsident er lange Jahre war. Westaustralien hat ihm nach seinem Tode in dankbarer Anerkennung seiner Dienste ein öffentliches Leichenbegängniß mit soldatischen Ehren zuerkannt.

— Das „Bulletin de la Société de Géographie" (Janvier, 1879, p. 108) meldet den Tod des Archimandriten Palladius, eines der hervorragendsten russischen Missionäre in China. Er starb im Alter von 61 Jahren zu Marseille, als

er im Begriff stand, nach Rußland zurückzukehren. Um die Erdkunde verdient machte er sich durch Erschließung chinesischer Quellen, die er gründlich kannte, und durch seine Reise von Peking über Mukden und durch die ganze Mandschurei nach dem Amur (vergl. v. Richthofen, China I, S. 716), über welche ein Bericht mit Routenkarte in den „Zapiski" der Russischen Geographischen Gesellschaft erschienen ist.

— Am 9. Mai dieses Jahres starb in Göttingen der um die Pflanzengeographie hochverdiente Botaniker Professor Dr. phil. und med. August Heinrich Rudolf Grisebach. Geboren am 17. April 1814 zu Hannover, studirte er seit 1832 in Göttingen und Berlin Medicin und Botanik. 1837 habilitirte er sich in Göttingen als Privatdocent, wurde 1841 außerordentlicher und 1847 ordentlicher Professor, später auch Direktor des botanischen Gartens und des pflanzenphysiologischen Instituts. 1839 unternahm er eine wissenschaftliche Reise nach der europäischen Türkei, deren Beschreibung (Reise durch Rumelien und nach Brussa im Jahre 1839; Göttingen 1841) noch heute geographisch werthvoll ist. In den folgenden Jahren bereiste er Norwegen, die Pyrenäen, Italien und Siebenbürgen. Auf seine speciell botanischen Schriften und Verdienste hinzuweisen ist hier nicht der Ort; aber es muß hervorgehoben werden, daß er recht eigentlich der Begründer der Pflanzengeographie ist durch sein Hauptwerk „Die Vegetation der Erde nach ihrer klimatischen Anordnung. Vergleichende Geographie der Pflanzen" (Leipzig 1872, 2 Bde.). Von seinen sonstigen hierher gehörenden Werken seien genannt „Die Vegetationslinien des nordwestlichen Deutschland" (1846); „Die geographische Verbreitung der Hieracien" (1852); „Systematische Untersuchungen über die Vegetation der Karaiben" 1857); „Die geographische Verbreitung der Pflanzen Westindiens" (1865) und die „Berichte über die Fortschritte der Pflanzengeographie und botanischen Systematik" (1840 bis 1853, fortgesetzt seit 1866 in Behm's Geographischem Jahrbuch).

Aus allen Erdtheilen.

Zur chinesischen Auswanderung. — V[1]).

In den Vereinigten Staaten ist die Chinesenfrage neuerdings wieder in den Vordergrund getreten. Vom Kongreß wurde ein Gesetz angenommen, welches die chinesische Einwanderung beschränken sollte. Nach demselben durfte kein Schiff mehr als 15 Chinesen auf einmal nach irgend einem amerikanischen Hafen bringen, und es wurde dem Kapitän eine Geldstrafe von 100 Doll. für jeden weiteren mitgebrachten Chinesen angedroht. Nachdem sowohl das Repräsentantenhaus als der Senat die Vorlage genehmigt hatten, wurde dieselbe durch das Veto des Präsidenten zurückgewiesen, mit der Begründung, daß die bestehenden Verträge mit China den Bürgern beider Länder die unbehinderte Einwanderung gestatten und ein solches Verbot demnach ungesetzlich sei. In Kalifornien, dem durch die chinesische Einwanderung zunächst betroffenen Staate, entstand in Folge dieses Vetos große Aufregung, so daß Unruhen befürchtet und Truppen zur Verhinderung derselben beordert wurden; ja es wird sogar mit dem Austritte des Staates aus der Union gedroht. Daß übrigens die Agitation der letzten Jahre gegen die Einwanderung bereits einen bedeutenden Einfluß auf dieselbe gehabt hat, ergiebt sich sehr deutlich aus folgenden Zahlen der in San Francisco gelandeten Chinesen: 1876 22 781, 1877 9438, 1878 6675.

Nach den Sandwich-Inseln dagegen hat eben in Folge der feindlichen Stimmung in Kalifornien die Einwanderung von dort so stark zugenommen, daß allein während der zweiten Hälfte des Jahres 1878 im Hafen von Honolulu 2500 Chinesen landeten, und ihre Gesammtzahl, welche 1872 kaum 2000 betrug, sich jetzt auf mindestens 10 000, d. h. ein Fünftel der ganzen Bevölkerung Hawaiis, beläuft. Da der größte Theil derselben als Arbeiter auf den Zuckerplantagen unentbehrlich ist, hat die Regierung bisher der Einwanderung keine Hindernisse in den Weg gelegt; wenn dies jedoch nicht demnächst geschieht, ist der baldige Untergang der Eingeborenen dieser schönen Inseln unter der chinesischen Fluthwelle unvermeidlich (vergl. hierüber „Globus" XXXI, S. 205, „Die Chinesen auf Hawaii").

Auf Tahiti und den Gesellschafts-Inseln hingegen hat die französische Protektorats-Regierung dem schrankenlosen Einströmen der Chinesen ein Hemmniß entgegengestellt. Durch ein Dekret ist jedem Chinesen der Aufenthalt in dem Archipel untersagt, der nicht vorher Beweise seiner Arbeitsfähigkeit und seines guten Charakters bringt und dadurch einen vom Gouverneur ausgestellten „Aufenthalts-Erlaubnißschein" erwirbt. Jeder, dem dies nicht gelingt, soll mit dem ersten Schiffe zurückgesandt werden; fehlt ihm das Passagegeld dazu, so muß er dasselbe durch Zwangsarbeit auf den Regierungswerften verdienen.

Auch in Australien hat neuerdings die Bewegung gegen die chinesische Einwanderung zugenommen. Im Hafen von Sydney stellten sämmtliche Matrosen die Arbeit ein, um die Entlassung der auf den Dampferlinien angestellten Chinesen zu erzwingen. Die Australasiatische Dampfschifffahrts-Gesellschaft ließ zwar sogleich 300 chinesische Matrosen zum Ersatz aus Hongkong herbeiholen, verpflichtete sich aber schließlich doch, nicht mehr als 180 Chinesen auf ihren Schiffen zu beschäftigen. Dabei betrug die Gesammtzahl der Chinesen in der Kolonie Neusüdwales im Jahre 1871 nur 7220, und der neueste Polizeibericht giebt ihre heutige Stärke auf bloß 9616 an, was bei einer Gesammtbevölkerung von 650 000 und im Vergleich zu Kalifornien sehr gering erscheint. Von dieser Zahl waren 4073 in den Minen, 4916 als Hirten, Köche, Gärtner, Arbeiter und Dienstboten und 627 als Händler und Kaufleute beschäftigt. Auch in der Kolonie Queensland hat die Regierung bei Vergebung der Postkontrakte die Bedingung gestellt, daß keine Chinesen auf den Postdampfern beschäftigt werden, und auf der Insel Neuseeland ist der Gouverneur um Einführung einer Kopfsteuer auf Chinesen angegangen worden; die Zahl derselben beträgt jetzt gegen 5000.

In Peru wird bekanntlich die chinesische Einwanderung möglichst begünstigt. Nach statistischen Angaben betrug die Zahl der von 1860 bis 1874 Eingewanderten 86 692, von welchen jedoch manche nach Chili, Ecuador und Columbien weitergingen, so daß die Gesammtzahl der in Peru lebenden Chinesen im Jahre 1874 gegen 60 000 und heutigen Tages über 80 000 betragen mag. Die Mehrzahl derselben kommt aus der Gegend von Kanton und wird kontraktlich als Kulis für die Zuckerpflanzungen importirt. Heirathen zwischen Chinesen und weißen Frauen der niederen Klassen sollen nicht selten sein; auch soll die katholische Propaganda Fortschritte unter ersteren machen. In Folge des Vertrages zwischen China und Peru macht eine Dampferlinie jährlich 28 Fahr-

[1]) Vergl. „Globus" XXIX, S. 367; XXXI, S. 205; XXXIII, S. 287; XXXV, S. 47.

ten zwischen Hongkong und Callao, um die Kuli-Einfuhr zu erleichtern, so daß die Zahl der Chinesen in Südamerika in nächster Zeit noch bedeutend steigen dürfte.

Als Beweis gegen die gefürchteten Gefahren einer schrankenlosen Einwanderung der Chinesen wird die Stadt Singapur angeführt, wo ihre Zahl 100 000, gegen 5000 aller anderen Nationalitäten, beträgt. Auf der Insel Java leben jetzt gegen 16 000 Chinesen. (F. B.)

Asien.

— Russische Zeitungen berichten von einem neuen Wege zwischen dem Kaspischen Meere und dem Amu-Darja, welchen unlängst eine Karawane der Kaufleute Kaujutschin in Uralsk mit Erfolg eingeschlagen hat. Dieselbe führt vom Todten Busen (Mertvyi Kultuk) des Kaspischen Meeres direkt nach Kungrad am Taldyk-Arme des Amu-Darja, ist 400 Werst lang und bietet den Vortheil, daß die Waarenballen nicht auf dem Rücken der Kamele, sondern in von diesen Thieren gezogenen Karren transportirt werden können, so daß mittels einer gleichen Anzahl von Thieren jetzt mehr Waaren befördert werden können, nämlich von jedem statt 16 Pud deren 30. Weder Flüsse noch Berge hindern den Verkehr und sandige Strecken sind selten. Zwölf Brunnen mit gutem Wasser sind vorhanden, das für 200 Kamele ausreicht; letztere sind zu mäßigen Preisen von den Kirghizen zu miethen. Die Transportkosten stellen sich dadurch gegen früher um die Hälfte niedriger.

— An der Sibiriakow'schen Expedition (Dampfer Nordenskjöld), welche der im Eise festgehaltenen Nordenskjöld'schen „Vega" von der Bering-Straße aus Hülfe zu bringen bestimmt ist, nimmt als Abgesandter der Kaiserl. Russischen Geographischen Gesellschaft der junge Botaniker Professor A. W. Grigorjew und außerdem Seitens der Bremer Geographischen Gesellschaft der Leipziger Meteorologe Freiherr von Dankelmann Theil. Gleichzeitig hat Sibiriakow auch noch zwei Schlittenexpeditionen ausgerüstet; die eine von Nischny Kolymsk, die andere von der Mündung des Anadyr aus. Sie bringen Nordenskjöld Vorräthe, und sollen auch die kleinsten Buchten der Tschuktschen-Küste untersuchen, um Nordenskjöld zu zeigen, daß man an ihn denkt, daß man seine Expedition nicht hülflos ihrem Schicksale überlassen will.

— (A. K.) Der „Golos" Nro. 111 vom 23. April (5. Mai) veröffentlicht folgenden Brief Prschewalski's vom 20. März (1. April) aus Zaisan (z als weiches s zu sprechen).

„Am 24. Februar langte ich in Zaisan an und brauchte volle drei Wochen zur vollständigen Ausrüstung der Expedition für die bevorstehende Reise; außerdem hat auch der tiefe Schnee, welcher in diesem Winter in der Zaisaner Steppe gefallen war, die Abreise verhindert. Morgen reisen wir endlich in der Richtung nach der Stadt Bulun-tochoi ab, von wo wir am Urungu-Flusse aufwärts und dann längs der südlichen Ausläufer des Altai nach Barkul und Chami reisen werden. In Chami werden wir wohl Ende Mai anlangen (es ist über tausend Werst von Zaisan entfernt) und wenn nur die große Hitze und der Wassermangel in der Wüste von Chami nicht unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten, so werden wir dann sofort nach Schatschön (nicht Sutsche) weiter reisen. Weiterhin wartet unser das Besteigen des Randes des tibetischen Plateaus, dann der Marsch durch die morastigen Ebenen von Tzaidam und hierauf wiederum der Anstieg auf das Hochgebirge von Tibet. Dort herrscht die absolute Wüste, man sieht nichts außer ungeheuren Herden von Thieren. Es sind über tausend Werst durch die Wüste zurückzulegen, um das Ziel der Reise, Lhassa, zu erreichen. Dort werden wir ein wenig ausruhen, um dann, wenn möglich, das südöstliche Tibet zu erforschen, und darauf über Lhassa, Chotan und Kaschgar nach Kansu zurückzukehren. Die Dauer der ganzen Reise ist auf zwei Jahre berechnet. Dies ist im Allgemeinen mein Plan; in wie weit es gelingen wird ihn auszuführen, wird die Zukunft zeigen.

Ich bin vorzüglich ausgerüstet und habe viel Geld. Mit mir reisen zwei Gehülfen, die Lieutenants Eklon und Robowski, der Präparator Kolomejzow, ein Convoi von drei Soldaten, fünf Kosaken aus dem Baikalgebiet, außerdem ein Tarantscha-Dolmetscher aus Kuldscha, der bereits mit mir am Lob-nor war, und ein kirgisischer Dolmetscher. Von Chami aus wird der Führer nach Zaisan zurückkehren und Nachrichten über meine Reise bringen.

Die Ausrüstung der Expedition mit Waffen läßt nichts zu wünschen übrig. Wir haben zur Verfügung: 13 Berdanbüchsen, 22 Revolver, 6 Jagdgewehre, 10 000 fertige Kugelpatronen, 110 Pfund Pulver und 12 Pud Schrot; ferner Instrumente zu meteorologischen und astronomischen Beobachtungen und alle möglichen Vorräthe zum Präpariren von Thieren und Sammeln von Pflanzen. Es bleibt nur zu wünschen, daß mir Gesundheit und Glück, so wie während meiner früheren Reisen durch Asien, zur Seite stehen."

— Das von Rosenberg'sche Werk „Der malayische Archipel" (Leipzig, 1878, G. Weigel), welches wir auf S. 318 des 34. Bandes eingehender besprachen, ist vor Kurzem durch die Ausgabe der dritten, Neu-Guinea und Java umfassenden Abtheilung vollständig geworden. Unter „Java" ist nur eine Mittheilung über den „Pflanzengarten zu Buitenzorg" zu verstehen; „Neu-Guinea" aber ist die Beschreibung von drei Reisen, welche Herr von Rosenberg in den Jahren 1858, 1869 und 1870 dorthin unternahm. Dieselbe ist mit einer Anzahl höchst interessanter Abbildungen ausgestattet, ist reich an ethnologischen Daten und schließt mit einem zoologischen Kapitel. Besonders hervorgehoben zu werden verdient die von Professor P. J. Veth in Leiden verfaßte Vorrede, welche die Verdienste speciell deutscher Forscher um die Kenntniß Niederländisch-Ostindiens (Borneos namentlich) hervorhebt und die Vernachlässigung bedauert, welche den einschlägigen holländisch geschriebenen Werken in Deutschland entgegengebracht wird. Weist doch Professor Veth nach, daß selbst so anerkannte Autoritäten, wie Roscher und Oskar Peschel, wegen Nichtberücksichtigung der holländischen Literatur in die ärgsten Fehler verfallen sind! „Dem deutschen Leser wird dieses Buch einen neuen Blick eröffnen in eine Welt von wundervoller Schönheit, die ihm im Ganzen noch ziemlich fremd geblieben ist."

— Die Vulkane im östlichen und westlichen Theile von Java sind in voller Thätigkeit. Aus dem Krater des Smeru ergießt sich ein breiter feuriger Lavastrom bis an das südliche Ufer und erhellt des Nachts die Umgebungen mit seiner düstern Gluth. Der Gedeh speit eine ungeheure Menge Asche aus, welche meilenweit die benachbarte Gegend bedeckt. (A. Z.)

— Man stößt auf der Insel Sumatra, wie der „A. Z." aus Singapur geschrieben wird, auf große Schwierigkeiten, die telegraphischen Verbindungen aufrecht zu erhalten, welche häufig von den — Elephanten zerstört werden. In den drei Jahren von 1874 bis 1877 sind 60 solche Störungen vorgekommen. In einem officiellen Berichte heißt es: „Am 25. Mai 1876 wurde die Linie Muara-Dura-Lahat in einer Länge von drei Pauls gänzlich zerstört, und der Draht und die Isolatoren wurden theilweise in die Rohrdickichte verschleppt. Was bei Tag ausgebessert worden war, wurde in drei auf einander folgenden Nächten wieder zerstört. Außerdem machen es die zahlreichen Tiger, Bären, wilden Büffel rc. äußerst schwierig, die Telegraphenlinien in den dichten Urwäldern zu überwachen, während große und kleine Affen auf den Drähten ihre gymnastischen Uebungen bewerkstelligen, dieselben zerreißen oder die Isolatoren zerschlagen."

— Die erste chinesische Baumwoll-Manufaktur, deren Gründung in Schanghai die Zeitungen jüngst ankündigten, wird 800 Stühle zählen, und ist auf einen Verbrauch von jährlich 13 000 Pikul (zu 133 engl. Pfund) Rohbaumwolle und eine Erzeugung von 260 000 bis 450 000 Stück

Zeug eingerichtet. Die Lehrmeister sind Engländer, welche innerhalb drei Jahren die ihnen in die Lehre gegebenen Eingeborenen soweit bringen sollen, daß dieselben die Fabrik selbständig fortzubetreiben im Stande sind. Man arbeitet ganz nach englischer Art und ist sogar die Sonntagsarbeit ausgeschlossen. Die Regierung bringt der Gesellschaft, die dieses Unternehmen ins Leben gerufen hat, jede Unterstützung entgegen, doch möchten Kenner Chinas gerade deshalb an einem dauernden Erfolge zweifeln. Finanziell sieht sich die Sache sehr gut an, denn bei einem Kapital von $2\frac{1}{2}$ Mill. Mark betragen die Arbeitslöhne nur 40000 Mark, so daß die Unternehmer sich einen Gewinn von 30 Proc. versprechen.

— Der Pera-Korrespondent der „A. Z." schreibt unter dem 9. Mai: „Der Sultan hat die von Sadyk Pascha, Vali der Inseln des Archipelagus, befürworteten dringenden Maßregeln für die Insel Chios genehmigt (Sadyk Pascha hatte seine Denkschrift vor vier Monaten eingereicht). Diese Maßregeln sind 1. Chios wird zum Freihafen erklärt; 2. der Hafen von Chios wird ausgetieft; 3. die militärische Zone wird neutralisirt und als Vorstadt angesehen; 4. die Insel erhält eine Schiffswerfte und ein Trockendock; 5. eine Dampfschifffahrtskompagnie wird alle Inseln des Archipels mit einander in direkte Verbindung setzen; 6. alle Inseln des Archipels erhalten direkte telegraphische Kommunikation mit Chios; 7. sämmtliche Gerichte des Insel-Vilajets werden neu organisirt; 8. Chios wird die Residenz des Generalgouverneurs. Für die Ausführung dieser Reformen wird dem Vali ein außerordentlicher Kredit von 3 Millionen Piastern bewilligt, die er von den Einkünften des Vilajets in jährlichen Raten vorab erhebt. Bisher war Rhodos die Residenz des Vali, was seine Berechtigung hatte, so lange Cypern zum Vilajet gehörte; jetzt aber, wo Cypern an England überlassen ist, liegt Rhodos am äußersten Ende des Vilajets, während Chios jedenfalls das natürlichste Centrum ist." In Folge der Genehmigung dieser Reformen hat sich bereits ein Konsortium der angesehensten Kaufleute und Bankiers aus Chios gebildet, um die Austiefung des Hafens von Chios auszuführen. Ein Smyrnaer Ingenieur legte ihnen auch einen Plan vor, der aber darauf hinauslief, die eine Hälfte des Hafens mit dem aus der andern Hälfte hervorgeholten Schlamme auszufüllen, also ihn auf die Hälfte zu verkleinern, worauf das Konsortium natürlich nicht einging. (Einen mit einer Reihe von Bildern ausgestatteten Bericht über Chios wird der „Globus" in den ersten Nummern des nächsten Bandes bringen.)

— Während des Aufenthaltes der russischen Armee im türkischen Armenien war schon 1877 die geographische Breite der Orte Zaïm und Matzra sowie der Bergspitze Karagus auf dem Karajal, ferner die Längen der erstgenannten beiden Orte mit Bezug auf Alexandropol bestimmt worden; im Jahre 1878 folgte die telegraphische Bestimmung der Längenunterschiede Tiflis-Kars, Kars-Erzerum und Tiflis-Musun nebst Chronometermessungen zwischen den genannten Orten, welche zusammen 11 Fundamentalpunkte für spätere Aufnahmen ergaben. Ein geodätisches Dreiecksnetz zwischen Kars und Erzerum, 1878 gelegt, lieferte im Ganzen 174 Punkte, wobei allerdings viele in unmittelbarer Nähe der beiden Orte zur Festlegung der einzelnen Befestigungsanlagen. Eine von Achaltzyk und Achalkalaki ausgehende Triangulation im Gebiete von Ardahan (1877) legte dort 26 Punkte fest. Die eigentliche Aufnahme-Thätigkeit diente in beiden Jahren zunächst dem unmittelbaren kriegerischen Zwecke durch Aufnahme der Festungen, der Gefechtsfelder, einzelner Stellungen und Straßen, doch beeilte man sich vor der Räumung der türkisch bleibenden besetzten Landestheile (24. September 1878) sie in möglichst weitem Umfange topographisch aufzunehmen. Es sind auf diese Weise im vergangenen Sommer 5003 Quadratwerst (5693 qkm) der Umgegend von Erzerum in Maßstäben von 1 : 8400 bis 1 : 84000 und 6864 Quadratwerst (7811 qkm) des Gebietes von Bajazet und Alaschkert in 1 : 84000 aufgenommen worden.

— Die Unruhen in dem jetzt chinesischen Ost-Turkestan dauern fort. Kirghizen aus dem Andidschan-Distrikte haben zweimal die chinesischen Truppen mit Erfolg angegriffen und sollen Kaschgar eingenommen haben. Andererseits haben die Chinesen nach der Turkestanischen Zeitung mehrere tausend Muhammedaner chokandischen Ursprungs aus Ost-Turkestan verjagt und damit in vorsorglicher Weise ein zu fortgesetzten Intriguen, Aufständen und Unruhen nur allzu geneigtes Element aus ihrer wieder eroberten Provinz entfernt. Die Vertriebenen haben in ihrer alten Heimath, der jetzt von den Russen besetzten Provinz Ferghana, Unterkunft und Ländereien gefunden.

Afrika.

— Gegen Ende April haben mehrere Missions-Forschungsreisende England verlassen, so Dr. James Stewart, das Haupt der Station Livingstonia am Nyassa-See, welcher die zweite Umfahrung desselben mit dem Dampfer „Ilala" ausgeführt hat und wahrscheinlich bald weitere Kunde von den Ufern des Sees senden wird. Ferner ist der Dr. Joseph Mullens, Sekretär der London Missionary Society, bekannt durch seine ausgedehnten Aufnahmen in Madagaskar, am 24. April nach Zanzibar abgereist, um die Tanganjika-Mission seiner Gesellschaft zu reorganisiren. Er hofft, später von Udschidschi aus die noch unerforschte Strecke zwischen den Seen Tanganjika und Njassa erreichen zu können. Drittens ist Rev. T. J. Comber von der Baptist Missionary Society (vergl. dessen Reise um das Camerun-Gebirge „Globus" XXXV, S. 343) am 26. April nach dem Congo abgegangen, den er oberhalb der Fälle zu erreichen hofft. Hat er auf dieser Reise Erfolg, so soll ein kleiner zerlegbarer Dampfer ihm nachgesendet und auf den ruhigen Gewässern des mittlern Congo vom Stapel gelassen werden. Rev. Comber sowohl wie Dr. Mullens sind von der Londoner Geographischen Gesellschaft mit verschiedenen Instrumenten zu astronomischen und Höhenbeobachtungen versehen worden.

— Savorgnan de Brazza, durch seine bisherigen Erfolge ermuthigt, beabsichtigt, nächstens wieder nach dem Innern Afrikas aufzubrechen, um dem von ihm entdeckten Alima-Flusse in das Unbekannte zu folgen.

— Mr. Donald M'Kenzie, welcher vor Jahr und Tag den tollen Plan hegte, die westliche Sahara mit Wasser aus dem Atlantischen Ocean zu überfluthen, ist unlängst vom Kap Dschebi (Juby nach englischer Schreibweise an der Nordwestküste von Afrika den Canarien gegenüber) nach England zurückgekehrt. Er hat dort drei Monate zugebracht, um eine Handelsstation zu errichten, und es ist ihm das auch trotz des feindseligen Entgegentretens der Spanier und Marokkaner angeblich gelungen. Die Eingeborenen dagegen, Scheich Muhammed Bairuk an der Spitze, kamen den Absichten des Engländers hülfreich entgegen und begrüßten eine kommercielle Verbindung mit England mit Freuden.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

GLOBUS

Band XXXV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Anthropologie und Ethnologie.
Begründet von Karl Andree.
In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von
Dr. Richard Kiepert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1879.

Das russische Turkestan.

(Nach dem Französischen der Mad. de Ujfalvy.)

III.

Samarkand, heute der Hauptort und Sitz der Regierung im russisch-turkestanischen Serasschan-Distrikt, war schon im Alterthum eine Stadt von großer Bedeutung und hat die hervorragende Stellung unter den asiatischen Städten durch den Lauf der Jahrhunderte hindurch sich bewahrt. Zur Zeit Alexander's des Großen die berühmte Handelsstadt Maracanda des alten Sogdiana und seitdem fortdauernd der wichtigste Stapelort des indo-asiatischen Binnen- sowie des Karawanenhandels, wurde es gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts von Timur zur Hauptstadt seines mächtigen Reiches und zu seiner Residenz erhoben und mit den herrlichsten Bauwerken geschmückt, welche die Stadt bald zu einem vielbesuchten Wallfahrtsorte für die mohammedanischen Gläubigen machten. Inmitten einer fruchtbaren und zugleich malerischen Landschaft gelegen, macht die weitläufig gebaute Stadt mit ihrer starken Citadelle, ihren prächtigen Moscheen, ihrem reichen Kranze von Gärten noch heute einen großartigen Eindruck und man begreift wohl, wie gerade sie zu dem Range einer heiligen Stadt gekommen ist; begreift auch die Zähigkeit, mit welcher der Emir von Buchara an ihrem Besitze festhielt — hätte er doch im Jahre 1868 gern seine Hauptstadt den russischen Eroberern preisgegeben, wenn ihm nur Samarkand dadurch erhalten geblieben wäre!

Mehr als in den vorher von Ujfalvy besuchten turkestanischen Städten tritt in Samarkand das herrschende russische Element in den Hintergrund: die Stadt hat ihren ausschließlich orientalischen Charakter beibehalten; und wie der russische Stadttheil, einschließlich der von den Russen besetzten alten Festung, etwa nur ein Viertel des ganzen Terrains von Samarkand bedeckt, so fühlt die einheimische Bevölkerung sich noch in der Oberhand und läßt sich nur langsam und widerwillig zu irgend welchen Koncessionen an die Lebensgewohnheiten der Europäer herbei. Von einem Gasthause nach europäischen Begriffen war hier nicht die Rede; und hätte nicht der Gouverneur der Stadt, General Iwanow, für Ujfalvy ein bescheidenes Quartier in einem russischen Privathause herrichten lassen, die Reisenden hätten in den offenen Schuppen einer Karawanserei ein Unterkommen suchen müssen, das kaum für wenige Tage, geschweige denn für mehrere Wochen erträglich gewesen wäre. Nachdem die nothwendigen Besuche bei den höchstgestellten russischen Beamten abgemacht waren, welche den Fremden überall den freundlichsten Empfang zu Theil werden ließen, begann man mit der Besichtigung der so überaus zahlreichen Baudenkmäler der Stadt. In einem Miethwagen — denn Samarkand besitzt heute, als nothwendiges Requisit bei seiner weitläufigen Bauart, öffentliches Fuhrwerk — begab man sich zunächst nach der Moschee Gur Emir, die das Grab Timur's einschließt. Die Straßen der alten Stadt, welche man passirte, sind in bekannter Weise eng und unsauber, die finsteren Häuser in dem überall gleichen asiatischen Stil gebaut: um so gewaltiger wirkt der Anblick der farbenprächtigen, mit einer stattlichen Kuppel gekrönten Moschee. Ein breiter, hochgewölbter Gang, neben dem ein schlankes Minaret sich erhebt, führt in das Innere derselben. In dem mittelsten Raume, auf dessen mit Jaspisplatten belegten Wänden bis zur

Kuppelwölbung hinauf Arabeskenverzierungen und Koransprüche prangen, liegen, von einer marmornen Gallerie umgeben, fünf Grabsteine, mit Inschriften bedeckt. Der mittelste aus einem glänzenden schwarzen Steine ist der des großen Mongolenchan; unter den vier anderen ruhen die Gebeine seiner drei Söhne und seines Schutzheiligen. Eine finstere Treppe führt in das unterirdische Grabgewölbe, in dem fünf mit Kalk übertünchte einfache Sarkophage unter den Grabsteinen des obern Saales stehen. Rechts von dem Haupteingange liegen in einem kleinern Seitengemache acht Gräber verschiedener Größe, die Ruhestätten mehrerer Gemahlinnen und Töchter Timur's. Eine Inschrift auf der niedrigen unscheinbaren Thür, die in diesen Raum führt, überliefert der Nachwelt den Namen des genialen Baumeisters der Moschee: „Gebaut von dem demüthigen Sklaven Mohammed, dem Sohne Machmud's von Ispahan."

Durch eine breite mit Bäumen besetzte Straße, deren beide Seiten von niedrigen säulengetragenen Verkaufshallen gebildet werden, gelangte man nach kurzer Fahrt auf den Righistân-Platz, den Stolz Samarkands; denn keine andere asiatische Stadt besitzt einen so großen und von so glänzenden Gebäuden umgebenen Platz, wie der Righistân ist. Vortreffliches Pflaster und mehrere vielarmige Kandelaber, womit der russische Gouverneur ihn europäisirt hat, thun dem wunderbaren Bilde altorientalischer Pracht natürlich keinen Eintrag, ebenso wenig wie bis jetzt noch der leider nicht

Gur-Emir, das Grab des Tamerlan. (Nach einer Photographie.)

zu übersehende Verfall des im Sonnenschein funkelnden Mauerwerkes der prachtvollen Bauwerke. Die drei großen Koranschulen oder Medressen Tilla-Kari, Schir-Dar und Ulug-Beg begrenzen den Righistân auf drei Seiten; ihre Façaden sind mit den schönsten Emailleplatten bedeckt, Türkisblau und Gold die vorherrschenden Farben darin. Wie alle Medressen in einem Quadrate gebaut, enthalten sie in der Mitte einen geräumigen mit Bäumen bepflanzten Hof, um welchen hinter zwei über einander liegenden Bogengängen die Zellen der Mollahs liegen. Die Bildung, welche die muselmanischen Kinder in den Medressen erhalten und welche auch für die jungen Leute, die hier zum Priesterstande sich vorbereiten, als ausreichend gilt, beschränkt sich auf die nothdürftigste Kenntniß des Lesens und Schreibens, auf die Einprägung vieler Koransprüche und Gebetsformeln und der religiösen Gesetze. Ein junger Mollah von Tilla-Kari zeigte den Reisenden Schriftproben seiner Schüler; das dazu verwendete Papier, Samarkander Fabrikat, hat mit dem europäischen Schreibpapier keine Aehnlichkeit mehr, obgleich die von den Chinesen erfundene Kunst der Papierbereitung im zwölften Jahrhundert gerade über Samarkand uns zugekommen sein soll. Neben der blühenden Industrie in Leder-, Seiden- und Baumwollwaaren bildet noch heute die Papierfabrikation einen hervorragenden Zweig der Samarkander Gewerbsthätigkeit und sind deshalb auf dem Bazar der Stadt baumwollene Lumpen ein Haupthandelsartikel. Drei verschiedene Arten von Papier sind es, die hier fabricirt werden: das steife, mit einem Firniß oder Glasur überzogene Lackpapier, auf dem mit einem als Feder zugeschnittenen Holzstäbchen geschrieben wird; Oelpapier, das die Stelle unserer Fenster-

Medresse Tilla-Kari. (Nach einer Photographie.)

scheiben vertritt, und geleimtes Papier, das ausschließlich zum Verpacken benutzt wird.

Die Medresse von Tilla-Kari („Goldarbeit", wegen ihrer goldglänzenden Mauern) ist erst im sechszehnten Jahrhundert erbaut worden, die beiden anderen wenig früher; daß sie trotzdem, und obgleich sie in stetem Gebrauche ihrem ursprünglichen Zwecke dienen, so bedenkliche Spuren des Verfalls in ihren abgebrochenen, kuppellosen Thürmen und zerbröckelnden Mauern zeigen, ist lediglich der echt mohammedanischen fatalistischen Indolenz der Bevölkerung zuzuschreiben. Ein Versuch, durch Ausbesserung der Schäden dem stets wachsenden Verderben Einhalt zu thun, ist nie gemacht worden. Wie unsere Klöster und Stifter besitzen die Medressen unveräußerlichen Landbesitz (Güter oder auch städtische Grundstücke), der von den Erbauern, dem großen Jalangtasch Bahadur und seinen Nachfolgern, ihnen vermacht worden ist und der für Tilla-Kari und Schir-Dar allein eine jährliche Rente von 30 000 bis 40 000 Francs repräsentirt. Die Zellen der Mollahs, von denen beinahe 300 in den drei Schulen wohnen, sind von einfachster Beschaffenheit; ohne Fenster, empfangen sie Luft und Licht allein durch die Thür, ein an der Wand etwas über dem Boden angebrachtes Brett, mit einem Filzstücke, der Kaschmah, belegt, dient dem Bewohner als Bett; von anderen Geräthen ist nichts vorhanden. Einige in den Wänden angebrachte Nischen enthalten den spärlichen gelehrten Besitz des Mollah, den Koran

Ansicht von Samarkand vom Platze Righistân aus. (Nach einer Photographie.)

und wenige andere heilige Schriften; gewöhnlich halb bedeckt von großen Vorräthen getrockneter Früchte, der Lieblingsspeise jedes Turkestaners.

Auf dem Platze vor den Medressen herrschte reges Leben; Hunderte von Zuhörern waren um einen lebhaft gestikulirenden Märchenerzähler versammelt; Verkäufer von Gefrorenem bereiteten an Ort und Stelle ihre Waare aus Honig und Schnee und waren von einer Menge von Abnehmern umringt; im Schatten einer Mauer betrieben auch hier die Barbiere ihr Handwerk im Freien. Die Menge mit ihrer buntfarbigen verschiedenartigen Kleidung bot eine treffliche Staffage für die wunderbare Architektur der Medressen, und nur schwer konnten die Reisenden sich von dem Anblicke des im hellsten Sonnenschein daliegenden Bildes trennen.

Die Citadelle von Samarkand befindet sich wie bei den meisten asiatischen Städten ungefähr im Mittelpunkte der Stadt. Auf einer Anhöhe gelegen, von einem Graben und der mächtigen zinnengekrönten Mauer umgeben, enthält sie den alten Palast des Emir von Buchara, der heute in ein Militärhospital umgewandelt ist. In einem großen innern Hofe des Palastes pflegte der Emir bei seinen vorübergehenden Aufenthalten in Samarkand Gericht zu halten; ein erhöhter Säulengang läuft um den Hof, auf dessen einer Seite der Kok-Tasch steht, der in grauem Marmor ausgeführte mit reicher Skulpturarbeit geschmückte Thron, den der Emir bei diesen Gelegenheiten einnahm. Eine kleine Nische an der Seite des Thrones war zur Aufnahme der Geldspenden bestimmt, mit denen die Bittsteller oder Verklagten ihre Sache bei dem Emir am wirksamsten unterstützten. Von der Unmenschlichkeit und Willkür des damaligen Gerichtsverfahrens

Moschee Schir-Dar. (Nach einer Photographie.)

macht man sich nur schwer einen Begriff; eine oft und gern verhängte Strafe bestand in dem Eingraben der Schuldigen bis an die Schultern. Mehrere Monate mußten die Unglücklichen, denen nur gerade so viel Nahrung gereicht wurde, als sie vor dem Verhungern bewahrte, in diesem Gefängniß zubringen, in dem sich Würmer erzeugten und dem die entsetzlichsten Miasmen entströmten. Die Meisten erlebten den Endtermin ihrer Gefangenschaft nicht; ein russischer Offizier, dessen Bekanntschaft Ujfalvy in Taschkend machte, hatte einst zwei Monate in einer solchen Gefängnißgrube zubringen müssen und konnte die Schrecken dieser Strafe nicht entsetzlich genug schildern.

Neben dem einen Thore der Festung ist dem Andenken der bei der Vertheidigung von Samarkand gegen eine zwanzigfach überlegene Angriffsmacht gefallenen Russen ein großartiges Denkmal errichtet. Von dem Heldenmuth der kleinen Besatzung, die, von Tag zu Tag sich verringernd, wochenlang Stand hielt, bis ihr durch ein vom General Kaufmann gesandtes Korps endlich Entsatz zukam, wurde den Reisenden manch bewundernswerther Zug mitgetheilt.

Der Kok-Tasch, Gerichtsthron des Emirs. (Nach einer Photographie.)

Der wohlhabende Theil der Samarkander Bevölkerung besteht ausschließlich aus Tadschiks; höflich, oft kriechend im Verkehr mit den Russen, soll gerade die reiche Klasse einen fanatischen Haß gegen die fremden Eroberer nähren, der bei jeder Gelegenheit zum Vorschein kommt. Im geschäftlichen Verkehr suchen sie die Fremden zu übervortheilen, wo es nur angeht. Für das ärmere sartische Volk ist auch hier das Trinkgeld, der Silar, die verständlichste und immer überzeugende Sprache. Bettler sieht man nur selten in den Straßen; aber dicht vor einem der Thore hält sich stets eine Anzahl von Weibern auf, manche von ihnen Kinder auf dem Arme tragend, welche die Vorübergehenden um Almosen ansprechen und auch reichliche Gaben von den Mohammedanern erhalten. Eine besondere Tracht kennzeichnet sie: ein weißes Tuch, das die Stirn verhüllt und lang über den Rücken hinabfällt. Diese Frauen, denen das Betreten Samarkands verboten ist, gehören in ein nahe gelegenes Dorf, das, von Alters her zur Aufnahme von Aussätzigen bestimmt, eine große Kolonie solcher Unglücklichen ist.

Aus und über Arabien.

Von **A. Zehme** in Frankfurt a. d. O.

VIII.

Auch die nothwendig gewordene schnelle Folge der Berichte des „Globus" über Arabisches spricht für das wieder erwachte Interesse an der lange Zeit scheinbar weltvergessenen Halbinsel. Wie wir jüngst den Nordwestrand mit der Karawane des thatkräftigen Briten durchzogen, so gilt es heute den Italiener zu begleiten, der, lediglich auf sich angewiesen, die Südwestecke, das einst hoch gepriesene glückliche Arabien, zum Wander- und Forschungsgebiete gewählt hat, jene in der Ebene glühend heiße, in ihren Bergen erfrischend kühle Landschaft, die den besten Kaffee der Erde erzeugt und mit dem nervenanregenden jungen Laube des Kaatstrauches ihre Höhen bekleidet sieht, das Land, welches nach der begeisterten Schilderung eines Zeugen, der die genial ersonnenen Bewässerungsbauten der Sabäer und Himjariten noch gesehen

haben mag, „die gesundesten Menschen beherbergte, niemals Kranke, keine giftigen Thiere, keine Narren, keine Blinden zu Bewohnern hatte, aber Frauen, die ohne Schmerzen gebaren und immer jung blieben, in einem gemäßigten paradiesischen Klima, in welchem man das Sommerkleid nicht mit dem Winterkleide zu wechseln brauchte.“ Dieses Land Jemen ist, wie den Lesern erinnerlich sein kann, vor hundert Jahren von dem Herolde aller Kenntniß des neuern Arabiens, von Carsten Niebuhr, uns neu erschlossen worden, in ihm hat Ulrich Seetzen im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts irgendwo und irgendwie sein uns unbekanntes Grab gefunden, wie schon früher Niebuhr's Begleiter, der Orientalist von Haven und der pflanzenkundige Forskål, ihre Hingabe an die Erforschung dieser Planetenstelle mit dem Leben, der eine in Mocha, der andere in Jerim bezahlt hatten. Ein weiteres Opfer fiel dem auch hierin mit Afrika verwandten Lande in dem Engländer Hulton, der im vierten Decennium unseres Jahrhunderts mit seinem Landsmann Cruttenden lebensfrisch in die jemenischen Berge hinaufzog und in der heißen Küstenebene bald darauf starb, während ein Jahr später und vom Glücke mehr begünstigt der französische Botaniker und Archäolog Botta unter dem Schutze eines ritterlichen Gebirgsfürsten die Höhen des Sabber zu ersteigen und von dort auf die schimmernden Flächen des Indischen Oceans und des Rothen Meeres zu schauen vermochte, um dann wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren. Das ist dasselbe Land, dessen völlig vergessene Kultur, die auch einst ihre Sonnenhöhe gehabt, dessen östliche Hauptstadt aus einer Zeit, die 2000 und mehr Jahre vor uns liegt, dessen meisterhafte Bewässerungsanlagen der kühne Franzose Arnaud ein Jahrzehnt später im heißen Osten nach der innern Wüste hin entdeckte, während wiederum 25 Jahre nachher sein gelehrter und gleich muthiger Landsmann Halévy ihn weit überholend 1870 eine Fülle von einstigen Wohnsitzen in den Trümmern großer Städte fand und mit Lebensgefahr ein überreiches Material von Inschriften sammelte, in welchem uns die älteste Form der wundervollen arabischen Sprache, das viel gepriesene Himjaritisch, erhalten ist. Dabei sei Heinrich von Maltzan nicht vergessen, der glücklich gestellte, rastlose und uns so früh entrissene Forscher auch in diesem Theile der semitischen Welt.

Und nun hat das Land es auch dem Italiener angethan, dessen Hingabe, trotz mancher Lücken in seiner Vorbereitung, jedes Lobes werth ist, wenn auch ein unerklärter Vorfall, wie wir gleich sehen werden, ihn von der beabsichtigten Bahn der Forschung zunächst abzudrängen scheint. Ich habe Renzo Manzoni schon in dieser Zeitschrift Bd. XXXIV, Nro. 4, zu nennen gehabt; heute wird seine zweite Wanderung, wiederum von Aden aus und wiederum mit dem Endziel Sanaa, aber in mehr westlicher Richtung unternommen, verfolgt werden müssen.

Was ich mittheile, entnehme ich den in seines Landsmannes Guido Cora geographischer Zeitschrift Cosmos, Bd. 5, Heft 4, veröffentlichten Briefen Manzoni's. Seine erste Reise, über welche ich nach dem „Esploratore“ berichtete, schlug die wesentlich nördliche Richtung von Aden über Jerim und Dhamar ein, die zweite aber berührte Ta'izz, Mocha und Hodeida, führte also theilweise durch die, wie bekannt, fast heißeste Erdenlandschaft, die Tehama, die Küstenebene am Rothen Meere. Die Dauer der Abwesenheit von Aden war von Mitte Juni 1878 bis Ende Januar 1879, wovon fast sechs Monate auf die jemenische Hauptstadt selber kommen. Ein großer Theil dieser Zeit war durch immer wiederkehrende Krankheit ausgefüllt, eine Folge der ganz außerordentlichen Temperaturunterschiede zwischen Ebene und Bergland und hier in Sanaa zwischen Tag und Nacht Darauf mag es auch zu schieben sein, daß die Nachrichten den Wunsch nach größerer Genauigkeit und Fülle erwecken, vielleicht ferner, daß die Kenntniß der bisherigen Erforscher von Jemen nicht in dem Maße von Manzoni erworben oder nachgeholt worden ist, wie es unzweifelhaft nothwendig war. Dagegen verfällt er in Sanaa auf Palgrave's Buch, das ihm für Jemen nichts nützen konnte: er entlehnt es von dem — türkischen Kommandanten. Halévy's Reisebericht hat er aber nicht zur Hand, Niebuhr scheint ihm fremd, v. Maltzan kennt er wohl gar nicht, von Botta, Arnaud und Anderen ganz zu schweigen. Die Qualifikation zu seiner idea, seinem progetto, nämlich nach dem Dschôf und gar noch weiter nach Osten vorzudringen, muß daher vor der Hand noch angezweifelt werden.

Das von Cora beigefügte Kärtchen ist jedenfalls nur zu der allgemeinsten Orientirung bestimmt.

Am 16. Juni 1878 verließ der Reisende Aden, den 19. ist er in Lahedsch (noch immer La Hag!). Er nennt einen Wadi el-kebir, der durch Regengüsse stark angeschwollen war. Am Dschebel Dabri hin geht er bis Zeida, von wo aus er nun einen von der ersten Reiseroute abweichenden Weg einschlägt. Zunächst passirt er Wadi Askeh, uns bisher unbekannt; schon hier ist er genöthigt, wegen Fiebers und Kopfaffektion zu Chininsulfat seine Zuflucht zu nehmen. Am 20., noch in der Richtung nach Norden, dann bald nach N.-W., tritt er in die Gebirgsgegend und hat eine ganze Anzahl Flußläufe, Thäler und Höhen zu überschreiten. Deren Namen erfahren wir, bis auf drei zweifelhafte bei den Höhenangaben, nicht, ebensowenig, in welcher Begleitung er marschirt ist. Am 23. Juni erreichte er Mavia, türkische Zollstätte und Sitz eines Müdirs (Amtmanns), 1260 m über Meer, mit etwa 80 Einwohnern. Der 25. Juni bringt ihn über Dschenet nach Ta'izz (bei ihm Tees), wo er bis zum 29. weilt. Er muß demnach unmittelbar östlich an dem hohen und baumreichen Sabbergebirge vorbeigegangen sein, hat es aber nicht besucht und scheint nicht einmal den Namen zu kennen. Die einst bedeutende und vielgenannte Stadt ist jetzt zum größten Theil verödet, ja zerstört und zwar, wie wir durch Maltzan wissen, von den erobernden Zeiditen, den Dsu-Mohammed und den Dsu-Hosein, deren Namen Manzoni hier endlich auch nennt. Noch immer sind drei schöne Moskeen mit Inschriften erhalten, in deren einer mehrere nicht werthlose Werke, z. B. über die Geschichte des Landes und der Stadt, vorhanden sein sollen.

Am 29. wird die Reise fortgesetzt, über Berge und Flußläufe und über die Orte Ramada, 1140 m hoch, mit besuchtem Markt, Barh, 540 m, mit etwa 30 Einwohnern, e'-Reisch, 430 m, mit nur wenigen Häusern, nach Dhobaneh (Dobhan bei Maltzan). Da diese Ortschaft nach Maltzan genau südlich von Ta'izz liegt, nämlich beide unter 44° östlich v. Gr., so müßte Manzoni den zwischen beiden hinziehenden Sabber doch wohl überstiegen haben, aber auch hier nennt er das Gebirge nicht. Dhobaneh, 310 m hoch, liegt schon auf der Grenze der heißen Tehama, weshalb keine festen Häuser, sondern nur noch Hütten von Stroh oder Blättern als Wohnstätten dienen. In Mocha ist Manzoni am 2. Juli, am 3. in Muschi, einem Ort mit etwa 1000 ständigen Bewohnern in Reiserhütten und mit einer Moskee, den er über Harwes, Zahare, Ichtul und Kots, vier nur während der Dattelernte bewohnte Oertlichkeiten, erreicht hatte. Von diesen vier finde ich nur Zahare unter der Form Sahâri auf Niebuhr's Karte. Muschi ist Niebuhr's Mauschid. Die Wanderung führte von hier über Hokan, Buzaharr (also Abu Zaharr), Kataba (uralter Name, den wir bereits an der östlichen Aden-Sanaa-Straße getroffen haben, s. „Globus“ XXXIV, 4), Magras

(160 m hoch), 100 Einwohner), nach der unummauerten Stadt Zebid, heute mit 2500 Einw., einst Residenz der Imame, von Niebuhr besucht und eingehend beschrieben. Ihre Höhe ist 180 m. Mit Niebuhr's Stationsnamen zwischen Manschid und Zebid stimmt kein einziger der Manzoni'schen. Nach Beit el-Fakih, beigenannt e'-Saghir (das kleine), gelangte er über Huseinieh, das 150 m Höhe und 150 Einw. hat. Auch dieser Name findet sich unter den zahlreichen Niebuhr'schen hier nicht. Dagegen sind von den drei zwischen Beit el-Fakih und Hodeida von Manzoni passirten Ortschaften Lavia, 50 m hoch, ein Hüttendorf, Drehemi und Kadoba zwei auch bei Niebuhr verzeichnet, nämlich Laui und Drehemi, freilich das letztgenannte ein gutes Stück vom geraden Wege ab nach Süden liegend. Hodeida erreichte der Italiener nach elf Tagen, ich denke, das soll heißen von Mocha gerechnet; bei Niebuhr ist das freilich eine Strecke von höchstens sechs Tagereisen. Die ummauerte Stadt hat jetzt 5000 Einw., nächst Dschedda der wichtigste arabische Hafen am Rothen Meere, wie ich gelegentlich in dieser Zeitschrift durch Zahlen erwiesen habe. Manzoni bringt seinerseits keine Nachrichten weder über diesen noch über die ferner von ihm bis Sanaa berührten Orte, deren Meereshöhe er auch in Folge des Verderbnisses seines Aneroids nicht mehr zu bestimmen vermochte. Im Ganzen scheint er Halévy's Weg verfolgt zu haben: Andrieh mit drei Hütten, el-Marana mit 1000 Einw., das sich auch bei Niebuhr findet, el-Godeh, 500 Einw., Bâdschel, 200 Einw., auch von Halévy passirt, Wadi e'-Scharu, el-Beke mit 50 Einw. in Hütten, el-Hadschelieh mit 150 Einw., el-Husseel, Menâcha, auch bei Niebuhr, und nach Halévy mit 8000 Einw., ferner Hots, Mefak, Möfhak bei Niebuhr und Halévy, mit 150 Einw., einer kleinen Garnison, regelmäßigem Markttage; weiter Chamis, bei Halévy Suk el-Chamis, d. h. Donnerstagsmarkt, Bavan, Metne, bei Niebuhr. Möttene, bei Hal. Matna, Senam Bascha, Mene und el-Messadschet mit 150 Einw.

So langte er am 1. August erschöpft und krank in Sanaa an, wie er denn Fieber, Hals- und Kopfaffektionen fast gar nicht mehr los wurde. Dieser üble Gesundheitszustand, wie schon gesagt, eine Folge des jähen Temperaturwechsels von der glühenden Tehama nach dem kühlen, fast kalten Berglande, verhinderte seine Studien- und Reisepläne fast völlig. Am 5. August Nachm. 3 Uhr waren z. B. nur 21° C. Er hatte einen Abstecher über Amrân, den bekannten Fundort himjaritischer Inschriften, Kaukaban, die wichtige Bergfeste, und Chamir nach Abu Arisch an der Grenze von Hidschas geplant und gedachte über Menâcha, Doran und Zeradscha (Niebuhr's Suradscha) zurückzukehren; darauf wollte er zwei Monate verwenden. Dann hoffte er nach einer Pause östlich das Jafia-Land und die westlichen Distrikte Hadramauts besuchen zu können — alles vergebens. In Sanaa herrschten unter der türkischen Garnison schlimme Krankheiten; so waren 500 Mann vom Medinahwurm befallen, dessen Entwickelungsstadien Manzoni photographirte. Eine kleinere Excursion nach dem von seiner ersten Reise ihm schon bekannten Dhamar, südl. von Sanaa, das in jenen Tagen von einem Erdbeben heimgesucht wurde, gelang ihm. Auch in Sanaa hatte man Stöße verspürt.

In einem Briefe vom 18. Sept. v. J. preist Manzoni die zuvorkommende Güte des Generalgouverneurs Mustafa Assim Pascha wie die des zweiten türkischen Würdenträgers, Ismail Hakki Pascha. Dieser leiht ihm Palgrave's Reisewerk. Manzoni hat das Buch ohne Zweifel vorher nicht gekannt und nimmt die hinsichtlich dieses Gebietes von Arabien werthlosen Redensarten des Engländers ohne Kritik hin; von seiner Unbekanntschaft mit den anderen für ihn sicherlich unentbehrlichen Werken habe ich oben gesprochen. Gelegentlich sagt er, Menacha, Dhamar und Sanaa seien von der Sekte Ali's, die anderen Orte von der Abu Bekrs! Er meint mit der Sekte Ali's die Zeiditen, deren Gebiet sich aber viel weiter als auf die drei Städte erstreckt; gehören ihnen doch die Dsu-Mohammed und Dsu-Hosein an. Daß Araber und Türken sich gegenseitig leidenschaftlich hassen, bestätigt auch Manzoni; deshalb hatte er sich auf dieser zweiten Reise als Christ kundgeben müssen, wenn er auf seine Erkundigungen Bescheid haben wollte. Im September fielen ganz bedeutende Regenmassen, so daß der Fluß in Sanaa die Brücke bedrohte und die Lehmhütten fast weggeschwemmt wurden.

Am 11. Oktober schreibt er, daß der Scherif Muhammed ibn Nagi el-Dhumein aus dem Dschôf und zwar aus el-Zahareh (Cora fügt hinzu, das sei wahrscheinlich Halévy's e'-Zahir im oberen Dschôf), der Halévy gekannt hatte, ihm versichere, daß er ohne Gefahr mit seinem photographischen Apparat nach dem Dschôf reisen könne und daß er selber ihn bis Magreb (natürlich Mareb) begleiten wolle. Am 18. Nov. berichtete er von neuer heftiger Erkrankung am Fieber und Halsentzündung. Die Nächte zeigten jetzt schon eine Temperatur bis + 4½° C. hinunter, dabei viel Nebel und Regen. Aber Pläne und Hoffnungen hegt er rüstig weiter: mit den Arabern ist er bisher immer gut ausgekommen, er wird also seinen neuen Freund, den Scherif im Dschôf, aufsuchen und der kann ihm nur förderlich sein. Palgrave's Buch hat ihm die Augen darüber geöffnet, als was man dort reisen müsse, als — Tbib à la franca, als europäischer Arzt! — Die Nächte werden immer empfindlicher; in der zum 24. November fällt das hunderttheilige Thermometer bis — 6°; früh ist in den Gefäßen mit Wasser, die im Freien stehen, Eis von 25 mm Dicke. Im Januar 1879 ist er wieder fieberkrank. Der Brief vom 16. versichert, daß nach seinen Erkundigungen im Osten vom Dschôf nicht die große Wüste, also die Roba el-Chali, sondern weite wohlbevölkerte Landstriche seien, nämlich Hadschiman (in meinem „Arabien“ S. 52), die Abideh Grab (die Abida sind uns längst bekannt, s. Arabien S. 80 und 100), Sehar (auf Kiepert's Karte von 1867 sind zwischen dem 48. und 49. Grade östl. Greenw. die Zohur verzeichnet) und el-Morrah (oft genannt, bei Kiepert zwischen 46 und 48° und weiter nördlich zwischen 48 und 50°; „Arabien“ S. 51 und 208). Also, denkt Manzoni, wird er nach dem Persergolf und nach Oman querdurch gelangen können, ein Stanley für Südarabien! Da muß sich ein zweites Nedsched finden: „ecco la mia idea, il mio progetto.“

Plötzlich aber ist der Brief vom 1. März 1879 aus Aden datirt. Am 20. Januar hat der Italiener Sanaa verlassen und ist in zehn Tagen glücklich nach Aden ge- oder entkommen. Ein räthselhaftes Ende der türkischen Gönnerschaft! Cora will aus irgendwelchen Rücksichten die Stellen des Briefes nicht veröffentlichen, welche die Mißhelligkeiten zwischen Manzoni und den türkischen Behörden in Sanaa erzählen. Doch hoffe er, sein Landsmann werde von Aden aus noch besser den großen Plan ausführen können, „se l'incidente di San'â non aura cambiato le sue idee“. Wir wollen sehen und uns freuen, wenn es geschieht.

Dem letzten Briefe sind die Namen der passirten Orte, die Höhenbestimmungen in Metern und die ungefähren Einwohnerzahlen zugefügt, die ich oben bereits verwendet habe.

* * *

Schon früher, nämlich ehe er die zweite Reise antrat, hat Manzoni im siebenten Hefte des zweiten Jahrganges des

Esploratore eine recht eingehende Schilderung von Sanaa (Medinet u'-San'a) veröffentlicht, dazu einen genauen Stadtplan, die Grundrisse zweier Moskeen und seines Wohnhauses, ferner die photographischen Ansichten eines der Paläste von verschiedenen Seiten. Der Plan giebt ein sehr genügendes Bild der von Ost nach West gestreckten, von Nord nach Süd schmalen Stadt. Demnach liegt als östlichster Stadttheil am Wege nach dem oft genannten Berge Nokum (2670 m über Meer, während die Stadt 2130 m hoch liegt) der Kasr, zugleich mit dem Schlosse Gumdan, dem uralten Himjaritenbau, der eine wichtige Cultusstätte des Gestirndienstes in einer Zeit war, die bereits für die großen arabischen Geographen Alterthum ist. Wie die ganze Stadt von einer wohlerhaltenen Gesammtmauer umgeben ist, so ist auch der Kasr und jeder der folgenden Stadtbezirke durch eine eigene von den Nachbarvierteln abgeschlossen. Weiter nach W. folgt die eigentliche Stadt, dann el-Mutawakkil, endlich am meisten nach W. der Stadttheil der Juden, Ka el-Jahud. Diese Eintheilung stimmt in der Hauptsache mit Halévy's Bericht. Die Stadtmauer, 2 bis 3 m dick, ist crenelirt, 8 bis 10 m hoch, mit zahlreichen kegelförmigen Thürmen versehen, die sich etwa 3 m über die Mauer erheben. — Zwischen Mutawakkil, wo zu Niebuhr's Zeit der Palast des Imam stand, und der Judenstadt verzeichnet auch Manzoni als Straße Bir Azeb, seit Niebuhr bekannt, mit vielen Gärten, aber auch zerstörten Mauern und Häusern. Die Einwohnerzahl bestimmt Manzoni jetzt auf 29 500, darunter 3000 Türken und 1500 Juden; bei der ersten Reise spricht er von 15 000 Einw. Daß Sanaa eine der ältesten Städte der Erde ist, darf mit Recht angenommen werden, wahrscheinlich das biblische Uzal, bei Ptolemäus Menambis, etwa seit 500 n. Chr. mit dem jetzigen Namen genannt, „die noch immer," wie Halévy sagt, „größte, schönste und reinlichste Stadt Arabiens." Auch die Judengemeinden wie in Jemen überhaupt, so besonders in Sanaa reichen in das graueste Alterthum zurück; ihre eigene Tradition setzt ihr Alter auf 2000 Jahre an.

In Bezug auf die Temperatur und die Niederschläge hat Manzoni die mittleren Maxima und Minima des Thermometers im Schatten für die halben Monate vom November 1877 bis März 1878 genau angegeben. Die Maxima liegen zwischen + 22° C. in der ersten Novemberhälfte fallend bis + 16° in der zweiten Januarhälfte und wieder steigend bis $22^1/_2{}^0$ in der zweiten Märzhälfte; die mittleren Minima in den gleichen Zeiten zwischen + 11°, + $3^1/_2{}^0$, + 11°. In der Nacht des 26. Januar 1878 waren — 3°, daher Eisbildung auf freistehenden Wasserbehältern. Das Barometer hielt sich bei der damals fast ununterbrochenen Trockenheit und Heiterkeit auf 583. Wie anders war das ein Jahr später!

Die Thore der eigentlichen Stadt sind nach O. Bab el-Kasr, nach N. in der Richtung nach Raudha Bab Schob (bei Halévy gewiß richtig Sche'ub), nach W. zum Mutawakkil hin Bab e'-Sabah, nach S. in der Richtung auf Jerim und Aden Bab Jemen. Das Südthor des Kasr heißt Bab Setran. Unter den 50 Moskeen, von denen 47 auf die eigentliche Stadt kommen, sind die meisten unbedeutend, die eine, Dschamia, ist ein hervorragendes Bauwerk. Andere große Gebäude sind der Sitz des Generalgouverneurs, der schöne Palast des Reis Pascha, der Divan, die Kasernen und das Hospital, dieses letzte auf der Stelle des einstigen Imam-Palastes, des Bustan el-Mutawakkil, wo Niebuhr dem damaligen Imam aufwartete. Oeffentliche Bäder (Hammam) sind 10 in der eigentlichen Stadt, je eins in Mutawakkil und Bir Azeb. Manzoni hat den sehr genauen Grundriß der wichtigsten seinem Bericht im Esploratore beigefügt.

Ganz außerordentlich zahlreich sind die schönen, gut bewässerten, allezeit blumenreichen Gärten, voll der prachtvollsten Obstbäume, der üppigsten Zierpflanzen und Sträucher, z. B. Rosen; ferner mit allen feinen Gemüsen und Erdfrüchten, auch Kartoffeln; selbstverständlich steht der Wein in reicher Fülle überall an Mauern und Spalieren. Auch Ricinus, Stechapfel, Belladonna, viele schöne Cacteen werden gebaut und gepflanzt. Die Gemüse erntet man alle zweimal im Jahre. Mit der Darstellung des echt arabischen Hauses und der recht zahlreichen landesüblichen Speisen schließt Manzoni seine Darstellung der Stadt, die auch auf ihn einen sehr anmuthigen Eindruck macht, besonders auch die Architektur aus Stein und Ziegeln gemischt und die geraden, breiten und sauberen Hauptstraßen mit schönen Läden, Kaffeehäusern, stattlichen morgenländischen Thür- und Fensterornamenten. Was man in seinem Berichte vermißt, ohne ihn deshalb der Nachlässigkeit beschuldigen zu können, ist der Verkehr mit den Arabern von Sanaa: an ihm mag er durch seine Verpflichtung gegen die türkischen Autoritäten gehindert worden sein. Alles in Allem genommen ist uns keine echt arabische Stadt jetzt genauer bekannt, als die Hauptstadt des schönen jemenischen Berglandes, und daran hat nun auch neben dem Deutschen, dem Engländer, dem Franzosen der Italiener seinen Ehrenantheil.

* * *

Als Notizen will ich gleich noch hinzufügen, daß im Salname (dem türkischen officiellen Reichshandbuch) für das Jahr 1296 (d. h. 26. Decbr. 1878 bis 14. Decbr. 1879) in Bezug auf das Vilajet Jemen die männliche Einwohnerzahl des Sandschaks Sanaa auf 94 000, die des Sandschaks Hodeida auf 65 000, des von Asir auf 82 000, des von Ta'izz auf 25 000 angegeben ist; und ferner, daß aus Stambul berichtet wird, aus der Gegend von Mekka seien Gesteinsproben zur Untersuchung auf Silber, Kupfer und — Gold eingesendet worden. Offenbar will man in Stambul nicht hinter Kairo zurückbleiben, wenn es gilt, die Mittel zur Abhülfe der unheilbaren Ebbe in der Staatskasse zu finden.

Endlich noch eine Nachricht, die frühere Mittheilungen (Artikel VI) ergänzt: Die Wahabi unter ihrem Führer Scheich Hadikat ebn Saud beunruhigen sogar die Mekka-Karawanen. Am 24. Dsul Kade, d. h. 21. Decbr. 1878, habe der genannte Scheich mit seinen Beduinen die nach Europa zurückkehrende Karawane nahe nördlich von Medinah angefallen und arg mitgenommen. „Tausende folgen seinem Rufe, vergebens bietet der Vali von Jemen Truppen gegen ihn auf." Das wird nun zwar schwerlich der Vali von Jemen gewesen sein, der etwas weit entfernt ist, eher der Scheich von Medinah. Der Wahabihäuptling wird in der Correspondenz „ein Enkel jenes Wahabifürsten Saud genannt, dessen stolzes Haupt vor 60 Jahren in Konstantinopel durch den Nachrichter fiel." Der hieß freilich Abdallah und nicht Saud, und daß jener oben genannte Häuptling sein Enkel wäre, will mir auch nicht recht in den Sinn, da wir die Verwandtschaftsverhältnisse der Familie ziemlich genau kennen und keiner des Namens bisher bekannt geworden ist. Wie dem auch sei, die Wahabi rühren sich wieder und ich bleibe zunächst dabei, daß sie eine national-arabische und antitürkische Parteistellung einnehmen. Das aber ist mir das Wichtige in ihrem Auftreten.

Die Steppe am Mono-See.

(Ostabhang der Sierra Nevada, im Staat Nevada.)

Wenn man vom Yosemite-Thal, dem großen Naturwunder Californiens mit seinen kühnen Bergen und Felswänden, seinen Wasserfällen und seinen Hainen von 60 bis 80 m hohen Riesenfichten und -Föhren über den Kamm der Sierra hinübersteigt, kommt man nach drei Tagereisen zum Mono-Paß, von dem durch ein wildes, zerrissenes Thal, das meistentheils nichts weiter als ein schmaler Bergriß ist, der Weg unmittelbar zu dem von einer Gruppe erloschener Vulkane umgebenen Mono-See hinabführt. Dieser kleine, fast kreisrunde See liegt bereits vollständig in der Steppe, so daß man hier im Stande ist, in Zeit von wenigen Stunden aus einer reichen hochalpinen Flora fast übergangslos in das Gebiet der dürrsten, einförmigsten Steppenvegetation sich zu versetzen. Nie ist mir die letztere so scharf charakterisirt entgegengetreten als hier bei der Möglichkeit so nahen Vergleiches, und nie ist mir aber auch die Steppenflora, bei allen einzelnen Schönheiten im Ganzen, so unerfreulich vorgekommen und nicht bloß wegen der vorwaltenden Verkrüppelung der Gewächse. Ihnen fehlt eben überhaupt in Farbe und Haltung ganz das Zarte oder Ueppige, das in der Vegetation feuchterer Klimate sich so weich und wohlthuend gleichsam an die Sinne schmiegt. Auch von Duft ist nicht viel zu sagen. Entweder haben wir dürre, harte Gewächse mit grauen oder gelblichen Farben und meist reichlich bedornt oder behaart, oder, wenn sie dieses nicht sind, erweisen sie sich als dickblätterige Fettpflanzen, die dann häufig an den Boden gedrückt sind oder kriechen. Die unansehnlichsten sind die häufigsten, die ansehnlichen zumeist stengelig oder starr, und beide bedingen den trostlosen Charakter von Dürre, der diesen Steppen ohne Frage eigen. Den Grund im weitmaschigen Gewebe dieses Pflanzenteppichs, der allenthalben den Staub des trockenen Erdreichs durchblicken läßt, geben einige trockene Gräser ab, die ich wenigstens in dieser Gegend nicht über zwei Zoll hoch habe wachsen sehen, und verschiedene Kräuter, die meistens der Familie der Compositen angehören; einige Oenotheren, Labiaten und Phloxartige drängen da und dort ihre zarten Glieder durch das Dickicht. Vorwaltend ist jedoch überall die Strauchform, von der man sich am leichtesten eine Vorstellung bilden mag, wenn man an die Ginsterfelder denkt, die bei uns dürre Bergabhänge bekleiden. Außer der typischen Steppenpflanze, Artemisia tridentata, und dem Bergmahagony ist ein Fauldorn, eine Stachelbeere und eine Prunusart am häufigsten — alle verkrüppelt, knickig und dornig. Die letztere hat gelbrothe, pflaumengroße Früchte, die einer kleinen trockenen Aprikosenart gleichen, wie man sie in ländlichen Gärten Süddeutschlands dann und wann findet; diese Früchte schmecken trocken und herb, sind fast saftlos und bekunden in ihrer Art die Wirkungen der Dürre nicht weniger klar als alles andere, was hier wächst: sie springen der Länge nach auf wie grüne Mandeln und lassen den Stein herausfallen, der an einem Ende in eine scharfe Spitze ausgezogen ist, gleich als ob der dornige Charakter der Steppenvegetation noch an diesem innersten Organ ausgeprägt werden müsse. Auch die Stachelbeere ist trocken und herb. Einzig genießbar und zum Glück in Masse vorhanden sind die Beeren einer Elaeagnusart, die überall wächst, wo das Salz des Seewassers in den Boden dringt. Sie sind säuerlich und die Indianer bereiten eine angenehme Conserve aus ihnen.

Von allen Gesträuchen ist aber das interessanteste die Ephedra, die in den höheren Theilen der Steppe vereinzelt wächst und die wir hier zum ersten Male sehen, eine der seltsamsten Pflanzen des westamerikanischen Florengebiets. Auch sie ist Wüstenpflanze, ihre Erscheinung verriethe es, wenn nicht der Standort und die Beschränkung auf denselben es andeute. Ein holziger, strappliger Strauch mit grauer Rinde, von dessen Aesten hellgrüne, strohhalmdicke, runde, völlig blattlose Zweige ausgehen, die wie die Schachtelhalme aus Gliederstücken bestehen, deren Gliederungsstelle immer durch einen Ring aus braunen Häutchen angezeigt ist, von welchem zwei einander gegenüberstehende Schüppchen ausgehen, welche die Blätter vertreten. Der Strauch trug überall schon Früchte — zwei halbovale linsengroße Samen in einer Hülle aus mehreren trockenen, hellgelben Schuppenblättchen.

Wenn schon die Hochebene so wüstenhaft dürr, wie müßten die Hügel kahl sein, welche sie umgeben, wenn nicht auch hier wieder ein gleichzeitig begnügsames und trotziges Nadelholz in ihrem felsigen Grunde Wurzel schlüge! Aber hier tritt die Pinus monophylla, der Piñon der Mexikaner, diese für das gebirgige Wüstengebiet des Westens Nordamerikas so ungemein charakteristische Baumform, sofort in Massen auf und entschädigt in der Ferne wie in der Nähe vollkommen für den Mangel irgend eines andern Baumes. In der Ferne erfreuen ihre höchst mannigfaltigen, trotzigen, eichenhaften Formen, ihre lichten Haine, die auf der Strauchwüste der Hochebene so wohlthun, in der Nähe ihre ganz neuen Wachsthumsverhältnisse, Art und Form der Benadelung und vor allen die wirklich künstlerisch schönen Früchte, welche auf allen Altersstufen eine der angenehmsten Fruchtformen sind und mit den schönsten Ananas, Citronen oder Weintrauben es in einem Opferkranze der Ceres aufnehmen könnten. Die jüngsten, die ich sah, sind kirschengroß, etwas oval und wie Ananasfrüchte durch vertiefte Linien in rautenförmige Felder abgetheilt. An jedem Felde sind die zwei oberen Ränder gerade Linien, welche kürzer sind als die unteren, nach außen ausgeschweiften; eine erhöhte, scharfe Linie zieht quer über das Feld. Die ausgewachsene, aber noch nicht aufgesprungene Frucht ist ein Zapfen von Größe und Umriß eines Gänseeies, an welchem die rautenförmigen Felder der jungen Form die stumpfen Enden vierkantiger Säulchen bilden, welche aus dem Innern der Frucht nach allen Seiten hervorgewachsen sind. Der Durchschnitt dieser Säulchen, welche sich etwa einen viertel Zoll über dem Zapfen erheben, ist diese Rautenform der Felder, welche sie in ihrem Wachsthum gleichsam mit sich hinausgetragen haben, und sie sind regelmäßig wie ein Krystall und nach allen Seiten so vollkommen ausgebildet, daß die schönste Strahlerzdruse sich einem solchen Zapfen nicht vergleichen läßt. Dabei ist die ganze Frucht von einem lichten Grasgrün, während die Rautenfelder, welche die Säulchen bekrönen, von ockergelber Farbe sind.

Die Indianer sammeln die Zapfen im Herbst, ehe sie sich zu weit aufgeblättert haben, und nehmen die braunen Samen heraus, welche von der Form und Größe unserer

gewöhnlichen weißen Bohnen sind. Dieselben haben einen öligen Geschmack, dem etwas Harzgeruch beigemengt ist, und bilden einen wichtigen Bestandtheil der Wintervorräthe einer indianischen Familie. Die Weißen essen dieselben höchstens zum Zeitvertreib und schätzen dieselben, wie ich höre, in Arizona und Neumexico, wo die Piñonbäume häufiger sind, nur als Schweinemast sehr hoch. Es soll dieser Nutzen der Hauptgrund sein, daß auf diesen dürren, baumarmen Hochländern nicht schon längst alle Piñonbäume gefällt sind.

In ihrer Gesammterscheinung ist die Piñonsföhre einer der anziehendsten Bäume. Ein interessanterer Anblick als die Piñonwälder, die die Moränenhügel des östlichen Abhanges der Sierra Nevada bedecken, ist schwer zu denken. Am Fuß der Hügel sind die Bäume meistens gefällt, dann kommen sie vereinzelt und auf halber Höhe fangen sie an, Haine zu bilden, zwischen denen die blattarmen steifen Gesträucher des Präriedorns, der Ephedra und der allgegenwärtigen alles durchduftenden Artemisia spärliches, zerstreutes Unterholz bilden. Aber der Piñon gedeiht hier fröhlich, steht trotz der Dürre des Bodens so stolz und kräftig wie unsere Eiche da. Meist hart über dem Boden, jedenfalls aber noch unter Mannshöhe sendet er stark aufstrebende Aeste aus, die häufig nicht viel kürzer als der Stamm selbst sind; dieser aber wird in den meisten Fällen bis zum obern Theil der Krone durchgeführt, wo er sich entweder einfach zuspitzt, oder, was häufiger der Fall, mit zwei bis vier Aesten abschließt. Die Aeste sind erst gerade, dann nach Kiefernart gewellt und gebogen, niemals, auch an den äußersten Zweigen nicht, hängend. Die Rinde ist am Stamm und den Aesten bräunlichgrau und rauhschuppig, jedoch nicht tief zerfurcht, an den Zweigen hellgrau, oft silbergrau wie Espenrinde. Die dicken, kurzen, kreisrunden, hellgrünen Nadeln, welche zierlich weiß längsgestreift sind, stehen einzeln an den Zweigen (nicht in Scheiden wie bei anderen Föhren) und bilden an der Spitze der Zweige dünne, kurze Büschel, in denen 8 bis 12 Nadeln zu stehen pflegen. Büschel von 6 bis 8 stehen weiter zurück in Quirlform um die Zweige. Aber die Zweige stehen ziemlich dicht, so daß die Krone aus ganz massiven grünen Massen zusammengesetzt ist, die aber das leichte Ansehen, welches die Benadelung giebt, nie verleugnen. Das Charakteristische an dieser Baumgestalt ist die Vereinigung des Nadel- mit dem Laubholz, genauer gesagt mit dem Eichencharakter. Dieser Mischung dankt sie ihre unendliche Mannigfaltigkeit in Ast- und Kronenbildung, die größer ist als bei unserer Eiche, denn zu der Freiheit der Verästelung kommt hier die Tendenz zur Durchführung des Stammes, der viel eher den Baum von der Wurzel aus in drei oder vier Aeste auseinandergehen, als ihn eine runde Krone bilden läßt, in der der Stamm mit seinen Aesten gleichsam ausstrahlt. Er giebt wohl starke Aeste in Mannshöhe ab, welche eine untere Krone, breit, laubbaumhaft zusammenweben, hebt sich aber dann gerade in die Höhe und baut über dem Schirme dieser ersten Krone eine zweite in Gestalt einer Pyramide auf.

Ueber die Steppe geht der Ritt nach dem See. Man glaubt, er könne keine Stunde entfernt sein und reitet fast deren vier, bis man sein Ufer erreicht. Es ist abgesehen von der Hitze, die von oben vom wolkenlosen Himmel kommt und von dem dürren Erdboden versengend ausstrahlt, und von der öden Einförmigkeit der Umgebung besser durch dieses Buschwerk zu reiten, als man im Anfang glaubt. All das Gestrüpp wächst in der Weise zerstreut, daß man Raum genug findet, um ohne große Mühe mit dem Pferd durchkommen zu können. Ein Busch, der zwei Quadratfuß Land bedeckt, braucht für seine breithinziehenden Wurzeln vier Quadratfuß Boden, denn eine dichte Vegetation ist in dem dürren Lande nicht möglich. So ist um jede größere Pflanze ein Raum frei, den zum größten Theil nicht einmal Gras oder Kraut bedeckt.

Nur eins macht das Reiten über die Steppe unangenehm und gefährlich: die Masse der Schlangen. Die gefürchtete Klapperschlange ist unter denselben nicht selten und der Glaube ist allgemein, daß sie an diesen heißen, trockenen Orten bösartiger und gefährlicher sei als an feuchteren, mehr schattigen Stellen. Die Stämmchen des Sage-Brush und anderer verzweigter Büsche sind meistens so zusammengewirrt und schlangenhaft gewunden, daß es nicht möglich ist, auf den ersten Blick eine Schlange herauszufinden, die sich unter denselben verborgen hat. Sie scheinen selber diesen Vortheil zu kennen, denn wenn man sie verfolgt, flüchten sie sich unfehlbar in den Schutz dieser Büsche. Am Nachmittag ritten wir in der größten Hitze am Abhang des Sees hin, der Führer voraus und ich ein paar Schritte hinter ihm. Plötzlich machte sein Pferd ein paar Sprünge und er kehrt sich mit blassem Gesicht um und ruft: Links, Links! und flucht. Ich schwenkte nach links und war erstaunt, was er wollte, denn seitdem die Whiskeyflasche leer war, hatte ich ihn nie so lebhaft gesehen. Ich sah ihn vom Pferde springen und Steine aufraffen und folgte seinem Beispiel, als er rief, daß eine Klapperschlange hart am Weg im Sage-Brush liege. Unser Reisegefährte kam hinzu und von drei Seiten bombardirte man das Scheusal, das sich ganz in die verwirrten Aeste des Busches verschlungen hatte. Aber als es herauskam und sich paralysirt in den Staub streckte, sahen wir, daß es nichts weniger als eine Klapperschlange, sondern eine unschädliche Natterart war. Nur die Zeichnung und Färbung war allerdings in hohem Grade klapperschlangenartig. Bei der Gefährlichkeit der eigentlichen Klapperschlange schämt sich aber Niemand eines solchen panischen Schreckens.

Friedrich Ratzel.

Aus allen Erdtheilen.

Einiges über Witterungsangaben. Gemeinfaßlich dargelegt von Hermann Kopp. (Mit sechs Tafeln. 142 S. Braunschweig, Fr. Vieweg und Sohn, 1879.)

Es sei uns gestattet, den Inhalt dieses lehrreichen, nur 142 Seiten umfassenden Buches hier kurz darzulegen.

Schon in den ältesten Zeiten wurde beobachtet, was auf die Witterung Bezug hat, und daß in dem Gange derselben Regelmäßigkeiten vorhanden seien. Genauere Kenntniß derselben war aber erst möglich, nachdem meteorologische Instrumente erfunden waren, d. h. seitdem um die Mitte des 17. Jahrhunderts die Mitglieder der später Accademia del Cimento genannten naturforschenden Gesellschaft in Florenz mit Weingeist gefüllte Thermometer anwendeten, und etwa zur selben Zeit durch den Franzosen Pascal die Höhe der durch Luftdruck äquilibrirten Quecksilbersäule als ein Maß des Luftdrucks abgebend in Anwendung gebracht

wurde. Die ersten planmäßigen Beobachtungen an verschiedenen Orten veranlaßte die Societas meteorologica Palatina zu Mannheim (1782 bis 1792); doch waren dieselben noch auf wenige Beobachtungsstunden je eines Tages beschränkt. Den nächsten Fortschritt bezeichneten die stündlichen Ablesungen während des ganzen Tages und eines Theiles der Nacht von Toaldo und Chiminello in Padua (1778 bis 1780) und von dem ältern Gatterer in Göttingen, und die ersten ganz vollständigen, von Stunde zu Stunde ohne Unterbrechung gemachten sind diejenigen, welche 1824 und 1825 auf Brewster's Anregung die Offiziere eines die Wache im Fort Leith bei Edinburg gebenden Artillerieregimentes machten. Auf diese folgten dann seit den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts die auf Veranlassung von Regierungen, wie der russischen, englischen, nordamerikanischen u. s. w., angestellten Ablesungen; namentlich Europa ist jetzt von einem Ende bis zum andern mit meteorologischen Stationen förmlich übersäet, deren Arbeiten es ermöglichten, nicht nur für die Temperatur, sondern auch für den Luftdruck, die Feuchtigkeit, die Windrichtung u. s. w. die durchschnittliche Aenderung abzuleiten, die Stärke resp. Menge der einzelnen Factoren (Wind, Regen, Schnee 2c.) zu berechnen und ihren innern Zusammenhang aufzusuchen. Nachdem man so die durchschnittlichen Zustände der Atmosphäre bestimmt hatte, konnte man die Abweichungen davon untersuchen. In solcher Weise beschäftigte sich bis vor etwa einem Vierteljahrhundert die Meteorologie überwiegend mit der Betrachtung, wie die Witterung war; erst in neuerer Zeit kam sie dahin, die Witterung zu betrachten so, wie sie zur Zeit ist, und das ermöglichte allein der elektrische Telegraph etwa seit der ersten Hälfte der vierziger Jahre. Damals schon (1842) sprachen Kreil und Piddington es aus, daß die Telegraphie wohl auch zur Uebermittelung von Sturmwarnungen zu benutzen sei; praktisch verwerthet wurde dieser Gedanke zuerst in den Vereinigten Staaten, später in England und sonst. Seit 1850 wurde, gleichfalls zuerst in Nordamerika, die kartographische Darstellung zur Veranschaulichung meteorologischer Erscheinungen empfohlen. In Europa gab der Sturm vom 14. November 1854 (Sturm von Balaklawa), der die französische und englische Flotte im Schwarzen Meere arg schädigte, den Anstoß dazu, gleichzeitige Witterungszustände verschiedener Orte in Betracht zu nehmen: es geschah durch Le Verrier und Liais in Paris, denen der Telegraph die Beobachtungen zahlreicher Stationen übermittelte. 1863 wurden in Paris die ersten Witterungskarten ausgegeben, welche Luftdruck (durch Isobaren), Richtung und Stärke des Windes (durch Pfeile) erkennen ließen. Von ihnen aus hat sich das Entwerfen solcher Karten, wie sie jetzt so vielfach und in weiterer Durchbildung erscheinen, überhaupt ausgebildet. Mehr oder weniger ausführlich legt Kopp die Entwickelung dar, welche die Herstellung und Veröffentlichung von Witterungsberichten und -karten durch die meteorologischen Centralstellen in Frankreich, England (R. H. Scott), den Niederlanden (Buys Ballot), Preußen (Dove), dem Deutschen Reiche (Hamburger Seewarte unter Neumayer), Oesterreich (Kreil, Jelinek, Hann), Rußland (Kupffer, Kämtz, Wild), Italien (Donati), Skandinavien (Mohn) und den Vereinigten Staaten (Henry, Abbe, Armstrong, Myer) genommen hat; bespricht dann die von Zeitungen gebrachten Witterungskarten und wie deren gesammter Inhalt sich nicht nur in Worten oder Chiffern telegraphisch nach entfernten Orten übermitteln und dort wieder in Kartenform bringen läßt, sondern auch wie (in Folge der Fähigkeit des elektrischen Stromes, chemische Verbindungen zu zersetzen) die Karte selbst an einen entfernten Ort telegraphisch übertragen werden kann.

Der dritte Abschnitt zeigt, daß man die Witterung, wie sie ist und war, vorzüglich deshalb beobachtet, um sich daraus ein Urtheil darüber bilden zu können, wie sie in der nächstkommenden Zeit sein wird, und das giebt dem Verfasser Veranlassung, einen Rückblick zu werfen auf die früheren und frühesten Versuche, das Wetter zu prophezeien. In Urzeiten hielten Griechen, Germanen, Inder, Juden und heutigen Tages noch halten die Naturvölker die Witterungserscheinungen für Ergebnisse göttlicher Anordnungen, und glaubten durch Bitten, Opfer, Zaubereien u. s. w. auf dieselben einwirken zu können. Es wird dann der alte Glaube, daß die Gestirne, namentlich Sonne und Mond, und die Kometen auf die Witterung Einfluß ausüben und dieselbe im Voraus anzeigen, und die Anerkennung besprochen, welche Astrologie und speciell Astrometeorologie seit der grauesten Urzeit das ganze Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit und vereinzelt bis auf unsere Tage gefunden haben. Eine Reihe der interessantesten und ergötzlichsten Einzelheiten aus dem Gebiete des dahin gehörenden Aberglaubens machen diesen Theil des Buches zu einem unterhaltenden, namentlich wo der Verfasser auf die Wetterprophezeiungen des 16. Jahrhunderts, des hundertjährigen Kalenders (zuerst 1701 durch den thüringischen Arzt, Dichter und Vielschreiber Dr. Hellwig veröffentlicht), des jetzt in Frankreich renommirten Almanach Mathieu, des Berliner Badeschrankerfinders Schneider u. dgl. zu sprechen kommt. Die neuere Meteorologie hat zwar z. B. nachgewiesen, wie sich der Einfluß des Mondes auf die Witterung (Luftdruck, Wärme) auf ein Minimum beschränkt, hat aber noch nicht ganz mit dem Aberglauben in dieser Beziehung aufräumen können.

Zum Schlusse dieses Abschnittes wird die erst in neuerer Zeit aufgeworfene Frage behandelt, ob die Häufigkeit der Sonnenflecken eine Einwirkung auf den Gang der Witterung ausübe; den Nachweis, daß und wie dies statthabe, erachtet Kopp für noch nicht mit Sicherheit erbracht („Eine vorgefaßte Ansicht — sagt er S. 100 — scheint die Deutung der bei einzelnen solchen Versuchen erlangten Resultate beeinflußt zu haben"), und er behandelt darauf das Thema, wie irdische Dinge als Anhaltspunkte für Wetterprophezeiungen benutzt worden sind. Da werden die auf wirklicher oder vermeintlicher Erfahrung gegründeten Wetterregeln besprochen; die geglaubte Wirkung der „Lostage" (z. B. Lichtmeß, St. Medardus, Mariä Heimsuchung u. s. f.), welche durch die an ihnen herrschende Witterung dieselbe für spätere Zeiten bestimmen sollen; die Wettervorhersagungen aus dem Verhalten von Thieren, wie Schafböcken, Spinnen, Vögeln und Laubfröschen; die vermeintliche Befähigung mancher mit Leichdornen, Narben 2c. behafteten oder besonders sensibelen Menschen, Aenderungen der Witterung vorauszuempfinden; die Voraussagung des kommenden Wetters auf Grund des augenblicklich herrschenden von den ältesten Zeiten an bis herab auf die Erfindung des weitverbreiteten und hoch in Ansehen stehenden „Wetterglases", dessen Zuverlässigkeit hinsichtlich des Vorausverkündigens von Regen übrigens schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bei Einzelnen in Mißcredit kam. Noch bis in die sechsziger Jahre dieses Säculums hinein galten Wetterprophezeiungen für unwissenschaftlich und unzuverlässig. Daß man aber in der That solche machen kann, beruht darauf, daß man jetzt an einem Orte übersehen kann, wie für die Gegenwart und die ihr zunächst vorhergehende Zeit Zustände und Vorgänge in der Atmosphäre über verschiedenen Orten der Erdoberfläche statthaben und statthatten, so daß die Verschiebung dieser Zustände und Vorgänge verfolgt und beurtheilt werden kann, welche Orte, bis zu welchen dieselben noch nicht vorgedrungen sind, in ihren Bereich kommen werden.

Namentlich leistungsfähig hat sich die heutige Meteorologie im Voraussagen von Stürmen bewährt, deren Entstehung, Fortbewegung und Eigenschaften kurz auseinandergesetzt werden, ebenso wie die Art und Weise, in welcher in den verschiedenen Ländern (zuerst 1860 in den Niederlanden durch Buys Ballot) Sturmwarnungen und andere Witterungsvoraussagungen eingeführt worden sind, zum Theil trotz der anfänglichen Abneigung der am meisten dabei Interessirten, der Seeleute. Längere Beschäftigung mit der Prognose von Stürmen hat übrigens die Sicherheit dieser Prognose bedeutend vergrößert: in dem englischen Warnungssystem stieg z. B. von 1870 bis 1872 die Zahl der bestätigten Warnungen von 65 auf 80 Procent; in Nordamerika betrug 1872 die Zahl der wirklich eingetroffenen Stürme ca. 70 Proc. der angekündigten. Was die Witterungsvoraussagungen überhaupt betrifft, so haben sich z. B. in den Sommermonaten 1877 etwa 70 Proc. gut, etwa 20 Proc. theilweise bewährt; von denen des Signal Office zu Washington trafen ein 1871 69 Proc., 1872 77, im October 1877 85, im März 1878 86 Proc. Mit einem Hinweise darauf, wie man jetzt in Europa dahin strebt, auch die Landwirthschaft von diesen Voraussagungen Nutzen ziehen zu lassen, schließt das Buch, dessen Verfasser es erstrebt, „bekannter werden zu lassen, wie die Witterungskunde der Neuzeit zu dem, was ihr eigenthümlich ist, gelangte, und was sie von der vergangener Zeiten unterscheidet."

Asien.

— Ueber die Untersuchung und Neuaufnahme eines Theiles der Küste des Kaspischen Meeres schreibt der „Russ. Invalide" nach officiellen Berichten:

Das nordöstliche Ufer des Kaspischen Meeres von der Stadt Gurjew (am Ural) bis zu dem Flusse Emba und weiter östlich bis zu den Brunnen Blja'uli und Dombojakty war bisher noch nicht untersucht worden und ist deshalb auf allen Karten des Orenburger Militärbezirks noch nicht ausgezeichnet. Bei der halbinstrumentalen Aufnahme der Kirghizen-Steppe in den Jahren 1830 bis 1840 hatten die Aufnehmer das Gebiet des Tentjak-sor (zwischen dem Unterlaufe des Ural und der Emba) umgangen, wegen des Mangels an süßem Wasser in demselben und wegen des Vorhandenseins zahlreicher tiefer Wasserläufe und morastiger Salzsümpfe von sehr bruchartiger Beschaffenheit. In letzter Zeit war aber gerüchtweise bekannt geworden, daß das Gebiet des Tentjak-sor eine Anzahl Salzseen berge, und daß Fischer aus Astrachan an der dortigen Küste Stationen zum Einsalzen der Fische angelegt hätten. Die militär-topographische Abtheilung des Orenburger Militärbezirks unternahm deshalb 1878 eine Untersuchung des „Sor", die in jeder Weise von Erfolg gekrönt wurde.

Die Aufnahme des Gebietes von Tentjak-sor zeigte

1. daß von dem Flüßchen Sokolka bis zum Kara-Baspak und weiter ostwärts bis zu dem Grabhügel Alike die ganze Gegend, einschließlich des Meeresufers, von tiefen Wasserrinnen durchschnitten ist, welche mit Schilf bewachsen sind. Durch Westwinde wird dieselbe häufig überschwemmt und ist bei heftigen Winden ganz wie eine Fortsetzung des Meeres. Die Prorany (Meeresarme, Aestuarien) Kara-Baspak und Alpys-At dienen als Ausflüsse für das Wasser des Tentjak-sor. Das Fehlen süßen Wassers, das Schilf, die Muscheln, welche sich vorfinden, und der aus Meerschlamm bestehende Boden charakterisiren die beschriebene Gegend;

2. daß die Strecke nördlich des Gebietes vom Kara-Baspak bis zu dem Brunnen Dshanybek eben so wie dem Tentjak-sor ehemals unter Wasser gestanden hat, und

3. daß das Ostufer des Kaspischen Meeres von Jahr zu Jahr mehr versandet.

Nördlich vom Kara-Baspak trifft man Erhebungen über dem Meeresspiegel bis zu 4 Sashen (9,5 m) Höhe.

Das beschriebene Aufnahmegebiet ist bedeckt mit Salzsümpfen und mit Seen, in denen Salz anschießt, nämlich dem Kara-Baspak, Iskene, Tschubar-tuz und Dosaly. Die Seen enthalten ein gutes weißes Salz (Proben sind zur chemischen Analyse nach Orenburg geschickt). Die Kazaken von Astrachan und vom Ural wenden ausschließlich dies Salz zum Einsalzen der Fische und des Kaviar an. Zur Beurtheilung der Menge des sich vorfindenden Salzes diene, daß allein der See Iskene an 6 Werst in der Länge und $2\frac{1}{2}$ Werst in der Breite mißt, und daß die Oberfläche aller Salzseen 8630 Deßjätinen (9424 ha) bedeckt. Unter der etwa 2 Zoll starken reinen Salzschicht folgt schwarzer Moor und dann wieder eine feste Schicht Salz, sogenannte materikowa.

Auf der Ostseite des Sees Iskene und des Morastes Munaily-sor befinden sich Asphaltlager und in Gruben auf ihrer Oberfläche sammelt sich Naphta. Die Salzseen liegen 250 Sashen (533,5 m), die Naphtaquellen 7 Werst (7,47 km) von dem Wasserlaufe Kara-Baspak. Auf diesem fahren die Ural-Kazaken und die Kirghizen in großen Booten von den Stellen, wo Salz und Naphta sich finden, nach dem westlichen Ufer des Kaspischen Meeres. Süßes Wasser wird von der Uralmündung geholt.

In Folge der Aufnahme des Tentjak-sor ist die Nordostküste des Kaspischen Meeres jetzt richtig dargestellt worden. Die astronomische Bestimmung der Lage von Gurjew und von dem Brunnen Blja'uli zeigte, daß die Bezeichnung des Meeresufers um 12 Werst nach Osten verschoben werden muß. Der Fluß Sagis, dessen Mündung, wie man bisher glaubte, sich in den Salzsümpfen verlor, mündet nach der Aufnahme in das Kaspische Meer in zwei Armen, dem Kara-Baspak und dem Alpys-At; der erstere ist bis zu den Salzseen schiffbar.

Alle astrachanischen Behausungen (Einsalzstätten) an den Wasserläufen von Kurotschkin, Rakuschetsch und Koi-sar (im Ganzen 20 Gehöfte) sind in Folge der Aufnahmen von 1878 zum ersten Male auf den Karten des Orenburger Bezirks zur Darstellung gebracht.

— Ueber die Lage der Stadt Tasch-kurgan, in der Schir Ali kurz vor seinem Tode vom 1./13. bis 15./27. Januar 1879 sich aufhielt, schreibt J. Jaworski der Turkestanischen Zeitung in einer Korrespondenz aus Mazari-Scherif vom 16./28. Januar: Tasch-kurgan liegt in den Vorbergen der nördlichen Abdachung des Hindukusch. Die Berge fallen dort zur Stadt ab in fast senkrechter Wand, welche das Flüßchen Chulum durchschneidet. Die Schlucht, welche der Durchbruch des Chulum gebildet hat, ist eine enge etwa 50 Schritt breite Spalte mit beiderseits senkrechten Wänden von 300 bis 400 Fuß Höhe. Diese Wände sind so glatt wie von Menschenhand polirt. Die Schlucht, welche sich nach Süden allmälig verbreitert, ist 15 bis 16 Werst lang. Zu beiden Seiten derselben erheben sich Piks zu 2000 bis 3000 Fuß Höhe. Der Wasserreichthum des Chulum bot hier Gelegenheit zum Entstehen einer ziemlich bedeutenden Stadt, die sich von West nach Ost auf 10 Werst in die Länge erstreckt bei einer Breite von 5 bis 6 Werst. Ueber der Stadt am Eingange in die Schlucht selbst erhebt sich die kleine Festung, die mit einem Bataillon besetzt und mit zwei Geschützen armirt ist. Auf fast senkrechtem Felsen liegend müßte sie bei mehr kunstgerechter Anlage fast unnahbar sein. Von der Höhe dieser Festung hat man einen umfassenden Blick über die Stadt, die in Gärten fast versteckt liegt, und über die weite Ebene jenseits derselben. Nur fern im Norden zeigen sich wie im Nebel die unklaren Linien der Berge von Kobadian und Schirabat. Fast in der Mitte dieser Ebene zieht sich von West nach Ost ein schmales, blaues Band — es ist der Amu, noch jüngst der civilisirten Welt fast unbekannt.

— Im December 1878 wurde durch ein Dekret der Re-

gierung der japanesische Generalstab organisirt und dabei ein Amt für Karten und Pläne und ein anderes für Statistik errichtet. Bei dem erstern besteht ein Depôt, welches topographische Dokumente zu sammeln und die für Aufnahme und Stich von Karten erforderlichen Geräthschaften und Instrumente aufzubewahren und in Stand zu halten hat. Ein eigenes Corps von Ingenieur-Geographen ist nicht errichtet worden, sondern es kann sich ein jeder japanische Offizier, der dazu die Vorkenntnisse besitzt, an den Aufnahmearbeiten betheiligen. Es ist übrigens, wenn auch nicht allgemein bekannt, so doch feststehend, daß die Japaner nicht allein für das Aufnehmen, sondern auch für die technische Herstellung von Karten ein ganz ausgesprochenes Talent besitzen.

— Eine neue Stadt auf der Insel Jeso. Die japanische Regierung nimmt die Kolonisirung der großen Insel Jeso jetzt scharf in Angriff und hat namentlich in der neuesten Zeit die Entwickelung der Stadt Satsuporo (auch Sapporo genannt) gefördert. Nach einem Berichte der „Japan Weekly Mail" vom 25. Mai 1878, dessen Verfasser der englische Konsul Eusden in Hokodate ist, standen vor sieben Jahren da, wo jetzt die Stadt sich erhebt, nur Wälder. Satsuporo, das zur künftigen Hauptstadt bestimmt ist, obgleich es im Binnenlande nördlich von der Vulkanbay liegt, zählt jetzt schon 2335 Einwohner in 786 Häusern; dazu kommen etwa 1000 in der Nachbarschaft garnisonirende Soldaten. Die Stadt ist nach amerikanischer Art in großen Quadraten mit breiten Straßen angelegt; die meisten Häuser sind von japanischer Bauart, doch alle öffentlichen Gebäude, welche das Kaitakuschi (Kolonialdepartement) aufführte, sind im europäischen Stile, so z. B. das Kolonialamt, über dem die blaue Flagge mit dem fünfeckigen rothen Sterne weht.

In Satsuporo ist eine japanische Ackerbauhochschule errichtet worden, die aus vier großen, zweistöckigen Gebäuden besteht und mit einem zoologischen, botanischen, geologischen und Ackerbaumuseum verbunden ist. Sechszig Studenten werden hier auf Kosten der Regierung ausgebildet, müssen sich aber verpflichten, nach Beendigung ihrer Studien in den Dienst der Regierung zu treten und für den Aufschwung der Agrikultur in Jeso Sorge zu tragen. Der Unterricht erfolgt in deutscher und englischer Sprache, dauert vier Jahre lang und erstreckt sich auf Landwirthschaft, Nationalökonomie, Chemie, Botanik, Geologie 2c. Verbunden damit sind praktische Uebungen im Maschinenwesen und der Besuch der landwirthschaftlichen Station. Die Church Missionary Society hat sich bereits des Ortes bemächtigt und unter den Studenten Proselyten gemacht.

— F. R. Nachrichten über die Insel Quelpart (Korea). Im Oktober 1878 strandete eine britische Barke an der Südküste der Insel Quelpart. Ihre Mannschaft, aus Europäern und Chinesen bestehend, wurde von Seiten der Eingeborenen auf das Freundlichste aufgenommen und ihr Kapitän von den Beamten nach der an der Nordküste liegenden Hauptstadt und von da auf eine japanische Dschunke gebracht, die ihn nach Nagasaki überführte. Um die Mannschaft abzuholen und von Schiff und der Ladung zu retten, was zu retten war, wurde von Nagasaki aus ein Dampfer abgesandt, auf dem unter andern auch ein britischer Konsularbeamter, Mr. Paul, die Reise nach Quelpart mitmachte. Dem letztern verdankt man folgende Nachrichten über die wenig bekannte Insel [1]). Das Landen an der vulkanischen, überall von Lavaklippen umgebenen Südküste wurde mit Hülfe der Koreaner bewerkstelligt, deren Beamte die Europäer mit Musik empfingen, dagegen baten, daß man die Japaner, die zur Besorgung der Bergungsarbeiten mitgebracht worden waren, nicht aus Land senden möge. Geschenke, die man aus Land geschickt hatte, wurden von den Beamten streng zurückgewiesen. Den nächsten Tag wurde das Rettungswerk begonnen, zu welchem der anwesende Hauptbeamte nicht bloß 100 Arbeiter, sondern auch Soldaten gestellt hatte, welche für die Sicherheit der Güter zu sorgen hatten und zu diesem Behufe längs des Weges aufgestellt waren, den dieselben zu nehmen hatten. Während der Tage, daß diese Arbeit währte, wurden mehrere Besuche der Europäer am Lande und der höhergestellten Koreaner auf dem Dampfboote gewechselt, aber während diese jedesmal mit Geschenken ankamen, weigerten sie sich unbedingt ihrerseits sich zur Annahme von Gegengeschenken zu bequemen und nur mit Mühe konnte ihnen ein Bündel japanischer Sonnenschirme aufgedrängt werden, die man mit Absicht am Lande hatte liegen lassen, damit sie sich damit versehen möchten, welche sie aber sofort als gefundenes Gut wieder zurückgebracht hatten. Nur eines Genusses, den man ihnen bot, freuten sie sich in hohem Grade, nämlich des Branntweins, den sie mit Zeichen des lebhaftesten Vergnügens in ziemlich großer Menge zu sich nahmen. Für die Mühewaltung und die Ausgaben, die sie sich machten, nahmen sie ebensowenig irgend eine Vergütung. Sie erklärten das alles für Pflicht und Schuldigkeit. So hatten sie auch den Kapitän der gescheiterten Barke auf Staatskosten nach der Hauptstadt gebracht und seine Mannschaft mehrere Wochen ernährt, bis dieselbe abgeholt ward. Ihr ganzes Benehmen war von außerordentlicher Gutmüthigkeit und Höflichkeit getragen. Sogar noch über die Zeit der Anwesenheit der Europäer hinaus erstreckten sie ihre Sorgfalt, indem sie unmittelbar nach der Abfahrt derselben das Gerippe des gestrandeten Schiffes in Flammen setzten, um ihren Landsleuten keinen Anlaß zur Plünderung zu geben. — Ueber die Insel selbst und ihre Bewohner wurden folgende Thatsachen beobachtet oder vernommen: Quelpart liegt zwischen 126° 10′ bis 126° 57′ östl. L. Gr. und 33° 12′ bis 33° 35′ nördl. Br.; es ist die größte und südlichste der koreanischen Inseln. An ihrem Westende liegt die Insel Eden, am Ostende Beaufort, die Inseln Barlow und Gifford an der Südseite. Die Küsten sind sehr vorwiegend steil und klippig und überall scheinen es vulkanische Gesteine zu sein, mit denen sie aus Meer herantreten. Lavaströme und alte Krater sind deutlich zu erkennen. Der Boden der Insel ist gebirgig, die Berge sind in den höheren Theilen noch überall bewaldet, ausgenommen den höchsten von ihnen, dessen (vulkanischer?) Gipfel waldlos ist. Reichlich sind Weideplätze vertreten, auf denen Rinder und kleine Pferde gezüchtet werden. Auch für den Ackerbau scheint der Boden günstig. Die Rübe scheint die Hauptfrucht, daneben Weizen, Gerste und Buchweizen. Das Klima ist gleichmäßig, aber kühl und feucht, December, Januar und Februar sind sehr schneereich, und dicke Nebel sind häufig. Die Bevölkerung der Insel beträgt etwa 10 000, von denen ein Theil in zwei Städten, der andere über das Land hin wohnt. Die Häuser auf dem Lande sind aus Stein und Lehm gebaut, die Böden aus getrocknetem Lehm, die Dächer aus Rohr, die Fenster sind wie in Japan mit Papier verkleidet. Die Hauptstadt liegt an der Nordküste, ihr Name ist Tschlegiusu, sie ist umwallt, und mit Garnison versehen. Hier haben die Behörden ihren Sitz, von denen nur zwei oder drei der höchsten mit Koreanern vom Festlande besetzt sind, während alle anderen Stellen in den Händen von eingeborenen Insulanern sind. Alle Beamtungen, bis zum niedersten Soldaten herab sind erblich. Die beiden höchsten Beamten sind der Taiounscha, ein militärischer, und der Hanguan, ein Civilbeamter. Alle tragen Kommandostäbe und außerdem an den großen flachen Hüten Abzeichen aus Pfauenfedern, Bernstein- und Korallenketten. Die Unterbeamten sind sehr zahlreich, und das Volk wird offenbar ganz gründlich regiert. Besonders die körperlichen Strafen, zu deren Vollziehung die zahlreichen Polizeidiener ruderförmige Stöcke mit sich führen, werden sehr prompt ausgetheilt. Die kleinste Ungeberdigkeit wird auf der Stelle mit Stockschlägen geahndet, deren Aufzählung ein höherer Beamter würdevoll controlirt. Die Waffen der Sol-

[1]) Wir entnehmen sie dem Aprilheft 1879 des „Nautical Magazine", dem sie vom Handelsamt mitgetheilt wurde.

daten sind Schwerter, sieben Fuß lange Lanzen und Flinten. Große runde Signalthürme, augenscheinlich von hohem Alter, finden sich in großer Zahl, längs der ganzen Küste, auf jedem Vorgebirge und auf allen Berggipfeln, und von ihnen aus wird die Annäherung jedes auffallenden Schiffes u. s. w. bei Tag und Nacht nach der Hauptstadt gemeldet. Ihre Schrift ist chinesisch, und auch ihre Religion ist das chinesische Gemisch von Buddhismus und Confucianismus. Die Heirathsgebräuche scheinen sehr den japanischen zu ähneln. Die Einweiberschaft ist gesetzlich, und die Kebsweiberei verboten. Die Frauen thun harte Arbeit im Felde. Man hielt sie geflissentlich von den Europäern fern, die ihre Tracht ähnlich der chinesischen fanden, und keinen hohen Begriff von ihrer Schönheit mitnahmen. Ihre Musik und ihr Tanz gleichen ebenfalls den japanischen. Die Tracht der Männer ist von chinesischem Zuschnitt, bei dem hohen aus Seide, bei dem niedern Volk aus weißem oder gelbem Zeug, der an das „Grass Cloth" der Japanesen erinnert. Sie tragen sehr breite flache Filzhüte. Die Industrie ist auf der Insel nicht in hoher Blüthe, wie sich daraus schließen läßt, daß die Webstoffe alle eingeführt sind. Kleine Metallwaaren von japanesischen Formen werden jedoch hier angefertigt. Man sah Proben von Kupfererz, erfuhr aber nicht, ob dasselbe auf Metall verarbeitet wird. Die Besucher sammelten auch einige koreanische Worte, wie Ose, guten Morgen; toposai, lebe wohl; tschiota, sehr schön; sunahai, Mann; ketschin, Frau. Als den Namen des ungefähr 2000 m hohen Hauptberges der Insel gab man ihnen Harrosen an, und als den Titel des Königs Schoippin.

Nordamerika.

— Die Pelzverkäufe der Hudsons-Bay im letzten Frühjahr haben kein Zeichen von Rückgang in der Zahl der Felle erkennen lassen, wie man bei der sehr energischen und vervollkommneten Pelzthierjagd des nördlichen Nordamerika vermuthen sollte. Auch scheinen die Unternehmungen der Gesellschaft noch immer reichen Gewinn abzuwerfen, wenn auch die Zeit längst vorüber ist, in der die Aktionäre derselben ihren Gewinn nach Hunderten von Procenten berechneten. Die Felle, die auf den Frühjahrsmarkt kommen, stammen alle aus demjenigen Theil des Hudsons-Bay-Gebietes, welcher östlich von dem Felsengebirge liegt. Unter anderen befanden sich darunter 11 261 Flußottern, 53 000 Nörz, deren Zahl sich immer gleich bleibt, während ihr Werth sich seit 30 Jahren vervierzigfacht hat, 50 000 Zobel, 12 000 Roth-, 6000 Weiß-, 3000 Kreuz- und 800 Silberfüchse. Die letzteren sind das kostbarste Pelzwerk, das gegenwärtig überhaupt gebraucht wird, einzelne Felle gingen zu 30 bis 40 Pfund weg. Auch 60 Blaufüchse kamen auf den Markt; außerdem noch 23 500 Luchse, 8000 Stinkthiere, 7000 Pekans, 6000 Bären und 2000 Dachse. Einen starken Rückgang zeigen Biber, Hermelin und Moschusratte, von denen 5470 beziehungsweise 3800 und 2800 zum Verkauf kamen. Es ist jedenfalls nur zum kleinern Theil die mindere Nachfrage, zum größern die rücksichtslose Ausrottung, welche gerade diese kostbaren Pelzthiere immer seltener werden läßt.

— In der Grafschaft Outaouais der Provinz Quebec sind Lager phosphorsauren Kalkes entdeckt worden. In Folge dessen sind die betreffenden Ländereien enorm im Preise gestiegen, im Handumdrehen ist eine neue Industrie dort entstanden und Leben und Bewegung herrscht jetzt, wo kurz zuvor die Besiedelung nur langsam fortschritt, da das Gebiet keineswegs zu den fruchtbarsten gehörte. Selbst der bis dahin fast ausschließlich betriebene Holzhandel verliert an Bedeutung. Ueberall werden Wege angelegt und neue Gebiete erschlossen. In Templeton allein sind 300 Menschen und 50 Gespanne mit der Gewinnung und Fortschaffung des Minerals beschäftigt, das in England und auf dem europäischen Kontinente gesucht ist. Hull, Wakefield, Portland u. s. w. stehen Templeton kaum nach, und wenn nicht alles trügt, so wird sich hier eine neue großartige und reiche amerikanische Industrie entwickeln.

(The Colonies and India.)

— Von E. von Hesse-Wartegg's Nordamerika (s. „Globus" XXXV, S. 176) liegt der zweite Band vor, der das Centrum des riesigen Ländercomplexes in seinen Hauptzügen in Bild und Wort behandelt. Wir lernen das „amerikanische Paris", das lustige Cincinnati mit seinen vielen deutschen Bewohnern, seiner Bierbrauerei, Branntweinbrennerei und Schweineschlächterei kennen, die Dampfschifffahrt auf dem Ohio und dem Mississippi von der Quelle an; die Mammuth-Höhle in Kentucki; St. Louis, das „amerikanische Rom"; Chicago, das sich nach dem Riesenbrande am 8. Oktober 1871 so erstaunlich rasch aus der Asche erhob, mit seinen Elevatoren (Speichern) und Riesenhôtels, seinen Schweine- und Rindviehschlächtereien; Milwaukee 2c. Es folgen oft recht drastische Schilderungen der Prairien von Kansas und Nebraska, ihrer rasend schnellen Entwickelung und des tollen Lebens und Treibens daselbst, und zuletzt eine Reihe prachtvoll illustrirter Abschnitte über die Felsengebirge von Colorado und Wyoming mit ihren Bergspitzen, Cañons, Riesenparks, Badeorten und sonstigen Merkwürdigkeiten (namentlich dem Nationalpark am Yellowstone-Fluß) und über das Minenwesen in jenen gold- und silberreichen Distrikten.

* * *

Die Negerwanderung aus dem Süden der Vereinigten Staaten nach dem Westen, vorzüglich nach Missouri, Kansas und Nebraska, hat im Laufe des Monats März dieses Jahres solche Dimensionen angenommen, daß sie in den Gegenden, nach denen sie zielte, als eine große Kalamität empfunden wurde, der die Bewohner durch Abmahnungen abzuhelfen suchten, die sie nach den Südstaaten gelangen ließen. In Kansas waren im Laufe des Frühlings über 2000 angekommen, denen noch andere folgten. In St. Louis lagerten an einem Tage 1300 dieser Auswanderer und am 16. März brachte ein Dampfer von Vicksburg 92 Familien mit circa 600 Köpfen nach St. Louis. Die Berichte aus dem Süden ließen dabei noch immer weitern Zufluß erwarten, so daß der Mayor von St. Louis in einer Ansprache „An Alle, die es angeht" die sehr verständliche Warnung richtete: „Verlasset Eure Heimath nicht auf Grund leerer Versprechungen und unternehmt keine lange Reise nach dem Westen, wenn ihr nicht Geld genug besitzt, dieselbe zu bezahlen." Der größte Theil dieser Auswanderer wird als nahezu oder gänzlich mittellos geschildert, so daß man in Kansas sich bereits gezwungen sah, eine große Zahl von ihnen nach Louisiana, Mississippi und Tennessee, woher sie gekommen waren, wieder zurückzusenden. Man giebt als Ursache dieser unerwarteten Wanderung das Elend an, das in Folge zweier Mißernten in den Golfstaaten und besonders längs des untern Mississippi herrscht, wo es gleichzeitig Ueberfluß (?) an Arbeitskräften geben soll, und glaubt, daß gewissenlose Agenten die unglückselige Idee, in der rauhen Jahreszeit nordwärts zu wandern, in die Köpfe dieser Leute gesetzt haben. Die republikanische Parteipresse schlägt natürlicher Weise Kapital aus dieser Auswanderung der „unterdrückten Brüder", indem sie die demokratischen Weißen des Südens anklagt, die Farbigen einzuschüchtern und aus dem Lande zu drängen. Für den Völkerforscher ist diese Erscheinung unter allen Umständen interessant als ein weiteres Glied in der Kette der Folgen, die die Aufhebung der Sklaverei in den Vereinigten Staaten gehabt hat und sicherlich in reichlichem Maße noch haben wird. Diese Folgen werden ihrerseits bedeutende Veränderungen in der Vertheilung der Neger über das Gebiet der Vereinigten Staaten herbeiführen. Zuerst sind sie schon während des Bürgerkrieges aus Maryland, Virginien und Nord-Carolina massenweise einerseits nach den südlicheren Staaten, besonders Florida, Mississippi und Texas, andererseits nach den reichen Weststaaten Indiana, Ohio, Illinois, Wisconsin, Iowa gewandert. Gleichzeitig verließen viele verarmte oder verbit-

terte Weiße den Süden, um nach Westen zu gehen. Jetzt hat dagegen die weiße Einwanderung nach dem Süden wieder zugenommen und zugleich diese neue Westwanderung der Neger begonnen, welche die ethnographische Zusammensetzung der noch ziemlich dünnen Bevölkerung von Staaten wie Kansas oder Nebraska ganz erheblich beeinflussen wird.

— Die Einwanderung nach dem Westen der Vereinigten Staaten hat in der letzten Zeit bedeutende Verhältnisse angenommen. Die „Railway World" schätzt den Verkauf und die Besiedelung von Ländereien im Jahre 1878 im Westen, Nordwesten und Südwesten auf 18 Millionen Acker und deren Ansiedler auf 600 000 Köpfe, von denen $^9/_{10}$ aus den Neu-England-, Mittel- und anderen Staaten östlich vom Mississippi kamen. Texas allein erhielt mindestens 200 000 neue Einwohner, Kansas hatte einen Zuwachs von 125 000, Nebraska 100 000, Minnesota 50 000, Dakota 100 000 ꝛc. Seit 1873 müssen mindestens $1^1/_2$ Millionen Menschen aus dem Osten, namentlich aus den großen Städten, nach dem Westen ausgewandert sein. Dakota soll jetzt 150 000 Einwohner haben.

— Zum Vorstand der neuen allgemeinen Landeserforschung der Vereinigten Staaten, welche an die Stelle der bisherigen Surveys von Hayden, Wheeler und Powell tritt, ist der Geolog Clarence King ernannt, der bisher die Erforschung des Landes um den 40. Breitengrad leitete.

— Auf S. 176 des 35. Bandes brachte der „Globus" trübe Nachrichten aus Mexico, welche der Augsburger Allgemeinen Zeitung entnommen waren. Dieselben datirten vom December vorigen Jahres. Inzwischen scheinen sich die Dinge dort wieder zum Bessern gewendet zu haben. Uns liegt eine Nummer des „Diario Oficial" vom 28. Februar vor, welches u. A. folgende erfreuliche Nachrichten enthält. Am 5. Februar wurde die Chaussee und Brücke de la Cruz über den Cuyutlan-See, welche Manzanillo und Coliman (an der Südwestküste) verbindet, eröffnet. — An dem Gebäude für die am 15. Januar 1880 in Mexico zu eröffnende internationale Ausstellung wird fleißig gearbeitet. — Am 5. Februar, dem 22. Jahrestage der Verfassung, wurden nach dortigem Gebrauche circa eine deutsche Meile verschiedener Chausseen, die Telegraphenlinie von San Luis Potosi nach Zacatecas und der 1878 durch Regen zerstörte und nun wiederhergestellte Fahrweg zwischen San Luis Potosi und Tampico dem Verkehr übergeben. Der Telegraph von Oaxaca nach Tehuantepec ist nahezu vollendet. Zwischen San Luis Potosi und Tampico wurde eine Postverbindung eröffnet, welche wöchentlich zweimal stattfindet und jene Strecke in drei Tagen zurücklegt. — Zwar ist eine deutsche Meile Zuwachs für fünf Chausseen nicht viel, und gleichzeitig mit den obigen Nachrichten meldet das „Diario Oficial" von einem Aufstande in Sinaloa, den eine Mordthat des Gouverneurs hervorrief — aber unter den Tropen muß man mit anderm Maßstabe messen, als in den gemäßigten Zonen, und sich über jeden, auch den kleinsten Fortschritt freuen.

— Friedrich Ratzel „Aus Mexico". Reiseskizzen aus den Jahren 1874 und 1875. Mit Karte. (Breslau 1878.) Diese Skizzen machen keinen Anspruch auf systematische Beschreibung des Landes und seiner Bewohner, sondern wollen nur unbefangene Bilder der Natur und des Lebens geben, wie sie einem Beobachter sich aufdrängen, der mit offenen Augen, aber ohne wissenschaftlichen und literarischen Apparat das Land auf einigen der interessantesten und zum Theil selten betretenen Wegen durchzog. Die Beobachtungsgabe des Verfassers ist dabei eine so vorzügliche, und er besitzt eine so vollendete Darstellungsweise, daß man ihm mit dem größten Vergnügen und dem gespanntesten Interesse folgt und seinen Urtheilen unbedingte Glaubwürdigkeit beimißt. Sein Buch gehört zu den besten deutschen Reisewerken, welche die letzten Jahre gebracht haben: es enthält in vortrefflicher Form viel eigene Beobachtung und viel Belehrung.

— Laut Dekret des Präsidenten der Republik Guatemala wird vom 9. November 1879 der Hafen Livingstone (oder Caribal) an der Ostküste (Karibisches Meer) für Ein- und Ausfuhr geöffnet werden. Es geschieht das auf Antrag des Handelsstandes und der Grundbesitzer des Departements Alta Vera Paz (oder Coban), welches eines der fruchtbarsten von Guatemala ist und einer beträchtlichen Entwickelung entgegengeht, sobald der Export der Landesprodukte gesichert sein wird. Der neue Hafen soll die vortheilhafteste geographische Lage besitzen und fast zu allen Jahreszeiten den Schiffen volle Sicherheit bieten; der Ort aber ist gegenwärtig nur ein Dorf, so daß erst die erforderlichen Baulichkeiten errichtet werden müssen. Der Waarentransport zwischen dem Hafen Livingstone an der Mündung des Polochic-Flusses und dem an 25 deutsche Meilen landeinwärts gelegenen Departementsorte Coban soll durch zwei Flußdampfer vermittelt werden, und für diesen Fall will die „Royal Mail Company" ihren zwischen Jamaica und Belize an der Mosquito-Küste verkehrenden Dampfer monatlich Livingstone anlaufen lassen. So wird dann ein direktes Verschiffen und Entladen auf der atlantischen Seite der Republik ermöglicht sein.

Südamerika.

— Dr. Crevaux (s. oben S. 64) hat am 21. September vorigen Jahres die Quelle des Oyapok-Flusses in Guayana erreicht und die Wasserscheide zum Amazonenstrome hin überschritten. Am 27. September erreichte er den Fluß Ruapir und suchte denselben auf einem rasch hergestellten Rindenboote hinabzufahren, mußte seinen Plan aber wegen der vielen Hindernisse aufgeben. Alle seine Gefährten bis auf einen hatten ihn verlassen. Am 2. Oktober erreichte er nach vielen Mühseligkeiten den Ku, welcher in den 1877 von ihm befahrenen Jary mündet. Von dort aus hofft er den westlicher fließenden Paru, gleichfalls einen Nebenfluß des Amazonenstromes, zu erreichen und zu erforschen.

— Officiell wird die Ausfuhr Uruguays in den Jahren 1877 und 1878 folgendermaßen angegeben (wobei wir nur die wichtigeren Bestimmungsländer wiedergeben):

	1877 Dollars Gold	1878 Dollars Gold
Nach England	3,737,536	4,398,790
„ Brasilien	3,735,754	4,244,778
„ Frankreich	2,888,466	3,147,504
„ Belgien	1,332,517	1,775,582
„ Cuba	985,906	1,095,362
„ den Verein. Staaten und Canada	1,142,742	1,095,370
„ Argentinien	904,779	572,566
„ Italien	170,608	286,524
„ Mauritius und Reunion	77,992	78,124
„ Deutschland	62,640	74,334

Noch geringere Ziffern weist die Ausfuhr nach Peru, Chili, Portugal, den Malaien, Spanien, dem Kaplande, Indien, China und Japan, den Antillen, Paraguay, Teneriffa und verschiedenen Hafenplätzen auf.

Redacteur: Dr. R. Kiepert in Berlin, S. W. Lindenstraße 13, III Tr.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Hierzu als Beilage: Literarischer Anzeiger Nr. 2.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00630 3826